









746
V e r f u c h

e i n e r

allgemeinen Geschichte
der Poesie

v o n

den ältesten Zeiten an.

Ein Beitrag

zur Geschichte der menschlichen Kultur,

v o n

Dr. Johann David Hartmann,

Königlichem Professor, Rektor des Friedrichsgymnasiums zu Herford und
Mitglied der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt,

Zweiter Band.

L e i p z i g, 1 7 9 8.

bei Johann Ambrosius Barth.

770

Vorlesung

einzelne

allgemeinen Geschichte

der Pölie

von

dem 1811 ten. Josten am



3896

Dr. Johann Baptist

am

92.363

II



Vorerinnerungen.

Die vortheilhaften Beurtheilungen, deren der erste Theil dieses Versuchs in allen mir bisher zu Gesicht gekommenen gelehrten Anzeigen gewürdigt ist, hat mich nicht allein zur Fortsetzung desselben ermuntert, sondern mich auch angetrieben, durch Verdoppelung meines Fleißes und durch sorgfältiges Benutzen der mir gegebenen Winke den Kenner noch mehr zu befriedigen. So viel meine höchst-beschränkte litterarische Lage es mir gestattete, hab' ich die wichtigsten Hülfsmittel zu sammeln und zu benutzen gesucht, bin, wo ich's konnte, bis zu den Quellen zurückgegangen,

und habe mir Mühe gegeben, meinen Führern nie blindlings zu folgen. Dennoch gesteh' ich gern, daß mir auch hier so manche brauchbare Untersuchung gelehrter Männer kann entgangen seyn, deren Gebrauch vielleicht hier und da andre Resultate hervorgebracht hätte; gesteh' es gern, daß ich, von allen großen Bücherfammlungen entfernt, nach manchem Werke vergeblich seufzte, und daß es mir durchaus an Gelegenheit fehlte, mir durch litterarische Unterredungen, oder durch einen gelehrten Briefwechsel über diese, oder jene Sache nähere Auskunft zu verschaffen. Dafür aber geb' ich auch diesen zweiten Theil meines Werks für nichts mehr als für einen bescheidenen Versuch, für einen mühsam gesammelten Materialienvorrath aus, den ein glücklicheres Genie, in einer günstigeren litterarischen Lage verarbeite, und den Kennern der Dichtkunst das werde, was ich zunächst den Liebhabern derselben zu werden wünschte. Ich selber werde nicht unterlassen, ein Werk von Zeit zu Zeit zu ver-

vollkommen, dessen erste Bearbeitung mir so viel Vergnügen schaffte: zumal wenn mein Schicksal mir einst einen für die Litteratur günstigeren Wirkungskreis eröffnen sollte.

Nach meinem anfänglichen Plane sollte dieser Band, der die ältere Geschichte der Dichtkunst endigt, und deshalb mit dem ersten Theile nun als ein eigenes Werk betrachtet werden kann, auch die mittlere Geschichte der Poesie mit in sich schliessen: allein ich fand in der Folge des zu verarbeitenden Stoffs zu viel, so dass ich darauf Verzicht thun musste, wenn dieser zweite Band den ersten nicht beträchtlich an Stärke übertreffen sollte. Ich hatte die Geschichte der griechischen Poesie, wie auch mehrere meiner gütigen Beurtheiler mit Schonung bemerkten, in den beiden ersten Perioden zu kompendiarisch behandelt. Diesen Fehler, den hauptsächlich die Beforgnis erzeugte, dass der erste Band, durch eine grössere Vollständigkeit jener Geschichte, eine abschreckende Ausdeh-

nung erhalten möchte, sucht' ich in diesem Theile wieder gut zu machen, und dadurch die von mir so sehr geschätzten, und gleichsam beleidigten, griechischen Mufen wieder mit mir auszuföhnen. Die neuere Geschichte der Poesie ist selbst dem bloßen Liebhaber der Dichtkunst bekannter, und ihre Produkte liegen mehr vor Aller Augen; daher werd' ich mich hier auch weit kürzer fassen können. Aus diesem Grunde denk' ich dies Werk, wo möglich, mit dem dritten Bande zu schließen: es sei denn, daß das Publikum meine bisherige Methode auch weiterhin befolgt zu sehen wünschte. Die neueste Geschichte der Dichtkunst in der zweiten Hälfte des nun bald scheidenden Jahrhunderts werd' ich vielleicht in einem eigenen Werke schreiben.

Wann der dritte Theil dieses Versuchs erscheinen wird, hängt von der Unterstützung ab, die das Publikum meinem würdigen Herrn Verleger wiederfahren läßt: denn die-

fer hat sich zu sehr als edler und uneigennütziger Freund gegen mich gezeigt, als daß ich ihn nur irgend zu seinem Nachtheil übereilen möchte.

Unter den bei diesem zweiten Bande vorzüglich von mir benutzten Hilfsmitteln nenn' ich dankbar die Arbeiten eines Herder, Heyne, Eichhorn, Eschenburg, Beck, Harles, Schlegel, Manfo, Jakobs, Eichstädt und einiger anderer. Wenn ich hier und da ihre eigenen Worte beibehielt, so geschah dies aus Achtung gegen ihre Verdienste, indem ich durch Umkleidung ihrer Gedanken ihnen zu nahe zu treten glaubte. Die auch hier zur Bestätigung meiner Urtheile dem Werke eingeflochtenen Uebersetzungen der vorzüglichsten poetischen Denkmale des Alterthums sind theils eigene Arbeit, theils aus andern Sammlungen ausgehoben. Was nicht mir gehört, ist auch hier bemerkt worden. Zum Schlusse dieser Vorerinnerungen bitt' ich noch, die etwa eingeschlichenen Druckfeh-

ler, wegen meiner Entfernung vom Druckort, gütigst zu verzeihen. Sachkundige und humane Beurtheilungen, wie mir bis jetzt zu Theil geworden sind, werden mich zum innigsten Dank und zur treuesten Benutzung verpflichten.

Herford,

den 28sten März 1798.

J. D. Hartmann.

Inhalt

Aeltere Geschichte der Poesie.

Dritte Periode.

Von der Gründung der makedonischen Monarchie durch Alexander den Großen bis zur grossen Völkerwanderung, oder vom J. d. W. 3865, vor Chr. 336; Olymp. III, 1, nach Erbauung Roms 419, bis 400 nach Christus.

Allgemeine Bemerkungen über den Kulturzustand des Orients und Okzidents im dritten Zeitraum.
S. 3 -- 10.

Die vorher schon kultivirten Völker reifen zum männlichen Verstande; und mehrere bis dahin rohe Nationen beginnen den Kampf mit der Unwissenheit und Barbarei.

I. Morgenländische Poesie.

Geschichte und Kulturzustand der einzelnen morgenl. Völker. S. 11 — 172.

Aus der Zersplitterung der grossen makedonischen Monarchie entstehen im Orient neue Reiche, von denen sich Syrien und Aegypten auszeichnen. Syrien, §. 1. Aegypten, 2. Judäa, 3. Arabien, 4. Parthien, 5. Persien, 6. Phönikien, 7. Karthago, 8. Sischina, 9. Hindostan, 10. Allgemeine Fortschritte der oriental. Poesie in diesem Zeitraum, 11.

I. Hebräische Dichtkunst. S. 53 — 104.

Sprachzustand. — Die hebräische Sprache hört auf lebende Sprache zu seyn, §. 1. Ursachen des Verfalls der hebr. Poesie in diesem Zeitraum, 2. — Lehrpoesie: a) die Parabel — Parabeln Jesus's. Einige Proben, 3. b) Denkprüche: Gnomen Jesus's, des Sohns Sirachs, 4. c) Räthsel: Räthelhafte Sprüche des Siraciden, 5. — Lyrische Poesie — a) der Hymnos: des Siraciden Hymnos auf die Grösse und Majestät Jehovah's, 6. b) Heroische Ode — Jesus's, des Siraciden, Lob der Vorfahren, 7. c) Prophetengesang: Johannes's prophetisches Drama — Inhalt, Plan und prophetischer Werth der Orakel des Johannes, 8. Verfasser, Zeitalter und Sprache der unter Johannes's Namen bekannten Orakel. Probe aus denselben, 9.

II. Arabische Poesie. S. 105 — 118.

Sprache. — Hamjarischer und Koraischischer Dialekt, §. 1. — Gedichte. — Charakter der arabischen Poe-

Die in' dieser Periode, 2. Gattungen arabischer Gedichte, Einige Proben davon, 3.

III. *Persische Poesie.* S. 119 — 124.

Sprache. — Der dorische Dialekt der Persischen Sprache erhält seine grösste Ausbildung, §. 1. — Gedichte — Charakter der persischen Poesie in diesem Zeitraum, 2.

IV. *Poesie der Hindus.* S. 125 — 163.

Sprache. — Sanskrit, oder Sanhkrit, ist die älteste Sprache der Hindus, oder doch eine der ältesten, §. 1. Gedichte. — Beschaffenheit der Hinduischen Poesie, 2. Sakontala, oder der entscheidende Ring von Kalidas; Inhalt dieses Schauspiels, 3. Charaktere und dichterische Schönheiten der Sakontala, 4. Einige Proben aus der Sakontala, 5. Noch über einige andre poeüsche Denkmale der Hindu's aus diesem Zeitraum, 6. Fortsetzung; einige Gedanken weiser Brahmen, 7.

V. *Poesie der Dschinesen.* S. 164 — 172.

Sprache. — Die Sprachen der Dschinesen vervollkommen sich in diesem Zeitraum nur sehr wenig, §. 1. Gedichte. — Beschaffenheit der dschinesischen Poesie. Einige Proben davon, 2.

II. Abendländische Dichtkunst. S. 173 — 215.

Kulturzustand Europa's. — Rom ist in diesem Zeitraum herrschender Staat. Mit den Waffen desselben dringt mehr oder weniger Kultur in verschiedene europäische Länder, §. 1. Kulturzustand der Griechen. Kurzer politischer Ueberblick. — Der Aetolische und Achäische Bund sichern eine Zeitlang Griechenlands Freiheit, endlich aber wird sie doch ein Raub der römischen Waffen, 2. Kulturgemälde. — Die griechische Kultur verfällt immer mehr. Ursachen davon, 3. Kulturfortschritte der Römer. Kurzer politischer Ueberblick. — Die römischen Waffen bezwingen den halben Erdboden, 4. Bürgerliche Kriege zerrütten den römischen Staat, ehe er in eine Monarchie verwandelt wird, 5. Eine Reihe nachlässiger Regenten und innere Zerrüttungen befördern den frühen Umsturz des abendländischen Kaiserthums, 6. Kulturgemälde. — Gang und Charakter der römischen Kultur, 7. Kulturzustand der Galen oder Celten. — Die Galen haben frühzeitig einen gewissen Grad von Kultur, 8. Kulturzustand der deutschen Völkerschaften. — Politischer Ueberblick, 9. Die Deutschen machten während dieser Periode auf dem Wege der Kultur beträchtliche Fortschritte, 10.

I. Griechische Poesie. S. 216 — 479.

Sprache. — Die griechische Sprache sinkt allmählich immer tiefer von der in der vorigen Periode erstiegenen Höhe herunter, §. 1. Gedichte. — Ursachen des Verfalls der griechischen Poesie, 2. Ueberblick über die dichterische Litteratur der Griechen in diesem Zeitraum, 3. Charakter der alexandrinischen

Dichter, 4. Episches Gedicht. — Vollständiges Epos. — Apollonios's von Rhodos Zug der Argonauten. — Inhalt und poetischer Werth dieses griechischen Epos, 5. Kleinere epische Gedichte. — Herakles der Löwenwürger, Herakles als Knabe, Moschos's Europa, 6. Lehrpoesie. Orakel. — Lykophron's Kassandra, 7. Aesopische Fabel. — Fabeln des Aphthonios, des Gabrias und einiger andern Fabeldichter, von denen sich Proben in der griechischen Anthologie finden, 8. Belehrende Erzählungen. — Einige Erzählungen aus der griech. Anthologie, 9. Denkprüche oder Gnomen. — Die griech. Anthologie enthält einen reichen Schatz von Gnomen, 10. Vollständigeres Lehrgedicht. — Aratos, Rhianos, Nikander, Oppianos, 11. Lyrische Dichtkunst. Kurzer Ueberblick der Entwicklung der griech. Poesie. — Die lyrische Poesie der Griechen ward vorzüglich von den Doriern ausgebildet, 12. Hymnen — Chorgesänge griech. Tragiker. — Hymnen des Kleantes und Dionysios, 13. Kallimachos's Hymnen, 14. Hymnos des Mesomedes auf die Nemesis, 15. Oden und Lieder. — Meleager's lyrische Gedichte, 16. Epigrammen. — Begriff des griechischen Epigramms, 17. Griechische Anthologie, Geschichte und Inhalt derselben, 18. Elegie. — Hermesianax, Rhianos's, Kallimachos's, Bion's und Moschos's Elegien, 19. Das Idyll. — Theokritos's Idyllen, 20. Bion's und Moschos's Idyllen, 21. Das satyrische Gedicht — Parodien, Sillen, Hilarotragödien, eigentliche Satyren, 22. Dramatische Poesie — Trauerspiel — Einige vorläufige Bemerkungen, 23. Inhalt der Tragödien des Aeschylus; Probe daraus, 24. Sophokles Tragödien — Ajas der Geißelträger und Elektra, 25. Antigone, Oedipus der König

und Oedipus in Kolonos, 26. Die Trachinerinnen und Philoktetes, 27. Euripides's Tragödien — Hekabe, Orestes, die Phönikierinnen, 28. Medea, Hippolytos, Alkestis, Andromache, 29. Die Flehenden, Iphigenia in Aulis, Iphigenia in Tauris, 30. Rhesos, die Trojanerinnen, die Bakchantinnen, die Herakliden, Helena, 31. Ion, der rasende Herakles, Elektra, 32. Nachricht von einigen andern griechischen Trauerspieldichtern, 33. Komödie — Allgemeine Bemerkungen über den Gang der Entwicklung des griechischen Lustspiels, 34. Epicharmos, Magnes, Kratinos, Krates, Pherekrates, Eupolis, Aristophanes, 35. Aristophanes's Komödien: Die Ritter, 36. Die Acharner, die Wespenn, der Friede, 37. Die Vögel, Lyfistrata, die Wolken, 38. Die Frösche, das Fest der Demeter und Persephone, die Rednerinnen und Plutos, 39. Komödien des Menander, 40. Philemon's Komödien, 41. Satyrisches Drama, oder tragischsatyrisches Schauspiel — Charakter und Geschichte des satyrischen Drama's oder Satyrspiels — Euripides's Kyklops, 42. Komischsatyrisches Drama — Charakter und Geschichte dieser Dichtart, 43. Mimen — Charakter und Eintheilung der griechischen Mimen, 44.

II. Römische Poesie, S. 480 —.]

Sprache. — Ausbildung und Verfall der lateinischen Sprache, §. 1. Gedichte — Kurze Uebersicht der römischen Poesie in diesem Zeitraum, 2. Das Epos. Vollständigere Epopöen — Virgilius's Aeneis, Lukanus's Pharsalia, 3. Silius Italikus, Valerius Flakkus, Papinius, Statius, 4. Kurze Nachricht von ver-

lorengegangenen Epopöen, 5. Epische Erzählungen — Katullus, Ovidius, Kornelius Severus, 6. Didaktische Poesie. Denkprüche und Fabeln — Publius Syrus, Dionysius Kato, Phädrus, Avienus, 7. Vollständigeres Lehrgedicht — Ennius, Lucretius Karus, Virgilius, 8. Horatius, Ovidius, 9. Tullius Cicero, Aemilius Macer, Markus Manilius, Cäsar Germanikus, Gratus Faliskus, Kolumella, Palladius, Nemesianus, 10. Poetische Epistel. Eigentlicher poetischer Brief — Horatius, Ovidius, Aufonius, Klaudianus, 11. Heroiden — Ovidius Naso, 12. Lyrische Poesie. Hymne — Horatius Flakkus, Katullus, 13. Oden und Lieder — Horatius's Oden und Lieder, 14. Katullus, Cäsius Bassus, Statius Papinianus, Septimius Serenus, 15. Die Elegie — Ovidius Naso, 16. Katullus, Tibullus, Propertius, 17. Virgilius, Julius, Kalpurnius, Nemesianus, 18. Die Satyre — Ennius, Pakuvius, Lucilius, 19. Horatius, Juvenalis, Persius, 20. Das Epigramm — Katullus, Mäcenus, Martialis, Adrianus, Aufonius, 21. Das Drama. Die Tragödie — Nævius, Ennius, Pakuvius, Attius, Attilius, Augustus, Varius, Ovidius, Seneka, 22. Die Komödie — Ennius, Statius Cäcilius, L. Afranius, Accius Plautus, Terentius, 23. Dramatische Spiele: reien — Atellanen, Mischspiele, oder Exodien, Mimen, Pantomimen, 24.

III. *Poesie der Galen oder der Kaledonier.*

S. 620 — 627.

Ossians Gedichte. Charakter seiner Gefänge, §. 1:
Gattungen und Proben der Gefänge des Ossian, 2.

IV. Poesie der Deutschen.

Älteste Sprache und Dichtart. S. 628 und 629.

Charakter der ältesten Sprache und Poesie der Deutschen.

Aeltere Geschichte der Poesie.

Dritte Periode.

Von der Gründung der Makedonischen Monarchie
durch Alexander den Großen bis zur großen
Völkerwanderung,

oder

vom Jahre der Welt 3865., vor Christus 336,
Olymp. CXI. 1., nach Rom's Erbauung 419,
bis 400 nach Christus.

Ein Zeitraum von 736 Jahren.

Allgemeine Bemerkungen über den Kulturzustand des Orients und Okcidents im dritten Zeitraum.

1.

Die vorher schon kultivirten Völker reifen zum männlichen Verstande, und mehrere bis dahin rohe Nationen beginnen den Kampf mit der Unwissenheit und Barbarei.

Schon im vorigen Zeitraum entwand sich die Menschheit in sehr vielen Gegenden des Orients den Banden der rohen Sinnlichkeit. Ja noch mehr, sie fing sogar schon an, hier und da den Leitzaum der Phantasie zu verachten, und sich der Vernunft, als einer bedächtigeren und treueren Führerin und Freundin, in die Arme zu werfen. Die Poesie begann der Philosophie Platz zu machen, oder sich doch wenigstens enger, als vorher, an dieselbe anzuschließen. Es entwickelten sich mehrere Wissenschaften, und die bereits vorrätliche Masse philosophischer Kenntnisse nahm eine systematischere Form an. Selbst über mehreren Ländern des Okcidents, auf welchen bis dahin die dickste

4. Bemerkungen über den Kulturzustand

Nacht der Unwissenheit und Barbarei geruhet hatte, ging mit dem erwachenden Nachdenken des menschlichen Geistes die Morgenröthe der Aufklärung auf *), Hellas's glückliche Fluren aber prangten sogar bereits im schönsten Rosenlichte eines allerfreuenden Frühlingsmorgens.

Doch so schön und vielversprechend diese Stralen der aus dem Nebel der Sinnlichkeit hervorbrechenden Vernunft gegen das Ende der vorigen Periode auch waren; so erhellten sie doch nur einzeln hier und da den Kopf eines Weisen: der große Haufen dagegen gaukelte noch immer hinter dem täuschenden Lichte der Sinnlichkeit her, und freute sich ihres verschönernden Schimmers. Ja, der verständigere Weise war selbst noch nicht einmal stark genug, den Stral der reinen Vernunft zu ertragen. Noch immer sah er sich genöthigt, sie durch das Glas der Einbildungskraft zu betrachten, oder, wo dies auch nicht der Fall war, da versetzte sie doch die stets geschäftige Sinnlichkeit, bevor er's wähte, mit ihren zauberischen Farben. Fand er sich nun endlich gar in seinem Inneren gedrun- gen, die ihm zu Theil gewordene Weisheit auch dem großen Haufen mitzutheilen; so mußte er sie durchaus in das Gewand der Sinnlichkeit kleiden. Denn ohne

*) Rom hatte bereits angefangen, den Weg zur Aufklärung zu betreten, wozu ihm das früher kultivirte Etrurien behülflich gewesen war. Von Rom aus aber verbreitete sich, zumal nachdem es griechische Kultur erhalten hatte, diese Verfeinerung und Aufklärung auch über andere, von ihm bezwungene Länder des Abendlandes.

dies durft' er weder hoffen, daß sie Aufmerksamkeit erregen, noch daß sie Freunde finden und nutzen werde. In der jetzigen dritten Periode aber, ändert sich die Gestalt der Dinge beträchtlich. Das Nachdenken der Menschen wird immer reger, die Beurtheilungskraft immer stärker und zuverlässiger, der Erfindungsgeist immer geübter. Der vermehrte Umgang der Völker unter einander, der grössere Verkehr mit gebildeteren Nationen erweitert den bis dahin engen Kreis der selbst-gesammelten Erfahrungen. *) Der kältere Verstand tritt immer mehr an die Stelle der alles belebenden und erwärmenden Phantasie. Die Sinnlichkeit weicht immer mehr hinter die Vernunft zurück, und unterwirft sich ehrerbietig ihrem Scepter. Die Poesie verliert eben so sehr von ihrer bis dahin unumschränkten Herrschaft, als die Philosophie ihr Haupt erhebt. Die ernstern Wissenschaften entreißen dem Gebiet der Grazien und Mufen eine Gegend nach der andern, und gesellen sie zu ihrem Reiche. Alexander der Grosse ist nicht blos Weltbezwinger, sondern auch Aufklärer und Beglucker der Nationen. **) Ueberall ziehen die Künste des

*) Besonders werden die Hellenen, von denen mehrere Wissenschaften eine systematische Gestalt bekommen, Lehrer der Menschen.

**) Um Alexander richtig zu beurtheilen, muß man in ihm eine doppelte Person unterscheiden. Ganz anders war er, ehe ihn persische Weiblichkeit entnervte und sein alle Erwartungen übertreffendes Glück verdarb, als in den ersten Jahren seiner Regierung, wo Weisheit und Humanität seine beständigen Begleiterinnen waren.

6 Bemerkungen über den Kulturzustand

Friedens in den Ländern ein, die seine Herrschaft anerkennen. Selbst nach Aegypten folgt der Chor der schönsten Künste und ernstern Wissenschaften dem glücklichen Eroberer. Hier werden sie mit Freuden aufgenommen und Gelehrte von allen Orten her zu ihrer Pflege herbeygerufen. Die Ptolemäer stifteten zu Alexandrien eine Akademie der Wissenschaften, und legen Büchersammlungen an, um immer mehr Kultur über ihr Reich zu verbreiten. Selbst Hellas rettet aus dem Schicksal seiner Freiheit seine Liebe zu den Grazien und Mufen: und ob schon die vormals so glücklichen Fluren nicht mehr in allen Reizen des Frühlings prangen, so verschönt sie doch noch hier und da manch niedliches Blümchen, das Kind eines milden und sturmlosen Herbstes. Hauptsächlich aber sind Athen und Rhodos die Orte, wo die griechische Litteratur ein heiteres und glückliches Alter verlebt. Die griechische Sprache wird die Sprache der Gelehrten, und welche Länder nur mit Hellenen in Verbindung stehen, dahin bringt sie auch die in ihr niedergelegten Schätze der Weisheit. Am deutlichsten jedoch bemerkt man ihren wohlthätigen Einfluß bei den Römern, wo Freiheit, mit vorzüglichen geistigen Anlagen und hohem Wohlstand verbunden, die griechischen Mufen vermag, das ihnen angebotene Bürgerrecht lieber, als anderwärts anzunehmen. Dafs jedoch die Römer ihre Lehrer, die Griechen, nicht erreichen, ist kein Wunder. Theils sinken sie zu früh in die Arme des verderblichsten Luxus, in dessen Nähe sich der wahre Geschmack nie erhalten kann; theils fehlt es ihnen an solchen Gelegenheiten, sich in Werken des

Geistes hervorzuthun, als die heiligen Spiele der Griechen waren. *) Und hätt' es ihnen hieran auch nicht gefehlt; so würden sie doch sich nie zum Gipfel der griechischen Grösse in Sachen der Schönheit und des Geschmacks erhoben haben. Ihr Gefühl war minder zart und innig, ihre Phantasie minder lebhaft, reizbar und schöpferisch, ihr Sinn minder empfänglich für das Schöne und Reizende als bei den Griechen. Es fehlte ihnen an jener himmlischen Begeisterung, an jenem Anhauch der Musen und Grazien, welcher den Griechen in alle Geheimnisse der Schönheit weihte. Und wenn auch der Römer grössere Anlagen zu Künsten und Wissenschaften von der Natur erhalten hätte, als er wirklich zeigte, so würden ihm dennoch die unaufhörlichen Kriege, die ihn umtobten, nicht verstattet haben, sie auszubilden. Was ihm aber in den früheren Zeiten des Staats das Geräusch der Waffen zu thun verwehrte, das machte ihm *späterhin der Tyrannendruck so vieler despotischer Regenten unmöglich*, der jedes Auftreten des Geistes zur Vollkommenheit verhinderte, jeden Keim des Guten und Edlen vor der Entwicklung erstickte. Doch bevor er von dem Joche der Sklaverei zu Boden gedrückt wurde, zog er erst noch Gallien und Hispanien aus der Barbarei hervor, die bis dahin auf beiden lastete. Selbst die rauen Wälder Germaniens erreichte bald ein Stral der sich immer weiter verbreiten-

*) Das Vorlesen der Geisteswerke im Kreise dazu eingeladenen Freunde, das bei den Römern in den blühenden Zeiten ihrer Litteratur üblich war, war wohl mehr gelehrter Prunk, als von wahren Nutzen.

8 Bemerkungen über den Kulturzustand

den Aufklärung, und Schottlands steile Gebirge erklängen gegen das Ende dieses Zeitraums von den lieblichen Gefängen der Kaledonischen Barden. *) Auch Karthago blieb in mehreren Zweigen der geistigen Kultur nicht zurück, bis es römische Fesseln zu tragen gezwungen wurde. **) Von den Kulturfortschritten der Hindus und Dschinesen in dieser Periode wissen wir nur wenig. Die Hebräer sanken immer tiefer von dem erhabenen Gipfel, den sie in der Poesie in dem vorigen Zeitraum errungen hatten. Die übrigen Völker Asiens, die schon vorher der Barbarei entronnen waren, blieben entweder auf der erklommenen Stufe stehen, oder sanken wieder tiefer in Unwissenheit und Rohheit. Die Parther, die sich unter dem Arsachak achtzehn Königreiche im mittleren Asien unterwarfen und eine der mächtigsten Monarchieen gründeten, brachten gewiss aus ihrem armen rauhen und gebirgichten Lande nicht Künste und Wissenschaften, wohl aber Wildheit und barbarische Sitten in die bezwungenen Reiche. Und als die Parthischen Monarchen, durch Ueppigkeit und Ausschweifungen aller Art verweichlicht und entkräftet, sich dem Stifter des neuen Persischen Reichs Ardschir unterwerfen mußten, da war das Loos

*) Ossian, Ullin und mehrere andre Kaledonische Barden gehören nach allen Gründen der Wahrscheinlichkeit in diese Periode. Mehr davon bei der Geschichte der abendländischen Poesie in diesem Zeitraum.

**) Karthago hatte bloß eine kaufmännische Kultur, das heißt, es begünstigte bloß diejenigen Kenntnisse, die auf die Beförderung des Handels Einfluß hatten.

der friedlichen Mafen wohl nicht viel glücklicher. Was aber im Orient der Fall war, das war er auch im Abendlande, als barbarische und völlig unwissende Nationen über das römische Reich daher stürzten, sich desselben grösstentheils bemächtigten und den verschauchten Künsten und Wissenschaften kaum noch zu Konstantinopel einen armseligen Wohnsitz erlaubten. *)

Um nun noch kürzlich im Ganzen über den Kulturzustand der dritten Periode ein Urtheil zu fällen; so können wir mit Recht behaupten, dass die menschlichen Kenntnisse im Allgemeinen sich darin vermehrten, dass sie mehrere Länder des Erdbodens erleuchteten, dass sie in systematischere Form gebracht, und die dabei bemerkten Lücken ausgefüllt und durch neue Entdeckungen zu einem schöneren Ganzen erhoben wurden. Allein auf diese Art gewannen nur die strengeren Wissenschaften, der Geschmack dagegen fing an, doch immer

*) Verschiedene Nationen des nördlichen Asiens, vorzüglich die Topa, drängten im vierten Jahrhundert gegen den südwestlichen Theil dieser Erdgegend. Hierdurch wurden andre in diesem Länderraum wohnende Völkerschaften, besonders die Hungen oder Hunnen gegen das römische Reich getrieben. Diese griffen dann die römischen Provinzen nicht allein selber an, sondern warfen auch deutsche und flavische Nationen auf dieselben. Die große Schwäche dieser Provinzen machte, dass ihre Eroberung nicht viel Mühe kostete. Kaum hatten dies andre wandernde Völker erfahren, als sie ihre Wohnsitze in unangebauren Wäldern verliessen und gleichfalls auf das römische Reich losstürmten.

10 Bemerkungen über den Kulturzustand etc.

mehr an seiner Zartheit zu verlieren, der Witz in schale Spielereien auszuarten, die Einbildungskraft zu erkalten, und der Hang zum Schönen und Erhabenen immer mehr zu ersterben. Kein Wunder also, daß sich weder so große Künstler, noch Dichter erhuben, als sich in der vorigen Periode auszeichneten.

I. Morgenländische Poesie.

Geschichte und Kulturzustand der einzelnen morgenländischen Völker.

I.

*Aus der Zersplitterung der grossen Makedonischen
Monarchie entstehen im Oriente neue Reiche, von
denen sich Syrien und Aegypten am
meisten auszeichnen.*

Alexander der Grosse, nicht blos Würger, sondern auch Beglückter der Menschen, und nur erst durch ununterbrochene Siege verdorben, begann als zwanzigjähriger Jüngling die Ausführung der väterlichen Plane, und brannte, ein Reich zu zertrümmern, dem selbst Makedonien eine Zeitlang zinsbar gewesen war. Nur drei Schlachten waren nöthig, um den ungeheuren Koloss zu zerstückeln, den Koresch (Kyros) aus Assyrien, Babylonien, Medien, Kleinasien, Palästina und mehreren andern Reichen bis an das mittelländische Meer zusammengefügt, und dem sein Sohn Kambyfes noch Aegypten einverleibt hatte. *) Allein weit entfernt, die

*) Die erste dieser Schlachten ward am Fluß Granikos geliefert. Der glückliche Ausgang derselben machte den Sieger zum Herrn vom griechischen Asien und Lydien. Das folgende Jahr (Olymp. CXI. 4.) vermehrte diese Besitzungen noch mit Pamphylien, Pisidien, Phrygien, Paphlagonien und Kappadokien.

Ehrfucht des jugendlichen Siegers zu befriedigen, regte dies unerwartete Glück seine Begierde, sich als Eroberer unsterblich zu machen, nur noch mehr auf. Unaufhaltbar dehnte er daher seine siegreichen Züge jenseits der Gränzen Persiens bis tief nach Hindostan aus. Auch jetzo würd' er auf den errungenen Lorbeern noch nicht geruhet haben, wenn ihn nicht der Tod auf immer zur Ruhe gebracht hätte. *) Die zu große Anstrengung seiner geistigen und körperlichen Kräfte, so

Die zweite Hauptschlacht bei Issos in Kilikien lieferte dem Sieger das persische Lager und mit ihm vermuthlich auch die Mutter, Gemahlin und Tochter des Dareios in die Hände. Hierauf wurden auch Kilesyrien, Syrien und späterhin Aegypten leicht erobert. Die Bezwingung von Phönikien kostete dem Helden, der sich durch Nebenzüge in die Gegenden von Judäa und Lybien aufhielt, Mühe. Nach der dritten Hauptschlacht bei Gaugamela, oder Arbela (den zweiten Oktob. 331. vor Christus, Olymp. CXII. 2.) überließ Dareios dem Sieger seine meisten Staaten sammt der Residenz Persepolis, und ward bald darauf von dem Rebellen Bessos, dem Statthalter von Baktriana, getödtet. Nunmehr fiel es dem Alexander nicht schwer, sich auch der übrigen persischen Staaten zu bemächtigen. Seine Eroberungen in Indien (Hindostan) bedeuteten wenig und waren nicht von Dauer. Von allen auf seinen siegreichen Zügen von ihm gegründeten Städten erlangte Alexandrien in Aegypten die schönste Blüte. Uebrigens war Alexander 356. vor Christus, Olymp. CVI. 1. geboren und starb zu Babylon den 21 April 323 vor Christus, Olymp. CXIV. 1.

*) Noch war er Willens zu Babylon einen grossen Hafen anzulegen, die Araber zu bezwingen, Karthago und Italien zu erobern, als der Tod ihn überraschte. Wer übrigens den Alexander zu einem bloßen Wütrich und Menschenwürger herabwürdigt, der hat den Arrian nicht gelesen. Die Wissenschaften blühten unter ihm, er schätzte Gelehrte und Dichter, belohnte die Künste, gab zur Erweiterung der Länderkunde, der Naturkenntniß, der Sprachgelehrsamkeit Gelegenheit, erweiterte den Handel, vervollkommete die Kriegskunst und verrieth bei mehreren Veranlassun-

wie der unmäßige Genuß berauschender Getränke und anderer sinnlicher Vergnügungen, riß ihn im zweiunddreißigsten Jahre von dem Schauplatz des Lebens, auf dem er eine so glänzende Rolle gespielt hatte. Das von ihm in Eil, unter Blut und Verwüstung, gebildete Reich war von zu ungeheuerem Umfang und aus zu fremdartigen Theilen zusammengesetzt, als daß es sich durch eigene innere Festigkeit hätte erhalten können. Es mußte daher in kurzem von selbst in seine Bestandtheile zerfallen, gesetzt auch, daß der Unwerth der Alexandrischen Familie und die Herrschsucht seiner Feldherren diese Zertrümmerung nicht beschleunigt hätten. Von allen aus dieser Auflösung der Makedonischen Monarchie entstandenen Reichen spielten Syrien und Aegypten die bedeutendste Rolle.

2.

Syrien.

Syrien war der größte der aus der Makedonischen Monarchie entstandenen Staaten. Die Gränzen desselben dehnten sich vom Indus bis an das Gestade des mittelländischen Meers aus, und begriffen außer dem eigentlichen Syrien *) Babylonien, Mesopotamien, Medien, Persien, Susiana, Adiabene, Phönikien, Koleyrien, Palästina, einen großen Theil von Kleinasien, Parthiene, Baktrien, Kilikien und mehrere andre benachbarte Länder. Selenkos Nikator, der größte Feldherr nach Alexander, war der Stifter desselben, und gab ihm innern Wohlstand und neue Kräfte, so wie

gen treffliche Züge des Herzens. Ein Verzeichniß der vorzüglichsten Geschichtschreiber Alexanders findet man in Beck's Welt- und Menschengesch. II. 2.

*) Ueber die Gränzen des eigentlichen Syriens in engerer Bedeutung siehe man den ersten Theil dieses Werks S. 76.

den auf ihn folgenden Regenten den Namen der Seleukiden. *) Unter dem zweiten seiner Nachfolger, Antiochos Theos, fielen Parthiene und Baktrien während eines Kriegs mit Aegypten von Syrien ab und unterwarfen sich eignen Fürsten. In einem andern Kriege mit dem ägyptischen Könige Ptolemäos Philopater ward Antiochos der Grosse, der sechste König auf dem Syrischen Throne, genöthigt dem siegreichen Gegner Palästina und Kölefyrien abzutreten. Allein bald nachher gelang es ihm, während des Ptolemäos Epiphanes Minderjährigkeit die verlornen Provinzen wieder zu erobern. Ja, er entrifs sogar den Parthern und Baktriern einen Theil ihrer Länder, und machte selbst in Thrakien und Kleinasien Eroberungen. Hierdurch aber erregte er nur die Eifersucht der Römer, die keine aufstrebende Macht, selbst in der Ferne, dulden konnten. Ein Krieg zwischen Rom und Syrien war davon die Folge. Antiochos hätte ihm mit leichter Mühe entgehen

*) Während der nach Alexanders Tode über die Thronfolge entstandenen Unruhen suchte Antigonos die Oberherrschaft über den östlichen Theil der Makedonischen Monarchie zu erlangen. Nach vieler Mühe, und nach der glücklichen Seeschlacht bei Kypros gelang es ihm endlich auch, sich und seinem Sohne Demetrios die königliche Krone aufzusetzen. Allein die Landerfucht dieser beiden Könige ward zu groß, als daß sie die übrigen Feldherren Alexanders ertragen konnten. Kassander, Lyfimachos, Selenkos und Ptolemäos schlossen daher wider Beide ein mächtiges Bündniß und besiegten sie in der Schlacht bei Ipsos in Phrygien. Antigonos verlor dabei das Leben und Demetrios die Hoffnung, jemals wieder zu dem Besitz der väterlichen Länder zu gelangen. So zerfiel das Asiatische Königreich nach einer Dauer von sechs unruhvollen und blutigen Jahren. Von den Trümmern desselben erhielt Seleukos, der Stifter der Syrischen Monarchie, vorher blos Statthalter von Babylon, Oberfyrien, und nach Demetrios's Tode auch alles übrige, was dieser unglückliche Fürst in Syrien und Kleinasien besessen hatte.

können; allein eine zu hohe Meinung von seiner Grösse, die Ueberredung Hannibal's und der Ruf der Aetolier verleiteten ihn, es mit den Ueberwindern der Erde aufzunehmen. Er ward von Scipio dem Asiaten bei Magnesia auf's Haupt geschlagen, und verlor die Länder diesseits des Tauros und Halys. Diese Wunde war zu tödtlich, als daß sich Syrien so leicht davon erholen konnte. Das dadurch tief in seinem Innern geschwächte Reich litt noch mehr durch die Grausamkeit und Regierungskunde seiner Nachfolger, unter denen der Wüthrich Antiochos Epiphanes durch die schrecklichsten Bedrückungen die Juden dahin brachte, sich unter Anführung der Makkabäer von Syrien loszureißen. Der Uneinigkeiten müde, welche des Königs Demetrios, Söhne im Herzen Syriens unterhielten, riefen die Syrer den König von Armenien Tigranes auf ihren Thron, auf dem er sich auch nach Vertreibung der Seleukiden bis zum Mithridatischen Kriege behauptete. Als er sich aber hierin verwickeln liefs, so ward er vom Lukulus bei Tigranocerta geschlagen, und verlor Syrien an Antiochos den Asiaten. Allein die Herrschaft des neuen Regenten war von kurzer Dauer. Das kaum erhaltene Reich ward ihm bis auf Komagene von Pompejus wieder entrißen und zum römischen Gebiet geschlagen. Uebrigens war Syrien ein sehr fruchtbares, mit vorzüglicher Milde von der Natur ausgestattetes Land. Getraide, Obst und Wein befafs es im Ueberflufs. Die fetten mit den nahrhaftesten Kräutern bewachsenen Weiden bestimmten es zur Viehzucht, die hier einen vorzüglichen Nahrungszweig bildete. Ausserdem war es auch reichlich mit Salz und Mineralien gesegnet. Lauter Quellen des Wohlstandes und des Reichthums. Was Wunder, wenn daher die Syrier sich dadurch frühzeitig in den Stand gesetzt sahen, für die Verfeinerung ihrer Sitten zu sorgen, ihren Geist aufzuklären, Künste und

Wissenschaften entweder zu erfinden oder von gebildeteren Handelsvölkern anzunehmen, zu bearbeiten und auszubilden! Die Trümmern der grossen Werke der Kunst zu Heliopolis (Baalbek) und Palmyra *) zeugen von einer sehr frühen Bekanntschaft der Syrer mit den schönen Künsten, die unter den Seleukiden in besondere Pflege genommen wurden. Auch der Poesie gebrauchte es in Syrien nicht an Verehrern und Freunden: allein, wie wir schon an einem andern Orte **) erinnert haben, sie erreichte hier nie den Grad der Ausbildung, wie bei andern morgenländischen Nationen. Die Syrische Sprache selber besaß bei weitem nicht die Kraft und Fülle, nicht die Lieblichkeit und Harmonie, nicht die Geschmeidigkeit und Biegsamkeit der Arabischen, oder Hebräischen, so sehr sie auch beiden im Ganzen genommen ähnelte. Den Syrern aber fehlt' es unfehlend an jenem wahren Feuer der Begeisterung, an jenem geläuterten Geschmack, an jener Zartheit der Empfindung, wobei allein nur ächte Werke der Schönheit gedeihen können. So sehr sie daher, besonders in späteren Zeiten, auch alle Kräfte aufboten, um sich zu der dichterischen Höhe der Araber emporzuschwingen; so blieben ihre poetischen Versuche doch matt und kraftlos, und wo sie sich einmal erhuben, da verloren sie sich sogleich in Schwall und sinnloses Wortgeklänge. Ob indessen dieser spätere Charakter der Syrischen Poesie sie auch in dieser Periode bezeichnete, dies wissen wir aus Mangel an gleichzeitigen Gedichten dieses Volks nicht zu entscheiden.

2. Aegypten

*) Die Engländer Wood und Dawkins haben diese Ueberreste der Syrischen Kunst zu London 1757 und 1758 bekannt gemacht.

**) M. f. Theil I. S. 177 dieser Geschichte der Poesie.

2.

Aegypten.

Aegypten seufzte noch unter dem schweren persischen Joche, als der siegreiche Alexander den Gränzen desselben nahete. War es daher ein Wunder, daß es den jugendlichen Helden mit Freuden für seinen Oberherrn erkannte, und daß ihm dieser mit aller Milde eines von Dankbarkeit und Menschenliebe beseelten Herzens lohnte? Die großen Vortheile, deren die glückliche Lage zwischen drei Erdtheilen Aegypten fähig machte, waren zu einleuchtend, als daß sie dem scharfsichtigen Sieger nicht beim ersten Anblick aufgefallen wären. Er benutzte daher den von der Natur bereits gelegten Grund, um das herrlichste Gebäude darauf aufzuführen, wozu je Eroberer den Plan entwarfen. Alexandrien erhob sich unter Dinochares Aufsicht *) aus dem Staube, und prangte mit fünf Hafen und den prächtigsten Gebäuden. Ja, der weise Erbauer desselben beschloß sogar den Sitz seines Reichs hieher zu verlegen, und es zum Mittelpunkt der Handlung des ganzen Erdbodens zu erheben. Allein er starb unter diesen Entwürfen, und Ptolemäos Soter, oder der Lagide, ward zuerst Statthalter, dann aber König von Aegypten und den dazugehörigen Ländern. Seine Nachfolger in der Regierung führten nach ihm den Namen der Ptolemäer, oder Lagiden. Die Aegyptische Kultur ward

*) Alexander legte den Grund zu dieser Stadt im Jahr 331 vor Christus, Olymp. CXII. 2. Dinochares führte die Aufsicht beim Bau. Der Umfang derselben betrug nach Plinius 15 römische, d. h. $3\frac{3}{4}$ deutsche Meilen. Zu den Zeiten des Geschichtschreibers Diodor von Sikilien belief sich die Zahl der freien Einwohner auf 300000. Diese bestanden aus Makedoniern, jüdischen Kolonien und Aegyptern. M. C. Beck's Welt- und Menschengeschichte II. S. 7. 8.



von nun an völlig griechisch. Griechische Künste und Wissenschaften bekamen hier jetzt die Oberhand, und die vorige steife und gefetzmäßige Künstlichkeit mußte einem gebildeten Geschmacke weichen. Ptolemäos Soter vollführte Alexanders Plane in Absicht der Handlung, erleichterte sie so gut er konnte, sandte erfahrene Seefahrer und Gelehrte aus, um die noch nicht genugsam bekannten Erdtheile genauer kennen zu lernen, und sorgte auf alle Weise für die bessere Bevölkerung seines Landes. Die Gelehrsamkeit suchte er dadurch zu befördern und in Aufnahme zu bringen, daß er eine berühmte Bücherammlung anlegte, eine Akademie der Wissenschaften stiftete, und Männer von Einsicht und Geschicklichkeit in sein Reich zog, durch Achtung und Güte ermunterte, und fürstlich belohnte. *) Durch dieses alles erreichten Wohlstand und Aufklärung unter seiner Herrschaft eine Höhe, wozu sie sich in diesem Lande noch nie erhoben hatten. Sein Sohn und Nachfolger Ptolemäos Philadelphos bewarb sich durch eine eigene Gesandtschaft um die Gunst der weltbestürmenden Römer, zog den morgenländischen Handel, den die Phönikier bis dahin über das rothe Meer geführt hatten,

*) Ptolemäos Soter war der vorgebliche Sohn des Ptolemäos Lagos, eines Makedoniers, in der That des Philippos. Den Beinamen Soter erhielt er von den Rhodiern wegen des ihnen geleisteten Beistandes. M. f. Pausanias I, 8. Seit Olymp. CXIV, 2. war er Statthalter, und seit Olymp. CXVIII, 2. König von Aegypten. Er regierte bis Olymp. CXXIV, 1. 284 vor Christus. Die durch ihn angelegte und durch seine früheren Nachfolger vergrößerte Bücherammlung befand sich in dem prächtigen Viertel der Stadt, welches Bruchion hieß. Sie bildete einen Theil des Museums, des eigentlichen Sitzes der griechischen Gelehrsamkeit, wo eine Gesellschaft Gelehrte durch öffentliche Unterhaltung in den Stand gesetzt wurde, sich ganz den Wissenschaften zu widmen. M. f. Heeren's Geschichte des Studiums der klassischen Litteratur I, 28.

in sein Land, begünstigte die Gelehrsamkeit, besonders die Naturgeschichte, war selbst Gelehrter und vermehrte durch Erbauung mehrerer Städte den Wohlstand Aegyptens. Uebrigens führte er von allen Aegyptischen Königen die glänzendste und prächtigste Regierung. *) Ptolemäos Evergetes entzweite sich mit Syrien, und unterwarf sich alle Länder zwischen dem Gebirge Tauros und der Hindischen Gränze. Allein noch weit beträchtlicher war seine Besitznehmung der Küsten des rothen Meeres auf der Arabischen und Aethiopischen Seite, wodurch Aegypten einen Gipfel des Wohlstandes erreichte, der jeden neuen Zuwachs desselben unmöglich machte. Ptolemäos Epiphanes übergab nach der Niederlage des Hannibal das Aegyptische Reich in den Schutze der allgefürchteten Römer, die dann auch nicht säumten, die neue Vormundschaft mit allen Feierlichkeiten zu übernehmen. Seitdem mischten sich jene Weltgebieter in alle Angelegenheiten Aegyptens, das durch Kleopatra's Herrschaft endlich völlig zur römischen Provinz gemacht wurde. **) Dafs Aegypten, vorzüglich aber Alexandrien, sich in einem hohen Grade griechischer Aufklärung und Gelehrsamkeit erfreute, ist kein Wunder. Alexander, ein Freund der Wissenschaften, und selbst nicht ohne Kenntnisse, hatte gewifs nicht wenige Gelehrte unter seinen Heeren und in seinem Gefolge, die sich nach der Erbauung des äufserst reizenden und einladenden

B 2

*) M. C. Beck's Welt- und Menschengesch. II, 62. Ptolemäos Philadelphos starb 227 vor Christus.

**) Aegypten zählte von Ptolemäos Soter bis zu Ptolemäos dem Knaben, den seine Schwester Kleopatra ermordete, achtzehn Regenten. Ueberhaupt dauerte die Herrschaft der Ptolemäer, oder Lagiden, von Olymp. CXIV, 2. bis Olymp. GLXXXVII, 3. 293 Jahre. Aegypten ward römische Provinz seit dem J. 30 vor Christus.

Alexandriens zum Theil daselbst niederliefen. *) Dazu kam der sehr starke Verkehr der Aegypter mit gebildeten Handelsvölkern, die in Handelsangelegenheiten sehr häufig unternommenen Reisen in entfernte Gegenden, die dadurch vermehrte Kenntniß der Menschen, der Sprachen, der Sitten und der Einsichten entlegener Himmelsstriche, die nothwendige Bearbeitung der zur Seefahrt unentbehrlichen Zweige der Gelehrsamkeit, als der Astronomie, der Schiffsbaukunst, der Mathematik, der Länderkunde, und vor allem die vorzügliche Achtung und Pflege, welche die früheren Ptolemäer, selbst Gelehrte und Männer von Geschmack, den Künsten und Wissenschaften und allen, die sich damit beschäftigten, angedeihen ließen. Nimmt man zu diesem allen noch die Wohlfeilheit des in den damaligen Zeiten allgemein gebrauchten, hier aber einheimischen, Schreibmaterials, des Aegyptischen Papyros; so sieht man ein, warum Aegypten sich zum Sitz der litterarischen Kultur im hohen Grade eignete. **) Kein Wunder, wenn daher Grammatik und Rhetorik hier vorzüglich blühten, wenn die aus Hellas hieher verpflanzte Poesie nochmals Blumen zu den lieblichsten Kränzen lieferte, ***) wenn die Philosophie Beifall und Freund-

*) Alexandrien lag an der Mündung des Nilstroms gleichsam an den Pforten der östlichen und westlichen Welt, zwischen den besuchtesten Meeren. Mußte eine solche Lage nicht viele Bewohner herbeiziehen?

**) Zwar gab es auch anderwärts, zum Beispiel zu Rom und in andern Städten Italiens, große Fabriken dieses Schreibmaterials, allein den Stoff dazu mußte man doch aus Aegypten holen.

***) Herr Hofr. Heyne sagt von den Alexandrinischen Dichtern: Wenn die Dichter älterer Zeiten großen Strömen zu vergleichen sind, die sich zum Meere hinabwälzen; so sind diese den Bächen ähnlich, die ihre klaren Wasser durch liebliche Gegenden schlängeln.

schaft fand, wenn alle Theile der Mathematik mit dem glücklichsten Erfolge bearbeitet und erweitert wurden. Kein Wunder endlich, wenn der erwachte Geist des Sammelns alte und neue Schätze der Litteratur und Kunst zusammenhäufte, zu deren glücklicher Auffindung und Würdigung das hier beginnende Studium der Kritik vorzüglich behülflich war. Wer bedauert es nicht daher, daß auch hier die Ueppigkeit mit ihrem ganzen verderblichen Gefolge bald so sehr Ueberhand nahm, daß alle männliche Kultur entwich, daß alles weitere Streben zur Vollkommenheit erstickt und alle Kräfte des Geistes, an ihren Wurzeln zernagt, in den schändlichsten Lüsten dahinwelkten?

3.

J u d ä a.

Esdras, ein Sprößling aus priesterlichem Geschlechte und des mosaischen Gesetzes kundig, hatte vom persischen Monarchen die Erlaubniß erhalten, eine neue Kolonie Hebräer aus den Babylonischen Staaten nach Palästina zurückzuführen und ihr daselbst eine feste bürgerliche Einrichtung zu geben *). Das Erste, was dieser von ächtem Patriotismus beseelte Weise that, war, daß er seine Nation von allen fremden Völkern rei-

*) Schon Serubabel und Josua führten auf Koresch's Erlaubniß eine Anzahl Juden nach Judäa zurück. Um ihre Einrichtung zu vollenden, suchte man den Tempel wieder aufzuführen, und die Religion von neuem zu begründen. Allein die Eifersucht der Samariten legte ihnen unaufhörlich Hindernisse in den Weg. Weder unter Koresch noch unter seinen drei nächsten Nachfolgern vermochte man daher den Tempelbau zu Stande zu bringen. Erst nach Esdras's Ankunft war man so glücklich, seine Wünsche erfüllt zu sehen.

nigte. *) Hierauf las er bei grossen Versammlungen in chaldäischer Sprache das Gesetzbuch vor, und suchte den alten Glanz des Gottesdienstes und der Feste wieder herzustellen. Ihm folgte nach seinem Tode ein Mann von ähnlichem Geiste, Nehemias, als Statthalter in Judäa. Mit dem persischen Hofe in genauer Verbindung, befaß derselbe Kraft genug, sich den kühnen Anmassungen der Samariten entgegen zu stellen. Ihm glückt' es daher auch, die Stadt Jerusalem aus ihrem Schutt zu neuem Glanze hervorzurufen, und mehr Gleichheit des Vermögens unter den Juden hervorzubringen. Nach seinem Tode ward die Statthaltertschaft vermuthlich mit der Würde des Hohenpriesterthums vereinigt. Das persische Scepter aber war so milde, daß die Juden sich auf keine Weise nach Veränderung zu sehnen Ursache hatten. Kein Wunder also, wenn Alexander's Siege sie nicht mit Freude erfüllten. Doch würden sie bei einem längeren Leben dieses Monarchen der Gefahr entronnen seyn, in welche sie durch die Länderfucht seiner Feldherren geriethen. Ptolemäos Soter zog siegreich an einem Sabbat in Jerusalem's Mauern ein: denn die ängstlichreligiösen Juden wagten es nicht, durch Ergreifung der Waffen die Ruhe des heiligen Tages zu stören. Viele von ihnen wanderten nun, oft nicht aus freiem Entschlusse, nach Alexandrien, dessen Blüthe durch die Thätigkeit derselben nicht wenig befördert wurde. **) Auch nach Antiochien liessen sich mehrere durch Anbietung des Bürgerrechts und gleicher

*) Alle Juden, welche sich mit Ausländerinnen verheirathet hatten, mußten diese Weiber, ja sogar die mit ihnen erzeugten Kinder von sich entfernen.

**) Ptolemäos Philadelphos gab viele auf das Beste der ägyptischen Juden abzweckende Verordnungen: auch liess er durch eine Gesellschaft jüdischer Gelehrten ausserhalb Alexandrien eine griechische Uebersetzung ihres Gesetzbuchs veranstalten.

Freiheiten mit den Makedoniern und Griechen locken, als Seleukos Nikator, vermuthlich durch einen Vergleich, Judäa von Aegypten erhalten hatte. Die folgenden Kriege zwischen den Aegyptischen und Syrischen Herrschern glichen einem Sturme, der den schwachen Kahn des Jüdischen Staats bald an dieses bald an jenes Ufer warf. Das Schicksal desselben ward indessen hierdurch nicht beträchtlich verändert. Wenn sie ihre Abgaben gehörig an den Sieger entrichteten, so hatten sie übrigens Ruhe. Durch die glücklichen Waffen der Römer, die Antiochos den Großen demüthigten, wurden die Juden in Kleinasien bereits römische Unterthanen. Wohl Judäa's Bürgern, wenn ihnen jetzt ein gleiches Loos gefallen wäre! Allein diese sollten erst noch mancherlei Leiden erdulden, bevor sie zur Ruhe gelangten. Antiochos Epiphanes kam bei heftigen Streitigkeiten über die Hohepriesterwürde, und daraus entstandenen aufrührerischen Bewegungen nach Jerusalem. Sein Plan war, die Juden noch abhängiger von sich zu machen; daher wollte er sie zwingen, die griechische Religion anzunehmen. Allein nur wenige verstanden sich dazu, den Gott ihrer Väter zu verlängnen. Der Religionsdruck ward dadurch so unerträglich, daß die Unglücklichen zuletzt darauf denken mußten, sich durch Hülfe der Waffen ein besseres Loos zu erringen. Der Priester Matthathias trat, in Begleitung seiner Söhne, an ihre Spitze und das Glück war ihnen so günstig, daß sie die Syrer nach und nach zu verschiedenen Vergleichungen zwangen. *) Hauptfächlich erkämpfte sich der tapfre Judas in diesem Kriege unverwelkliche Lorbeern. Nachdem er in einem Treffen gefallen war, nöthigte

*) Man nennt diese heldenmüthige Familie die Asmonäer (die Erlauchten) und die Makkabäer vom Beinamen des Judas Makab (ein Hammer.)

sein Bruder Jonathan die Syrer, ihn mit der Statthalter-
schaft und der Hohenpriesterwürde zu bekleiden. Al-
lein er behielt nicht lange diesen glorreicherrungenen
Posten, indem Meuchelmörder bald seinem Leben
ein Ende machten. Jedoch blieb sein Tod nicht unge-
rochen. Sein Bruder Simon war so glücklich, die ge-
drückten Juden völlig dem tyrannischen Scepter der
Seleukiden zu entreißen. Noch weiter gieng der Sohn
desselben Johann Hyrkan, der sogar verschiedene be-
nachbarte Provinzen Judäa zu unterwerfen wußte. *)
Jetzt schon mischten sich die beiden während des syri-
schen Drucks entstandenen Religionsparteien, die Pha-
risäer und Sadducäer, in öffentliche Angelegenheiten,
und bildeten eigene Staatsgesellschaften. Aristobulos, der
Sohn und Nachfolger Hyrkan's, eroberte Ituräa und
legte sich zuerst den königlichen Titel bei. Unter Hyr-
kan dem zweiten ward Judäa den Römern zinsbar, die
bald nach Willkühr daselbst verfahren. Herodes, von
den römischen Triumviren zum Könige von Judäa er-
nannt, verdrängte das Asmonäische Haus, welches das
Joch der Syrer abgeworfen hatte, aus dem Besitze der
Herrschaft. **) Trotz der mancherlei Parteien wäh-
rend der Stürme der römischen Bürgerkriege, wußte er
sich dennoch durch Staatsklugheit auf dem Throne zu
erhalten. Den Namen des Großen, den er sich durch
seine Tapferkeit, durch seine Regierungskunde und
seine Prachtliebe erwarb, befleckte er nicht selten durch

*) Selbst die Samariten wurden von Hyrkan bezwungen, ihre
Stadt Samaria zerstört, und ihr Tempel auf Garizim niederge-
rissen.

**) Herodes erhielt die königliche Würde, als Antigones noch im
Besitz von Jerusalem war. Die Eroberung desselben war mit dem
Morde des unglücklichen Fürsten verbunden. Sie erfolgte im
Jahr der Welt 3947, 36 J. vor Christus.

seine Grausamkeit. *) Unter ihm ward der jüdische Staat durch Augustus noch mit Trachonitis, Auranitis und Batanäa vermehrt, und der Tempel zu Jerusalem prächtiger, als jemals, aufgebaut. Er hinterließ drei Söhne; Archelaos, Philippos und Antipas. Der Erste und Älteste ward Ethnarch von Judäa, Idumäa und Samaria; der Zweite von Batanäa und Auranitis, der Dritte von Galiläa und Peräa. Archelaos verlor bald durch seine Tyrannei die ihm in's Loos gefallne Ethnarchie, welche nun in eine römische Provinz verwandelt wurde. Herodes Agrippa, ein Enkel Herodes's des Großen, vereinigte nochmals die Staaten seines Großvaters unter dem Titel eines Königs, und wirkte sehr wohlthätig auf dieselben. Allein nach seinem Tode wurden sie, wie vorher, dem römischen Staate einverleibt und von Statthaltern regieret. Schändlicher Uebermuth, unersättliche Habsucht und schreiende Bedrückungen dieser unmenschlichen Tyrannen, brachten endlich die an sich schon den Römern nicht gewogenen und unruhigen Juden dahin, daß sie die Waffen ergriffen, sich aller Festungen des Landes bemächtigten und den Statthalter Cestius Gallus zurücktrieben. Flavius Vespasianus rückte nun mit einem römischen Heere gegen sie an: allein er ward Kaiser, ehe er etwas Entscheidendes zu thun vermochte. Sein Sohn Titus begann hierauf die Belagerung Jerusalems. Trotz der Parteien, die sich gleich Anfangs mit der wüthendsten Mordbegier in dieser Stadt verfolgten, vertheidigte sie sich doch ziemlich lange. Der Ausgang war, daß sie endlich samt dem Tempel in einen Schutthaufen verwandelt und die übriggebliebenen Juden in alle Länder der Erde zerstreut wurde.

*) Die Hinrichtung seiner Gemahlin Marianne und dreier Söhne ist Beweis davon. Unter ihm ward der Stifter der christlichen Religion im J. 3983 geboren.

den. *) Vergebens sammelten sie sich in der Folge, das Land ihrer Väter wieder zu erobern. Selbst in Aegypten endigte ein Aufruhr derselben ihren Gottesdienst in dem dort erbauten Tempel.

4.

Arabien.

Weit ruhiger und glücklicher war in diesem Zeitraum das Loos der Araber. Die ungeheuren Sandsteppen, zwischten denen sie seit den ältesten Zeiten wohnten, schreckten selbst den kühnsten Eroberer ab, hier seine Waffen zu versuchen. Von fremden Herrschern, wie von fremden Sitten, unabhängig, lebten sie daher innerhalb ihrer Gränzen in der ungestörtesten Muße. Nur innere Fehden konnten dieselbe zuweilen unterbrechen: allein diese waren weder von großer Bedeutung, noch von langer Dauer. Selbst die Auswanderungen einzelner Stämme, so wie andre im Innern von Arabien sich ereignende Vorfälle, hatten für das Ganze keine auffallenden Folgen. An fremden Revolutionen aber Theil zu nehmen und durch sie die Welt erschüttern zu helfen, dieses konnte dem von friedlichen Emirn regierten Handelsmann oder Hirten nicht einfallen. Mit einfacher Kost zufrieden, hatte er Mittel genug in den Händen, sich diese zu verschaffen. Wie hätt' es ihm daher in den Sinn kommen sollen, nach fremden Ländern zu verlangen? Ueberdem war sein Charakter, in der Unabhängigkeit gebildet, so selbstständig, und seine Freiheitsliebe so ungebounden, daß er alle Völker neben sich verachtete und ruhig seinen Weg fortging. Sein Vaterland, so öde und freudenleer es auch größ-

*) Ueber eine Million Menschen kamen in dem jüdischen Kriege um das Leben und 97000 in die Gefangenschaft.

tentheils war, galt ihm daher doch mehr, als alles. Doch schränkte er sich hier nicht, wie andre Völker, auf einen engen Raum ein, sondern durchzog die ganze weite Wüste als sein Eigenthum. Städte und feste Wohnungen waren ihm aus diesem Grunde eben so verhasst, als unbekannt. *) Nichts war ihm wichtiger, als sein edles Ross, sein Schwert und sein Bogen; nichts heiliger als der Ruhm seines Stammes, als die Ehre seiner Familie. Wehe daher dem Verwägenden, der es wagte, derselben auf irgend eine Art zu nahe zu treten! Der kleinste Flecken, welcher darauf gebracht wurde, mußte mit dem Blute des Beleidigers abgewaschen werden. Dagegen aber war auch niemand menschenfreundlicher und gastfreier, als der Araber. Bei Nacht und Tage stand sein Zelt dem Fremdling offen, und nie gieng ein Hungernder ungesättigt von seinem Tische. Abenteuer der Liebe, Gefahren und Zweikämpfe mit Menschen und wilden Thieren waren ihm Freude. Kein Wunder, wenn er sie daher rastlos in den weiten Wüsteneien aufsuchte, wenn das Auffinden derselben ihm Wonne gewährte, wenn das Bestehen im Kampf mit dem Gegner ihn in Entzücken versetzte. Kein Wunder, wenn dieser Rittergeist der Phantasie einen ganz eigenen Schwung gab, wenn die lebhaften Empfindungen des Herzens sich einen Weg über die Lippen des glücklichen oder unglücklichen Abentheurers zu bahnen suchten, wenn Gefänge die Lieblingsbeschäftigung der Araber wurden. Da sich übrigens die Araber in dieser ganzen Periode durch keine bedeutende Rolle auf dem Schauplatz der Geschichte hervorthaten, so schweigen die ältesten Nachrichten von ihren politischen Schicksa-

*) M. f. den ersten Band dieser Geschichte der Poesie S. 261 etc. Herder's Geschichte der Menschheit IV 239, Rosenmüller's Fragment eines Arabischen Sirventes im Novemberstück der Berliner Monatschrift v. J. 1794. S. 453.

len und Einrichtungen auch fast gänzlich. Nur so viel wissen wir, daß mehrere Arabische Völkerschaften aus dem vorigen Zeitraum nicht mehr waren, und daß die Idumäer, Nabathäer, Saracenen, Aufitäer, Agräer, Sabäer, Homeriter, Minäer, Panchäer jetzt zu Arabiens vorzüglichsten Bewohnern gerechnet wurden. *)

5.

P a r t h i e n .

Weit wichtiger war die Rolle, welche die Parther in diesem Zeitraum auf dem grossen Schauplatz der Weltgeschichte spielten. **) Dies selbst den Römern äusserst furchtbare Volk bewohnte Anfangs ein sehr kleines rings von Gebirgen eingeschlossenes Land zwischen Medien, Hyrkanien und Karmanien. Zu den Zeiten der persischen Herrschaft stand es unter dem Statthalter von Hyrkanien, nachher aber unter Makedoniern und Syrern. Die Ausschweifungen des Syrischen Satrapen Agathokles wurden dieser freiheitliebenden Nation endlich zu drückend, als daß sie dieselben länger ertragen konnte. Arsachakh oder Arsakes in seinem Bruder Tiridates von diesem Unmenschen geschändet, fühlte sich daher gedrungen, den thierischen Wollüstling zu ermorden, seinen Anhang zu verjagen und ein kleines parthisches Reich zu stiften. Hekatompylos war der Sitz desselben, und das Jahr zweihundert und funfzig oder zweihundert und sechsundfunfzig vor Christus der Anfang der Empörung. ***) Schon der Er-

*) M. f. Renner's Handbuch der ältern Geschichte S. 382.

**) Die Quellen zur Geschichte der Parther findet man in Beck's Welt- und Menschengeschichte II. S. 75.

***) Arsakes oder Arsachakh war aus dem Geschlecht der Achämeniden. In einem der späteren Feldzüge ward der König von Sy-

ringer der Freiheit, Arsakes der erste, von dem sich alle folgende Regenten Arsakiden nannten, verbreitete seine Siege über einige benachbarte Provinzen. Die folgenden Regenten wußten die Gränzen des Reichs immer mehr zu erweitern, so daß dieselben sich endlich vom Oxus bis an den Euphrat und vom Kaspischen bis an das Hindische Meer erstreckten. Die Hauptstadt der aus achtzehn Provinzen zusammengesetzten Monarchie, und Winterresidenz der Könige von Parthien war Ktesiphon. So lange der furchtbaren Macht der Römer von hieraus auch das Gleichgewicht gehalten wurde, so bahnten sich Weichlichkeit und Laster doch endlich auch zu den streitbaren Parthern den Zugang, und richteten durch innere Unruhen einen Staat zu Grunde, der gleich einem furchtbaren Koloss allen Stürmen der Zeit zu trotzen schien. *) Die Mäusen weinten nicht bei seinem Falle; denn die Parther, als Abkömmlinge der Skythen, behielten durch alle Perioden ihrer Herrschaft zu viel Wildheit bei, als daß sie ein Vergnügen darin gefunden hätten, den Grazien zu opfern. Ihr kriegerischer Charakter, und ihr an trefflichen Pferden reiches Land bestimmte sie zu Streit und Schlachten, in denen sie sich besonders als gute Bogenschützen Ruhm erwarben.

6.

Persien.

Vergebens hatte sich Parthien durch ein blutiges Treffen gegen die ihm drohende römische Knechtschaft gesichert. Das Schicksal hatte einmal, unwiderruflich

rien Seleukos II. so gar von den Parthern gefangen. Seit diesem Zeitpunkt (238 vor Christus) erkannte Syrien die parthische Freiheit an.

*) Parthien fiel durch eine Empörung 225 nach Christus, und das mittlere persische Reich trat an seine Stelle.

seinen Untergang beschlossen: daher mußte sich in der Mitte seiner Staaten ein Feind erheben, der ihm ein Ende machte. Ardschir Babegan (Artaxerxes), ein gemeiner Perfer, aber ein Mann von den glänzendsten Talenten, kannte den tiefen Verfall der Parthischen Macht, und sah es mit Unwillen, daß seine Nation sich noch länger unter das Joch derselben beugten. *) Eine durch ihn bewirkte Empörung erfüllte daher den Lieblingswunsch desselben, die Herrschaft von den Parthern wieder auf die Perfer zu bringen. Der letzte Parthische König Artabanus der vierte blieb entweder in einem Treffen, oder floh nach Armenien, und Ardschir ward in einer Versammlung der Nation zu Balk als König anerkannt. Das Hauptaugenmerk der Thätigkeit des neuen Königs war nunmehr, den Glanz des alten persischen Reichs durch allen möglichen Mittel zu erneuen. In dieser Absicht suchte er die Religion der Magier wieder herzustellen, **) und der Regierung gerade die Form zurückzugeben, die sie unter Koresch's glorreicher Herrschaft gehabt hatte. Mehr als seine großen Kriegsunternehmungen verdienen hier seine

*) Artabanus, oder Artavan, hatte dem treulosen Karakalla nicht lange vorher durch ein blutiges Treffen Grenzen gesetzt, als ihn Ardschir Babegan vom Throne stürzte. Ardschir's Vater Sassan, von dem die Dynastie der Sassaniden benannt ist, war ein persischer Privatmann, nach Einigen Hirt, nach Andern aber ein gemeiner Krieger. M. f. Herbelot's Oriental. Bibliothek I. S. 393 der deutschen Uebers. Gibbon history of the decline and fall of the roman empire I, 317.

**) Das verleitete ihn zuweilen zu religiöser Intoleranz und zu Verfolgungen. M. f. Kleuker's Anhang zum Zend Avesta II. S. 90. Uebrigens besaß er alle kriegerischen und bürgerlichen Tugenden in einem so hohen Grade, daß er allen seinen Nachfolgern, welchen die Wohlfahrt ihrer Unterthanen am Herzen lag, zum Muster diente. M. f. Herbelot's Oriental. Bibliothek I. S. 395.

Grundsätze und schriftlichen Geistesdenkmale unsere Aufmerksamkeit. „Wenn der König, sagte er öfters, es sich zur Pflicht macht, Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten, dann wendet das Volk allen Fleiß an, ihm Gehorsam zu beweisen. Der böseste aller Fürsten ist derjenige, vor dem sich die Begüterten fürchten, und von welchem die Lasterhaften etwas hoffen können. Das Ansehn eines Königs, pflegte er auch oftmals zu sagen, besteht nur durch Truppen, die Truppen werden durch Geld unterhalten, das Geld wird durch den Landbau erworben, der Landbau aber kann nur da gedeihen, wo Recht und Gerechtigkeit gehandhabt werden.“ Unter den Werken seines Geistes verdient sein Kar Nam eh die erste Stelle. In dieses Tagebuch verzeichnete er seine öffentlichen Unternehmungen, seine Privathandlungen, ja sogar die merkwürdigsten seiner Reden. In einem andern Werke, Adab alaich, ertheilte er seinen Nachfolgern und Unterthanen Vorschriften, wie sie sich bei den meisten Vorfällen des Lebens zu benehmen hätten, um ihrer Tage froh zu werden. *) Dafs ein solcher Fürst für die Kultur seines Landes alles gethan, und Künste und Wissenschaften gleich sehr geschätzt und belohnt haben werde, läßt sich nicht anders denken. Gewifs blühte daher auch die Dichtkunst, der es seine Thaten an Stoff nicht fehlen ließen, unter seinem beglückenden Scepter. Wie würde ihn daher Welt und Nachwelt gesegnet haben, wenn er nicht durch einen unglücklichen Krieg gegen die Römer viele Tausende seiner Unterthanen aufgeopfert, und durch seine Niederlage jenem siegreichen und stolzen Volke

*) Dies ist dasselbe Werk, das einer seiner Nachfolger, Nuschirvan, abschreiben und bekannt machen liefs, um die Policei in seinen Staaten wieder herzustellen. M. s. den Artikel Nuschirvan in Herbelot's Oriental. Bibliothek.

den Weg in das Innere der persischen Länder gebahnt hätte! *)

7.

Phönikien.

Die berühmtesten der Phönikischen Staaten waren in der vorigen Periode Tyros und Sidon. **) Nirgends blühte der Handel mehr, als hier, nirgends häufte sich ein unermesslicher Reichthum, als in diesen beiden betriebsamen Reichen. Die Tyrier befassen lange Zeit die unumschränkte Herrschaft auf dem mittelländischen Meere. Ihr Handel erstreckte sich nicht blos auf die beiden Küsten desselben, sondern sie schifften sogar jenseits der Gadetanischen Meerenge im Atlantischen Meere nach Britannien, um daselbst Zinn zu holen: ja, was noch mehr ist, sie segelten vielleicht bis in die Ostsee, um Bernstein einzuhandeln. Den Hindischen Handel führten sie aller Wahrscheinlichkeit nach über den Arabischen Meerbusen und durch Karavanen. Kein Wunder also, wenn sie bald die reichste Nation der Erde wurden, zumal da auch ihre trefflichen Manufakturen sich täglich mehr erweiterten und vervollkommten. Kein Wunder aber auch, wenn unter dem Einfluss dieses unerschöpflichen Reichthums Luxus und Ueppigkeit immer mehr einriß, wenn die Sitten immer verderbter und weich-

*) Die ganze folgende Geschichte des persischen Reichs in diesem Zeitraum ist daher beinahe eine zusammenhängende Kette von Kriegen mit den Römern. Uebrigens nennt man den von Ardschir gegründeten Staat das mittlere persische Reich.

**) M. f. *Memoires sur les Phéniciens* par Mr. Megnot in den *Memoires de l'Academie des Inscript.* T. XXXV. XXXVI. XXXVIII. Harder's *Ideen zur Philos. der Gesch. der Menschheit* III. S. 98. Adelung's *Geschichte der Kultur* S. 99. etc.

weichlicher wurden, wenn mit der zunehmenden Erschlaffung der geistigen und körperlichen Kräfte sich immer mehr Laster einzudrängen wußten. Sidon, von Nebukad-Nezar schon im vorigen Zeitraum bedrängt, gab Tyros dadurch Gelegenheit sich höher empor zu heben. Allein auch für Tyros blieb die Zeit der Demüthigung nicht aus. Kaum hatte der siegreiche Alexander Syrien erobert und Sidon einen König gegeben, als er sich den Tyriern näherte. Wollten sie ihn nun nicht freiwillig in ihre Mauern aufnehmen, so mußten sie es sich selbst zuschreiben, daß er sich durch Feuer und Schwert einen Weg in ihre Stadt zu bahnen suchte. Zwar waren die Schwierigkeiten, die sich dem Helden bei diesem Unternehmen in den Weg stellten, fast unüberwindlich. Denn eine ziemlich breite Meerenge schied Tyros vom festen Lande, und das Meer schlug dicht an seinen Mauern. Außerdem fehlte es dem Eroberer an den nöthigen Schiffen, da die Tyrer durch ihre ansehnliche Flotte eben so sehr im Stande waren, die Belagerer zu stören, als die Stadt mit Lebensmitteln und neuen Kriegern zu versehen. Endlich versprachen die in Tyros befindlichen Karthagischen Gesandten der Mutterstadt schleunigst Hülfe: lauter Umstände, die jeden andern, als den Bezwinger Persiens mühlos gemacht haben würden. Allein Alexander ward durch diese Schwierigkeiten nur noch mehr angefeuert. Er wollte sich hier gleichsam die Krone der Tapferkeit, Kriegserfahrung und Entschlossenheit aufsetzen; daher wagte er alles, zumal nachdem die Tyrer seine Herolde ermordet und ihre Leichname vor den Augen der Belagerer in's Meer geworfen hatten. Eine zu rechter Zeit herbeieilende Unterstützung an Schiffen erleichterte die Ausführung seiner Pläne. Mehrere Stürme desselben wurden abgeschlagen. Endlich, im siebenten Monat der Belagerung, geschah ein allgemeiner Angriff zu Wasser und zu Lande.

Unter einem schrecklichen Gemetzel erstieg man die Mauern und drang in die Stadt ein, und schon durchzog der Makedonische Sieger die Straßen von Tyros, als die Bewohner das mörderische Schauspiel mit allen Arten von Waffen von den Dächern der Häuser herab fortsetzten. Dieser hartnäckige Widerstand ward die Ursache von dem gänzlichen Verderben derselben. Von allen Seiten erhuben sich nun verheerende Flammen, vertilgten Tempel, Hütten und Palläste, und bald war das kurz zuvor noch blühende Tyros ein rauchender Aschenhaufen. Wer sich nicht in die Tempel flüchtete, sank unter die Wuth des Schwertes, die Flüchtenden aber wurden samt den Altären, die sie umfassten, ein Raub der Flammen. *) Zwar erstand das eingäscherte Tyros bald darauf auf Geheiß des Siegers aus seiner Asche: allein sein voriger Glanz und Wohlstand war auf immer verschwunden. So wie es selber einst durch Sidon's Fall zu höherem Flor emporstieg, so erbaute nun das neugegründete Alexandrien auf seinen Trümmern eine nicht minder stolze und fortdauernde GröÙe.

*) Die Bezwingung der Phönikië ward dem Alexander sehr schwer. Zwar ward Arad ihm durch Straton, des abwesenden Königs Gerostates Sohn, überliefert, und Sidon fiel ihm auf gleiche Art zu; allein desto mehrere Mühe kostete ihm die Eroberung von Tyros, die den 20sten Jul. 332 vor Christus erfolgte. M. f. Weßeling zum Diodor I, 631. Auch Gaza mußte der Eroberer zwei Monate lang belagern. Ueber die ganze Bezwingung Phönikiens sehe man Arriani libr. VII. de expeditione Alexandri Magni II, 15 - 24. Diodorus Siculus XVII, 40 - 48. Die innere Einrichtung Phönikiens war einer der ersten Uebergänge von der Asiatischen Monarchie zu einer dem Handel vorzüglich angemessenen Art von Freistaat. In Karthago gewann diese Staatsverfassung eine noch festere Gestalt. Beide Staaten waren daher in unsrer Weltgeschichte die ersten Vorbilder großer Handelsrepubliken. M. f. Herder's Ideen zur Philosophie der Gesch. der Menschheit III, S. 104.

Der Handel verweilte daher in einer Weltgegend, die dazu geschaffen ist, und der Gang der Natur ward durch Tyros's Fall nicht unterbrochen, sondern bekam nur eine andre Richtung. Auch Sidon's Name verschwand bald darauf aus den Jahrbüchern der Geschichte. Alexander gab ihm einen trefflichen Mann Abdolonymos zum Könige: allein nach dessen Tode nahmen Statthalter das Staatsruder in die Hände, sein Handel verfiel immer mehr, seine Manufakturen nahmen ab, und bald ward Phönikischer Kunstfleiß eben so unbekannt, als die Phönikier selber.

8.

K a r t h a g o.

Auch Karthago, von den Phönikiern zu ungewisser Zeit erbaut, benutzte den Fall des blühenden Tyros. *) Denn auch hier war der Handel der Grundpfeiler, worauf die ganze Staatsverfassung ruhte, die Quelle aller Nahrung, alles Wohlstandes, alles Reichthums, das Triebrad aller Thätigkeit, alles Nachdenkens, aller Unternehmungen. Die frühere Geschichte dieser Pflanzstadt verliert sich in nächtliches Dunkel. Unter den Begünstigungen einer republikanischen Regierungsform

C 2

*) Zur Geschichte Karthago's sehe man Hendreich de Republica Carthaginiensi, Franc. 1664 -- Vbonis Emmii respublica Carthagin. in Gronov's Thesaurus der gr. Antiquitäten IV. -- Geschichte der Republik Karthago, Frankfurt 1781. -- Heeren's Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. Afrikanische Völker. -- Der Name Karthago oder Karthada heisst nach der wahrscheinlichsten Ableitung so viel als Neustadt. Nach einigen Geschichtschreibern war Dido, die Schwester des Königs Pygmalion von Tyros, die Erbauerin desselben; nach andern stand es schon früher und ward von dieser Fürstin nur weiter ausgebaut.

erhub sie sich bald aus ihrer Niedrigkeit zu Macht und Ansehn. Sie besiegte die kleinen Fürsten Afrika's, denen sie vorher zinsbar gewesen war, und erkämpfte sich mit den Waffen in der Hand einen immer weiteren Wirkungskreis längs der Küste. Hierdurch aber fand sie bald Geschmack an Krieg und Eroberungen, womit sich das Mutterland nie befaßte. Das westliche Mittelmeer ward nun von ihren Flotten bedeckt, Sardinien, Korsika und Malta erobert, die glücklichen Inseln im Atlantischen Meer in Besitz genommen, und selbst in Spanien Pflanzörter angelegt. Dareios bewarb sich jetzt um das Bündniß der Karthager, und Rom schloß einen Handelsvergleich mit denselben. Das reiche und fruchtbare Sicilien lag zu bequem, als daß es jenes erobernde Handelsvolk nicht bald nach seinem Besitze lüstern gemacht hätte. Es setzte sich daher zuerst an der Sicilischen Küste, und suchte dann von hieraus sich immer mehr auszubreiten. Darüber aber ward es in mehrere Kriege verwickelt, die ihm viel Geld und Menschen kosteten. Es verlor eine Hauptschlacht gegen Timoleon, eine wüthende Pest verheerte sein Gebiet, und in Afrika drohte ein furchtbarer Krieg ihm Verderben. Allein dennoch erhielt es sich auf der Küste von Sicilien, und siegte in verschiedenen Schlachten. Vergeblich bemühte sich Hanno die Karthager in Despotenfesseln zu schlagen, die grausamste Hinrichtung war der Lohn seines Frevels. Bei Tyros's Fall gewährte Karthago den Flüchtlingen einen sichern Zufluchtsort. Das Glück des Epirischen Königs Pyrrhos gegen dasselbe war nicht von Dauer. Desto schrecklicher war, selbst ohne Seemacht, der neue Feind, der in den Römern es bedrohte. Furcht und Eifersucht über die immer größere Ausbreitung der Karthager vermochte Rom, den Mamertinern in Messana gegen dieselben beizustehn. In einem furchtbaren Kriege von vierundzwanzig Jah-

ren boten beide Völker alles auf, einander zu demüthigen. Nach einem großen Siege, den der römische Consul Lutatius über die feindliche Flotte erfochten hatte, verlor Karthago zuletzt den Muth, und verstand sich zu einem Frieden, der ihm Sicilien und alle kleinen Inseln im mittelländischen Meere raubte. Und doch kehrte ihm die zur Erholung von den vielen und langen Anstrengungen so nöthige Ruhe noch nicht zurück. Die Karthagischen Miethstruppen verlangten mit den Waffen in der Hand den ihnen schuldigen Sold. Die Lilybäischen Städte und mehrere von Karthago unterjochte Völkerschaften schlossen sich an jene an, und selbst die alten phönikischen Pflanzörter zerrissen endlich die Bande, die sie an ihre Stammgenossen knüpften. *) In dieser äußerst verzweifelten Lage rettete Hamilkar Barkas sein Vaterland, dem nur der König Hiero zu Hülfe kam, vom Verderben. Zwar gaben sich auch die Römer die Miene, als wollten sie ihrer Nebenbuhlerin beistehn: allein bald zogen sie die Maske vom Gesicht, und bemächtigten sich der Insel Sardinien. Um diesen Verlust zu ersetzen, erweiterten Hamilkar, und nach ihm sein Schwiegersohn Hasdrubal, ihre Besitzungen im südlichen und östlichen Spanien. Das reizte die römische Eifersucht von neuem. Es ward daher durch einen Vergleich ausgemacht, daß die Stadt Sagunt frei und die Gränzscheidung zwischen beiden Nationen bleiben sollte. Allein Hannibal, Hamilkar's Sohn, war zu glücklich in seinen Unternehmungen, war zu sehr Feind der Römer, als daß er die Freiheit Sagunt's, und die dadurch gesteckte Gränze, ertragen konnte. Der zweite römische Krieg nahm jetzt sei-

*) Diese phönikischen Pflanzörter standen mit Karthago mehr im Bunde, als daß sie dessen Unterthanen gewesen wären. Von Utika wenigstens ist dies ausgemacht.

nen Anfang. Mehr als einmal stand in demselben die stolze Herrschaft der Weltüberwinderin auf dem Spiele. *) Nur die Standhaftigkeit und ausdauernde Tapferkeit der Römer, nur der anderweitige Verlust der Karthager in den übrigen Gegenden, nur die Gährung, die im Innern von Karthago herrschte, und Hannibal's gehörige Unterstützung verhinderte, wendeten den Krieg zu Karthago's Verderben. Durch einen sehr demüthigenden Frieden gestand es nun den Römern ein Recht zu, wodurch diese jedes Mittel, sich wieder emporzuraffen, entfernen konnten. Noch drückender war die Nachbarschaft des Numidischen Königs Massinissa, eines römischen Bundesgenossen, der es nie an Streitigkeiten fehlen ließ. Ihn anzugreifen war nicht rathsam, denn dieß hieß die Römer selbst beleidigen. Dennoch mußten sie endlich zu den Waffen ihre Zuflucht nehmen, die sie aber diesmal nicht retteten. Das ganze Karthagische Heer ward vom Massinissa aufgerieben, und die Römer durch diesen für sie günstigen Zeitpunkt herbeigezogen, um ihrer Nebenbuhlerin auf immer ein Ende zu machen. Zwar thaten die Karthager alles, um den Römern friedliche Gefinnungen einzulösen, allein ihr Untergang war unhintertreiblich beschloßen. Ein römisches Heer an den afrikanischen Küsten nöthigte sie zuerst ihre Waffen und Kriegsgeräte auszuliefern, und gebot alsdann die Stadt niederzureißen und fern vom Gestade wieder aufzubauen. So viel vermochten die Karthager, selbst beim größten Gefühl ihrer Schwäche, nicht zu ertragen. Verzweifeld schlugen sie sich

*) Und doch ward eben dieser Hannibal von seinen Landsleuten mit Undank belohnt. Um einige Pfund Goldes zu ersparen, sagt Herder, hätten sie ihn gewiß an die Römer überliefert, wenn er nicht diesem Karthagischen Lohn durch die Flucht zuvorgekommen wäre. M. f. Herder's Ideen z. Philos. der Gesch. der M. III. S. 107.

daher noch drei Jahre lang mit ihren Feinden herum, bis endlich der kriegskundige Scipio Aemilianus unter dem schrecklichsten Blutvergießen die Stadt eroberte und in einen Schutthaufen verwandeln liefs. Karthago's Unglück war unstreitig, daß es fast alle seine Kriege, die der reiche und üppige Kaufmann scheute, durch Miethstruppen führen mußte, daß sein Gebiet in Afrika nicht aus eigentlichen Mitgenossen des herrschenden Staats bestand, sondern aus besiegten Völkerschaften, worüber es Herrrechte übte, und daß es, um Schätze zu sammeln, jedes Mittel für erlaubt hielt. Ueberhaupt war Gewinnucht die Haupttriebfeder, die den Karthager bei allen seinen Handlungen leitete. *) Was daher von Künsten und Wissenschaften auf die Beförderung des Handels, das heist, auf die Vermehrung des Erwerbes Einfluß hatte, das fand Freunde, Verehrer und sorgfältige Verpfleger. Das Gefühl für wahre Schönheit aber, die Neigung zum Großen und Edlen, der Sinn für ächte Humanität und Aufklärung gehörte hier zu den Dingen, die man eben so wenig kannte, als das nach verlangte. Kein Wunder, wenn daher die Sitten der Karthager im Ganzen genommen roh und ungeschliffen waren; wenn sie Recht und Billigkeit nicht selten aus den Augen setzten, wenn der finsterste Aberglaube, die grausamsten Todesstrafen, der grausvollste Götzendienst bis zu den spätesten Zeiten in Karthago herrschten. Kein Wunder, wenn die sanften friedliebenden Musen ein Land flohen, wo niedrige Habsucht die Herzen verengte und zu bessern Empfindungen unfähig machte; wo innere Zwistigkeiten ewige Fehden

*) Der ganze herrschsüchtige Handel der Karthager war des Bluts nicht werth, das in Sicilien vergossen wurde, war der Verheerungen nicht werth, die sie in Spanien und Italien anrichteten.

unterhielten; wo der schwärzeste Undank sehr häufig die großmüthigsten Aufopferungen lohnte.

9.

Dschina.

Einer der größten Beherrscher Dschina's in dieser Periode war Tsching-Wang, oder Tschih-Hoang-Ti. *) Nicht zufrieden, mehrere kleine Tyrannen gedemüthigt zu haben, verbesserte er auch die ganze Reichsverfassung, und liefs hin und wieder Werke der Kunst errichten. Dies Ungewöhnliche aber mußte den an ein ewiges Einerlei gewöhnten Dschinesen sehr befremden und unwillig machen. Man pries daher die verstorbenen Regenten auf seine Kosten und scheute sich nicht, über seine Neuerungen laut zu murren. Allein dies alles war nicht im Stande, ihn in seinen das allgemeine Beste bezweckenden Unternehmungen aufzuhalten. Er sah, daß die Anhänglichkeit seiner Unterthanen an ihre alten Schriften die Aufklärung und Staatsverbesserung, womit er sich beschäftigte, nicht nur äusserst schwer, sondern gar unmöglich machte. War es ihm daher so sehr zu verdenken, daß er jene Denkmale des Aberglaubens, der Dummheit und Geschmacklosigkeit zu zerstören suchte? Zwar mochte neben dem Schlechten vielleicht auch manches Gute bei dieser Gelegenheit mit seinem Untergang finden: allein ihn deshalb einen Feind der Wissenschaften nennen, hiesse die Sa-

*) Tsching-Wang war aus der Dynastie der Ta-tün, die 256 Jahre vor Christus über Dschina zu herrschen anfang. Er legte den größten Theil der berühmten grossen Mauer gegen die Einfälle der nördlichen Tataren an, und beförderte besonders den Handel nach Japan, wohin er auch eine Dschinesische Kolonie schickte.

die übertreiben, und mit seinen guten Absichten unbekannt seyn. Denn wo er nur konnte, gab er Beweise seiner Weisheit, seiner geläuterten Einsicht, seiner Liebe zur Aufklärung. Kunstfleiß und Handel gewannen durch seine Verfügungen beträchtlich. Die Gerechtigkeitspflege ward durch ihn ansehnlich verbessert, und eine genauere und zweckmäßigere Policei eingeführt. Wie glücklich wäre Dschina gewesen, wenn der Geist dieses großen Mannes auf seinen Nachfolgern geruhet hätte! Allein das Schicksal wollte es anders. Kaum schloß Tsching-Wang sein Auge, so ergoß sich ein Meer von Unruhen über das unglückliche Dschina, welches alle kaum aufblühenden guten Einrichtungen jenes thätigen und weisen Fürsten wieder vernichtete. Alle Provinzen wurden eben so viele unabhängige Reiche, die von kleinen Despoten regiert wurden. Der Berühmteste und Talentvollste von diesen war Liehu-Pang, der sich von einem gemeinen Krieger zum Feldherrn und Statthalter aufschwang, dann unter Begünstigung der innern Unruhen unabhängig wurde, und endlich durch Glück und Tapferkeit alle Nebenreiche besiegte und die Kaiserfamilie Han stiftete. Diese herrschte in zwei besondern Zweigen vierhundertsechszwanzig Jahre über Dschina, und wußte diesem Reiche eine Art von Berühmtheit zu verschaffen. Der Kaiser Wen-ti, ein Sprößling derselben, war für die Aufnahme des Ackerbaues, der Manufakturen und des Handels äußerst thätig: auch begünstigte er Künste und Wissenschaften mit wahrhaftig fürstlicher Milde. Sein Enkel Wu-ti schlug, wie er, die Tataren von Dschina's Gränzen zurück, und machte Eroberungen bis an die Hindische Halbinsel jenseit des Ganges. Auch unter den Nachfolgern desselben wurden die Gränzen des Reichs erweitert, und die Einwohner den Europäern bekannter. Jetzt ließen sich auch Juden in Dschina

nieder, und die Religion des Fo oder Foe kam im Jahre fünfundsechzig nach Christus aus Hindostan zu den Dschinesen. *) Die letztere ward dem Reiche durch ihre Priester, die Bonzen, bald verderblich. Denn weit entfernt, sich auf Gebet und Büßungen einzuschränken, mischten sich diese voll geistlicher Herrschsucht bald auch in weltliche Angelegenheiten, und erregten Unruhen auf Unruhen. Das Ende davon war die Enthronung der ganzen für Dschina so wohlthätigen Dynastie Han, worauf das Reich von neuem zersplittert wurde. Wu-Ti, der Stifter der Familie Tsin, vereinigte es wieder unter ein Oberhaupt. Allein die Regenten aus dieser Dynastie bedurften selbst der Leitung zu sehr, als daß sie

*) Kon-fu-tse, der unter dem Kaiser Ling-Wang 551 vor Christus gebohren wurde, verbesserte die vorgefundene Religion seiner Landsleute. Diese bestand ursprünglich in Verehrung der Körperwelt und ihrer Theile. Ihre höchste Gottheit, das Weltall, nannten sie Tieng, und später Schang-Ti. Die verschiedenen Theile der Natur waren ihre Untergottheiten: auch hatten sie natürliche und künstliche Fetische. Kon-fu-tse schränkte sich hauptsächlich darauf ein, eine bessere Sittenlehre in Umlauf zu bringen. Vielleicht aber waren auch seine theoretischen Begriffe von der Gottheit richtiger, als die Vorstellungen des großen Haufens. Ungefähr 50 Jahre vor Kon-fu-tse lebte der Stifter einer andern Religionspartei, Lao-kium, der Gottes größte Glückseligkeit in tiefe Ruhe setzte. Der höchste Gott desselben hieß Tao. Die vorgebliche Wissenschaft, unsterblich machen zu können, verschaffte dem Lao-kium oder Lao-tse starken Anhang. Fo oder Foe, der dritte Religionsstifter in Dschina, ein Hindischer Wunderthäter, lebte im ersten Jahrhundert nach Christus. Er forderte die Menschen auf, sich durch Büßungen vor künftigen Strafen zu bewahren. Diese Strafen bestanden nach seiner Lehre in Verweisung der Seelen in unreine und unglückliche Thiere. Die höchste Glückseligkeit war auch nach ihm die höchste Ruhe. Diese erhielt man durch Unterdrückung der Sinnlichkeit und durch Kasteiung des Körpers. Die Priester des Foe, die Bonzen, rühmten sich noch einer geheimen innern Lehre des Fol.

die Regierungsgeschäfte hätten besorgen können. Kong-Ti, der Letzte derselben, ward daher von Liehu-Yu ohne Mühe vom Throne gestofsen. Die geistige Bildung der Dschinesen ward in dieser ganzen Periode wenig, oder nichts vervollkommenet. Ihr eigenthümlicher Charakter, der Ort ihrer Wohnung, der Despotismus unter dem sie lebten, und mehrere andere Umstände hinderten ihre Kultur zu sehr, als daß selbst die weisesten und menschenfreundlichsten Philosophen, Religionsverbesserer und Gesetzgeber ihren Schneckengang zu beschleunigen vermocht hätten. Alles drehte sich hier in einem ewigen Kreise. Ihre Gesetzgebung war unabänderlich auf die Sittenlehre gegründet, und diese ruhte unwandelbar auf den heiligen Büchern der Urwelt. *) Wie sie, sagt Herder sehr passend, das Goldpapier und den Firniß, wie sie die saubergemalten Züge ihrer Charaktere, und das Geklingel schöner Sentenzen unmäßig lieben; so war und ist auch die Bildung ihres Geistes diesem Goldpapier und diesem Firniß, den Charakteren und dem Schellenklang ihrer Sylben durchaus ähnlich. *Sanftmuth und Biegsamkeit, gefällige Höflichkeit und anständige Geberden sind das Alphabet, das die*

*) Die heiligen Bücher der Dschinesen heißen Kings. Es giebt deren fünf. 1. Der Je-King. Die Charaktere desselben gestatten keine ganz sichere Auslegung. 2. Der Schu-King, oder Schang-Schu, der hauptsächlich Geschichte und Gesetzgebung zum Inhalt hat. 3. Schü-King, eine Sammlung historischer Gedichte. 4. Tschun-Tün, ein Geschlechtsbuch. 5. Li-Ki, eine Sammlung von Gesetzen und Vorschriften im bürgerlichen Leben. Außer diesen besitzen die Dschinesen noch sechs kanonische Bücher vom zweiten Range. Der Inhalt derselben ist moralisch, politisch und historisch. M. C. Desguinee *Idées de la littérature chinoise*, in den *Memoires de l'Academie des Inscriptions*. T. XXXVI. -- Dü Halde Beschreibung von China, Rostok 1749. Th. 2. -- *Recherches historiques philosophiques sur les Egyptiens et sur les Chinois* par Mr. Pauw.

Dschinesen von Kindheit an bereiten und unablässig durch ihr ganzes Leben hindurch üben. So war es vor Jahrtausenden, so ist es noch jetzo, so wird es unter gleichen Umständen auch noch Jahrtausende bleiben. Selbst ihre Kenntnisse in der Astronomie und Musik, in der Poesie und Malerei, in der Architektur und Kriegskunst bewegten sich nicht um einen Fuß breit von der Stelle, die sie schon vor undenklichen Zeiten einnahmen. An richtigem und feinem Geschmack, an scharfer und gebildeter Beurtheilungskraft, an zartem und innigem Gefühl für Schönheit und Schicklichkeit fehlte es ihnen daher gänzlich. Nur auf den Ruhm des Fleißes, auf die Ehre eines sinnlichen Scharffinns, auf das Lob einer feinen Künstlichkeit konnten sie von jeher Anspruch machen. Selbst ihre dichterischen Versuche tragen dies allgemeine Gepräge, das sich allen Denkmalen ihrer Thätigkeit aufdrückt. *)

10.

Hindostan.

Auch Hindostan spielt für uns in diesem Zeitraum auf dem Schauplatz der Weltgeschichte eine sehr unbedeutende Rolle. **) Eine Reise dahin war in den Au-

*) M. f. Herder's Ideen zur Philosophie der Gesch. der Menschheit III. S. 12. etc.

**) Desto wichtiger für die Aufklärung und Wohlfahrt des Landes war vermuthlich die Rolle, die es innerhalb seiner Grenzen spielte. Man sehe zur Kenntniß dieses Landes: Dow's Geschichte von Hindostan bis auf Akbar's Tod, Leipz. 1772. -- Asiatick Researches or Transactions of the Society instituted in Bengal for inquiring into the history and antiquities, the arts, sciences and literature of Asia; in's Deutsche übersetzt von Kleuker. --

gen sehr vieler Bewohner des Auslands das gefährlichste Unternehmen, das man sich denken konnte. Ist es daher zu verwundern, daß sehr Wenige ein Land kennen zu lernen wünschten, wohin allenfalls nur Heroen auf Abenteuer zogen? Die Hindu's aber fühlten sich eben so wenig gedrungen, an auswärtigen Händeln Theil zu nehmen, und ihr Blut auf fremden Fluren zu verspritzen. Was konnte daher dem Geschichtschreiber wohl Stoff liefern, von ihnen zu reden, so fern es ihm um Wahrheit und nicht um bloße Unterhaltung durch angenehme Märchen zu thun war? Dareios Hystaspis, König von Persien, unterwarf sich einige hindische Provinzen: allein seine Nachfolger hatten nicht Lust diese Eroberungen fortzusetzen. Für die lebhafteste Einbildungskraft Alexanders aber hatte es zu viele Reize, gleich dem Dionysos, in Hindostan einzudringen, als daß er sich einen Zug in diese fabelhaften Gegenden hätte versagen können. Jedoch waren seine Eroberungen bei weitem nicht von der Wichtigkeit, als man gemeiniglich vorgiebt. Schon damals war Hindostan in das Land *diesseits und jenseits des Ganges* getheilt, und gehorchte mehreren Beherrschern. Die genaueren Nachrichten, welche Alexanders Admiral Nearchos von diesem bis dahin äußerst unbekannten Reiche sammelte und in Umlauf brachte, waren das Wichtigste, was dieser ganze Feldzug des von zu großem Glücke schwindelnden Königs bewirkte. Denn die gemachten Eroberungen gingen nach des Eroberers Tode völlig wieder verloren. Nach diesen Zeiten verstummen fast alle Nachrichten von Hindostan. Nur so viel wissen wir noch, daß Sinfarchund, ein mächtiger

Crawford's Sketches chiefly relating to the history, religion, learning and manners of the Hindoos. -- On the Chronology of the Hindoos. By William Marsden 1790.

hindischer Fürst, mit Seleukos Nikator in einen Krieg verflochten wurde, und daß ein späterer hindischer Regent sich von einem syrischen Monarchen einen Philosophen ausbat. Die öfteren Gesandtschaften, welche die römischen Kaiser aus Hindostan erhielten, machten den Europäern dies Land nicht bekannter. Erst jetzt nach den Bemühungen eines Jones, Holwell, Dow, Wilkins, Crawford, Marsden und anderer Freunde des Alterthums, dürfen wir hoffen, daß der Nebel sich immer mehr zerstreuen werde, der auf den hindischen Jahrbüchern der Geschichte und Litteratur ruht. Denn seit den grauesten Zeiten des Alterthums fehlt es den Hindus nicht an wissenschaftlichen Kenntnissen jeder Art. Wie sollt' es daher an Schriftstellern Mangel gehabt haben, welche die Thaten ihrer Könige, die Schicksale ihres Vaterlandes, die Verdienste ihrer Vorfahren und Zeitgenossen auf die Nachwelt zu bringen suchten! Nach Dow's Versicherung gab es dieser mehrere, die zum Beweise ihrer Zuverlässigkeit selbst der Angriffe eines Dareios Hystaspes und Alexanders auf Hindostan, so wie anderer uns bekannter Vorfälle aus der hindischen Geschichte Erwähnung thun. Daß auch die schöne Blume der Dichtkunst unter den Hindus frühzeitig die wärmsten Verehrer und Pfleger fand, daran ist jetzt nicht mehr zu zweifeln. Man lese nur die Sakontala von Kalidas, so wird man sich hinlänglich davon überzeugen.

II.

Allgemeine Fortschritte der Orientalischen Poesie in diesem Zeitraum.

Auch in diesem Zeitraum fanden die Mufen auf den Gefilden des Orients hin und wieder reizende Blumen,

um sich nie verwelkende Kränze daraus zu winden. Zwar hatten die mancherlei Stürme, welche den Staat der Hebräer zuerst von einander rissen, und bald nachher gänzlich zertrümmerten, auch für die hebräische Dichtkunst sehr traurige Folgen. *) Die vorher so begeisternde Harfe verstummte, und die Musen flohen ein Land, wo Sittenlosigkeit herrschte, wo Götzendienst den Tempel Jehovah's entweilte, wo das Winseln des Unterdrückten und das stolze Hohnsprechen des Unterdrückers jedes stille aus friedlichem Winkel emporwallende Lied übertönte. Allein die vom Himmel entstammte Dichtkunst verließ darum noch nicht ganz die sie verkennende Menschheit. Dem armen Sterblichen von der gütigen Gottheit zur Trösterin im Leiden, zur Theilnehmerin in Tagen der Freude, zur Ermunterung bei kühnen und mühevollen Unternehmungen verliehen, suchte sie nur friedlichere Gefilde auf, um sie mit ihren Segnungen zu beglücken. Das vom siegreichen Alexander neubelebte Aegypten, hauptsächlich aber das von Kunstfleiß wimmelnde Alexandrien, ertönte jetzt mehr als jemals von melodischem Gesange. Und waren es auch nur fremde Musen, die aus griechischen Saiten hier Töne lockten, erklangen ihre Akkorde auch nicht so rein und lieblich, als sie einst auf Hellas's Fluren erschallten; so waren sie doch immer einem Lande äußerst heilsam, wo sich ein neues Leben regte, das nur durch sie zur Humanität gebildet werden konnte. **) Bis zu Arabiens Felsen war bis dahin noch

*) Wir haben daher aus dieser Periode, wo der Prophetengesang, wie die Empfindung der Freude, des Danks und der Hoffnung verstummte, von den Hebräern fast nichts weiter übrig, als einige Nachklänge der gnomischen Lehrpoesie.

**) Die frühern Ptolemäer waren vorzügliche Freunde und Verpfleger der griechischen Muse, die hier ein zwar minder frohes, aber doch ruhiges, Alter verlebte.

kein Eroberer gedrungen, hatte sich noch keine fremde Sitte geschlichen, hatte noch kein verderblicher Luxus sein Gift verbreitet. Kein Wunder also, wenn hier die Mufen noch ihr altes Gewand nicht abgelegt hatten, wenn ihre Saiten noch eben so eigenthümlich, wie vormals, erklangen. Und daß sie erklangen, dafür bürgt uns der ganze Charakter des gefühlvollen thätigen Arabers, dem Gesang nicht minder werth und unentbehrlich ist, als ein tapferes Ross, als Schwert und Bogen, der die Dichtkunst nicht minder hochschätzt als seine reiche und lebendige Sprache, als seinen alten, eingebornen Ursprung. Und wenn die felsichten Gegenden Arabiens zum Gesang begeisterten, wenn Hiob's Lied einst so furchtbar schön aus dem Graun der Klippen hervordringen konnte; sollten dann die reizenden Fluren Yemen's nicht das Herz noch mehr zu melodischen Liedern befeuert haben? Die schon vor Muhhämmed's Zeiten begonnenen poetischen Weustreite der Araber lassen uns dies mit Gewisheit glauben; gesetzt auch, daß der Sturm der Zeiten die sämtlichen dichterischen Denkmale Arabiens aus diesem Zeitraum zerstört haben sollte. *) Auch Persien, vormals der Aufenthalt der Mufen, war vermuthlich jetzt nicht ganz von ihnen verlassen. Vielmehr fällt das goldene Zeitalter der persischen Dichtkunst höchstwahrscheinlich in diesen Zeitraum. Der derische Dialekt der persischen Sprache erreichte jetzt den höchsten Gipfel der Verfeinerung; Ardschir Babekan war nicht bloß Freund der Mufen, sondern auch selber Dichter, und Chosru Nuschirwan begünstigte die schöne Litteratur so sehr, daß er selbst

*) Einige Bruchstücke arabischer Poesien aus jenen Zeiten scheinen noch vorhanden zu seyn. Weiter unten werden wir mehr davon sagen.

selbst griechische Meisterwerke in seine Sprache übertragen liefs. *) Wer kann nun wohl glauben, daß solche Beispiele, vom Throne herab gegeben, ohne Folgen seyn konnten? Gewifs beeiferte unter diesen Begünstigungen sich alles, um den Mufen nicht verwerfliche Opfer zu bringen. Die Vortreflichkeit der persischen Dichtkunst in diesem Zeitraum scheint noch in der Vollkommenheit der späteren Gedichte aus dem silbernen Zeitalter wieder, wie der Feuerglanz der Sonne in der sanfteren Abendröthe. Weit schlechter stand es dagegen in jeder Hinsicht mit der Poesie der Syrer, denen nie die Mufen mit vorzüglicher Milde lächelten. Ohne jenes himmlische Feuer der Begeisterung, das allein unsterbliche Gefänge erzeugt, blieben sie frostige Reimer, die nie durch Fleiß erlangten, was ihnen die Natur versagte. In desto vollerm Maasse genossen die Hindus der Gunst dieser gütigen Mutter und Verspenderin der mannigfaltigen Gaben des Himmels. Schon vor Jahrtausenden blühte hier die dramatische Dichtkunst in bezaubernden Reizen. **) Weit früher also müssen jene einfacheren Gattungen der Poesie daselbst Wurzel gefaßt haben, die der vollkommneren Blüte des Drama, wie die Blätter der Blume voranzugehn pflegen. O, daß wir den Schleier hinwegzuziehn vermöchten, der uns neidisch jene ältesten Denkmäler der Hindischen Dichtkunst verbirgt! O, daß mehrere mit dem rastlosen Ei-

*) M. f. Wahl's Geschichte der morgenl. Sprachen und Litteratur. S. 280. Der persische Gesang war von den frühesten Zeiten an heroisch.

**) Kalidas, der Verfasser der Sakontala, lebte im ersten Jahrhundert vor Christus. Der hohe Grad der Vollkommenheit, den jetzt das Hindische Drama bereits erreicht hatte, läßt auf weit frühere dichterische Versuche der Hindus in dieser und andern Dichtarten schließen.

fer des verewigten Jones in jene reichhaltige Fundgrube hinabstiegen, um uns Schätze, wie die Sakontala, daraus hervorzubringen! *) Die Hoffnung dazu ist mit dem Tode jenes verdienstvollen Alterthumsforschers nicht ganz erstorben: denn sein Beispiel ist unter seinen Landsleuten nicht ohne Wirkung geblieben. Auch macht gewiß die bereits gefundene und in so hohem Grade lohnende Ausbeute mehrere Freunde der Hindischen Dichtkunst nach neuen Entdeckungen lüstern. Weit weniger möchte dies von den bisher bekannten ältesten Denkmälern Dschinesischer Dichter gelten. Der hohe Grad von Künstlichkeit, wodurch sie sich größtentheils auszeichnen, die steife Anhänglichkeit an einmal hergebrachte Kleinigkeiten, die man bei den meisten wahrnimmt, die dadurch verfehlte oder beleidigte edle Einsicht, die nur durch ungekünstelte Darstellung ästhetischer Gedanken erreicht wird, sind Ursache, daß wir keine vorzügliche Meinung davon haben können. **) Da-

*) Ueber die Sakontala des Kalidas, wovon bald weitläufiger gehandelt werden soll, sehe man Herder's zerstreute Blätter IV. 363 etc. Um vorläufig die Aufmerksamkeit des Lesers darauf zu spannen, sehe hier nur noch Göthe's sehr treffendes Urtheil:

Willst du die Blüte des frühen, die Früchte des späteren
Jahres,

Willst du, was reizt und entzückt, willst du, was sättigt
und nährt,

Willst du den Himmel, die Erde mit einem Namen be-
greifen —

Nenn' ich Sacontala, dich, und so ist alles gesagt.

Eine sehr treffliche, mit Erläuterungen begleitete, Uebersetzung der Sakontala in deutscher Sprache lieferte Georg Forster unter dem Titel: Sakontala, oder der entscheidende Ring, ein indisches Schauspiel von Kalidas. Mainz und Leipzig 1791.

**) Freret sagt von den Dschinesen: ihre Dichter künsteln zu sehr, verfallen darüber in das Gezwungene und entfernen sich von der edlen Einsicht, welche durch die ungekünstelte Nachahmung

zu kömmt auch, daß ein großer Theil der Annehmlichkeiten Dschinesischer Gedichte auf dem seltenen Wohlklange, auf der ganz eigenthümlichen Modulation der Töne beruhet, die sie zu einer Art von Musik erhebt. Wie viel muß für denjenigen daher verloren gehn, der diese Poesien nicht in der Ursprache zu lesen im Stande ist, für den daher jener Wohl laut der Verse ganz verschwindet! Uebrigens war die Poesie von jeher eine der angenehmsten Beschäftigungen der Dschinesen. Schon frühzeitig kleidete man nicht bloß die Wahrheiten der Religion und Sittenlehre in das Gewand der Dichtkunst, sondern sogar die Grundsätze der Staatskunst wurden in der Sprache der Mufen vorgetragen. Späterhin belustigte man sich selbst bei Gastmahlen mit Versen, die man aus dem Stegreife verfertigte. Was Wunder also, wenn ein jeder, der auf Bildung Anspruch machte, auch den Mufen huldigte. Doch schränkte man sich meistens auf kleinere Gedichte ein, die unfern Sinngedichten, Sonneten und Madrigalen ähneln. Größere Gesänge waren selten, und an Heldengedichten fehlte es der schönen Litteratur von Dschina gänzlich. *) Daß übrigens die gesangliebenden Dschinesen

D 2

der Natur und ihrer Schönheiten erlangt wird. Der Grund davon ist, sie hängen zu sehr an Kleinigkeiten und eigen sinnigen Meinungen, wodurch sie mehr als irgend ein Volk unter der Sonne, die ungezwungene Natur verlassen. M. f. Memoires de l'Academie des Inscript. et de belles lettres T. II. p. 536.

*) Selbst die vollendetere dramatische Poesie fehlt den Dschinesen. Zwar besitzen sie Schauspiele die Menge, wovon einige vermuthlich auch in diesen Zeitraum hinabreichen; allein diese sind bloße Gespräche ohne Handlung, ohne Verwicklung, ohne Charakterzeichnung, ohne Interesse. Ihre ältesten Denkmale der lyrischen Poesie zeichnen sich zwar durch einen edlen Ernst und durch kunstlose Majestät aus; dennoch aber sind sie mehr ehrwürdige Sittenlehren als schöne Darstellungen kühner, vom

auch in dieser Periode den Musen gehuldt haben werden, läßt sich nicht anders denken, wenn auch keines ihrer gleichzeitigen Gedichte der Vergessenheit entgangen wäre. Ob die Karthager, die Parther und andre orientalische Völker aber sich in diesem Zeitraum mit der Dichtkunst beschäftigten, davon schweigen die Nachrichten beinahe völlig. Die Parther waren vermuthlich wohl zu roh und kriegerisch, als daß die friedliche Poesie bei ihnen Eingang erhalten konnte: dem eigennützigten Karthager aber, der alles nur nach klingendem Gewinn berechnete, verengte niedrige Habsucht und wuchernder Handelsgeist das Herz zu sehr, als daß es für sanftere Empfindungen, für Geschmack und Humanität, in deren Gefolge sich die Poesie allein gefällt, Empfänglichkeit und Raum gehabt hätte. Die Hebräer, Araber, Perser, Hindus und Dschinesen werden daher auch in dieser dritten Periode die einzigen Völker des Orients seyn, deren poetische Verdienste wir untersuchen und würdigen können. Was von Blumen der Dichtkunst auf Aegyptischem Boden blühte, war hier nicht heimisch, sondern aus Hellas's Fluren hierher verpflanzt, daher wir auch besser zugleich mit Griechenlands dichterischen Denkmalen aus diesen Zeiten davon reden.

Feuerhauch der Begeisterung durchglühter, Empfindungen und Gedanken. Die im Schi - King enthaltenen und von Dü - Halde mitgetheilten Oden sind davon Beweise.

I. Hebräische Dichtkunst.

Sprachzustand.

I.

Die hebräische Sprache hört auf lebende Sprache zu seyn.

Unter Salomo's prächtiger Regierung hatte die hebräische Sprache den höchsten Grad ihrer Ausbildung erreicht. *) Die Fortdauer der alten Freiheit und Religion liessen sie bisher nicht sinken, und die täglich zunehmende Sittenverfeinerung nahm immer mehr von ihren rauhen Ecken hinweg, machte sie immer reicher, melodischer, geschmeidiger, verarbeitete sie zu einer immer angenehmeren, aufschliessenderen und geistvolleren Hülle zarter Empfindungen und lieblicher Gedanken. Nur in die Sprache des Unterjochten drängten sich Wörter, Redensarten und Biegungen des Auslandes ein, Palästina aber kannte unter seinen Königen bis auf Salomo nur Triumphe. Zwar trieb die hebräische Nation einen beträchtlichen Handel mit den Phönikiern, der unter Salomo's Herrschaft am meisten blühte. Allein dieser Verkehr hatte auf die Verunreinigung ihrer Sprache keinen Einfluss. Denn einmal war die Phö-

*) M. f. die Geschichte der hebräischen Sprache in Wahl's allgemeiner Geschichte und Litteratur der morgenländischen Sprachen. Leipzig 1784.

nikische Mundart Semitisch, das heisst, ein Zweig von demselben Stamme, dem die hebräische entspross, und dann war der Nationalstolz der Hebräer auf ihre Abkunft, auf ihre Sitten, auf ihre Sprache zu gross, ihr Staats- und Religionsband zu fest geschlungen, ihr Verbot der Volksvermischung zu ernst und streng, als dass ihre Sprache durch den Umgang mit Ausländern entstellt werden konnte. Allein kaum hatte Salomo sein Auge geschlossen, so verfiel mit der Zersplitterung des Reichs auch die Staatsverfassung und die Sprache sehr merklich. Assyrien legte der Freiheit des Staats Israel Fesseln an. Schon dieses wirkte sehr nachtheilig auf die Sprache desselben. Noch schrecklicher aber ward sie entstellt, als sich Hoseas, um das Assyrische Joch abzuschütteln, mit Aegypten vereinigte. Denn nun kam der Chaldäer Salmanassar, bezwang die Widerspänstigen mit rächenden Waffen, und führte sie aus dem Schoosse ihres Vaterlandes nach Medien. Die leeren Gegenden wurden dafür mit fremden Pflanzvölkern besetzt, aus denen das Volk der Samariter emporwuchs. Unmöglich konnte jetzt die nahe Nachbarschaft der Barbaren für die Sprache und Sitten der Bewohner Judäa's ohne verderbliche Folgen seyn. Und als nun endlich auch Judäa zuerst den Chaldäern zinsbar gemacht, dann aber gänzlich aus der Reihe der Staaten hinweggetilgt wurde, als Jerusalem nur noch ein Aschenhaufen war, und seine Bürger hinweggeführt in Babylon ihre Tage verseufzten; da sank die Sprache der Hebräer immer tiefer von ihrer vormaligen Höhe in Verachtung und Schande. Chaldäismen und Barbarismen aller Art entstellten immer mehr diese einst so würdige Dollmetscherin der Befehle und des Preises Jehovah's. Ihr vormals blühendes Ansehn ward immer mehr von dem Einfluss des fremden Himmels unkenubar gemacht, und bald schämten sich selbst ihre sonstigen Verehrer ihres Schma-

zes und fingen an, der Sprache des Auslands zu huldigen. Zwar kehrte nachmals ein großer Theil der Hebräer auf Koresch's Erlaubniß zurück in das Land ihrer Väter, ja noch mehr, ihr Tempel erhob sich von neuem aus seinen Trümmern. Allein, so viel Gutes dies auch für Reinigung und Wiederherstellung ihrer Sprache erwarten ließ; so kehrten dennoch die Zeiten ihrer Blüte nicht wieder. Armselig war der Zustand, worin sie ihre in Palästina zurückgebliebenen Brüder trafen, noch trauriger aber die Gestalt ihrer von Zeit und Umständen entstellten und fast aller Lebenskraft beraubten Sprache. *) Und als nun endlich Jerusalem dem siegreichen Ptolemäos seine Thore öffnen mußte, als eine Menge seiner Bewohner es mit dem blühenden Alexandrien vertauschte; da begann die hebräische Sprache den letzten Kampf, der bald darauf ihrem einst so kraftvollen Leben völlig ein Ende machte. Die in Aegypten lebenden Juden vergaßen sie über der Sprache der Hellenen, so daß ihre heiligen Bücher selbst in diese letztere übersetzt werden mußten. **) Die in Palästina zurückgebliebenen Hebräer aber bildeten unter dem Despotendruck der Seleukiden ihre Mundart immer mehr in den syrischchaldäischen Dialekt um. Auch hier verlor sich dadurch die Bekanntschaft mit der Sprache der Väter so sehr, daß man zur griechischen Dollmetschung und syrischchaldäischen Erklärungen greifen mußte.

*) Als ein Theil der Juden aus den babylonischen Staaten in ihr Vaterland zurückgekehrt war, war ihnen die Ursprache des Gesetzes so fremd geworden, daß man es, um es verständlich zu machen, bei den öffentlichen Vorlesungen in's Chaldäische übersetzen mußte.

**) Diese Verdollmetschung der heiligen Bücher der Juden ward auf Veranstaltung des ägyptischen Königs Ptolemäos Philadelphos durch eine Gesellschaft jüdischer Gelehrter außerhalb Alexandrien verfertigt.

te, um sich mit dem Sinn der Religionsurkunden bekannt zu machen. Als endlich die Juden, nach Zerstörung ihrer Hauptstadt, in alle Gegenden der Erde zerstreut wurden, da erhob sich allmählich jenes Gemisch, das unter dem Namen des Rabbinischen bekannt ist.

2.

Ursachen des Verfalls der hebräischen Poesie in diesem Zeitraum.

Eben die feindseligen Umstände, unter denen die Sprache der Hebräer ihrem Untergange entgegenwelkte, brachten auch ihrer vormals so blühenden und reizvollen Poesie das Verderben. Die sonst so saftreiche, mit den schönsten, mannigfaltigsten und erquickendsten Blumen und Früchten so reichlich gesegnete Pflanze ertrug die schwüle Hitze der Drangsale, Verfolgungen und Bedrückungen nicht, welche sich von mehreren Seiten her über den hebräischen Staat verbreiteten. Sie, die allein der Thau des Friedens nährt, erhält und befruchtet, mußte welken, als das Blut der im Kriege Erschlagenen zu ihren Wurzeln hinabdrang, als die Thränen trostloser Wittwen, verlassner Waisen, unterdrückter Redlichen sie überschwemmten. So schön sie daher zuvor unter dem milden Himmel der Freiheit, Sicherheit und Ruhe gegrünt, so reizend sie manches Weissen, Helden und Menschenfreundes Locken mit ihren Blüten und Blättern geschmückt hatte; so traurig senkte sie jetzt den Scheitel, der alles Reizes beraubt war. Und als man sie endlich gar aus ihrem heimischen Boden entwurzelte, als man sie auf fremde Fluren verpflanzte, da wurden bald ihre Blätter das Spiel der Winde und ihre Wurzeln der Gewürme Nahrung. Die

Thaten Moseh's und andrer Helden der Vorzeit lagen zu fern, und waren schon zu oft durch Lieder verherrlicht, als daß sie noch zu neuen Gefängen reizen konnten. Die Wunder des Muthes, der Tapferkeit, der Unerfrockenheit, wodurch sich das Heldenzeitalter der Hebräer auszeichnete, und die zu manchem kühnen Liede begeistert hatte, waren den jetzigen verweichten Nachkommen jener Streiter zu unglaublich, als daß sie mit Vergnügen dabei verweilen, und durch Betrachtung derselben zum Preise ihrer kühnen Ahnherren entflammt werden konnten. *) Vorzüglich aber lastete der Despotendruck der Assyrier und Chaldäer, der Syrer und Römer zu schwer auf ihrem Nacken, als daß sie sich zu etwas Großem und Edlen emporzurichten vermochten. Und was dieser Druck von auswärtigen Feinden nicht that, das vollendeten die ewigen Gährungen, Bedrängungen und Zwistigkeiten, die im Herzen des Staates wüteten. Wie konnte daher in so stürmischen, unsichern und blutgierigen Zeiten die Poesie gedeihen, sie, die allein in stiller Ruhe grünt, oder nur in siegreichen Kriegen spriest, um Blumen für das Haupt des menschenfreundlichen Helden darzureichen? Dazu kam noch, daß es den Gefühlvolleren der Nation jetzt durchaus an Mustern zur Nachahmung, an Einrichtungen zur Aufmunterung fehlte, um ihre dichterischen Anlagen zu entwickeln, das Feuer der Begeisterung anzufachen, und sich und Andre dadurch zum Guten und Edlen zu erwärmen. Ganz anders war es im Zeitalter Samuel's, David's, Salomo's,

*) Auch wär' es unter dem Joche fremder Herrscher nicht rathsam gewesen, den Muth, die Tapferkeit und Unerfrockenheit der Ahnherren zum Gegenstande der Poesie zu wählen. Die Despoten der Hebräer hätten dies leicht als Neuerungsucht ausgelegt und als solche bestrafen können.

Jesaias's. *) Wie viel treffliche Naturgefänge tön-
 nicht aus den von Samuel errichteten Prophetenschulen!
 Wie entzündete nicht David's Beispiel, gleich einem
 elektrischen Schlage, alle Herzen zur Liebe des Gefan-
 ges! Wie weckte Salomo's Harfe ringsumher schlum-
 mernde Töne, die vielleicht ohne ihn nie den Saiten
 entschollen wären! Wie rifs Jesaias's Schwung den
 laufschenden Zeitgenossen mit sich empor zum Throne
 Jehovah's, um einzustimmen in den Preis des Unendli-
 chen! Wie sammelten sich allenthalben die Seher Got-
 tes um ihn, um seinen Akkorden zu horchen, um durch
 seine Begeisterung ihr Herz zu entflammen, um von
 ihm Schönheit und Würde, Kraft und Leben des Ge-
 fanges zu lernen! Jetzt waren alle diese entzückenden
 Sänger der Vorzeit verstummt, selbst die Stimmen der
 Klage, die auf Babylon's Fluren den Druck der Knecht-
 schaft befeuzten, waren von den Lüften verwehet. Was
 konnte daher zur Nacheiferung reizen, was zum Vor-
 bilde dienen, was Sporn und Ermunterung werden?
 Und wenn auch manches von den Gefängen der Vor-
 welt noch nicht vom Sturm der Zeiten vertilgt war, so
 lag es doch in stummen Sammlungen verschlossen und
 wagte es nicht, vor den feindseligen Ohren des Despo-
 ten seine Stimme zu erheben. Denn wie durften man-
 che Lieder, im süßen Taumel errungener Freiheit, be-
 siegter Feinde, erkämpfter Rechte gesungen, jetzt laut
 ertönen, wo man die Sklavenfessel trug, und wo der
 despotische Herrscher wachsam auf alles lauschte, was
 zu Zerbrechung derselben ermuntern konnte? Wie
 durfte der Spott über die Ohnmacht sterblicher Herr-
 scher gegen die Macht Jehovah's, wie die Hohnlache

*) Man sehe den ersten Band dieser Geschichte, wo die Ursachen,
 welche den Flor der hebräischen Poesie in der vorigen Periode
 beförderten, S. 280 — 291 weitläufiger angegeben sind.

über vereitelte Plane stolzer Unterdrücker, wie die Drohungen des Schutzgottes der Israeliten gegen die Dränger und Verfolger derselben laut werden, welche so viele Gefänge David's und seiner Zeitgenossen, so viele lyrische Ergüsse der hebräischen Seher beseelen? Eben so wenig durften die mancherlei politischen Weissagungen der alten Propheten, die Verheissungen glücklicher Zeiten, die Ausichten in Tage der Freiheit, der Ruhe, der Herrschaft jetzt der Stille, worin sie ruhten, entschlüpfen, wenn Unruhen verhütet und die Geißel der Despoten nicht zur Rache gereizt werden sollte? Wie hätte in dieser Lage nun wohl gar ein neuer Sänger es wagen können, ähnliche Empfindungen in Lieder zu hauen, ähnliche Ausichten in Weissagungen zu eröffnen, ähnliche Gefinnungen, Entschlüsse, Hofnungen in Gefängen zu verbreiten? Der herrschende Ton, worauf die Seelen der bessern Israeliten in diesem Zeitraume gestimmt waren, war überdies Harm und stiller Schmerz über die verlorne Selbstständigkeit ihres Reichs, war verborgene Traurigkeit über das noch immer zunehmende Elend ihrer grolsentheils verblendeten und bethörten Brüder, war herzzernagender Gram bei'm Anblick des immer näher kommenden Verderbens, das endlich die völlige Auflösung des längst schon morschen Staats in kurzem nach sich ziehen mußte. Eine solche Stimmung der Seele aber ist nicht geeignet, in Liedern laut zu werden, oder wenn dies ja der Fall ist, so verhalten sie gern in einem einsamen Winkel, wo niemand der rinnenden Thräne spottet, wo das Schluchzen des Kammers nicht vom Hohne verlacht wird. *) Noch viel weniger konnten die Mäusen unter dem verderbteren

*) Die jüngsten der in der Psalmenlese befindlichen elegischen Lieder reichen daher höchstwahrscheinlich nicht in die Zeiten der neuen Niederlassung der Juden in Palästina.

Theile der Israeliten Freunde finden. Denn diese wurden, wie ein Schiff beim Meersturm, von immerwährenden Gährungen, Feindseligkeiten und Erbitterungen umhergeworfen. Bald war es diese, bald jene Partei, die sie begünstigten, für die sie Leib und Leben wagten. Bald sollte dieser, bald jener Plan ausgeführt, bald dieser gestürzt und jener erhoben, bald dieser gerettet und jener dem Verderben geopfert werden. Wie war es bei diesem ewigen Hin- und Herwogen der Leidenschaften möglich, nur der Dichtkunst zu gedenken, geschweige denn ihr Heiligthum zu besuchen und Weihgeschenke darin aufzuhängen? Selbst die Zeiten der Makkabäer, wo der bisher so trübe und stürmische Himmel sich über dem Staate der Israeliten in etwas erhellte, waren von jenen Gährungen unter den Parteien nicht ganz frei, und wo auch Stille herrschte, da war es die Stille der See, die vor heftigen Stürmen vorhergeht. Doch wäre die Regierung jener Heldenfamilie auch noch so friedlich gewesen, so waren die Mufen einmal aus dem ihnen verhasst gewordenen Judäa zu weit entflohen, als daß sie sogleich zurückgerufen werden konnten. Sonst würden sie in den kühnen Thaten der Makkabäer sehr glücklichen Stoff zu Gefängen, gleich den Liedern der Vorwelt, gefunden haben. Endlich verlor die hebräische Dichtkunst auch durch den Verfall des Gottesdienstes eine sehr wichtige Stütze ihrer vormaligen GröÙe. *) Wie viel der geistvollsten und feurigsten Lieder ertönten nicht zu den Zeiten David's und Salomo's am Sabbat, oder an

*) Die genaue Verbindung, worein David Poesie, Musik und Gottesdienst zu versetzen wußte, trugen das meiste zu der hohen Vollendung bei, welche die heilige Dichtkunst im Davidischen Zeitalter erreichte. M. s. diesen Versuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie I. S. 288.

den Festen der Israeliten! Wie beeiferten sich die heiligen Sänger, von David ermuntert, und durch sein Beispiel entflammt, durch entzückende Gefänge das versammelte Volk mit Andacht zu durchglühen, es auf den Flügeln der ihm mitgetheilten Begeisterung zu Jehovali zu erheben, sein Herz mit Freude, Dank und Beruhigung zu erfüllen, und seinem Geiste die seligsten Aussichten in die Zukunft zu eröffnen! Wie sorgten sie nicht, um selbst dem frommen Pilger, der aus den Provinzen zum Feste nach Jerusalem wallte, Gefänge in den Mund zu legen, die seine Sehnsucht nach dem Heiligthum Jehovali's erregten, die sein Herz auf die Feier der festlichen Tage vorbereiteten, die ihn schon im voraus mit frommen Gefühlen, Wünschen und Entschlüssen erfüllten! *) Wie rang selbst die heilige Tonkunst, um durch ihr himmlisches Feuer die Glut des gottesdienstlichen Gesangs zu verstärken, und Aller Herzen zu dem seligsten Entzücken zu schmelzen! Jetzt war von dem allen kaum ein Schatten noch übrig. Der schöne Tempel, ein Wunder der Baukunst, lag in der Asche, und als er von neuem daraus erstieg, war sein Glanz doch nicht mit der Würde und Hoheit des alten Tempels zu vergleichen. Die heiligen Feste wurden in den Zeiten der Angst und Verfolgung nicht selten unterbrochen. Kein Reisegefang scholl da mehr auf den Wegen, worauf vormals der fromme Pilger hinauf nach Jerusalem wallte: kein Halleluja stieg mehr zu den goldenen Zinnen des Tempels. Kein Wunder, daß auch die Harfe nicht mehr tönte, daß die Flöte

*) Die Psalmenlese enthält eine Menge trefflicher Gesänge von der Art, die zu den empfindungsvollesten dichterischen Ueberresten des hebräischen Alterthums gehören. Man nannte sie Reiselieder, oder Stufenlieder, weil sie beim Hinaufsteigen nach Jerusalem gesungen wurden. M. f. Th. I. dieses Versuchs einer allgem. Gesch. der Dichtk. S. 288.

schwie, daß die Posaune und Aduffe verstummen. Kein Wunder, daß die heilige Tonkunst eben so versiel, als die Kunst der Lieder, die sie vormals auf ihren Flügeln zur Gottheit empor trug. Kein Wunder, daß der Gesang verhallte, als seine Dollmetscherin, die Musik, ihn nicht mehr durch das Ohr in das Herz hinableitete, seine Empfindungen und Gedanken nicht mehr den Vorstellungen und Gefühlen des Hörers angeschlossen und mit ihnen zu einem schönen Ganzen vereinigte.

Jesus, der Sohn Sirach's, war daher, so viel wir wissen, in diesem Zeitraum der Einzige, der dem dichterischen Ruhme seiner durch die Gunst der Mufen so ausgezeichneten Ahnherren in hebräischer Sprache mit Glück nachrang. *) Die Bewunderung der Denksprüche des weisen Salomo leitete ihn vermuthlich auf diesen Zweig der Poesie, der für sein Zeitalter auch der sicherste und angemessenste war. Doch konnte er nicht umhin, auch die Empfindungen seines Herzens über die Wunder der göttlichen Macht und Güte, in einem feurigen Hymnus zu ergießen, und den Ruhm seiner Ahnherren mit dankbarer Bewunderung zu verkünden. Der Stifter des Christenthums wählte, ohne auf Dichterruhm Ansprüche zu machen, das Gewand der Parabel, um verschiedene heilsame Lehren durch diese Einkleidung dem schwachen Auge seiner Zeitgenossen näher zu bringen. Johannes endlich, oder wer der Verfasser der unter seinem Namen bekannten Orakel seyn mag, versuchte es, sich durch die Lieder der alten Seher seines Volkes zum Prophetengefange zu begeistern. Die Epopöe blieb auch in dieser Periode

*) Jesus Christus bediente sich der syrischchaldäischen Sprache und Johannes der Hellenistischen. Der Siracide hingegen schrieb höchstwahrscheinlich in der eigentlichen Sprache seiner Vorfahren.

eine der hebräischen Dichtkunst unbekannte Blume. Der Orientale war von je her zu lebhaft, zu feurig, als daß nicht jeder Gedanke seiner Seele sogleich in Empfindung übergegangen, und seine Empfindung zu stark und innig, als daß sie nicht plötzlich in lyrische Gefänge ausgebrochen wäre. Daher konnte auch auf diesem Felde fast keine andre Gattung von Poesie zu einiger Blüte gelangen, als die lyrische *) Vielleicht auch, daß die Lebhaftigkeit des raschen Morgenländers seinem Geiste zu längeren epischen Gedichten nicht Ruhe und Stätigkeit genug erlaubte, daß er nur zu kürzeren Liedern gleichsam Brust und Odem hatte. Endlich war auch wohl die Anhänglichkeit des Hebräers an die durch Sage und Geschichte ihm überlieferten Thaten der Vorzeit zu stark und bänglich, sein Glaube selbst an die geringsten Kleinigkeiten der Urgeschichte zu groß und gewissenhaft, seine Ehrfurcht selbst für die Legende zu unbegrenzt, als daß sich die epische Dichtkunst daran wagen konnte. Sonst würde der Auszug der Väter aus Aegypten in der früheren Geschichte, so wie die Thatenreihe der Makkabäer in der späteren Periode des jüdischen Staats dem Epiker keinen ganz verwerflichen Stoff geliefert haben. Selbst zum Drama hätte so manche im grauen Alterthume vorgefallene Begebenheit gewiß nicht ohne Glück bearbeitet werden können, wenn man nicht auch poetische Bearbeitungen wirklicher, oder geglaubter Vorfälle der vaterländischen Geschichte von dieser Art als Staatsverbrechen gefürchtet hätte. Dagegen trug Johannes kein Bedenken, die Schicksale des Christenthums und den ihm bevorstehenden Triumph über die Reli-

*) Im Munde der Hebräer nahm jeder Stoff, den sie poetisch vortrugen, mehr oder weniger, eine lyrische Form an. Selbst unter ihre Denkprüche drängten sich daher lyrische Ergüsse.

gion der Juden und Heiden zu einer Art von heiligem Drama zu verarbeiten. *) Denn hier ward er durch keine heilige Legende eingeschränkt, durch keine abergläubische Ehrfurcht gegen Sagen der Vorzeit gefesselt. Der Schauplatz seines Drama's war nicht auf Erden, sondern im Himmel, der Stoff desselben nicht ein Vorfall aus der Urgeschichte seiner Nation, sondern eine wichtige Begebenheit, die seinem prophetischen Blicke aus der Zukunft entgegenglänzte. Daher konnte er sich ungestört dem Feuer der Begeisterung überlassen und auf den Flügeln der Dichtung so hoch empor schweben, als er wollte.

*) Daß die Apokalypse, die sich unter Johannes's Namen aus dem hebräischen Alterthum erhalten hat, zu der dramatischen Dichtart gehöre, hat Hr. Hofr. Eichhorn in seinem trefflichen Kommentar über dieselbe hinlänglich dargethan. Vermuthlich gaben die griechischen und lateinischen Drama's, die dem Verfasser sehr gut bekannt seyn konnten, ihm die Idee zu einer Dichtart, welche dem ganzen hebräischen Alterthum, ja beinahe der ganzen morgenländischen Poesie der Vorzeit unbekannt war. Denn das Buch Hiob kann nicht unter die Zahl der Drama's gerechnet werden: eben so wenig bilden die Lieder, die bei Einweihung der Burg Zion mimisch abgesungen wurden, ein eigentliches Drama.

1. Lehrpoesie.

a) Die Parabel.

3.

*Parabeln Jesus's.**Einige Proben davon.*

Die Absicht der Parabel ist, gewisse Lehren, Wahrheiten und Erfahrungen durch Hülfe der Dichtung der menschlichen Fassungskraft nahe zu bringen. Eben dieses ist auch der Zweck der Fabel, und in so fern sind sich beide Dichtarten ziemlich ähnlich. Allein die Fabel ist vermöge ihrer Natur mehr geeignet, Ueberzeugung zu bewirken, als die Parabel. Die letztere ist ein erdichteter Fall aus der menschlichen Geschichte, der sich zwischen Dichtung und Wahrheit in der Mitte verliert. *) Sie macht nur wahrscheinlich, ohne Gewissheit hervorzubringen. Die Fabel hingegen zeigt uns die innere Nothwendigkeit einer Wahrheit, eines Erfahrungssatzes, einer zu beginnenden Handlung. Dies bewirkt sie durch den Charakter der Wesen, die sie aufstellt, die sie in unsrer Nähe reden und handeln läßt. Durch dies Letztere hilft sie dem Mangelhaften der Parabel ab, indem sie uns durch die von ihr aufgestellten handelnden Naturwesen die moralischen Gesetze der Schöpfung selbst in ihrer innern Nothwendigkeit vor Augen bringt. **) Aus diesem Grunde wählten sie

*) M. v. Herder's zerstreute Blätter III. S. 165.

**) Der Charakter der Naturwesen, welche die Fabel aufstellt, sagt Herder, ist, so wie ihr Verhältniß gegen einander, durch die Natur bestimmt; sie handeln in diesem Charakter und müssen in ihm handeln, nicht aus Willkühr, sondern aus Nothwendigkeit. Er gehet fort durch ihr Leben, und kein Geschlecht kann ihn ändern. Da er nun zugleich stark ausgeprägt, und nicht,

die Weisen der Vorzeit schon im grauesten Alterthum zur Lehrerin der Menschen, und sie erreichten gewiss in den meisten Fällen damit ihre Absicht. Auch der Lehrer des Christenthums gebrauchte die sinnliche Kraft der Dichtung, um gewissen Lehren und Wahrheiten einen leichtern Eingang in die Herzen seiner Zeitgenossen zu verschaffen. Er wählte dazu die Parabel, deren bildlicher Vortrag ihm zur Erreichung seiner Absicht genügte. Die Geschichtschreiber seines Lebens und seiner Thaten haben uns einen schönen Kranz derselben aufbehalten. Edle Einfalt, Kraft und Nachdruck sind der Charakter derselben. Die Bilder, woraus sie bestehen, sind aus der Natur, oder aus dem täglichen Leben ausgehoben und eben so geschickt gewählt, als meisterhaft verbunden. Dies ist der Grund der grossen Deutlichkeit und Anschaulichkeit, vermöge welcher sie dem blödesten Verstande einleuchten, dies die Ursache

wie bei dem Menschen, unbestimmt, wandelbar und versteckt ist; da ihn jedermann, auch ein Kind, kennt, und von Jugend auf mit dem Namen und mit der Gestalt des Baums und des Thieres auch sein inneres Gepräge, ja mit der Geschichte desselben zugleich sein unwandelbares Schicksal verbindet; so ist es eben die Fabel, die uns jetzt eine Lehre, jetzt einen Erfahrungssatz aus dieser Geschichte als nothwendig darstellt, mithin von den ewigen Gesetzaufeln der Natur uns ein Wort, oder eine Sylbe, unauslöschlich in's Gemüth prägt. M. f. Herder's zerstr. Bl. III. 166. Jesus hielt indeß die Fabel, die vorzüglich dazu geeignet ist, Lebensklugheit zu lehren, vermuthlich nicht für würdig genug, um Religionswahrheiten dadurch zu veranschaulichen, oder Bemerkungen zu versinnlichen, die er bei seinem Lehramt über die Moralität der Menschen zu machen Gelegenheit hatte. Ueberdies war es ihm auch mehr darum zu thun, seinen Zeitgenossen gewisse besondere Thatfachen in Absicht ihrer Moralität und Folgen sinnlich darzustellen, als allgemeine Erfahrungssätze und Lehren der menschlichen Fassungskraft nahe zu bringen. Hierzu aber war ihm die Parabel bequemer.

des großen Interesses, welches der Gebildete wie der Ungebildete daran findet, dies die Quelle der Kraft, womit sie auf jede nur irgend für das Schöne und Edle gefühlvolle Seele wirken. Dazu kommt noch die Würde, die Reinheit und Mannigfaltigkeit der Sprache, dazu die Popularität und Zweckmäßigkeit des Ausdrucks, dazu die ungekünstelte Natur des Vortrags, der sich von hochtrabendem Schwulst eben so weit entfernt, als von Nüchternheit und Platitude. Lauter Eigenschaften, die sie würdig machen, in der Gallerie der besten und interessantesten dichterischen Gemälde der Vorwelt eine ehrenvolle Stelle einzunehmen. Um die Bemerkung sinnlich darzustellen, daß die von ihm ausgestreuten Lehren nur in wenigen Herzen Wurzel faßten und Früchte trugen, und um die Ursachen dieser traurigen Erfahrung seinen Zuhörern zu veranschaulichen, erzählte er einst folgende Parabel:

Ein Landmann gieng, um Saat zu streun, auf's Feld,
 Und sieh! indem er streute, fiel ein Theil
 Des Samens auf den Weg, und Wanderer
 Zertraten ihn, ihn pickten Vögel weg.
 Ein andrer Theil fiel auf den Fels, und bald
 Nachdem er aufgieng, welkt' er wieder: denn
 Es fehlt' ihm an Säften zum Gedeihn.
 In Dornen fiel ein dritter Theil der Saat, |
 Die Dornen grüneten mit ihr empor,
 Und sie erstickte unter ihrem Druck.
 Der Rest des Samens nur traf gutes Land,
 Gieng auf und brachte hundertfältig Frucht.
 Wer Ohren hat, zu hören, höre mich!

Die ausgestreute Saat ist Gottes Wort.
 Der Weg, auf den ein Theil des Samens fiel,

Sind, die das Wort zwar hörten, aber bald
 Vergessen, weil ein böser Dämon es
 Hinweg aus ihrem Herzen raubt, damit
 Sie nicht befehle des Wortes Kraft.

Dem Felsen gleicht, wer Gottes Lehre hört
 Und freudig aufnimmt, doch nur kurz bewahrt.
 Sie schlägt nicht Wurzel in des Herzens Grund,
 Drum grünt sie nur im Sonnenschein des Glücks.
 Und welkt, so bald des Unglücks Sturm erbraut.

Den Dornen ähnlich sind die Menschen, die
 Das Wort des Herrn vernehmen, aber voll
 Von Ueppigkeit, von Sorgen und Begier
 Es in der Brust ersticken, daß es nicht
 Emporschießt und des Segens Früchte trägt.

Dem guten Lande gleichen die zuletzt,
 Die Gottes Wort vernehmen, tief in's Herz
 Es prägen, was ihr Ohr vernommen hat,
 Und Früchte bringen ohne Zahl und Ziel. *)

Ein andermal suchte Jesus seinen Zeitgenossen die traurigen Folgen ihrer Ruchlosigkeit und Unachtsamkeit auf seine Ermahnungen und Warnungen zu zeigen, und sie auf den nahbevorstehenden Untergang ihres Staats aufmerksam zu machen, den sie, durch Verachtung seiner Person und seiner Lehren, selbst beschleunigten. Er erzählte daher folgende Parabel: **)

Einst pflanzt ein Hausherr einen Weinberg, zog
 Rings um die Reben einen Zaun zum Schutz,
 Grub eine Grube zum Empfang des Weins,

*) M. f. das Evangelium Lukas's VIII, 15.

**) S. Matthäus XXI, 33. Markus XII, 1.

Der aus der Kelter floss, *) baut' einen Thurm, **)
 That ihn an Winzer aus und zog darauf
 Hinweg von ihm in ein entferntes Land.
 Als nun herbei die Zeit der Früchte kam,
 Da sandt, er Knechte zu den Winzern hin,
 Um zu empfahn der Reben süsse Frucht.
 Allein die Winzer griffen frevelhaft
 Die Knecht', erwürgten einen aus der Zahl,
 Den andern stäubten sie, der dritte sank
 Von einem Guß von Steinen hingestreckt.
 Nun wurden abermals, und mehr als jüngst,
 Vom Hausherrn Knechte hingefandt: allein
 Auch diese traf das Loos der Ersteren.

Drauf sandt' er zu den Winzern seinen Sohn,
 Und dacht' in seinem Herzen: „scheuen sie
 Auch nichts, so werden sie doch diesen scheun!“
 Doch kaum noch sahn die Weingärtner den Sohn,
 So riefen sie sogleich einander zu:
 „Dies ist der Erbe! Kommt, erwürget ihn,
 Damit hinfort sein Erbgut unser sei!“

Gesagt, geschehn! Sie fasten ihn alsbald,
 Sie warfen aus dem Weinberg ihn hinaus,
 Sie ruhten nicht, bis er im Blute schwamm!

Wenn nun der Herr des Weinbergs kommen wird,
 Wie wird es dann den Weingärtnern ergehn?

*) Eine ausgemauerte Grube in der Erde, oder ein Gefäß unter der Kelter, worein der Wein floss.

**) Wahrscheinlich, um den Weinberg besser bewachen zu können, oder auch zur Verschönerung. Der Hausherr that alles, um den Weinberg schön, sicher und nutzbar zu machen.

Verderben wird das Loos der Frevler seyn,
 Der Weinberg aber wird an Andere
 Vom Hausherrn ausgethan, die treulich Frucht
 Ihm bringen, wann die Zeit der Trauben kommt. *)

b) Denkprüche.

4.

Gnomen Jesus's, des Sohns Sirach's.

Durch Denkprüche und Sprüchwörter Weisheit und Tugend zu lehren, war zu sehr im Geist des Orients, und die Gnomen Salomo's und seiner Nachahmer hatten eine zu günstige Aufnahme gefunden, als daß dadurch nicht mehrere gute Köpfe gereizt seyn sollten, sich in dieser Dichtart zu versuchen. **) Auch Jesus, der

*) Der Sinn dieser Parabel ist deutlich. Jehova ließ von Zeit zu Zeit weise Männer unter den Israeliten auftreten, die ihnen bessere Kenntnisse von der Natur der Glückseligkeit und den dazu führenden Wegen beibringen, und sie zu Benutzung dieser Wege auffordern sollten. Allein der ausgestreute Samen der guten Lehre blieb fruchtlos; ja mehrere jener Weisen wurden sogar das Opfer der guten Sache, wenn sie mit Ernst und Nachdruck Besserung forderten, wenn sie ihre Forderungen mit Androhung unausbleiblicher Leiden und Widerwartigkeiten begleiteten. Endlich erschien Jesus; aber auch dieser hatte kein besseres Schicksal als seine Vorgänger. Der Tod ward der Lohn seines wohlthätigen Eifers. Allein die Strafe für diese gewissenlose Denekensart, für dies frevelhafte Verfahren der Juden blieb nicht aus: sie büßten es mit dem Untergange ihres Staats, der sie in alle Gegenden der Erde zerstreute.

**) Ueber den Ursprung, das hohe Alter und die Beschaffenheit der Gnomen oder Denkprüche sehe man den ersten Theil dieses Versuchs S. 303. u. f.

Sohn Sirach's, sammelte beinahe zwei Jahrhunderte vor Christus manches reizende und wohlriechende Blümchen der gnomischen Poesie auf diesem Felde. *) Sein Sittenbuch ist nach Eichhorn eine Rhapsodie von moralischen Deklamationen, von kurzen und längern Betrachtungen über den Weltlauf, die Lebensarten und Handlungsweisen der Menschen in allen Ständen, Ordnungen und Altern; eine Sammlung von einzelnen, bald abgerissenen, bald zusammenhängenden Gedanken und Einfällen, von gemeinen und scharfsinniggedachten, von witzigen und zugespitzten Sprüchen zum weisen Gebrauch des Lebens; ein würdiges Gesellschaftsstück zu den Weisheitsprüchen Salomo's. **) Bald schildert der Verfasser die Tugend und das Laster nach Natur und Folgen, und giebt die Bewegungsgründe zu jener, und die Quellen von diesem an, wie es aus dem Hang des menschlichen Herzens, oder aus der Gesellschaft, von der man fortgerissen wird, oder aus mangelhaften und irrigen Begriffen von Gott und den menschlichen Verhältnissen zu ihm, entspringe. Bald stellt er den Kampf der Neigungen im Menschen dar, sein Wägen und Ueberlegen, sein Wanken und Schwanken, und das allmälige Steigen und Wachsen der Lust bis zu ihrer Vollbringung; bald sucht er die Wünsche der Menschen zu berichtigen und einzuschränken, und sie vom scheinbaren und zweideutigen Gute zum wesentlichen und wahren hinzulenken. Er empfiehlt, was das Leben erheitern kann, Zufriedenheit und Frohsinn, Ver-

*) Jesus, der Sohn Sirach's, blühte ungefähr 180 Jahre vor Christus. Er schrieb sein Sittenbuch hebräisch, sein Enkel gleiches Namens aber übersezte es, seiner Vorrede zufolge, in Aegypten unter Ptolemäos Evergetes II. in's Griechische. M. f. Eichhorn's Einleitung in die apokryphischen Bücher des Alten Test. S. 35. f.

**) M. f. Eichhorn's Einl. in die apokr. Bücher d. A. T. S. 42.

meidung der Aengstlichkeit, der Sorge, des Zorns und des Neides; er giebt Vorschriften und Rathschläge zur Betreibung der häuslichen und bürgerlichen Geschäfte, des Feldbaues und der Handierungen; er lobt die Klugheit, die Stille und Arbeitamkeit des Mannes, und warnt vor der List und Schwatzhaftigkeit des Weibes; er schildert und erhebt die Keuschheit, Sittsamkeit und Häuslichkeit der Gattin, und warnt den Mann vor den Lockungen der Buhlerin, vor Faulheit und zweckloser Thätigkeit. Er geht durch alle Alter, Stände und Verhältnisse; der Jugend empfiehlt er Bescheidenheit und Gehorsam, dem Alter rechtschaffenes und vorsichtiges Betragen, um als Muster in allem der Jugend vorzuleuchten; dem Gastfreund schärft er edles freigebiges Benehmen ein, dem Gast Bescheidenheit und Mäßigkeit. Er stellt Betrachtungen über die Weisheit, nach dem vielfachen Sinn des Wortes, an, und preist ihr Lob; er spricht erhaben und stark von der Schöpfung und Grösse Gottes, die aus seinen Werken hervortralet; er feiert das Andenken der Patriarchen und der merkwürdigsten Ahnherren seiner Nation, und betet gegen ihre Feinde und um die Wiederherstellung ihrer gesunkenen Wohlfahrt. Uebrigens schließt sich Jesus in seinen Gnomen meistens an die mittleren Stände an. *) Sie sind es, über deren Ereignisse er Bemerkungen mittheilt, sie, von deren Bedürfnissen er handelt, sie, deren Pflichten er einschärft. Wahrscheinlich war er selbst ein Glied derselben; daher waren ihm auch ihre Mängel und Gebrechen, ihre Wünsche und Bedürfnisse, so wie

*) Vermuthlich gehörte Jesus zu dem mittleren Stande, ob ihn gleich mehrere Litteratoren aus dem Priestergelecht ableiten. Weder die Lebensart, noch die Schicksale desselben, meldet die Geschichte: blos nennt sie uns Jerusalem als seine Vaterstadt.

die Mittel, diese letzteren zu befriedigen, am bekanntesten. Dafs er nicht bloß aus seinem eigenen Schatze von Erfahrungen und Beobachtungen schöpfte, dafs er auch aus früheren Gnomensen entlehnte, sagt er selber. Auch bestätigen es die mannigfaltigen Wiederholungen derselben Gedanken mit ähnlichen Worten, und die hier und da vorkommenden Verschiedenheiten und Widersprüche in Grundsätzen und Aeußerungen. Selbst der entgegengesetzte Geist, der aus manchen Gnomensen athmet, läßt auf ihr Entstehen in verschiedenen Zeitaltern schließen. Jedoch verarbeitete Jesus das, was er entlehnte, größtentheils auf seine eigene Weise und nach seiner Absicht. Uebrigens darf man in seinen Sittensprüchen keine systematische Ordnung suchen. *) Sein Zweck war vermuthlich, ein nützliches Volksbuch zu liefern, und hierzu hatte er nicht nöthig, die einzelnen Gnomensen zu einem planmäßigen Ganzen zusammenzureihen; oder er verfertigte mehrere Gnomensen zu verschiedenen Zeiten, die nachher zu einem Werke verbunden wurden, so wie wir es noch jetzt besitzen. Die Sprache, worin diese Denksprüche ursprünglich geschrieben wurden, war keine andere, als die hebräische, oder der syriscchaldäische Dialekt derselben. Der ganze Bau des Buchs trägt so sehr das Gepräge eines hebräischen Originals, die Struktur ist so ganz dem Genius dieser Sprache angemessen, der hebräi-

*) Die Methode, Moral in Sittensprüchen zu schreiben, sagt mein schätzbarer Freund Linde, enthält schon allein die Entschuldigung aller scheinbaren Unordnung: denn sie ist eben so wohl ein Kind der Armuth und Rohheit, als der Kunst und der Absicht. Die meisten Sentenzen waren flüchtige Beobachtungen, einstweilige provisorische Vorschläge, empirische Seelenarzneyen, ohne Beweis und Ausführung. M. f. Glaubens- und Sittenlehre Jesus, des Sohns Sirach, von Linde. Leipzig 1795. Vorrede XVII.

sche Parallelismus der Glieder überall zu unverkennbar, als daß sich hieran zweifeln ließe. Eben so unverkennbar aber ist es auch, daß Salomo ganz das Vorbild war, nach dem sich Jesus, der Sohn Sirach's, bildete. Die ganze Anordnung, der ganze Gang, die ganze Einkleidung des königlichen Weisen findet sich in diesen Gnomen wieder. In beiden Sammlungen wechseln kurze Betrachtungen mit einzelnen Gnomen ab; in beiden sind die meisten Denkprüche von einzelnen Fällen abgezogen und daher nicht selten unbestimmt, halbwahr und schielend; in beiden dient zuweilen eine allgemeine Sentenz zum Thema, dessen reichhaltiger Inhalt durch einzelne Betrachtungen und Bemerkungen weiter entwickelt wird. Wenn die Sprache des Siraciden um einige Stufen niedriger ist, als in den Gnomenlesen Salomo's; wenn sie sich seltener zur Würde der Poesie erhebt; wenn sie seltener in Fragen, Ausrufungen, Apostrophen übergeht: so ist Jesus dagegen reicher an Bemerkungen über die verschiedenen Stände und Lebensarten der Menschen; so betrachtet er die Gegenstände, aus mehreren Gesichtspunkten und von mehreren Seiten; so sind seine Behauptungen dreister, bestimmter, treffender. *) Uebrigens bemerkt man auch in diesem Werke des hebräischen Alterthums den mächtigen Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Aufklärung und Vorurtheil, die alle Schriften der Israeliten in höheren oder geringeren Graden auszeichnet, und den die Hebräer nie zum Vortheil der Wahrheit zu beendigen im Stande waren. **) Zum

*) Es ist nicht leicht eine Klasse von Menschen, nicht leicht eine Lebensart, nicht leicht eine Weltveränderung oder ein Privatschicksal, worüber der Siracide nicht nachgedacht und seinen Rath ertheilt hätte.

**) Ueberhaupt sehe man über dies Sittenbuch Jesus's: Eichhorn's Einleitung in die apokryphischen Bücher des A. T. S. 28. f. Lin-

Schluss nun noch einige Proben der Denksprüche des Siraciden. Das Lob eines braven Weibes, das auch Salomo, oder ein anderer Dichter seines Zeitalters, verherrlichte, mag dieselben eröffnen: *)

Beglückt vor allen, wahrlich! ist der Mann,
 Dem das Geschick ein gutes Weib verlieh!
 Verdoppelt wird ihm seiner Tage Zahl.
 Ein biedres Weib erheitert ihren Mann,
 Und streuet Glück auf seine Stunden hin. —
 Gar ein vortreflich Gut ist ihr Besitz:
 Dem Redlichen allein wird er zu Theil. **)
 Sein Loos sei Reichthum, oder Armuth, stets
 Ist seine Brust voll von Zufriedenheit,
 Von seinem Antlitz strahlt die Freude nur. ***)
 Ein anmuthsvolles Weib ergötzt den Mann,
 Und ihre Klugheit stärket sein Gebein.
 Des Höchsten Gab' ist ein bescheidenes Weib.
 Ein sittsam Weib bezahlt kein Preis der Welt.
 Wie Gottes Sonn' am Morgenhimmel stralt,
 So glänzt des Weibes Schöne, der die Hand
 Der Tugend neuen Reiz verleiht, dem Mann.
 Ein schönes Weib erfreut des Mannes Blick,

de's Einleitung zur neuen Uebersetzung der Gnomen des Siraciden, und Niemeyer's Abhandlung über die Methode, die Moral in Sittensprüchen vorzutragen, vor Linde's älterer Uebersetzung.

*) M. f. Kap. XXVI.

**) Denn nur dem Rechtschaffnen wird sie ihre Hand bieten, nur bei ihm verweilen, nur ihm seine Tage versüßen.

***) Durch Theilnehmung an allem, was den Mann betrifft, durch ihr sanftes, offenes und heiteres Wesen verjagt sie alle Nebel der Traurigkeit von seiner Stirne, erhält sie ihn in einem immerwährenden Zustande der Zufriedenheit.

Und übersteigt der Wünsche jeglichen.
 Sitzt Güte nun auf ihrer Zunge noch
 Und Sanftmuth; — o fürwahr dann ist er mehr,
 Als ein gemeiner Sterblicher, ihr Mann. —
 Wer eine Gattin hat, hat einen Schatz,
 Hat eine Hülff und Stütze seiner Ruhe.
 Da wo kein Zaun ist, wird das Gut zerstreut: *)
 Wo keine Gattin ist, da seufzt der Mann
 Unslät und flüchtig überall umher. **)
 Wer traut dem Räuber, der gerüßet stets
 Von einer Stadt zur andern dringt? So trau
 Auch nie dem Mann, der keinen Ruhplatz hat,
 Der einkehrt, wo die Nacht ihn überfiehlt. ***)

Sehr trefflich sind auch die Vorschriften, die uns der Si-
 racide über die Wahl der Freunde und das rechte Betra-
 gen gegen dieselben giebt. Wie richtig und in der Er-
 fahrung gegründet ist es, wenn er sagt:

Jedem begegne mit Freundlichkeit; aber von Tausenden traue
 Einem kaum, und nur dann, wann dir die Noth ihn bewährt:
 Denn gar viele sind blos, so lang sie genießen, dir Freunde,
 Und verschwinden, so bald Unglück und Mangel dir naht.

*) So wie der Zaun, die Mauer den Dieben wehrt, so hält auch
 ein aufmerksames wirthschaftliches Weib alles ab, was die Ruhe
 und den Wohlstand des Hauses stört.

**) Er findet nirgends Ruhe, nirgends Befriedigung seiner Wün-
 sche: denn es fehlt ihm an einer theilnehmenden Seele, der
 er seine Leiden und Freuden mittheilen könnte.

***) Der Mann, dem es an einer Gefährtin des Lebens fehlt, steht
 gleichsam vereinzelt in Gottes Welt da: er hat nirgends Ruhe,
 nirgends eine Heimath. Aber eben deshalb ist er auch für
 Andre um so gefährlicher, weil die scharfen Ecken seines Cha-
 rakters nicht durch weiblichen Umgang abgeschliffen, seine wil-
 den Begierden nicht gedämpft und unschädlich gemacht sind.

oder wenn es anderswo heisst:

Junge Freunde sind gleich dem frischgekelterten Weine:

Lass sie erst altern, alsdann frommen sie beide dir nur!

Wie edel gedacht ist es, wenn er dem Besitzer eines
Freundes zuruft:

Denke des Freundes nicht nur in der Seele, wenn es ihm wohlgeht:

Denke mit Gelde sein auch, wenn es ihm übel ergeht!

Lieber verliere dein Geld, ob des Freundes, oder des Bruders,

Ehe der fressende Rost unter'm Gestein es verzehrt!

Doch genug hievon, um auf den Geist und Beschaffenheit der übrigen Sittensprüche des Siraciden schließen zu können. Der Name, den der Verfasser durch diese Gnomen unter seinen Landsleuten erlangte, ward bald so groß, als der Ruhm der Weisheit, den Salomo's Gnomen diesem gekrönten Dichter verschafften. Kein Wunder, dass spätere Nachahmer seiner Dichtart die nicht selten unglücklichen Erzeugnisse ihres Fleisses durch Vorsetzung seines Namens zu verherrlichen suchten. So führt der Talmud unter Ben Sira's (des Sohns Sirachs) Namen entweder eine geschriebene Sentenzsammlung, oder nur einzelne Sprüche an, *) die sich im Munde der Juden erhalten hatten, und so führen noch jetzt zwei kleine Gnomenlesen, in welcher die Sprüche nach den Konsonanten des hebräischen Alphabets geordnet sind, den Namen des Ben Sira. Allein

*) Einige von diesen Gnomen finden sich auch im Sittenbuche des Siraciden fast mit eben den Worten, andre haben bloß eine große Aehnlichkeit mit Sentenzen aus der Gnomenlese Jesus's. Uebrigens ist es noch nicht entschieden, ob diese Gnomen den Namen Ben Sira mit Recht an ihrer Spitze führen, und ob dieser mit unserm Siraciden eine und dieselbe Person ist. M. f. Eichhorn's Einleitung in die apokryphischen Bücher des A. T. S. 81.

sie sind zu unbedeutend, als daß wir länger dabei zu verweilen für nöthig hielten. Eben so übergehen wir auch die im Talmud aufbehaltenen moralischen Sentenzen. *)

c) Räthfel.

5.

Räthselhafte Sprüche des Siraciden.

Das Räthfel ist darin dem Denkpruch gleich, daß beiden Erfahrung zu Grunde liegt. Uebrigens hat es mehr die Absicht, zu unterhalten, die Aufmerksamkeit zu spannen, den Scharffinn zu beschäftigen, als durch Mittheilung heilsamer Wahrheiten zu nützen. Daß die Morgenländer, vorzüglich aber die Hebräer und Araber, seit den ältesten Zeiten Freunde dieses Kindes einer muntern Laune waren, ist bereits an einem andern Orte gezeigt worden. **) Selbst im Zeitalter des Siraciden, nachdem der hebräische Staat durch so viele Stürme des Unglücks in seinen Grundfesten war erschüttert und wankend gemacht worden, hatte sich die Vorliebe der Juden für das Räthfel nicht ganz verloren. Zwar war

*) Gesammelt sind dieselben von J. Drusius unter dem Titel: *Adagiorum hebraicorum decuriae aliquot*, hinter den Proverbiis Ben Sirae, Franck. 1597. Was von Sittensprüchen der späteren Perioden der hebräischen Poesie den Geist des Siraciden athmete, das führte man auf ihn zurück, so wie man die früheren hebräischen Gnomen von unbekannten Verfassern dem Salomo beizulegen pflegte.

**) M. s. den ersten Theil dieses Versuchs S. 324 etc. Hier ist auch der unterscheidende Charakter der Räthfel, der sie von den Denkprüchen sondert, weitläufiger angegeben. M. s. auch Ziegler's Uebersetzung der Denkprüche Salomo's, Einleitung Seite 9.

die frohe Laune, die aus den Räthseln eines Simson, Salomo und Anderer hervorscherzte, durch tausenderlei Drangsale in Trübsinn und Schwermuth umgewandelt: dennoch aber konnte man jene Spiele des Witzes nicht ganz vergessen. Man behielt daher wenigstens die körperliche Hülle bei, nachdem der Geist der Fröhlichkeit dahin war, und kleidete ernstere Wahrheiten und Bemerkungen in das Gewand des Räthsels. Von dieser Art räthselhafter Sprüche finden wir mehrere in der Gnomensele des Siraciden, welcher sich vielleicht auch hierin den königlichen Weisen zum Muster wählte, der ihm bei Abfassung seiner Denksprüche zum Vorbild diente. Allein nur das Kleid vermocht' er von ihm zu entlehnen, um ernstere Erfahrungen, so wie er sie täglich zu machen Gelegenheit hatte, darein zu hüllen. Zur Bestätigung des Gesagten hier einige Proben:

Vor dreien Dingen scheu' ich mich,
Und ob des vierten bet' ich.

Vor Hochverrath, Rebellion,
Und falschem Zeugniß bebt mein Herz.*
Denn ärger als der Tod sind sie.
Doch Seelenmarter ist ein Weib,
Dem Eifersucht die Brust durchglüht;
Nichts schonet ihrer Zunge Gift. *)

Vier Dinge ändern die Entschlüsse
Des Herzens insgemein.
Vorthail und Schaden, Tod und Leben,
Doch mehr vermag Zureden noch.

*) Bei der Vielweiberei der Orientalen mußte die schreckliche Wirkung der Eifersucht des zweiten Geschlechts noch mehr in die Augen fallen und noch furchtbarer seyn, als in den Abendländern.

An dreien Dingen hab' ich Freude,
Die schön vor Gott und Menschen sind.

An Eintracht, die bei Brüdern wohnt,
An Freundschaft, die Bekannt' umschlingt,
An Uebereinstimmung der Herzen,
Die unter Mann und Weibe herrscht. —

Dagegen has' ich auch drei Dinge,
Von ganzer Seele has' ich sie.

Des Bettlers Stolz, des Reichen Lügen,
Den Greis, der Thor und Buhler ist.

Drei Dinge kränken mich gar sehr,
Das viert' entflammt mein Herz noch mehr.

Ein tapfter Krieger, der da schmachtet,
Ein Weiser, den das Volk verachtet,
Ein Frommer, der zum Frevel kehrt,
Nichts ist, das seinem Sturze wehrt. *)

Uebrigens gilt das über den poetischen Werth und den Inhalt der Denkprüche des Siraciden bereits gefällte Urtheil auch von diesen räthselhaften Sentenzen.

*) Es kränkt jeden Menschenfreund, sagt Herr Prediger Linde zu dieser Stelle, wenn Erwartungen und Hoffnungen, die er sich vom Andern wegen seiner richtigen Religionskenntnisse und Tugendanlagen macht, so plötzlich dahin sind: wenn er nicht weiß, ob er mehr den verblendeten Verstand, oder das wankelmüthige Herz bedauern soll, und wenn er ahnen muß, daß ein solcher rettungslos verloren geht.

2. Lyrische Poesie.

a) Der Hymnos.

6.

*Des Siraciden Hymnos auf die Grösse und
Majestät Jehovah's.*

Der Geist des Israeliten war im Ganzen genommen während dieser Periode durch Drangsale und Widerwärtigkeiten zu tief gebeugt, als dafs er sich zu kühnen Lobgesängen des Allwaltenden emporzuschwingen vermochte. Und wem der Jammer und die Zerrüttung des von den Wogen des feindlichen Schicksals hin und her geworfenen jüdischen Staatschiffs nicht das Herz mit Schwermuth und banger Ahnung erfüllte, den trieben Parteifucht, Meuterei und Familienfehden zu sehr umher, als dafs die heilige Muse Gelegenheit gefunden hätte, Empfindungen der Andacht, der Ehrfurcht, der Dankbarkeit gegen Jehovah in seine Seele zu hauchen. Ist es daher befremdend, wenn die Harfe David's fast ganz verstummt war, wenn Assaph's lehrende Saiten nicht mehr ertönten, wenn die reizenden Gefänge der Koraiten nicht mehr zur Nacheiferung weckten? Nur von Jesus's des Siraciden lyrischen Herzensergüssen hat sich ein Lobgesang auf Jehovah und eine heroische Ode auf die Anherren seines einst so glücklichen Volks erhalten. Der erstere ist voll von Feuer, Kraft und Leben. Die von Jehovah's Grösse und Majestät so ganz erfüllte Seele des heiligen Sängers arbeitet sichtbar, um alle die Empfindungen der Bewunderung und des Entzückens zu ergiefsen, womit die Betrachtung der Werke des Unendlichen sie durchglühte. Alles, von der Sonne bis zum Reife, ist uns darin mit den lebendigsten Farben

ben vor Augen gemalt, uns jeder Theil der herrlichen Schöpfung Gottes gleichsam im Werden gezeigt, Vergangenheit und Zukunft vor uns aufgedeckt. Hier und da nimmt der Hymnos den höchsten Schwung: er sieht die Sonne prangend aus dem Purpurgewölke des Morgens hervorgehn, er sieht sie im Mittag mit ihrem alles durchdringenden Feuer Berg und Fluren versengen, er sieht sie die Wolken des Himmels entzünden, daß leuchtende Blitze aus ihrem nächtlichen Schooße hervorrauschen. Doch meistens verweilt er in der mittleren Sphäre, und rührt und gefällt durch den ihn durchaus belebenden Geist der Andacht und der Ehrfurcht, durch schöne malerische Bilder, durch Neuheit der Gedanken und Wendungen. In jeder Hinsicht verdient er es daher, den besten Gesängen David's, Allaph's und Mosseh's an die Seite gestellt zu werden, deren geschmackvolles Studium ihn auch unstreitig erzeugte. *) Dafs ich nicht zu viel davon behauptete, wird man aus folgender ihn nicht ganz erreichenden Verdolmetzung beurtheilen können.

Jehovah's Werke will ich preisen,

Erzählen, was mein Auge sah!

*Auf sein Gebot begann die Welt. **)*

*) Dafs die erhabenen Gesänge David's und seiner Zeitgenossen den Siraciden begeisterten, und dafs besonders der hundert und vierte Psalm ihm Gedanken, Gemälde und Bilder zu diesem Hymnos lieferte, zeigt die zwischen beiden stattfindende Aehnlichkeit zu deutlich, als dafs es eines Beweises bedürfte.

**) Nur eines Winks des Unendlichen bedurfte es und alles, was werden sollte, hatte sein Daseyn, trat hin in den Wirkungskreis, worin es thätig seyn und nützen soll. Eben so sagt der Psalmist von Gott: Er spricht, so geschieht's: er gebet, so stehet's da. M. S. Psalm XXXIII, 6.

Der Sonne Stral erleuchtet alles,
Das ganze große Weltall ist
Rings ihres Glanzes voll.
Nie spricht des Frommen Mund
Die Wunder aus, die sich zum Preise
Jehovah's Wink erschuf.

Des Meeres Tiefe ergründet er,
So wie des Menschen Herz,
Ein jeglicher Entwurf ist ihm bekannt.
Wie jedes Wunder in der Schöpfung Raum,
So liegt enthüllt der Seele Rath vor ihm,
Was war und seyn wird, hellt er auf,
Entschleiert die geheimste Spur.
Kein Wort sogar entgeht ihm,
Ja, kein Gedank' ist ihm versteckt.

Jehovah war's,
Der seine Werke ordnete;
Von Ewigkeit zu Ewigkeit ist er.
Nie nimmt er ab, nie nimmt er zu,
Nie darf er eines fremden Rath's.

O, wie so schön sind seine Werke!
Wie schön, obgleich ein Funke nur
Davon in unser Auge dringt! *)
Wie lebt ringsum, wie grünet alles!

F 2

*) So sehr wir uns auch anstrengen mögen, die Wunder der göttlichen Schöpfung zu ergründen, so fällt doch kaum ein Funken des Lichts in unser Auge, das höheren Wesen leuchtet, das auch uns dereinst, nach höherer Ausbildung, wird tiefere Blicke in die Natur der Dinge thun lassen.

Wie höret alles sein Gesetz, *)
Und spendet Freud' und Segen aus!

Wer wird es jemals satt,
Der Schöpfung Herrlichkeit zu schaun?
Des Himmels stolze Höhe,
Der reine Dunstkreis, — wie entzückt
Dies Schauspiel unser trunknes Herz!

Die goldne Sonne, wann sie früh
Verkündend ihres Schaffers Preis
Durch feuchte Nachtgewölke bricht, —
Wie hehr ist sie, wie wundervoll!
Im Mittag senket ihre Glut:
Nichts widersteht ihrem Stral.
Wie auch der Ofen glüh', in dem
Metall der Künstler schmelzt, —
Doch dreimal heißer brennt
Ihr Flammenmeer der Berge Scheitel dann.)
Sie steckt selbst Nachtgewölk' in Brand,
Und lüschet des Auges Licht
Frohlockend durch des Blitzes Stralen aus.
Groß ist der Herr, der sie erschuf,
Auf dessen Wink sie ihre Bahn durchwallt!

Der Mond erscheint im weiten Himmelsraum,¹
Wie es Jehovah ordnete.
Er dient zum Zeitmaafs, wächst und mindert sich,
Bis er sich ganz verliert. **)
Sein Lagerzelt hat er am Horizont,

**) Nichts in der ganzen Natur geht von den Gesetzen ab, die ihm Gott vorschrieb: alles geht seinen bestimmten Weg.

**) Hier sind einige Ideen weggelassen, die sich auf den Volksglauben und die Gewohnheiten der Juden beziehen.

Dort schlummert er im Sternenraum, *)
 Des Himmels Zier ist der Gestirne Glanz.
 Ein Heer von Lichtern, stralen sie
 Auf Gottes Wink. Sie stehn geordnet da,
 Und werden nie der Wach' am Himmel satt.

Auf! sieh den Regenbogen dort
 Und preise den, der ihn erschuf!
 Ha! welch ein Farbenglanz entstralet ihm!
 Mit seinem Kreise voller Pracht
 Kränzt er des weiten Himmels Raum.
 Jehovah's Rechte spannt ihn aus.

Auf Gottes Ruf schwebt auch der Schnee
 Herab auf Berg und Flur,
 Und Blitze rauschen durch die Luft.
 Es öffnet seines Reichthums Schatz der Herr,
 Und Tropfen säufeln auf das Saatenfeld.
 Gewaltig preßt sein Arm das Nachtgewölk,
 Dafs Hagel ihm entrauscht. **)
 Die Berg' erzittern, wenn er naht.
 Der Südwind weht auf sein Geheiß.
 Des Donners Brüllen schreckt die Welt,
 Sie schreckt des Nordes Wutgeheul,
 Wie der Orkane Wirbeltanz.

Schnell, wie der Vögel bunter Chor
 Hoch aus der Luft zur Erde niederschiefst,
 Streut er den Schnee. Heuschrecken gleich

*) Der Siracide sieht den Mond am Himmel unter dem Bilde eines aufgeschlagenen Zelts. Ein ganz neuer Gedanke, der sich auf die Gestalt und Farbe des Mondes gründet, und eine sehr angenehme Wirkung thut.

**) Abermals ein neues und moralisches Bild der göttlichen Macht!

Stürzt dieser auf die Flur herab,
 Das Auge starrt ob seines Silber Scheins,
 Ob seines Wassers staunt das Herz.

Jehovah schüttet Reif, wie Salz,
 Herunter auf die Flur.
 Eiszapfen starren, wenn er friert,
 Der Nordwind tobt — die Welle wird Kry stall,
 Und wo nur Wasser schleicht, da kehrt er ein,
 Und zeucht's, wie einen Panzer, an. *)
 Er tilgt der Berge Schmuck umher,
 Versenkt die Weiden, frisst das Gras,
 Wie Feuer, von den Angern weg.

Doch bald dehnt sich ein Nebel aus,
 Und heilet, was der Nord verderb.
 Es rinnt ein Thau, der nach dem Sturm erquickt. **)
 Auf sein Geheiß verstummt der Zorn des Meers,
 Er pflanzte Inseln in die Flut.
 Der Schiffer malt der See Gefahr
 Erzählend uns, und Staunen füllt das Ohr,
 Ha! welche Wunder haufen dort,
 Geschöpfe jeder Art! ***)

Jehovah will's, und ruhig schwebt das Schiff
 Die Flut hinab, denn was er spricht, geschieht.

*) Das Eis ist gleichsam der Panzer des Winters, womit er sich allenthalben, wohin er kömmt, gegen die Pfeile der Sonne verwahrt.

**) Nebel und Thau sind Boten des Frühlings, sind Labfal für die von den brennenden Winden des Orients erschöpften Wanderer.

***) Eine ganze Welt neuer Geschöpfe lebt im Elemente des Wassers und freut sich seines Daseyns.

O, wer erreicht, so viel er rühmen mag,
 ihn, den Unendlichen,
 Der noch viel behrer ist, als alles was er schuf?

Hochheilig ist Jehovah, wunderbar,
 Und mächtig seines Arms Gewalt.
 Singt ihn im kühnsten Lobgesang,
 Das kühnste Lob bleibt unter ihm. *)

b) Heroische Ode.

7.

Jesus's, des Siraciden, Lob der Vorfahren.

Der Hebräer hatte eine große Vorliebe für seine Vorfahren. Niemals dacht' er an dieselben, ohne sich von Ehrfurcht und Bewunderung ihrer Größe durchdrungen zu fühlen. Alle Unternehmungen und Thaten seiner Anherren strahlten ihm in einer ganz eigenen Glorie. Jehovah selber — so erzählten seine heiligen Bücher — würdigte die Väter seiner Nation einer Art von vertrautem Umgang. Er interessirte sich für sie bei allem, was sie begannen: er rieth und warnte, er foderte auf und schreckte ab, er erschien ihnen bei Tage und im Traume. Diese aus der Urwelt herabgeerbten Vorstellungen der Legende, oder der frühesten Denkensart eines rohen sinnlichen Volks, das in jeder Erscheinung und Empfindung die Gegenwart und den Einfluß der Gottheit ahnet, waren selbst dem späteren Hebräer so heilig und ehrwürdig, daß er es nicht wagte,

*) Hier hat der Uebersetzer sich einige Abweichungen von der Urschrift erlaßt, oder vielmehr die Gedanken des Siraciden etwas mehr zusammengezogen, ohne jedoch etwas Wesentlicher aufzuopfern.

nur im geringsten an ihrer Wahrheit zu zweifeln, zumal nachdem sie ihm durch alte Gefänge und Geschichtsurkunden bestätigt zu seyn schienen. *) Besonders waren Abraham, Isaak, Jakob, Joseph, Moseh ihm sehr ehrwürdige Namen, auf die er stolz war, die in seinen Augen alles Grosse, Edle und Ruhmvolle des Auslandes verdunkelten. War es daher ein Wunder, wenn diese Namen ihm überall vor schwebten, wenn sie sich allenthalben in seine Vorstellungen und in seine Worte drängten? War es ein Wunder, wenn sie ihm besonders jetzt in einem vorzüglichen Glanze erschienen, wo der Staat, fast aller Stützen beraubt, sich täglich tiefer zu seinem Falle senkte und eine baldige gänzliche Zertümmung ahnen liess? „Wie glücklich, — mußt' er in seiner dermaligen bedrängten Lage denken, — waren doch die Zeiten der Väter, wo Gott noch sichtbar auf Erden wandelte, wo er mit vorzüglicher Huld und Güte für seine Lieblinge sorgte, wo er sie auf jedem ihrer Schritte leitete und führte! Allein wie ausgezeichnet an Rechtfchaffenheit und Tugend, an Einsicht und Weisheit, an Muth und Tapferkeit mußten auch diese Lieblinge Jehovah's seyn, daß der Unendliche sich so sichtbar zu ihnen herablies, sie so unaufhörlich mit allen Arten von Gütern segnete!“ Doch sie zu Mustern der Nachahmung für seine Zeitgenossen aufzustellen, besonders aber einen Moseh, Josuah, David, von Seiten ihrer kriegerischen und patriotischen Tugenden, als Vorbilder zu empfehlen, war unter den dermaligen Um-

*) Selbst die Sage von diesen Stammvätern der Nation, von ihrem Leben, ihren Thaten und Schicksalen war dem Juden so ehrwürdig, daß er es nicht wagte, den geringsten Umstand beim Nacherzählen daran zu ändern. Daher erhielten sich alle Mythen der Urwelt, als ausgemachte Wahrheit, und man that eher alles andre, als Volkssagen des Alterthums bezweifeln, oder anders erklären.

ständen nicht rathsam, die Herrscher der Juden würden leicht Neuerungsucht und Empörungsplane darin geahnet und dem unbedachtsamen Eiferer mit dem Tode oder ewigen Banden gelohnt haben. Eine stille Bewunderung der sittlichen und geistigen Gröfse der Vorfahren aber konnte niemand wehren, und gerade diese war vorzüglich dazu geeignet, sich wenigstens in Gedanken aus der verderbten und unglücklichen Gegenwart zu entfernen, und sich an den frohen, entzückenden Bildern der Vorwelt zu weiden und aufzurichten. Vermuthlich war dies es auch, was Jesus, den Sohn Sirach's, vermochte, die Gallerie der schönen Bilder seiner Väter mit verweilenden Augen zu betrachten, ihre Vorzüge aufzusuchen und in einem stillen sanftdahingleitenden Liede zu verherrlichen. Ich begnüge mich von diesem etwas weit ausgeführten Gemälde nur den Anfang herzusetzen:

Auf! grofse Männer will ich singen,

Die Anherrn unsrer Nation!

Groß ward ihr Name durch Jehovah,

In Ewigkeit ertönt ihr Preis.

Sie herrschten über ihre Reiche,

Berühmt durch Stärke wurden sie.

Ihr Rath war immerdar voll Weisheit,

Es troff von Weissagung ihr Mund. *)

Sie führten mit Verstand die Völker,

Mit tiefer Einsicht ins Gesetz!

*) Nicht blos Weisheit, das Resultat ihrer Erfahrungen, zeichnete sie aus, sondern die Gottheit ließ ihre Lieblinge sogar Blicke in die Zukunft thun, um sie dadurch in den Stand zu setzen, ihrer Nation zweckmäßige Vorschriften des Lebens zu ertheilen.

Sie sangen seelenvolle Lieder:

In Sprüchen lehrten sie das Volk. *)

Mit Reichthum und mit Macht gesegnet,

Sah sie rings um sich Freund' und Glück.

Man pries sie hoch zu ihren Zeiten,

Man preist noch jetzt bewundernd sie.

Jehovah liebte sie: voll Glanzes

Stralt ihre Tugend immerdar,

Ihr Stamm erhielt ein schönes Erbe, "

Der Kinder viel' umblühten sie. **)

So grünen sie in's fernste Alter,

Zu keiner Zeit verlöscht ihr Ruhm: '1

Ruht schweigend auch ihr Staub im Grabe,

Ihr Name schwebt von Mund zu Mund.

Spät rühmen einst erstaunt die Völker

Von ihrer Weisheit Schätzen noch:

Die Volksversammlungen verkünden,

Voll tiefer Ehrfurcht, ihr Verdienst. ***)

Nach diesem allgemeinen Lobe schildert der Dichter die Verdienste der einzelnen Stammväter seiner Nation: doch auch die Schande einiger unter ihnen

*) Denksprüche waren es vorzüglich, wodurch die Weisen der Vorwelt, besonders des Morgenlandes, ihre Weisheit unter das Volk zu bringen und gemeinnützig zu machen suchten.

**) Viele Kinder betrachtete der Hebräer als einen vorzüglichen Beweis des göttlichen Wohlwollens. Daher war auch der Hauptinhalt des Bundes, den Gott mit Abraham machte, eine glückliche und zahlreiche Nachkommenschaft.

**) Noch spät gedenkt man ihrer Weisheit in den Volksversammlungen, weil sie hier oft sehr nützlichen Rath erteilte, und in misslichen Fällen jederzeit Auskunft zu geben wußte.

ward von ihm nicht verschwiegen. Würde, edle Einfachheit und Natur sind das sichtbare Gepräge, das allenthalben Gedanken und Ausdruck bezeichnet. Ohne sich auf den Flügeln einer kühnen Begeisterung in höhere Regionen zu erheben, geht dieser Lobgesang sanft und ruhig fort. Gleicht er daher auch nicht, wie ein großer Theil der Davidischen Lieder, der himmelaufstrebenden Ceder, so kriecht er doch auch nicht auf dem Boden, wie der muthlose Eppich. Noch immer verräth er, daß er in einem Lande reiste, welches einst so treffliche Blumen des poetischen Geistes hervorbrachte.

3. Prophetengesang.

Johannes's prophetisches Drama.

8.

Inhalt, Plan und poetischer Werth der Orakel des Johannes.

Die Seher der Vorwelt betrachteten sich als Stellvertreter, als Dolmetscher der Gottheit. Dies mußte ihre Phantasie beflügeln, ihr Herz mit Begeisterung erfüllen, und jede schlummernde Empfindung der Seele wecken. Fanden sie sich nun unter diesen Umständen veranlaßt, ihre Stimme zu erheben, so konnte ihr Ausdruck nicht anders, als kühn, als lebendig, als bilderreich seyn. Jedoch begnügten sich nicht alle mit einer starken, gedrungenen und bildlichen Sprache, um ihre Orakel mitzutheilen, sondern einige von ihnen nahmen auch noch zu Gesichtern und allegorischen Gemälden ihre Zuflucht. *) Hauptsächlich bemerkten die späteren

*) Vorzüglich wurde dies in den Zeiten des babylonischen Exils und nach demselben Sitte. Denn in den babylonischen Staaten

Propheten das in Gesichten, was die früheren Seher in kurze, bildreiche, kraftvolle Sprüche kleideten. Besonders wurden seit Daniel's Zeiten Gesichte und Träume in allen Schriften und Einkleidungen der Hebräer herrschend. *) Die Gegenstände, welche man zu dergleichen Gesichten wählte, waren entweder aus der Körperwelt, oder aus dem Reich der Geister hergenommen, und bestanden sowohl in Thatfachen, als in bloßen Ideen. Die ersteren stellten die Dinge selber dar, und waren daher historisch: die letzteren ließen etwas Aehnliches aus der Körperwelt an die Stelle der Ideen treten, und wurden hierdurch allegorisch. Nicht selten wurden die Verkünder der prophetischen Gesichte, nach ihrer Dichtung, in den Himmel entrückt, um künftige Dinge, bevor sie auf Erden zur Wirklichkeit gediehen, gleichsam auf der himmlischen Bühne in Gegenwart der Gottheit aufgeführt zu sehen. Die hierbei zum Grunde liegende Idee war keine andere, als daß alles, was sich auf Erden ereignen sollte, zuvor erst im Himmel untersucht, geprüft, und gleichsam zur öffentlichen Schau und Beurtheilung dramatisch vorgestellt werde? **) Diese Idee eröffnete der Phantasie und Dichtungskraft der Seher ein sehr weites Feld: dennoch aber finden wir vor den Zeiten des Christenthums keinen hebräischen Dichter, der dieselbe zu einem ausführlichen himmlischen Drama ausgefponnen hätte, wie Johannes. Der Grund davon liegt entweder darin, daß jene Idee nicht früher herrschend wurde, oder daß die Hebräer erst durch ihren Verkehr mit den Römern das

nahmen die Juden eine ganz veränderte Geisteskultur und religiöse Philosophie an.

*) M. f. den ersten Theil dieses Versuchs S. 468. u. 476.

**) M. f. Commentarius in Apocalypsin Joannis scriptis I. G. Eichhorn, praefat. p. V. VI. und Vol. I. p. 150.

Drama kennen lernten. Allein gesetzt auch, daß sie es schon früher gekannt hätten, so würde doch die abergläubische Religiosität der Juden es einem jüdischen Dichter nicht einmal erlaubt haben, einen Vorfall aus ihrer Geschichte dramatisch zu behandeln. *) Eine im Himmel vorgefallene Begebenheit mußte es daher seyn, die einem unter den Juden aufgewachsenen Dichter zur Fabel eines Drama's dienen konnte. Und eine solche fand Johannes, indem er sich auf den Flügeln der Begeisterung zum Throne Jehovah's empor schwang und daselbst den von Jesus Christus oftmals vorherverkündigten Triumph des Christenthums über die Religionen der Juden und Heiden von den himmlischen Wesen, der herrschenden Idee gemäß, gleichsam dramatisch aufführen sah, bevor er auf Erden erfolgte. Denn der Triumph der christlichen Lehre über Abgötterei und Judenthum ist die Fabel des Johanneischen Drama's, des einzigen in seiner Art, das uns nicht nur aus dem hebräischen Alterthum, sondern aus der ganzen ältesten Geschichte der Poesie noch übrig ist. Alles ist darin in Gesichte und Symbole eingekleidet. Die Handlung wechselt mit Monologen, Gebeten, Hymnen, Unterredungen der himmlischen Geister. Jerusaleum, Rom und ein verschönertes Jerusaleum sind die Sinnbilder der drei Hauptgegenstände der Prophetenblicke des Johannes. Das erstere ist Symbol des Judenthums, das zweite stellt das Heidenthum vor, das verschönerte Jerusaleum zeigt die christliche Religion an. Hienach zerfällt das ganze himmlische Drama in drei Akte, an die sich ein Pro-

*) Ihre abergläubische Ehrfurcht gegen alle Sagen, welche die Thaten und das Schicksal ihrer Vorfahren betrafen, ist der Grund davon. Sie wagten es nicht, nur den kleinsten Umstand davon hinwegzunehmen, oder zuzusetzen, oder nur in eine etwas andere Verbindung zu bringen.

log und ein Epilog anschließt. Im Prologe zeigt der Seher, daß der Inhalt dieses Drama's die Christen angehe. Zuerst grüßt er die sieben christlichen Gemeinden, und erzählt ihnen, wo, und wie er von den Begebenheiten der Zukunft durch Gesichte belehrt sei, und wie er den Auftrag erhalten habe, die Christen durch Briefe zur Rechtschaffenheit und Tugend zu ermuntern. *) Hierauf erfolgen diese Briefe selber, sieben an der Zahl, an die einzelnen Vorsteher der sieben christlichen Gemeinden, denen dies prophetische Drama überandt ward. Der Inhalt der Briefe ist entweder Lob, oder Tadel, je nachdem das Betragen der Gemeinden beschaffen war. Nach diesen Briefen beginnt das eigentliche Drama. Eine Beschreibung der Scene eröffnet dasselbe. **) Johannes wird auf den Flügeln des Entzückens in den Himmel entrückt. Jehovah erscheint daselbst auf einem Throne, umringt von vier wunderbaren Welten und den vierundzwanzig Aeltesten, die ihn anbeten. Alles, was der Seher, der an der Pforte des Himmels Platz genommen hat, sieht und hört, wird von ihm aufgezeichnet. Die erhabensten und prächtigsten Bilder der hebräischen Dichter werden zusammengesetzt, um den Wohnsitz der Gottheit zu schildern. Der Ewige hält in seiner Rechten ein Buch, welches die Schicksale der Zukunft enthält. Niemand in der ganzen Schöpfung vermag die Siegel zu lösen, die den Inhalt des Buchs verschließen. Nur vom Messias wird es erbrochen, und was darin enthalten ist,

*) Christus selbst erscheint dem Seher, nach seiner Dichtung, wahrscheinlich am Oftertage auf der Insel Patmos, wohin er des Christenthums wegen verbannt war, und befiehlt ihm, alles, was er sehen und hören würde, niederzuschreiben.

[**) Der Prolog geht von Kap. I, 4 bis III, 22. Vom vierten Kapitel an erfolgt das eigentliche Drama. Zuvörderst aber kommt die Beschreibung der Scene IV, I. VIII, 5.

unter Bildern vorgestellt. Schrecklich ist sein Inhalt für die Feinde der Christen, erfreulich für die Freunde des Messias. Im ersten Akt fällt das irdische Jerusalem von seiner stolzen Höhe in die Tiefe des Abgrundes. Schreckliche Unglücksfälle verkünden den Fall desselben. *) Die Strassen toben von Aufruhr, ein römisches Heer rückt heran, die Aufrührer zu züchtigen, und Jerusalem — liegt im Staube. Der Sturz dieser Feindin des Christenthums wird im Himmel durch ein Triumphlied gefeiert. Nun beginnt der zweite Akt. **) Noch ist die Lehre Jesus's nicht völlig gesichert. Auch Rom, der Sitz des Heidenthums, unter dem Bilde eines Seeungeheuers vorgestellt, muß erst fallen, ehe die christliche Religion ganz zu triumphiren im Stande ist. Sein Fall wird verkündet. Sieben Plagen wüthen gegen die Stadt, und Engel erscheinen, ihr Unglück anzudeuten und zu vollenden. Groß ist ihr Elend, schrecklich der Sturz dieses Sitzes abgöttischer Gräuel. Ein Triumphlied und Triumphzug beschließen den Aufzug. Jetzt sind alle Feinde der christlichen Lehre bezwungen. Daher läßt sich das verschönerte Jerusalem vom Himmel zur Erde herunter, und unvergänglich und unangefochten ist nun die Glückseligkeit der Christen. Dies ist der Inhalt des dritten Akts, der sich mit einer Schilderung des Wohnorts der Seligen endet. Im Epiloge bekräftigt der Engel, der dem Seher das verschönerte Jerusalem zeigte, den Inhalt des ganzen Orakels. Dasselbe thut auch Christus, und beide versichern, daß nur Rechtschaffenheit und

*) Vier Engel mit schmetternden Trompeten steigen herab, um eben so viele Arten des Unglücks zu verkündigen.

**) Er beginnt von Kap. XII, 18 — XX, 10. Der dritte Akt geht von Kap. XX, 11 — XXII, 5. Von hieran folgt der Epilog bis zu Ende.

Tugend auf die Glückseligkeit der Christen Anspruch geben. Daher ermahnt Johannes seine Leser zur rechten Anwendung der ihnen mitgetheilten Orakel, und verläßt sie mit dem Segenswunsche, womit die Apostel gewöhnlich ihre Sendschreiben schliessen. — Betrachten wir dies prophetische Drama nun auch von seiner ästhetischen Seite, so werden wir finden, daß der Dichter hinlänglichen Beruf und poetisches Talent besaß, ein so schwieriges Gedicht, wie dies Drama ist, zu unternehmen. Der Plan desselben ist mit der größten Geschicklichkeit entworfen, und mit der tiefsten Einsicht in die Erfordernisse eines guten Drama's ausgeführt. *) Die Eintheilung der Handlung in drei Akte ist ganz einfach und durchaus in der Natur der zu handelnden Fabel enthalten. Prolog und Epilog stehn in der schönsten Harmonie mit einander. Im ersteren gebet Jesus dem Seher, den Gemeinen seine Gesichte mitzutheilen: im letztern bekräftigt er ihre gewisse Erfüllung. Der erhabenen und prachtvollen Schilderung Jehovah's steht ein ähnliches Gemälde des Messias, als ein kunstvolles Seitenstück, gegenüber. Die Anordnung der einzelnen Scenen verräth nicht weniger poetische Kunst, als Reichthum und Fülle des Genies. Sie stehen nicht abgesondert und vereinzelt da, sondern hängen durch die genaueste Verbindung mit einander zusammen.

*) Sey's nun, daß der Dichter sich die Regeln eines guten Drama's aus griechischen und römischen Schauspielen abgezogen hatte, oder, welches vielleicht wahrscheinlicher ist, daß sein Scharfſinn und die Natur der Sache ihn von selbst darauf leiteten. Uebrigens sehe man eine weislaufigere Auseinandersetzung der Schönheiten dieses prophetischen Werks, so wie der begründeten Ansprüche desselben auf den Namen eines dramatischen Gedichts in Eichhorn's äußerst geschmackvollen Kommentar über die Apokalypse I. S. XVIII. f.

sammen, so daß ein jeder vorübergehende Auftritt den Grund des nächstfolgenden enthält. Die im Drama vorkommenden Personen reden und handeln durchaus wie ihr Charakter, ihre Würde und ihr Verhältniß gegen einander es erfordern. Die Scene ist und bleibt im Himmel: denn noch erfolgt der Sturz der jüdischen und heidnischen Religion nicht wirklich, sondern er wird nur, gleichsam zur Prüfung, auf der himmlischen Bühne vorgestellt. Deshalb ist auch die Einheit der Zeit, so fern dieselbe einem dramatischen Dichter zur Pflicht gemacht werden kann, nicht aus der Acht gelassen. Die Einheit der Handlung aber ist so deutlich, daß sie von selbst in die Augen springt. Der bevorstehende Triumph des Christenthums über die jüdische und heidnische Religion ist die Hauptbegebenheit, auf welche sich alle einzelnen Vorfälle, als Glieder einer Kette, beziehen. Auch daran, daß die Handlung vollständig sei, ist nicht zu zweifeln. Sie hat ihren bestimmten Anfang, ihren Verlauf und ihren Ausgang. Es ist kein wissenschaftlicher, hieher gehörender, Umstand, über den der Leser nicht unterrichtet wurde. Dabei ist der höchste Grad der Täufchung erreicht: denn alles tritt durch die Versinnlichungskunst des Dichters so deutlich vor unsre Sinne, daß wir es selber wahrzunehmen wähnen. Das Christenthum soll die Welt beglücken, allein Juden und Heiden suchen es auszurotten. Diese müssen daher erst hinweggeschafft werden, wenn die göttliche Absicht in Erfüllung gehen soll. Hier ist also auch Verwicklung und Auflösung, das Grunderforderniß eines Drama's. Kurz es giebt nicht leicht eine Pflicht des dramatischen Dichters, welche Johannes nicht gekannt und in Erfüllung gebracht hätte. Dabei herrscht allenthalben die größte Mannigfaltigkeit und Abwechselung, welche die Aufmerksamkeit bis zu Ende in gleich starker Spannung

erhält und aller Ermüdung auf das kräftigste vorbeugt; Monologe unterbrechen hier und da die Handlung, Gebete und Hymnen wechseln mit Unterredungen der himmlischen Wesen. Bilder reihen sich an Bilder, Gemälde an Gemälde, Symbole an Symbole, aber alle empfehlen sich durch glückliche Wahl und Neuheit. Nur selten sind einerlei Sachen durch dieselben Sinnbilder vorgestellt: sie haben immer wenigstens eine neue Seite. Die Quellen der hier vorkommenden Bilder, Gemälde, Symbole sind theils die Orakel der Propheten, besonders des Jeremias, Ezechiel's, Daniel's, theils das eigene glückliche Genie des Dichters, das es ihm nie an sinnlichen Hüllen zum Ausdruck seiner Gedanken fehlen liefs. *) Auch von Griechen und Römern hat er einiges entlehnt, als die Feierlichkeit des Triumphs, die weißse Farbe der zu Triumphen üblichen Rosse, die um das Haupt der Sieger gewundenen Kränze, und mehr dergleichen. Der Ausdruck endlich ist überall edel und erhebt und senkt sich, je nachdem es die Natur der Sachen erfordert, die er vorträgt. **)

*) Dafs Johannes die prophetischen Schriften seiner Nation studirte, laßt sich von einem Lehrer des Christenthums nicht anders erwarten. Allein er that noch mehr: er erwärmte sich auch an dem Feuer derselben, er belebte seine Phantasie durch den lebendigen Odem, der aus ihnen so fühlbar hervorweht, er weidete sich an ihren Figuren, Gemälden und Bildern. Kein Wunder, dafs sie seinem Geiste bei Fertigstellung dieses Drama's allenthalben entgegen kamen.

**) Stellenweis findet man daher den schönsten und kühnsten Ausdruck der Begeisterung, und dann einmal wieder, besonders im Prolog und Epilog, eine Sprache, die sich zur einfachen aber kraftvollen Prosa herabläßt.

9.

Verfasser, Zeitalter und Sprache der unter Johannes's Namen bekannten Orakel.

Probe aus denselben.

Nicht leicht sind über irgend ein Geisteserzeugniß des Alterthums ungerechtere Urtheile gefällt worden, als über das prophetische Drama des Johannes. Man vergaß es als ein Gedicht zu betrachten, wo nicht jedes Bild und Gemälde mit Vorfällen aus der Geschichte verglichen werden darf; man war zu wenig in den poetischen Geist der alten prophetischen Orakel eingeweiht, als daß man seine Schönheiten zu entdecken und zu würdigen vermochte. Kein Wunder also, wenn mehrere Gelehrte es als das Werk eines Schwärmers verschrien, und ihm allen Werth absprachen. Erst dem verdienstvollen und scharfsichtigen Eichhorn war es vorbehalten, uns durch seine richtige Erklärung auf die hohen Schönheiten desselben zu leiten, und seinen Rang unter den Schöpfungen der hebräischen Poesie zu bestimmen. Allein ob Johannes wirklich der Verfasser dieses Werks war, bleibt immer noch etwas ungewisses. *) So viel ist indessen ausgemacht, daß es bereits im ersten christlichen Jahrhundert vorhanden war, und daß im zweiten der allgemeinen Sage, die es für ein Produkt des Apostels Johannes ausgab, nicht widersprochen wurde. Wie hätt' es aber ein Betrüger wagen können, es entweder noch bei Lebzeiten des Apostels, oder bald nach seinem Tode, als von ihm herrührend, unterzuschreiben? Sieben Gemeinen, denen dieser

G 2

**) Die Anzahl der Zeugen für die Authentie der Offenbarung Johannes's in der ältesten Geschichte des Christenthums ist bei weitem stärker, als wider dieselbe.

Prophetengefang mitgetheilt wurde, hätten dabei irre geleitet werden müssen. Indessen ward die Aechtheit desselben gleichwohl schon seit dem dritten Jahrhundert angefochten, und es fehlte bereits damals an sicheren Nachrichten über dies Werk, um den Streit befriedigend zu entscheiden. Die Unbekanntschaft mit den Regeln einer richtigen Auslegung prophetischer Schriften machte, daß man alles in diesem Buche zu wörtlich nahm, wodurch es nothwendig in einem sehr nachtheiligen Lichte erscheinen mußte. Wie konnte man sich aber überzeugen, daß Johannes ein so abgeschmacktes Werk, wofür man es ansah, geschrieben haben sollte? — Doch wer auch der Verfasser desselben seyn mag, sein poetischer Werth liegt jetzt zu sehr am Tage, als daß man ihn verkennen dürfte. Sein Ursprung fällt gegen das Ende des ersten Jahrhunderts. Die Sprache, worin es geschrieben ist, ist die Hellenistische. Ueberall haucht sie orientalischen Geist und Odem. Zu den schönsten Stellen dieses prophetischen Drama's gehört die Beschreibung des Wohnsitzes der Gottheit, wo sie unter lautem Preise thronet, und wo alles was der Seher wahrnimmt, wie auf einer glänzenden Bühne, vorgeht. Sie diene dem Leser, ihn auf das Ganze schliessen zu lassen. Der Dichter beginnt also:

Jetzt schaut' ich auf, und sieh! es öffnete

Der Himmelsporten eine sich vor mir, *)

*) Vorher hatte der heilige Dichter alles neben sich auf Erden wahrgenommen: jetzt, da dies vorüber ist, schaut er empor und sieht den Himmel geöffnet. Eine Stimme gebet ihm emporzusteigen, um von allem Zeuge zu seyn, was sich hier ereignen werde. Der Himmel wird wie ein königlicher Palaß geschildert, daher hat er auch seine Pforten. Viele Bilder in dieser Schilderung sind von dem Gepräng am Hofe orientalischer Fürsten hergenommen.

Und jene Stimme, die, Posaunen gleich,
 Zuvor in's Ohr mir scholl, rief nun mir zu:
 Auf! steig hieher! denn sehen soll dein Blick,
 Was in der Folgezeit geschehen wird!
 Als bald ergriff Entzücken meinen Geist, *)
 Und sieh! ein Thron stand da, und auf dem Thron
 Safs eine Lichtgestalt, und der da safs
 War anzuschauen wie des Jaspis Glanz,
 Und wie des Sardyx Stral, **) und um den Thron
 Schlang kränzend rings ein Regenbogen sich,
 Dem grünen Feuer des Smaragdes gleich; ***)
 Und vierundzwanzig standen um den Thron
 Der Stühle da, und auf den Stühlen safs
 Ein Rath von vierundzwanzig Aeltesten,
 Mit Lichtgewanden sämmtlich angethan, ****)

*) Der Dichter war von seinem vorigen Entzücken, worin er Christus erblickt und seine Befehle vernommen hatte, wieder zu sich gekommen, als er auf den Flügeln einer neuen und noch kühneren Begeisterung in den Himmel versetzt wurde.

**) Jesaias K. VI. und Ezechiel I. und K. X. liefern dem Johannes zu diesem Gemälde grösstentheils die Farben. Jehovah safs als Lichtgestalt auf dem Throne. Der Orientale kannte nichts Edleres und Erhabneres, als Feuer und Licht. Kein Wunder, wenn er es zum Bilde der höchsten Grösse und Majestät gebraucht. In dieser Schilderung gleicht der Glanz Jehovah's dem prachtvollen Schimmer des Jaspis und des Sardyx. Der erstere ist jedoch hier nicht der grüne Edelstein dieses Namens, sondern der röthliche, oder purpurfarbene. Der Sardyx hat eine blässere Röthe.

***) Der Regenbogen diente dazu, den blendenden Glanz des Jaspis und Sardyx etwas zu mildern. M. f. Eichhorn's Kommentar I. S. 158.

****) Des Poms wegen safs ein heiliger Senat in einem halben Cirkel um den Thron her, gleich den Ministern um den Thron

Und goldne Kronen um der Locken Schnee.
 Und Blitze rauschten von dem Thron daher,
 Es rollten Donner von ihm mit Gebrüll, *)
 Und sieben Leuchter brannten um den Thron,
 Die sieben Geister des Unendlichen. **)
 Des Mees durchsichtigem Krystalle glich
 Die Fläche vor dem glanzumstralten Thron, ***)
 Und unter'n Thron hin beugten sich im Kreis
 Vier Wesen, voll von Augen überall.
 Das erste dieser Wesen glich dem Leu,
 Dem jungen Stiere war das andre gleich,
 Das dritte trug ein Antlitz, wie der Mensch,
 Dem vierten ähnlich war der Aar im Schwung. ****)

des Königs. Dieser heilige Senat bestand aus den christlichen Märtyrern. Die Zahl desselben richtet sich wahrscheinlich nach den vierundzwanzig Ordnungen der hebräischen Priester und Leviten. Als Märtyrer hatten sie Kronen auf den Häuptern.

*) Jehovah ist dem Hebräer der Urheber des Donners und der Blitze. Daher läßt der Dichter diese Boten der Gottheit, nach einer sehr schönen Idee, am Thron verweilen, um auf ihre Befehle zu lauschen, und sie von dorthier zu vollbringen. Dies konnt' er um so mehr, da der Thron auf den Wolken, der Werkstätte der Blitze, ruht.

**) Sieben Leuchter erhellten die Gegend um den Thron her, nach der Aehnlichkeit der sieben Leuchter im Tempel zu Jerusalem. Allein dies waren nicht irdische Leuchter, sondern es waren Geister.

***) Der Thron Jehovah's stand auf einer krySTALLenen Fläche, auf den Wolken des Himmels: daher konnte der Dichter sehr richtig Donner und Blitze unter dem Throne hervorrauschen lassen.

****) Vier wunderbare Wesen trugen den Thron. Diese Wesen waren mit Verstand begabt: denn sie fangen das Lob des Ewigen. Ihre Gestalt ist nach den Gryphen und Sphinxen geschildert.

Und jegliches von diesen Wesen trug
 Sechs Flügel, rings mit Augen überlat,
 Die Tag und Nacht kein süßer Schlaf beschlich.
 Stets riefen die' einstimmig auf zum Thron
 Der Gottheit: „Heilig, heilig, heilig ist
 Jehovah, Gott, der Allgewaltige,
 Der war, und ist, und ewig bleiben wird!“
 Und sich! indem zum Dank und Preise des,
 Der auf dem Throne saß, des Seligen,
 Ihr Ruf erscholl, da fielen nieder vor
 Dem Mächtigen, der auf dem Throne saß,
 Rings um die vierundzwanzig Aeltesten
 Und beteten den Hoherhabnen an,
 Und warfen ihre Kronen nieder vor *)

dert, welche die Juden in großer Menge während ihres babylonischen Exils an den Trümmern des Palastes zu Persopolis erblickten. Die Theile, woraus diese wunderbaren Wesen bestanden, sind von den vier vorzüglichsten Geschöpfen des Thierreichs entlehnt, nämlich von dem Stiere, dem Löwen, dem Adler und dem Menschen. Mit dem hinteren Theile ihrer Körper tragen sie den Thron, so daß dieser Theil dem Auge verborgen ist, nur der Vordertheil ragt dergestalt hervor, daß man ihre Gesichte ringsumher um den Thron erblickt. Ueberall sind sie mit Augen versehen, so daß ihnen nichts entgeht. Der Grund dieser Dichtung liegt entweder in der Gewohnheit der Juden, den Scharfblick himmlischer Wesen durch eine Menge von Augen auszudrücken, oder der Dichter wollte dadurch die allgemeine, überall verbreitete Helligkeit des Himmels andeuten. Um den Thron Jehovah's selbst in den Lüften tragen zu können, sind den wunderbaren Wesen Flügel beigelegt. M. f. Jesaias VI, 2. 3.

*) Um ihre Ehrfurcht gegen Jehovah an den Tag zu legen, warfen die Aeltesten ihre Kronen ab, und zeigten dadurch an, daß nur der Ewige Ruhm und Ehre verdiene. Zugleich setzten sie

Dem Thron, und sprachen: „Herr, du bist es werth,
Zu nehmen Preis und Ehr' und Ruhm und Dank:
Denn deine Hand schuf alles, was da lebt,
Durch deinen Willen ward, soviel umher
Im weiten Reich der Schöpfung Wesen find!

das von jenen wunderbaren Wesen begonnene Loblied fort und
bekennen, daß alles in der weiten Schöpfung von dem Willen
desjenigen abhängt, der ihm Daseyn und Kräfte ertheilte.

II. Arabische Poesie.

1. Sprache.

I.

Hamjarischer und Koraischischer Dialekt.

Schon in den frühesten Zeiten theilte sich die arabische Sprache in zwei Hauptmundarten, in die Hamjarische und Koraischische. Die erstere blühte in dem von den Tabbajah beherrschten glücklichen Arabien, *) die letztere dagegen erhob sich in den westlichen Gegenden dieser Halbinsel durch den Namen Koraisch, dem die Aufsicht über die Kaaba in Mekka anvertraut war. Dafs das Alter des Hamjarischen Dialekts bis über Moseh hinausgehe, ist bereits an einem andern Orte gesagt worden. Schon unter den mächtigen Tabbajah, den Beherrschern der Hamjaren, blühte er in jugendlicher Kraft und Schönheit. Denn schon jetzo hatten sich die Araber aus der Nacht der Barbarei

*) Der Name Tobba, in der mehreren Zahl Tabbajah, ist der Königstitel der alten Regenten von Jemen oder dem glücklichen Arabien. Er war ihnen so eigen wie der Name Pharao den ägyptischen Königen und der Name Khosroes den Sassaniden von Persien. Der zehnte Tobba von Jemen, Noeman, soll ein Zeitgenosse Moseh's gewesen seyn. Ihre Regierung verliert sich daher in's späteste Alterthum. M. f. Eichhorn's Vorrede zu Richardson's Abhandlung über Sprachen, Litteratur und Gebräuche morgenländischer Völker übers. v. Federau, S. 12.

hervorgearbeitet, und einige Kultur gewonnen. Daher fehlte es ihnen nicht an glücklichen Dichtern, die sich vorzüglich damit beschäftigten, die älteste Geschichte ihrer Nation auf die Nachwelt zu bringen. So wie ihnen hierzu die schon gebildete Sprache sehr behülflich war, so gewann diese wiederum unter ihren Händen und durch ihre Feile immer mehr an Politur und Gewandtheit. Die aus diesem Zeitraum erhaltenen uralten Denkmale der Hamjarischen Poesie sind davon Beweise. Allein so groß die Verdienste der Hamjaren um die Ausbildung der arabischen Sprache auch sind, so haben die westlichen Araber doch den meisten Antheil an der Vervollkommnung derselben. Durch diese erlangte sie erst männliche Stärke. Vorzüglich erwarb sich der Stamm Koraisch sehr große und bleibende Verdienste um ihre Verfeinerung. *) Dazu kam noch, daß in den Gegenden, wo die nach ihren Verbesserern benannte Koraischische Mundart herrschte, die feinsten, aufgeklärtesten und angesehensten Araber ihren Wohnsitz hatten, daß Handel und Gewerbe daselbst die Thätigkeit wirkten, Wohlstand und Reichthum herbeiführten, und Künste und Wissenschaften begünstigten und unterstützten. Unter der Aufsicht der Koraischiten stand ferner die Kaaba, oder das heilige Haus zu Mekka, wohin jährlich eine unglaubliche Menge von Pilgern aus allen der Zabischen Religion ergebenden Völkerschaften

*) Der Unterschied zwischen der hamjarischen und koraischischen Mundart der arabischen Sprache ist nicht sehr beträchtlich. Die letztere besaß den ganzen Sprachschatz der ersteren, ausserdem aber hatte sie wahrscheinlich noch mehrere Wörter, die den Hamjaren völlig unbekannt waren. Da Redner und Dichter die koraischische Mundart um die Wette bearbeiteten, die Hamjaren aber sich wenig um die Ausbildung ihrer Sprache bekümmerten; so ist dies nicht anders zu vermuthen. M. f. Eichhorn's Vorrede zu Federau's Uebers. von Richardson's Abh. über Sprachen, Litteratur und Gebräuche morgenl. Völker.

ten zusammenströmten. Dafs unter diesen Pilgern sich auch mancher denkender Kopf, auch mancher durch eigene Beobachtung und fremde Belehrung aufgeklärter Weiser befinden mußte, läßt sich nicht anders denken. Hatte man nun eine von gottesdienstlichen Uebungen leere Stunde, so verwandte man dieselbe zu einer geistvollen und gemeinnützlichen Unterhaltung: denn der Araber war nicht bloß tapfer und gastfrei, sondern auch ein Freund der Wissenschaften. Daher kam es, daß man sogar in Werken des Geistes wetteiferte, daß man Dichter und Redner mit vorzüglicher Achtung behandelte, daß selbst Fürsten den durch die Gunst der Mufen erlangten Lorbeer mehr, als Krone und Scepter, schätzten. Vorzüglich stiftete man im Anfange der folgenden Periode zu Okhad einen eigenen Versammlungsplatz für Gelehrte und Freunde der Wissenschaften. Hier war es einem jeden erlaubt, an den Wettstreiten des Geistes, als Redner, oder als Dichter, Theil zu nehmen, und die ganze Versammlung ertheilte mit Einsicht und Unparteilichkeit den Wettpreis. *) Wer so glücklich war, den Preis davonzutragen, dessen Gedicht ward auf Leinwand, oder Seide, mit goldenen Buchstaben geschrieben, und über dem Eingange des Tempels zu Mekka aufgehangen. Dafs durch dergleichen Anstalten die arabische Sprache sowohl an Reichtum, als an Feinheit, Ründung und Gewandheit gewinnen mußte, läßt sich nicht läugnen. Daher fällt in diese Zeiten auch ihre glänzendste Periode. Indessen würde man nicht wenig irren, wenn man in der arabi-

*) M. f. Richardson's Abhandlung über Sprachen, Litteratur und Gebräuche morgenl. Völker übers. von Federau S. 10 etc. In einem poetischen Wettstreite zu siegen, war dem Araber eben so viel werth, als dem Griechen. Seine ganze Familie, sein ganzer Stamm hielt sich dadurch für geehrt und ausgezeichnet.

schen Litteratur dieses Zeitraums mehr als Gedichte suchte. An gute Redner ist nicht zu denken: wahre Beredsamkeit fand so wenig zu den Arabern, als zu den Hebräern den Zugang. *) Der Charakter der arabischen Sprache in diesem Zeitraum ist ein ausnehmender Reichtum, der sie zum Sprichwort machte, eine bewundernswürdige Kraft und Stärke, die größte Lieblichkeit und Anmuth, die sie zum Ueberreden vorzüglich eignete, und eine unverkennbare Gewandheit. Der Wohlklang ihrer Aussprache ist so eigenthümlich, daß kein Ausländer ihn zu erreichen im Stande ist. Man muß ihn aus dem Munde eines gebildeten Frauenzimmers hören, um ihn ganz beurtheilen zu können.

2. Gedichte.

1.

Charakter der arabischen Poesie in dieser Periode.

Die arabische Poesie hat mit der Dichtkunst der Hebräer sehr viel Aehnliches. Beide sind gleichsam Töchter Einer Mutter. Der Grund davon liegt in der Gleichheit des Klima's, der Lebensart, der Neigungen und der Sitten beider Völker. Selbst die große Verwandtschaft ihrer Sprache that dazu das Ihrige. Lebhaft und feurig, wie der Geist des Arabers, ist auch sein Gedanke, seine Empfindung, seine Neigung, und nicht minder lebhaft der Ausdruck derselben. Daher die kurzen, beinahe abgemessenen Sprüche; daher der große Reichtum und die vorzügliche Lebhaftigkeit der Metaphern,

*) M. f. Wahl's Allgemeine Geschichte der morgenländischen Sprachen und Litteratur S. 414 f.

Bilder und Gemälde; daher die Geneigtheit zu einer durchaus sinnlichen blumenreichen Sprache. Hierzu kommt noch das Eigenthümliche der Gegenden, welche die Araber bewohnen, das Charakteristische ihrer Sitten und Lebensart, das Auszeichnende ihrer Gebräuche. *) Dies alles ist für sie ein fruchtbarer Boden ganz eigener Bilder, Gleichnisse und Gemälde, die den Ausländer oft nicht wenig befremden, ihm nicht selten den Sinn arabischer Gedichte sehr erschweren. Schatten und Wasserkühle sind dem in einem heißen Landstrich wohnenden Araber Bilder der Glückseligkeit. Die Wohlgerüche von Jemen, der Mustus von Hadramaut, die Perlen von Omman gewähren ihm in seinen Gedichten eine Menge von angenehmen Gleichnissen und Schilderungen. Dagegen finden wir in den Poesien des wüsten und peträischen Arabiens auch nichts häufiger, als Gemälde von Wölfen, von Löwen, von jähren Abgründen, von Felsen und Wüsten. **) Der nomadische Araber verlebte, und verlebt noch jetzt die meisten Nächte unter freiem Himmel, oder in Zelten: er sieht daher Mond und Sterne und die ganze schöne Natur immerfort in ihrem vollen Glanze. Kein Wunder, wenn die Bilder derselben immer vor seinem Geiste schweben, wenn sie seinen Gedichten eine ganz eigene Farbe und Lieblichkeit geben. Nichts ist ihm daher gewöhnlicher, als die Stirne seiner Geliebten mit dem Morgen, ihre Locken mit der Nacht, ihr Antlitz mit der Sonne, ihre Wan-

*) Die Araber wohnten theils unter Zelten und zogen mit ihren Heerden von einem Orte zum andern, theils wohnten sie in Städten und nährten sich von der Handlung. Die letzteren verloren allmählig sehr viel von ihrer alten Simplicität und Originalität des Charakters.

**) Das Buch Hiob, das hier reiste, beweist dies augenscheinlich. So sehr richtet sich die Farbe der Poesie nach den Gegenden, wo sie hervorkeimt.

gen mit Rosen, ihre Zähne mit Perlen, ihre Augen mit der Blüthe der Narcisse, ihr Haar mit Hyacinthen, ihre Lippen mit dem Wein, ihren Wuchs mit der Fichte zu vergleichen. Das blaue Auge eines schönen Weibes, das sich in Thränen ergießt, ist ihm ein Veilchen, von welchem Thau herabrinnt, so wie der Krieger an der Spitze seines Heeres, ein Adler, der durch die Lüfte segelt und mit seinen Flügeln das Gewölk durchschneidet. *) Auch entlehnt er sehr viele Bilder von dem Kamele, das er wartet, von dem Rosse, das ihm Ruhm und Sicherheit verschafft, von dem Strauße, der wilden Taube und andern Thieren, womit er unablässig umringt ist. Ganz anders sind dagegen die Poesien der städtischen Dichter, die sich meistens an den Höfen der Großen aufhielten. Die Bilder derselben sind weit weniger lebhaft und gewählt, weit weniger treffend und mannigfaltig, und ihre Sprache minder rein und lieblich. Dafür aber übertreffen sie die ländlichen Dichter an Inhalt und Ausführung. Lob oder Tadel der Großen, Kämpfe und Schlachten, und andre wichtige Vorfälle sind die Gegenstände ihrer Lieder. Dabei sind sie reich an moralischen Denksprüchen, womit sie ihre Gefänge, wie mit duftenden Blumen häufig durchstreuen. Dafs sie bei ihrem Lobe und Tadel nicht selten über die Gränzen der Wahrheit hinaussehweisen, hat seinen Grund unstreitig in der Lebhaftigkeit ihres Geistes, in dem Feuer ihrer Affekten, das ihr Auge blendet und den schwächeren Stral der Wahrheit vor ihm verdunkelt. **) Uebrigens drehen sich die arabi-

*) M. C. die Einleit. Zu den Poems consisting chiefly from the Asiatic Languages.

**) M. W. Reiske's Abhandlung über die arabische Poesie vor dem Lamischen Gedicht des Thograï, wovon wir in der Geschichte der folgenden Periode reden werden.

schen Gedichte nur um eine geringe Anzahl von Gegenständen. Das Lob der Schönen; die indessen größtentheils nur Geschöpfe der Phantasie sind, ihre Rosse und Kamele, die großen Waldungen und Wüsteneien, die sie durchstreichen, die Gefahren, die sie bei den nächtlichen Besuchen ihrer Geliebten bestehen, der Ruhm, den sie im Kampfe mit einbrechenden Fremden erringen, ihre Geschicklichkeit, das Schwert zu führen, den Bogen zu spannen und die Lanze zu schwingen, sind meistens der Stoff, der sie zum Gefange begeistert.

5.

*Gattungen arabischer Gedichte.**Einige Proben davon.*

Ein grünes Gefilde, ein klarer Quell und vorzüglich ein schönes Weib sind dem Araber die reizendsten Gegenstände in der Natur. Was Wunder also, daß er bei dieser hohen Empfänglichkeit für alles Schöne, bei der ihm eigenen Feinheit, Lebhaftigkeit und Stärke der Empfindungen und bei der vielen Gemächlichkeit und Muse, die ihm seine Lebensart gewährt, vorzüglich derjenigen Leidenschaft Raum giebt, auf deren Stamme von jeher die schönsten Arten der Gedichte erwachsen. Daher giebt es auch schwerlich ein arabisches Gedicht, es sey nun Klage, Lob, oder Spott der Gegenstand desselben, wo sich nicht die den Araber überall begleitende und durchglühende Liebe wenigstens in einer und der andern Stelle ergösse. Sehr befremdend scheint es deshalb, daß die arabische Poesie keine eigene Gattung durchaus erotischer Gedichte hat. *) Allein wenn

*) In der Hamassah findet sich ein Buch erotischer Gedichte. Ob sie indess durchaus erotisch sind, vermag ich nicht zu entscheiden. Die obige Aeußerung, daß es dem Araber an Liedern

man den schrecklichen Hang zur Eifersucht kennt, der den Araber vorzüglich charakterisirt, wenn man weiß, an welchen Feinden, zu welchem Blutvergießen, zu wie viel Morden dieselbe schon fortrifs; so wird man sich nicht wundern, daß man die größte Vorsicht gebrauchte, um nicht die Eifersucht seiner Stammgenossen aufzuregen. Daher sind die Schönen, die der Araber besingt, fast lauter Geschöpfe der Einbildungskraft, und auch diesen weiht er nie ein vollständiges Lied, sondern beginnt mit ihrem Lobe nur seine längeren Gefänge, von welcher Art der Stoff derselben auch seyn mag. *) Die lyrische Dichtart ist bei ihm die herrschende, und Freude oder Klage, Lob oder Spott, Furcht oder Hoffnung ihr vorzüglichster Inhalt. Die eigentliche Epopöe und das Drama fehlt den Arabern gänzlich. Das Buch Hiob. so fern man dasselbe für ein arabisches Produkt will gelten lassen, hat mit beiden Formen etwas Aehnliches, doch erreicht es keine völlig. Die Satyre ist der arabischen Dichtkunst nicht fremd, doch ergießt sie sich blos lyrisch. Auch ist sie nicht sowohl die Frucht der muntern Laune und des Witzes, als vielmehr die Mißgeburt des Hasses und der Erbitterung. Sitten und Ehrbarkeit wurden darin nicht selten auf das empfindlichste beleidigt, und Anstand und Schamhaftigkeit mit Füßen getreten. Mit Recht verstößt man diese Gattung von Gedichten daher aus der züchtigen und muntern Klasse der Satyre und gesellt sie zu der rohen und pöbelhaften Zunft des Pasquills.

fehle, die ganz von der Liebe eingegeben wurden, gründet sich auf Reiske's Urtheil, das in dieser Sache gewiß Gewicht hat.

*) Bei der Geschichte der folgenden Periode der arabischen Dichtkunst mehr davon.

quills. Uebrigens nennen die Araber die Dichtkunst *Scher* und ein poetisches Produkt *Kasidah*, *) oder *Karidh*. Den letztern Namen führt es von dem Reizme, indem eine oder zwei Sylben durch das ganze Gedicht wiederholt und gleichsam wiedergekäuert werden. So wie sich die Hälfte des ersten Verses endigt, so schließt sich auch die zweite Hälfte, und alle übrigen Verse. Die Verse, welche man *Bait* (*Gezelte*) nennt, sind sich in einem Gedichte in Hinsicht auf die Länge und das Sylbenmaafs gleich. Ueberhaupt mischen die Araber nicht gern lange und kurze Verse durch einander. **) Die längsten Gedichte überschreiten nicht hundert Verse: die wenigsten dehnen sich bis zu dieser Länge. Aus kurzen Versen bestehende Lieder heissen *Regjz*, oder *Orgjz ah*, ausführlichere Gedichte aber *Thawila*. Die ältesten Denkmale arabischer Dichtkunst, die sich aus dem Alterthum erhalten haben, sind im Hamjarischen Dialekt verfertigt, und gehören in diese Periode. Wir führen einige davon, die sich in der *Hamassah*, einer alten Sammlung arabischer Gedichte, befinden, zur Probe an. ***) Wird man auch

*) *Kasidah* bedeutet ein abgeschnittenes, durch die abgemessene Länge der Wörter vertheiltes Produkt. *Karidh* heisst im Arabischen das Wiedergekäuerte.

**) Ueber die Prosodie der arabischen Sprache und Dichtkunst sehe man ein besonderes hievon handelndes Werkchen von Samuel Clarke, Oxford 1663.

***) Die *Hamassah* ist eine Sammlung vorzüglicher arabischer Gedichte aus den ältesten Zeiten der Araber. *Abu Temam al Thai* verfertigte diese Blumenlese, und *Mohammed Ben Hufsin al Marzuki* erläuterte sie durch einen Kommentar, ohne den man sie schwerlich verstehen würde. Der erstere lebte vom Jahr Christus's 806 bis 845. Der Titel *Hamassah* bedeutet kriegerische Tugend. Diese Anthologie besteht aus zehn Theilen und enthält lauter Arbeiten von Dichtern, die

nicht ganz den dichterischen Charakter der Araber in dieser Periode daraus beurtheilen lernen, so werden sie doch wenigstens einen Vorschmack von den ältesten Früchten des arabischen Parnasses geben. Den Anfang mache der Klaggesang eines Hamjaren nach einer unglücklichen Schlacht seiner Stammgenossen, worin Olkama, der Sohn eines Hamjarischen Tobba, geblieben war. Der Dichter singt also :

Wer von den Erdbewohnern sah
Schon jemals einen Kampf,
Der unsrer Schwerter Mordgefecht
Mit Taim's Söhnen glich ?

Danieder schlug das Blut den Staub,
Voll Grauses war ihr Tag:
Doch stärkt' aus seinen Schrecken sich
Mit neuer Kraft ihr Muth. *)

theils vor Mohhämmed, theils kurz nach demselben lebten. Das erste Buch Babal Hamaffah, (Buch der kriegerischen Tugend, oder Tapferkeit) gab der ganzen Sammlung den Namen. Lobgesänge auf arabische Helden sind der Inhalt desselben. Das zweite Buch enthält Elegien, das dritte moralische Denkprüche, das vierte erotische Gedichte, das fünfte Satyren, das sechste Loblieder auf die Gastfreiheit der Araber, das siebente mancherlei poetische Gemälde, das achte Schilderungen von gefährvollen Reisen durch dürre unzugängliche Wüsten, das neunte Scherze, das zehnte Beschreibungen ausgezeichneter Araberinnen. Mehrere Gedichte aus dieser Sammlung befinden sich in Schultens Monumentis vetustioribus Arabiae. Das hier übersetzte Schlachtlied steht S. 15.

*) Es floss des Bluts so viel, daß der beim Kampf aufsteigende Staub dadurch niedergeschlagen wurde. Furchtbar war der Widerstand, den wir den Taimiten thaten; allein die Größe der Gefahr vermehrte nur ihren Muth und ihr kriegerisches Feuer.

Dem Löwen glich ihr Feuergrimm,
Der in dem Lager laurt,
Und wir der Nacht, die ringsum Graus
Aus ihrem Schooße streut. *)

Kein Freund verließ den andern da,
Eh er zu Boden fiel: **)
Und keiner ihrer Krieger wich,
Bis er den Feind durchdrang.

Nie ruhten Taim's Söhne: wild
Schwang stets ihr Arm den Speer,
Und ihre Tapferkeit goß Muth
In jedes Streiters Brust. ***)

So kämpften sie, bis Hamjar's Heer,
Zurück vom Kampfplatz wich,
Bis muthlos die Geschlagenen
Zu ihren Stämmen flohn.

Doch o! nicht all' entrannen, viel',
Ach! viele fraß das Schwert,
Und schimpflich weht des Windes Hauch
Nun Staub in ihr Gelock!

Folgende zwei Gedichte der erzählendbeschreibenden Gattung aus dieser Periode fand man an den Trümmern zerstörter Schlösser im Hadramaut. Wenn sie auch

H 2

*) Die arabischen Dichter vergleichen die dichten Haufen bewaffneter Heere häufig mit der Nacht, die durch ihre Dunkelheit Graus erregt.

**) Nach den Worten: bis sich der Riemen von dem Fusse riß, d. h. bis sie nicht mehr aufrecht stehen konnten.

***) Durch ihre eigene Tapferkeit entflammten sie den Muth ihrer Streiter.

nicht das Gepräge einer hohen dichterischen Vollkommenheit an sich tragen, nicht als schöne Darstellungen einer sehr lebhaft gerührten Empfindsamkeit entzücken; so werden sie doch als ehrwürdige Ueberreste des grauen Alterthums auf unsre Aufmerksamkeit Anspruch machen können. Die alten Inhaber dieser Schlösser schildern ihr Leben in denselben, also: *)

Lang hausten wir in dieses Schlosses Raum,
 Von Leiden fern, und fern von Dürftigkeit.
 Das Meer spühlt' uns mit hohen Wellen an,
 Voll drängten sich die Ström' in ihrem Bett.
 Uns trankte mild der Dattelhaine Saft,
 Und ihrer Wächter Gaum erquickten stets
 Die reifsten Datteln jeder Art. Das Wild
 Des Landes fingen wir mit Garn und Spieß,
 Und Fische gab das Meer im Ueberflus.
 Bald prangten wir in seidenem Gewand,
 Im grünen bald, bald im gestickten Kleid.
 Wir dienten Fürsten, fern von niederm Sinn,
 Und unverföhnlich gegen Trug und List.
 Sie zeigten uns durch Hud's Religion **)

*) Dies Gedicht findet sich in Schultens Monumentis vetustioribus Arabiae und in Eichhorn's Vorrede zu Richardson's Abhandlung über Sprachen, Litteratur und Gebräuche morgenl. Völker übers. von Federau S. 23 etc. Schultens entlehnte es aus einem geographischhistorischen Werke, das den Titel führte: Beschreibung der Länder und Geschichte ihrer Bewohner. Dieses Werk verbreitet über den ältesten Zustand des glücklichen Arabiens sehr viel Licht.

**) Hud, ein Patriarch, oder Prophet der Araber, war nach Huf-sain Varz, der eine Paraphrase über das Kapitel des Korans, welches Hud überschrieben ist, verfertigt hat, der Sohn des Schalekh, eines Sohns des Arfaxad, des Enkels von Noah. Er lebte unter einem uralten arabischen Stamme, den Aditen, im glückli-

Den Pfad, der hin zu stetem Glücke führt,
An Wunder glaubt, erleuchtet, unser Herz,
An Auferstehung und ein bessres Seyn.
So oft ein Feind in unsre Fluren brach,
Begegneten mit scharfen Lanzen wir
Ihm alsobald, und fochten ritterlich,
Vom braunen und vom weissen Ross herab
Schwang unser Arm für Weib und Kind das Schwert
Und wer auf uns zu stoßen wagte, dem
Grub tiefe Wunden unter Stahl in's Herz,
Bis er zurück vor unserm Grimme floh.

Die zweite Schilderung hat sehr viel Aehnliches mit der
ersteren, nur treten hier ländliche Scenen an die Stelle
der Kriegauftritte.

Lang weilten wir allhier in dieser Burg,
Uns störte keine Sorg, als die für's Land,
Das reichlich Saaten trug. Zu hunderten
Führt' uns, wann er erschien, der Abendstern,
Nach jedem Tage die Kamele heim,
Die an der Tränk' entzückten unsern Blick,

chen Arabien. Einer alten Sage zufolge ward er von der Gott-
heit dazu bestimmt, die Einheit des göttlichen Wesens zu lehren,
und seine Landsleute von der Abgötterei zurückzubringen. Al-
lein so ernstlich er sich dies Geschäft auch angelegen seyn ließ,
so vergingen doch mehrere Jahre, ohne daß man von seinen Vor-
trägen Nutzen verspürte. Dieses reizte die Gottheit zum Un-
willen: sie sandte daher einen sehr heftigen und kalten Wind,
Sarfar bei den Arabern genannt, der sieben ganze Tage und
Nächte dergestalt wüthete, daß alle Ungläubigen des Landes aus-
gerottet wurden, und nur der Prophet Hud sammt denen, die
seine Vorträge beherzigt hatten, am Leben blieben. M. f. Her-
belor's orientalische Bibliothek II. S. 757. der deutschen Ueber-
setzung. Halle 1787.

Und noch einmal so viel der Schafe, schön
 Wie weiße Hirsch' und Kühe, tragen Schritts.
 So führten wir in dieser Burg allhier
 Wohl sieben der Jahrhunderte hindurch
 Ein Leben, wie es nie die Lippe nennt.
 Dann folgten Jahre, dürr und unfruchtbar,
 Wie eins verfloss, floss auch das andre hin.
 Da wurden wir, als hätte nie das Glück
 Uns überstralt, kaum eine Spur von uns
 Ließ übrig des ergrimten Todes Wuth. *)

So ist das Loos von dem, der Gott vergift:
 Von seinem Hause bleibt nicht eine Spur. **)

*) Die erste Widerwärtigkeit, welche die Aditen wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen die Religionsverbesserung des Hud züchtigte, war, der Sage nach, eine sehr große Dürre und Unfruchtbarkeit. Hieraus entstand eine schreckliche Hungersnoth, der sich noch mehrere andre Uebel zugesellten, und ein großer Theil des tapfersten, reichsten und mächtigsten Volks in Arabien ward eine Beute des Todes. Als auch die Ueberreste den Propheten Hud noch nicht alle hörten; so wurden die Frevler endlich, wie schon erzählt ist, durch den Wind Sarfar vertilgt. M. f. Herbelot's orientalische Bibliothek unter dem Namen Hud.

**) Man entdeckte diese Gedichte im glücklichen Arabien unter der Regierung des ersten Khalifen aus dem Hause der Ommiaden, oder der Banu Ommiah (Söhne des Ommiah) Namens Moavia Ben Abu Sofian. Der Entdecker war Abdorrahman, der Statthalter des glücklichen Arabiens zwischen dem vierzigsten und funfzigsten Jahre der Hedschrah. Die Araber halten sie für Denkmale aus den Zeiten der Aditen, der ältesten Bewohner des glücklichen Arabiens. Gesezt auch, daß dies viel zu übertrieben wäre, so gehören sie doch wohl in diese Periode.

III. Persische Poesie.

1. Sprache.

1.

Der persische Dialekt der Parsischen Sprache erhält seine grösste Ausbildung.

In den frühesten Zeiten der persischen Geschichte gab es in Persien, wie in allen Reichen von beträchtlichem Umfang, eine Menge Mundarten, die von den Provinzen, worin sie geredet wurden, ihren Namen erhielten. *) Am gebildetsten und berühmtesten waren indess von diesen allen die *Parfische* (*Farfische*) und die *Pehlwische*. Die erstere blühte in *Parfistan*, oder dem eigentlichen Persien. Ausserdem bedienten sich ihrer auch die gebildetsten Perser weit umher in den ebenen Gegenden des Landes. Die *Pehlwische* Sprache hingegen, die der *Parfischen* sehr an Feinheit und Ausbildung nachstand, herrschte besonders um das *Kaspische Meer* und in den gebirgichten Provinzen. *)

*) M. s. die Geschichte der persischen Sprache im ersten Theile dieses Versuchs S. 478. und Richardsons' Abhandlung über Sprachen, Litteratur und Gebrauche morgenl. Völker S. 31. der deutschen Uebersetzung.

**) Die *Pehlwische* Sprache war die Sprache des Landvolks und daher roher, unregelter, schleppender als das feinere, ausgearbeitetere *Beri*.

Mit der Regierung des Bähäman, oder Ardschir Deirasdest, ungefähr vier Jahrhunderte vor Christus, hörte dieselbe auf, am Hofe geredet zu werden. Behram Gkur verengte ihr Gebiet noch mehr, so daß sie allmählig ganz aus der Reihe der lebenden Sprachen hinwegschwand. Nunmehr wurde die schon längst beliebte Parfische Mundart die einzige Sprache Persiens. Jedoch unterschied man das Derische als die feinere Hofsprache von dem Farsfischen, der Sprache der übrigen Perfer. *) Zur höchsten Stufe der Verfeinerung erhuben das Deri die Sassaniden. Der Erste aus diesem Königtamme, Ardschir Babegkan, der zwei Jahrhunderte nach Christus den Thron bestieg, verfertigte eigene Geisteswerke, wozu er sich der Derischen Mundart bediente. **) Das ermunternde Beispiel des Kö-

*) Parfisch und Farsfisch ist gleichbedeutend. Es kommt her von Parfistan, oder Farsistan, dem alten Namen Persiens. Die Sylben istan sind die gewöhnliche persische Endung der Ländernamen. Die Mutter aller persischen Mundarten soll nach den Vermuthungen einiger Sprachforscher Zendi gewesen seyn. Für ihr Geburtsland giebt man das alte Medien (Georgien, Iran und Azerbidschjan) aus, von wo sie sich weiter verbreitete. Provinzialmundarten waren: Herwi in Herad, Segkzi in Segkistan, Zabli in Zablistan, Sogkdi in Sogdiana. M. f. Wahl's Geschichte der morgenländischen Sprachen und Litteratur, S. 183.

**) Ardschir Babegkan war nicht allein ein großer Regent, sondern auch ein guter Dichter und Schriftsteller. Er schrieb ein Tagebuch seines öffentlichen und häuslichen Lebens Karnameh, so wie auch ein andres Werk moralischen Inhalts. Das letztere hieß Nuschirwan der Gerechte im sechsten Jahrhundert nach Christus verbessern, und schickte es an alle seine Befehlshaber, als eine Vorschrift, wonach sie durchaus ihr ganzes Verhalten einrichten sollten. Seit Ardschir Babegkan wurden mehrere persische Regenten und Wezire Freunde und Beförderer der Litteratur. Die Prosa, die in den Sassanischen Schriften herrschte,

nigs trieb auch andre gute Köpfe an, den Mufen zu opfern. Hierdurch aber gewann das Deri immer mehr an Reichthum, Gewandheit, Wohlklang und Rundung. Sie ward eine Art von bezaubernder Musik, die, zumal im Munde des Frauenzimmers, selbst das gefühlloseste Ohr entzückte. Auch ihre innere Ausbildung gedieh so weit, daß es ihr an Regelmäßigkeit vielleicht keine Sprache der Welt zuvorthut.

2. Gedichte.

2.

Charakter der persischen Poesie in diesem Zeitraum.

Wie in allen Ländern der Erde, so gieng auch in Persien die Litteratur und Aufklärung von der Poesie aus. Alles, was man Andern als nützlich und heilsam vortragen wollte, ward anfangs auch hier in das Gewand der Dichtkunst gekleidet. Schon in der Mitte der Pischdadischen Heldenregierung, verkündeten die Stralen einer lieblichen Morgenröthe, was man einst von der persischen Poesie zu erwarten habe. Bis zur Herrschaft der Khejanier war die Sprache der Persen noch ganz dichterisch. Jetzt trat Lokman auf und erzählte Fabeln, um seinen Zeitgenossen Weisheit zu lehren. *) Hatte man früher, selbst die Jahrbücher der Geschichte, woran es dem Pischdadischen Hause nicht

war männlich und angenehm. Seit dem dritten christlichen Jahrhundert ward sogar eine Akademie zu Dschondisabur berühmt, die auch für die persische Sprache sehr nützlich wurde.

*) Vor Lokman erschien Zeretoschtro, und ward der Religionslehrer seiner Landsleute. Sein Zend Awesta ist noch ganz in der Sprache der Poesie abgefaßt. M, f. den ersten Theil dieses Versuches S. 481.

fehlte, in der Sprache der Mufen geschrieben; so machte man jetzt Versuche, auch blos zu dem Verstande zu reden. Gegen das Ende der Khejanischen Regentenfolge schied sich endlich die Prosa von der Dichtkunst. Nun schrieb man die Annalen der Geschichte prosaisch, und brachte dadurch mehr Zuverlässigkeit in dieselbe. Doch vergaß man über diese neue Sprache der Dichtkunst nicht, vielmehr schritt diese letztere dem Ziele der Vollendung, das sie jedoch erst späterhin erreichte, immer näher. Khischtap, Behmen und die königliche Wittwe Homai, welche die persische Litteratur überhaupt mit dem glücklichsten Erfolg begünstigten, ließen ihren ermunternden Schutz und Beifall auch den Werken der Mufen angedeihen. *) Der herrschende Charakter der dichterischen Denkmale aus diesen Zeiten war der romantische und heroische. **) Denn da der tapfre Perfer nur nach Kriegersruhm und großen Thaten geizte, so mußten auch seine Lieder nichts lieber singen, als bestandene Abenteuer, bezwungene Feinde, erkämpfte Siege. Alexanders Waffen verscheuchten die persischen Mufen aus den ihnen geweihten Sitzen, oder brachten sie doch wenigstens eine Zeitlang zum Schweigen. Doch so groß dieser Nachtheil für die schöne Litteratur der Perfer im Anfang auch schien, so ward er doch bald wieder durch günstige Umstände gehoben. Die Bekanntschaft mit griechischen Werken des Geschmacks, welche den häufigern Verkehr zwischen Parfistan und Hellas veranlaßte, mußte das Schönheitsgefühl der Perfer sehr berichtigen, verfeinern, veredeln,

*) Die königliche Wittwe Homai war die Mutter des Darab oder Dara I, des Vaters von Darab II, den die Griechen Darios Kodomannos nennen, und den Alexander vom Thron stieß,

**) M. f. Wahl's Geschichte der morgenl. Sprachen und Litteratur S. 282.

und sie neue Gattungen von Gedichten kennen lehren. *) Allein erst der Regierung der Sallanier war es aufbehalten, durch ihr mildes und friedliches Scepter die verschauchten Mufen aus ihren Zufluchtsörtern zurückzurufen und die neuen durch den Umgang mit den Hellenen erhaltenen Samenkörner eines besseren Geschmacks zu befruchten. Hauptsächlich war es Chosru Nuschirvan, der sich um die Litteratur seines Reichs auch noch dadurch Verdienste erwarb, daß er die vorzüglichsten Werke des Geschmacks der Griechen durch Uebersetzungen auf persischen Boden verpflanzen ließ. Wie sehr die Dichtkunst der Perser in diesem Zeitraum geblüht haben müsse, beweist der hohe Grad von Schönheit und Vollendung, der noch die spätern Gedichte des silbernen Zeitalters der persischen Sprache bezeichnet. Die blinde Wuth der arabischen Khalifen nach dem Sturz des persischen Kaiserthums gegen die Magier und ihre Schriften war zu groß und anhaltend, als daß nicht auch der größte Theil der dichterischen Denkmäler Persiens ein Raub der Flammen geworden wäre. **) *Leider! können wir daher auf den Charak-*

*) Persien und Arabien standen mit den Nachfolgern Alexanders des Großen in Syrien und Aegypten in genauer Verbindung. Man betrachtete sogar die griechische Sprache geraume Zeit vor Mohhämmed daselbst als eine Kenntniß, die zu einer feinen Erziehung gehörte; auch hatte man in diesem Zeitraum in Persien häufig griechische Sklaven. Durch dies alles mußte die Bekanntschaft mit der griechischen Litteratur sehr befördert werden.

**) Das persische Reich ward unter Jездetschird dem dritten, im Jahr nach Christus 636. ein Raub des arabischen Khalifen Omar. Die magische Religion samt allen vaterländischen Sitten und Gesetzen mußten nun arabischen Sitten und der arabischen Religion weichen. Alles, was magisch hieß, ward auf das grausamste verfolgt, und alle magischen Bücher vernichtet. Leider aber traf das Schicksal nicht blos Religionschriften, sondern auch

ter und die Vollkommenheit dieser gewifs sehr reizenden Lieder der goldenen Periode nur Schlüsse machen. Sie selbst sind unwiederbringlich für uns dahin, und nur ihr Nachhall in späteren Liedern lebt fort, und läßt uns den Verlust derselben mit Wehmuth bedauern. Denn gewifs paßte auch auf sie, was ein späterer orientalischer Dichter von der Anmuth des Gesangs rühmt:

Süßer Gesang — er hält die rollenden Wellen im Lauf auf:
 Fesselt der Vögel Flug, zähmet der Thiere Gewalt.
 Süßer Gesang — er bestrickt das Gemüth der fühlenden
 Menschen.

Wonn' ist ihnen der Mann, der sie mit Liedern ergötzt —
 Felsen hallen zurück den Gesang der Flöte des Hirten,
 Horchend des Führers Ton hüpfet das wilde Kameel.
 Tulpen entschließen sich, es entknospet die Rose dem Dorn-
 busch,

Wenn sie der Nachtigall zärtliche Stimme vernimmt.
 Härter, als Dorn und Fels, und wilder, als wilde Kamele,
 Wäre des Menschen Gemüth, das der Gesang nicht
 entzückt.

eine Menge von Werken, die von ganz andern Gegenständen handelten. Kein Wunder, wenn auch eine beträchtliche Anzahl von Gedichten hierbei ihr Grab fand. Jedoch wurden vielleicht einige prosaische und poetische Geschichtsbücher gerettet, woraus Ferduß wahrscheinlich zu seinem vortreflichen epischen Gedichte Schahnameh den Stoff entlehnte. M. f. Wahl's Geschichte der morgenl. Sprache und Litteratur S. 283, und Richardson's Abh. über Sprachen, Litteratur und Gebräuche morgenl. Völker S. 118 der deutschen Uebersetzung.

IV. Poesie der Hindus.

1. Sprache.

1.

Schanskrit, oder Sanskrit, ist die älteste Sprache der Hindus, oder doch eine der ältesten.

Hindostan, als ein Land von so grossem Umfange; konnte sich unmöglich auf Eine Sprache einschränken.*) Es gab daher seit den ältesten Zeiten daselbst mehrere Sprachen, von denen jedoch das Schanskrit, oder Sanskrit, den Vorzug des Alterthums und der Ausbildung behauptete. Auch dieses hatte wieder seine verschiedenen Mundarten: allein da dasselbe fast nur noch in den Büchern fortlebt, so läßt sich von diesen nichts mehr mit Gewissheit sagen. Um Agra, haupt-

*) Die Sprachen in Hindostan weichen zum Theil so sehr von einander ab, daß man die eine verstehen kann, ohne den Sinn der andern nur zu ahnen. Einige derselben sind reiner und gebildeter, andre gemischter und roher. Unter allen den Veränderungen, die sich von Zeit zu Zeit in Hindostan ereigneten, und welche auf den Wechsel der Sprachen Einfluß haben, bleiben die Hinduischen Sprachen doch so ziemlich unverändert. Die Ursache davon ist leicht zu finden. Die Hindus wurden nie von fremden Nationen ganz bezwungen: daher konnten sich auch keine auswärtige Wörter und Redensarten in ihre Sprachen drängen, welches bei den Sprachen besiegter Völker immer der Fall ist. Ueber die verschiedenen Sprachen der Hindus sehe man Rüdiger's neuesten Zuwachs der deutschen und fremden Sprachkunde, Leipzig 1782, Stück 1. S. 37.

fächlich aber auf dem der Dichtkunst so günstigen Boden von Matra, ward der reinste Dialekt des Sanskrit gesprochen. Man nannte ihn Wradtscha. Fünf Sechstheile desselben stimmten ganz mit der Sprache überein, worin die heiligen Bücher der Hindu's geschrieben sind. So lang Bramah's Religion in Hindostan die herrschende war, so lang war auch die Sprache der Weda's, oder heiligen Bücher, in einem grossen Theile dieses Landes im Gebrauche. Die Organisation des Sanskrit ist vortreflich. Nach dem Urtheil des giltigsten Richters in dieser Sache, des verdienstvollen Jones, ist diese Sprache vollkommener, als die griechische, und wortreicher, als die lateinische. Ueberdies besitzt sie, nach eben diesem gelehrten Sprachkenner, eine weit höhere philosophische Politur und Ausbildung, als die Sprachen Roms und Griechenlands. Gleichwohl hat sie mit beiden in den Wurzeln der Zeitwörter und in den grammatikalischen Formen eine bewundernswürdige, keinem bloßen Zufalle mögliche, Uebereinstimmung. Hieraus läßt sich nicht ohne Grund vermuthen, daß alle drei Sprachen aus einer gemeinschaftlichen, nicht mehr vorhandenen, Quelle flossen, zu welcher sich auch die Gothischen und Celtischen Mundarten, so wie das alte Persische, zurückführen lassen. *) Das jetzt nur in den Büchern noch übrige Sanskrit verdient durch seine hohe grammatikalische Ausbildung den Namen der Vollendeten. **) Kraft und Nachdruck, hoher

*) M. f. Asiatik Researches: or Transactions of the Society instituted in Bengal for inquiring into the history and antiquities, the arts, sciences and literature of Asia, S. 422. Der Stifter der Asiatik Society war der verewigte, um die Hinduische Literatur, so wie um die ganze orientalische Poesie, außerst verdiente William Jones, gewesener Obrichter in Bengalen.

**) Der Name Sanskrit kommt her von Sam, in Zusammensetzungen San, völlig, und krita, geendigt, vollbracht. Er bedeutet daher, was sie auch ist, eine vollendete Sprache.

Reichthum und Wohlklang, vollkommene Regelmäßigkeit und Einheit in der Organisation sind der Charakter derselben. Möchte diese Sprache, worin alles, was sich von Hindischer Litteratur erhalten hat, geschrieben ist, doch bekannter seyn! Möchte das Studium derselben eifriger als bisher betrieben werden! Der Philolog, der Alterthumsforscher, der Weltweise, der Geschichtskundige, der Freund des Schönen und Edlen, kurz ein jeder der sich ihr widmete, würde reichliche Zinsen für die darauf verwandte Mühe erhalten. Vorzüglich aber würden die aus dem Alterthum geretteten Schätze der Poesie einen beträchtlichen Zuwachs bekommen.

2. Gedichte.

2.

Beschaffenheit der Hinduischen Poesie.

Ueber Hindostan gieng schon frühzeitig die Morgenröthe der Aufklärung und des Geschmacks auf. *) Die Ursachen dieser Erscheinung liegen zu sehr im Dunkel, als daß wir sie uns erklären könnten. So viel aber wissen wir mit Gewisheit, daß diese schöne Pflanze der Poesie auf diesem fruchtbaren Boden schon im vorigen Zeitraum hervorwuchs und die Knospen zu ihrer künftigen

*) Daß die frühe Kultur der Hindu's sich nicht durch das ganze weite Reich derselben erstreckte, und daß sie nicht allenthalben gleich groß war, braucht man wohl nicht erst zu bemerken. Die Griechen, die, wie die Römer, überall ihre Nationalgöttheiten fanden, lassen den Dionysos Kultur über Hindostan verbreiten. Vermuthlich hielten sie den Iäuren oder Iichur, eine Hinduische Personifikation der Gottheit, für den Osiris der Aegypter, den sie sich als gleichbedeutend mit ihrem Dionysos dachten.

Blüthe zeigte. Auch hier war die Fabel die früheste und angenehmste Lehrerin der noch ganz der Sinnlichkeit unterworfenen Menschen. Die von dem Brahmen Wischnu - Sarman für die Kinder eines Radscha (Raja) von Patna verfertigte Hitopadesa gehört in die ältesten Zeiten. Sie enthält die Sittenlehre der Hindu's im Gewande der Apologen und Fabeln. Die unter Bidpai's Namen bekannten Apologen sind nichts anders, als Wischnu's Hitopadesa. *) Von den Fabeln ging man bald zu längeren epischen Gedichten über, worin man die Thaten der Vorwelt verherrlichte. Zwei derselben, das Bharata und Ramayana, sind so alt und ehrwürdig, daß man sie in Hindostan sogar zu der vierten Sammlung heiliger Schriften rechnet. Der Inhalt des Bharata ist der Krieg der Kurus und Pandus, zweier Aeste des Bharat, eines der berühmtesten Könige der Hindu's. *) Die verschiedenen Auf-
tritte

*) Der Name Hitopadesa bedeutet nützlichen Unterricht. Dieses treffliche Werk, das der unsterbliche Jones in's Englische übersetzte, ward zuerst im sechsten christlichen Jahrhundert von Burschumihir, dem Leibarzt und nachmaligen Wezir des großen Nuschirwan, aus dem Sanskrit in's Pehlwi übergetragen. Der zweite habassidische Khalif ließ es in's Arabische übersetzen; der Sultan Mahmud Gazi brachte es in Verse. Aus dem Arabischen ward es nachmals in's Persische und ins Türkische übergetragen. Die französische Dollmetschung vom Jahre 1709 ward nach dem Persischen, und die spätere von Galland aus dem Türkischen verfertigt. Die verschiedenen Benennungen, welche dies Werk in den Uebersetzungen bekommen hat, sind: Kulila Dumna, Anwar Soheli, Ayan Danisch. M. f. Asiatik Researches I, 429.

**) B Bharat, oder Bheret, Duschmanta's Sohn, war einer der glorreichsten Könige der Hindu's, weshalb Hindostan in den Sanskritbüchern nach ihm immerfort Bheretkath oder Bheretwerfch, das Land Bherets, genannt wird. Das nach ihm betitelte große epische Gedicht heist Maha Bharat.

tritte und Abwechselungen dieses Krieges werden darin mit mythologischen Verzierungen, wie im Homer, durchflochten, und eben so anschaulich, als unterhaltend, dargestellt. Eine Episode dieses Gedichts ward von Wilkins unter dem Titel: *Bhagvat - Geeta* in englischer Sprache herausgegeben. Noch berühmter und älter ist die andre Epopöe der Hindu's, die *Ramayana*. Walmik, einer der frühesten und ehrwürdigsten Barden von Hindostan, befangt darin die Züge des Rama, eines der größten Eroberer des Alterthums. *) Ein Heer von Satyrn und Pawianen begleitete ihn, nach der Sage, auf seinen Zügen, und erbaute ihm eine Brücke aus Felsen über das Meer zwischen Zeilon und der Spitze der Halbinsel. Wie sehr man den Sänger dieses Gedichts verehrte, erhellt schon daraus, daß man ihn zum Vater der Hinduischen Dichtkunst machte. **) Nachdem man sich durch Bearbeitung der didaktischen und epischen Poesie Kräfte genug gesammelt hatte, um höhere Flüge zu wagen, schritt man auch zu Versuchen in der dramatischen Dichtkunst. *Allein auch diese Dichtkunst hat unter den*

*) Rama unterjochte ganz Hindostan nebst Lanka, oder der Insel Zeilon. Die Satyrn, welche ihn dabei unterstützten, waren unstreitig Bergbewohner, die man ihrer Tatarischen Häßlichkeit wegen mit Satyrn verglich. Der Feldherr des Rama hieß Hanumat, ein Dichter und Tonkünstler, von dem noch jetzt eins der vier Hinduischen Musiksysteme benannt wird. M. f. *Asiatick Researches* I, 257. 258.

**) In einem von Jones angeführten Hinduischen Verse heisst es: Die Dichtkunst war die spielende Tochter Walmik's, Wyasa (der Verfasser des epischen Gedichts Bharata) erzog sie, und sie wählte sich Kalidas zum Bräutigam nach der Ordnung Widerbha, d. h. nach einer Art mystischer Verbindung, der zwischen Dichter und Dichtkunst stattfindet. M. f. *Sakontala* oder der entscheidende Ring, ein Schauspiel des Kalidas, übersetzt von Georg Forster, Vorrede des engl. Uebersetzers XVII.

Hindu's ein Alter, welches über alle historischen Denkmale hinausgeht. Die Erfindung desselben wird einem weisen und gottbegeisterten Manne, Namens Bheret, zugeschrieben. *) Doch wer der Erfinder des unter der Benennung Natak bekannten Hinduischen Drama's auch seyn mag, und in welches Zeitalter seine Erfindung zu setzen ist, so viel ist ausgemacht, daß es ein Jahrhundert vor Christus unter dem Radscha Wikramaditya schon zu großer Vollkommenheit gediehen war. Dieser glorreiche Gönner und Beförderer der Dichtkunst, Sprachkunde und Mathematik, unterhielt neun Gelehrte, gewöhnlich unter der Benennung der neun Kleinode bekannt, an seinem Hofe, von denen Kalidas als Dichter am meisten hervorglänzte. Ausser daß dieser auf Veranlassung seines fürstlichen Gönners die einzelnen Gefänge des großen epischen Gedichts Ramayan sammelte, sang er auch noch eine Menge Lieder, die noch jetzt die Bewunderung der Kenner erregen. So weit die poetischen Arbeiten dieses trefflichen Dichters bekannt sind, bestehen sie in einem Schauspiel Urwasi, in einem Heldengedicht, oder vielmehr einer Reihe von Gedichten in einem Buche über die Sonnenkinder, in einem andern Gedichte mit vollkommener Einheit der Handlung über die

*) M. f. Sakontala, oder der entscheidende Ring S. XII. Die Sage, daß Bheret der Erfinder der dramatischen Dichtkunst sei, ist zu fabelhaft, als daß sie Glauben verdiente. Nach Andern war Hannumat der erste Hinduische Dramatiker. Dieser soll sein Gedicht auf einen glatten Fels gegraben und ihn nachmals, mit der Arbeit unzufrieden, in das Meer gestürzt haben. Viele Jahre nachher, fährt die Sage fort, ließ ein gelehrter Fürst durch geschickte Taucher Abdrücke von dem Gedichte in Wachs nehmen, und stellte auf diese Art das Schauspiel größtentheils wieder her. Uebrigens war dieses Schauspiel nach der Ueberlieferung gleichen Inhalts mit dem epischen Gedichte Ramayan.

Geburt des Kumara und in einigen erotischen Erzählungen in Versen. Allein die Krone von seinen Gefängen ist das Schauspiel Sakontala, oder der entscheidende Ring, das vollkommenste Werk in seiner Art, was man nur immer aus jenen Zeiten erwarten kann. Sein dichterischer Werth ist zu groß, als daß wir nicht mit Vergnügen noch etwas bei ihm verweilen sollten. *)

Sakontala, oder der entscheidende Ring von Kalidas.

3.

Inhalt dieses Schauspiels.

Die Sakontala ist von Anfang bis zu Ende ein schönes Ganzes, in allen ihren Gliedern zu ihrem dramatischen Endzweck belebt und gebildet. Die Fabel, oder die Verknüpfung der Begebenheiten ist ernsthaft, vollständig und hat Gröfse. Sie rollt sich auf das natürlichste ab, ist höchst einfach und ohne Epiloden fortgeführt, und eilt mit jedem neuen Vorfall zu Ende. Duschmanta, Radscha von Hindostan, ein Spross-

I 2

*) Dies Hinduische Schauspiel war in Hindostan sehr beliebt. Zur Zeit seines Entstehens und der ersten Aufführung desselben stand das Reich der Hindus in der vollen Stärke. Ueberdies schmeichelte der Volkseitelkeit die glänzende Gestalt, worin die Radscha's und Helden, der Stolz der Hindu's, darin auftraten. Der Hof zu Awanti ward unter der Herrschaft des Wikramaditya an Pracht von keinem Monarchenhofe der älteren und neueren Zeiten übertroffen. Kein Wunder, wenn daher auch die Dekorationen zu diesem Stücke außerst prachtvoll waren.

ling vom Stamme' des berühmten Puru, verfolgt auf der Jagd eine Gazelle. Die Flucht des Wildes, die Geschwindigkeit des Wagens werden in wenigen Zügen so veranschaulicht, daß man beides selbst zu sehen meint. Plötzlich ruft eine Stimme, als der Radscha den Pfeil an die Bogensehne zum Schuss gelegt hat, warnend ihm zu: „Sie darf nicht getödtet werden; diese Antilope hat einen Zufluchtsort in diesem Haine!“ Sogleich hält der Wagen still. Ein Einsiedler hebt die Hände empor und beginnt: „Tödtet nicht ein armes, junges Thier, das einen Schutzort gefunden hat! Nein, gewiß! es darf nicht verletzt werden. Ein Pfeil in dem zarten Leibe dieses Thiers wäre wie ein Feuer in einem Baumwollenballen. Eure Waffen, ihr Helden! sind zur Rettung der Bedrängten bestimmt, nicht aber zum Verderben der Unschuld.“ Der Fürst gehorcht, und der Einsiedler ladet ihn ein, diese geweihte Freistätte zu besuchen, in welcher die Pflgetochter eines ehrwürdigen Brahmen in dessen Abwesenheit die Pflicht der Gastfreiheit zu üben angewiesen sei. Duschmanta trägt kein Bedenken, der Einladung zu folgen. Rings umher bemerkt er die Zeichen des Heiligthums. Er steigt vom Wagen, entkleidet sich des fürstlichen Schmucks, und betritt das ehrwürdige Dunkel des Haines. Eine frohe, ihm aber wunderbare Ahnung erhebt leise ihre Stimme in seinem Herzen. „Kommt her, geliebte Gespielinnen!“ ertönt eine weibliche Lippe. Er horcht; er sieht sich um, und erblickt Mädchen mit Wasserkrügen, um die zarten Pflanzen zu wässern. Ihre Schönheit erfüllt ihn mit einem frohen Erstaunen, er bewundert Sakontala's gefühlvolle Seele, die nicht auf des Vaters Geheiß der Blumen pflegt, sondern aus schwesterlicher Neigung. Tief und innig ist das Gefühl, das die weiblichen Herzen gegen die blühende Schöpfung äußern: am lebenswürdigsten ist jedoch die feine

Empfindsamkeit der Sakontala, der ihre Freundinnen sehr viel Angenehmes zu sagen bemüht sind. Sie finden in ihrer geliebtesten Blume Priyamwada eine Vorbedeutung ihres annahenden Glücks einer frohen Vermählung. Doch plötzlich fährt eine summende Biene aus der Blume und will sie nicht verlassen. Duschmanta ist Zeuge dieses ganzen Austritts, worin Sakontala in einem so unschuldigen und liebenswürdigen Lichte erscheint. Voll der feurigsten, herzlichsten Liebe verweilt sein Auge auf ihrem reizenden Gesichte. Nur quält ihn der folternde Zweifel, ob dies Meisterstück der Schöpfung, als die Tochter eines Brahmen, ihn auch durch Gegenliebe beglücken dürfe. Bescheiden tritt er endlich aus seinem bisherigen Dunkel hervor, und es beginnt eine entzückende Scene der Gastfreundschaft und der Unschuld. Duschmanta's Liebe wird mit jedem Augenblicke heißer und unwiderstehlicher. Eine kunstlose Unterredung verräth hierauf, daß Sakontala nicht des Brahmen, sondern des berühmten Radscha Nausika Tochter sei. Jetzt giebt Duschmanta den Wünschen seines liebenden Herzes völlig Raum: doch indem er sich durch seinen Ring entdeckt, trennt ein Geschrei über die Annäherung eines wütenden Elephanten die Unterredung. Die nächstfolgenden Scenen enthalten alle Symptomen der Liebe, durch alle schüchternen Zweifel und Hoffnungen bis zum Zutrauen, bis zur Gewissheit. „Was die Liebe nur Zartes, selbst Buhlerdes und Tändelndes hat, sagt Herder, findet man hier in jedem Grade des Lichts und Schattens, jungfräulich und königlich, bald ausgedrückt, bald nur mit einem Hauche berührt.“*) Duschmanta und Sakontala sind jetzt

*) M. f. Herder's zerstreute Blätter IV, 270. Meisterhaft sind die in diesem Werke befindlichen Urtheile über die Sakontala. Daher trug der Verfasser dieses Versuch's kein Bedenken, sie hier und da seinen Lesern mitzutheilen.

durch das älteste und heiligste Band Gandharwa, durch Wort und Gelübde verbunden. *) Allein nunmehr schlingt sich der Knoten. Bei'm Abzuge des Königs erschallen Trauerstimmen. Die Freundinnen der Sakontala werden besorgt. Das unglückliche Mädchen hat während der süßen Träumereien ihrer Liebe einen Gast nicht bemerkt, der ohne ihr Wissen einen wilden Fluch auf sie legt. **) Die Freundinnen Sakontala's suchen ihn durch ihr Bitten zu heben; allein nur Milderung, nicht Aufhebung desselben, ist's, was sie erlangen. Unterdeß ist Kanna, Sakontala's Pflegevater, zurückgekommen und handelt, wie ein höherer Geist aus einer höheren Ordnung der Dinge. Sakontala soll nun den heiligen Hain, den Wohnort ihrer Kindheit, die Quelle ihrer zartesten Freuden, verlassen und den Thron Duschmanta's theilen. Ein tiefer Schmerz verwundet Kanna's ihres Pflegevaters Seele, indem er dies beschließt. „Ach! ruft er aus, der Thränenstrom, den die Vernunft unterdrückt und in sich zurückzwingen will, hemmt meine Stimme und trübt mein Auge!“ Selt-sam, daß ein Waldbewohner, fern von den Wohnungen der Menschen, dieses Uebermaafs von Betrübniß empfindet! O wie schrecklich müssen die Leiden auf dem Herze des Hausvaters lasten, der seine Tochter

*) Die Hindus haben acht Arten der Verheirathung. Die vierte Art Gandharwa erfordert blos die gegenseitige Einwilligung der kontrahirenden Parteien, ohne alles Ceremoniel. Sie können ganz allein seyn, ihre Halsbänder, oder Blumenkränze austauschen und das Frauenzimmer dabei hinzusetzen: ich bin dein Weib geworden. Hierauf versetzt der Mann: es ist wahr; alsdann ist die Verbindung geschlossen. M. f. Code of gentoo Laws S. 40.

**) Gastfreiheit war die heiligste Pflicht der Hindus, so wie überhaupt der orientalischen Völker. Der härteste Fluch strafte eine bloße Vernachlässigung derselben.

von sich läßt! Mit der innigsten Empfindung bereitet er hierauf seine geliebte Sakontala zur Abreise vor, thut selbst den Nymphen ihren Abschied kund, und erhält von diesen eine glückwünschende Antwort. Rührend ist die Scene, wo sich das liebende Mädchen von ihrem bisher so angenehmen, so entzückenden Wohnsitze trennt, wo sie selbst von ihren Pflanzen, von ihren Lieblingsblumen, von ihren Rehen zärtlichen Abschied nimmt. „Entzückt mich gleich der Gedanke,“ ruft sie aus, „meinem Geliebten an's Herz zu fliegen, so verlassen mich doch alle Kräfte, da ich jetzt von diesem Haine, dem Zufluchtsorte meiner Jugend, scheiden soll. O stralendste der schlängelnden Pflanzen,“ seufzt sie ihrer geliebten Madhawistaude zu, „empfang' meine Umarmung! *) Erwidre sie mit deinen biegsamen Zweigen! Von diesem Tage an, so groß auch die Entfernung sei, die von dir mich trennt, werd' ich dich stets mit meinem Geist umschweben. Du aber, geliebter Vater, wendet sie sich an Kanna, betrachte diese Pflanze wie mein andres Ich! Holde Freundinnen! schließt sie dann an ihre Gespielinnen, dieser Madhawistrauch sei ein kostbares Unterpfand meiner Liebe in euren Händen!“ Bei'm Anblick ihrer geliebten Antilopenkuh wendet sie sich nochmals mit einer dringenden, aus dem zärtlichsten, unschuldigsten und gefühlvollsten Herze emporsteigenden Bitte an Kanna. „Mein Vater, fleht sie, du siehst die Antilope, die dort der Bürde wegen, womit sie belastet ist, so langsam daher schleicht. O! so bald sie dieser Bürde los ist, sende mir eine gütige Botschaft mit der Nachricht ihres Wohls! Was seufzest du, zärtliches Geschöpf? redet sie dann die Antilope

*) Die Madhawi, die Lieblingspflanze der Sakontala, ist die in Hindostan sehr gewöhnliche *Ipomaea Quamoclit* des Linné mit schlängelndem Stamm und glühendrothen Blumen.

selbst an. Jammerst du meinerwegen, da ich unsern gemeinschaftlichen Wohnort verlassen muß? *) Wie ich dich pflegte, als du deine Mutter bald nach deiner Gebnrt verlorst, so wird mein Pflegvater, wenn wir scheiden, dich hüten mit sorgfamer Wartung. Kehre zurück, armes Geschöpf, kehre zurück, unsre Trennung ist unvermeidlich!“ Nach diesen Ergießungen der Wehmuth, die das gepresste Herz der scheidenden Sakontala in etwas erleichterten, beginnt der weise und zärtliche Kanna seinen väterlichen Rath an sie und ihre Führer. „Wir demüthigen Waldbewohner, sagt er, kennen doch die Welt, die wir verließen.“ Und er hat Recht: denn über alles treffend und aus der Erfahrung geschöpft sind die Lehren, die nun, süß wie Honig, von seiner Lippe herabfließen. Tiefgerührt fällt ihm Sakontala zu Füßen und ruft aus: „Mein Vater! in Demuth bezeug’ ich dir meine Verehrung.“ Dann umschlingt sie mit zärtlichen Armen ihre Gespielinnen, um ihnen ihr Lebewohl zu stammeln. Schrecklich ist die Besorgniß, die eine derselben, Anusuya, mit den Worten in ihr weckt: „Sollte der tugendhafte Monarch sich deiner nicht sogleich erinnern; so zeige ihm nur den Ring, auf welchem sein Name eingegraben ist.“ Allein sie unterdrückt sie, und scheidet. „Weh! wehe!“ rufen die Gespielinnen, indem sie ihren Augen entschwindet, „die dichten Bäume verbergen schon unsre Geliebte!“ Mit ängstlichklopfendem Herzen naht Sakontala indess dem Wohnsitz ihres königlichen Gatten. Sie wird mit ihrer Begleitung vorgeführt: allein, wie groß ist ihre Betrübniß, als Duschmanta, vom Fluch des

*) Diese Antilope ist vermuthlich die sogenannte blaue Kuh, oder Nil-Ghaa der Hindus, ein sehr schönes Thier von der Höhe eines kleinen Pferdes, von schwarzgrauer Farbe, mit weißen Flecken an den Füßen und Ohren. Die schöne schlanke Gestalt dieses Thiers ward von den Hindus sehr geschätzt.

übersehenen Gastes bezaubert, sich ihrer nicht mehr erinnert! *) Der dem unglücklichen Mädchen zu Theil gewordene Ring ist das einzige Mittel, ihm ihre Verbindung in das Gedächtniß zurückzurufen. Sie will ihn daher vom Finger ziehen, aber, o des Unglücks! der Ring ist verloren. Mit der größten Kunst ist das Licht, worin Duschmanta in dieser Scene erscheinen muß, gemildert und gerichtet. Bewundernswürdig zeigt sich das Betragen der Sakontala und ihrer Führer. Das leidende Mädchen muß die höchsten Beleidigungen der Liebe dulden, muß sich für eine Betrügerin, für die Verführte eines, vielleicht niedrigen und schlechten, Menschen halten lassen. Treflich sind hier alle Qualen der Reue, der Liebe, des endlosen, nahe an Verzweiflung gränzenden, Schmerzes geschildert. Als die Unglückliche vergebens jeden Umstand hervorgesucht hat, der den Radscha an den Genuß der Liebe in ihren Armen erinnern kann: als er ihr sogar erwiedert: „mit solchen eigennützigem und überzuckerten Erdichtungen fängt man des Wollüstlings Seele;“ da kann sich Sakontala nicht länger halten. „Ehrloser,“ ruft sie aus, „du mißest alle Welt nach deinem verderbten Herze!“ und setzt bald darauf im Anfall des schwärzesten Unmuths hinzu: „O Erde, milde Göttin! verleih mir einen Platz in deinem Schooße!“ Die Nymphe Menaka **) führt sie hierauf von der Stätte hinweg, wo ihr Herz von so vielen Leiden bestürmt ward, und bringt sie in Aditi's Palaß, ***) in dem sie nach einiger Zeit von ei-

*) So heilig war das Gastrecht bei den Hindu's, daß selbst eine unschuldige Verletzung desselben auf das härteste gestraft ward.

**) Die Nymphe Menaka war Sakontala's Mutter und wohnte in Aditi's Pallaße.

***) Aditi ist bei den Hindu's die Gattin des Kasyapa, des personificirten unendlichen Raums, den sich die Griechen als den

nem schönen Sohn geneßt. Gleich nach ihrem Verschwinden aus der Nähe des Duschmanta bringt ein Priester die Nachricht von der Erscheinung der Nymphe, welche die leidende Sakontala entrückte. Der Radscha ahnet Bezauberung, aber noch erräth er nicht den ganzen Zusammenhang der Sache. Erst die Herbeibringung des entscheidenden Ringes, den ein Fischer im Bauch eines gefangenen Fisches fand, zieht die Hülle vom Auge des bis dahin verblendeten Fürsten. Nun erinnert er sich mit den tiefsten Schmerzen der Reue und der Liebe der gekränkten Unschuld. Er wünscht sie zu besitzen: allein erst der Götterwagen des Matali wird erfordert, um sie wiederzufinden. Matali, um die Regententugenden des unglücklichen Fürsten zu lohnen, erscheint mit seinem Wagen und führt ihn durch die Lüfte zu Sakontala's Wohnung. *) Höchstbezaubernd ist die Scene, wo Duschmanta zuerst einen spielenden Knaben, ein Wunder der Schönheit, als den feinen entdeckt, und sich dann voll Scham und Entzücken vor der mit Trauergewande bekleideten Mutter desselben niederwirft, und um Verzeihung und Liebe flehet. Sakontala's sanftes, ganz zur Liebe geschaffenes Herz verzeiht ihm, und nachdem er sich etwas von seinem Entzücken erholt hat, erzählt er ihr das ganze Gewebe der Umstände, die ihn verblendeten, und zu sich selber brachten. Sogleich kehrt nun auch die ihm angestammte, aber durch Sehnsucht der Liebe verschwundene, Thätigkeit von neuem zu ihm zurück. Er wird wieder, was er vormalis war, Mann und Herrscher und Gehülfe der Götter. Unter den Segenswünschen und Vorher-

Uranos dachten. Mit der Aditi zeugte Kasyapa den Indra, den Beherrscher des Luftkreises. M. f. Jones Vorrede zur Sakontala.

*) Matali ist der Wagenführer Indra's, gleichfalls einer Gottheit,

sagungen der Unsterblichen, des Matali, Kasyapa und Aditi, daß Heldentugend den Sohn der Sakontala und des Duschmanta zur Herrschaft erhöhen werde von einem Meere zum andern, erreicht das Schauspiel sein Ende. *)

4.

Charaktere und dichterische Schönheiten der Sakontala.

Die bisherige Auseinandersetzung des Inhalts der Sakontala ist nichts weiter, als ein grober Umriss eines schönen Gesichts, ohne Farbe, Geist und Leben; und dennoch wird sie nicht ganz uninteressant seyn. Wie sehr muß nun nicht der Anblick des schönen Denkmals der Urwelt selbst bezaubern, wie sehr das Studium desselben selbst die gespanntesten Erwartungen, die strengsten Forderungen, nicht nur befriedigen, sondern sogar übertreffen! Nur freilich darf man es nicht europäisch, mit flüchtiger Neugierde betrachten, sondern man muß es mit feinaufmerkender Ueberlegung, Ruhe und Sorgfalt, im Geiste der Hindu's studiren. „Welch ein weiter Gesichtskreis, sagt Herder, herrscht in diesem Werke! Ein Gesichtskreis über Himmel und Erde, Welch eine eigene Art, alles anzuschauen! Götter und Geister, Könige und Hofleute, Einsiedler, Brahmen, Pflanzen, Weiber, Kinder, alle Elemente der Erde.

*) „Du weißt die ganze Wahrheit, meine Tochter,“ sagt Kasyapa zur Sakontala, nachdem sie den Vorgang der Sache erfahren hat. „Zürne nun dem Gatten nicht länger. Er verwarf dich, als die Macht des Zaubers sein Gedächtniß geschwächt hatte; sobald aber die Finsterniß zerstreut war, erwachte seine eheliche Liebe. So der Spiegel, dessen Oberfläche verunreinigt wird; er wirft kein Bild zurück: giebt man ihm aber seinen Glanz wieder, so zeigt er vollkommen ähnliche Züge.“

Und wie tief ist alles aus der Philosophie und Religion, aus der Lebensweise und den Sitten der Hindu's nach ihrem Klima, ihren Geschlechtsabtheilungen und sonstigen Verhältnissen geschöpft, ja in derselben verwebt! “*) Die Charaktere sind, nach Art der Hindus, nicht sehr scharf gezeichnet, doch auch nicht unbedeutend, und jeder in gewissem Grade idealisch. Sakontala wird sogleich durch die grösste weibliche Einfalt, durch eine kindliche Naivetät, durch die gänzliche Abwesenheit aller anmaassenden Absicht in dem was sie thut, sagt und denkt, dem Herze des Lesers theuer. Die vorzügliche Reizbarkeit ihres Körperbaues gegen die Hitze des Hinduischen Klima's giebt ihr eine lebenswürdige Schwäche und Hülfbedürftigkeit. Sie gefällt uns durch die Zartheit und Innigkeit ihres schwärmerischen Gefühls, und selbst ihre vielleicht etwas tändelnd scheinende Liebe für Pflanzen und Thiere, ihr Glaube an Vorbedeutungen, ihre Aufwallungen von Unwillen, sind uns nicht zuwider. Ihr sanftes Leiden und ihre Hingebung bei'm Abschied erschüttern uns im Innersten. Wir zürnen dem feindseligen Wesen, das eine solche Schönheit, Unschuld und Tugend zu betrüben vermochte. Wir frohlocken, wie über ein uns selbst zu Theil gewordenes Glück, als die Wolken der Trübsal über ihrem Haupte verschwinden, und die heiterste Frühlingssonne auf sie herniederlächelt. Kurz, Sakontala ist alles, was eine Hinduische Bluhme des Reizes, der Zucht und der Tugend seyn kann: sie verdient ihren hohen

*) M. f. Herder's zerstreute Blätter IV, 273. Dafs alles in diesem Schauspiel so tief aus der Natur der Hinduischen Sitten, Vorstellungen und Mythen herausgeschöpft ist, beweist die Aechtheit desselben unwidersprechlich. Denn so äfst man nicht nach, sagt der angeführte feine Kunstrichter, und wenn man auch das System und die Lebensart der Hindu's auf allen Fingern herzusagen wüßte.

Rang durch ihre lange Prüfung, ihr spätes Glück durch ein langertragenes Unglück. “ Auch Duschmanta ist ein, wiewohl nicht scharf gezeichneter, doch sehr interessanter, Charakter. *) Er vereinigt alle Tugenden der Herrscher, ohne von den Fehlern frei zu seyn, die ihre Würde nur zu oft begleiten. Seine Majestät und Hoheit strahlt überall hervor, und verräth sich selbst, wenn ihn Kummer entstellt hat. Frömmigkeit ist sein höchstes Lob; nur durch den Einfluß der Zauberei geblendet, weigert er sich, den Brahmen aus der Einsiedelei, die ihm Sakontala zuführen, Glauben beizumessen. Seine Härte gegen die Geliebte seines Herzes ist nicht Treulosigkeit, sondern die Wirkung eines Fluchs, der sein Gedächtniß zerrüttete. Uebrigens strahlt seine Gerechtigkeitsliebe im hellsten Lichte, und in Verwaltung seines Richteramts zeigt er die größte Sorgfalt. Reife der Beobachtung, Selbstkenntniß, Bescheidenheit sind auffallende Züge seines Charakters. Sein zartes Gefühl macht eine Zeitlang sein Unglück: am Ende aber wird es ihm Quelle der seligsten Freuden. Der höchste Ehrennamen, den der Dichter ihm giebt, ist der Namen eines Weisen. Mit vieler Kunst behandelt ist der Charakter des Kanna, eines heiligen Brahmen, und des Pflegevaters der Sakontala. In drei Akten hindurch wird von ihm geredet und auf seine Heiligkeit, Frömmigkeit, Weisheit und einnehmende Güte aufmerksam gemacht. Im vierten zeigt er sich ganz der Erwartung würdig, die von ihm erregt ist. Den Namen des Vaters und Weisen, der ihm überall beigelegt wird, verdient er durch seine Zärtlichkeit,

*) Duschmanta, einer von den Nachkommen des in der Geschichte der Hindu's so berühmten Puru, ist der Hauptcharakter des Stücks. Der Dichter sucht in diesem Drama anschaulich darzu-
thun, daß durch ihn die Herrscher Hindostan's dicht an die
Region der Gottheit reichen.

durch seinen göttlichen Ernst, durch seinen alles erwärmenden und belebenden Enthusiasmus, und durch den ruhigen und festen Blick, mit dem er sich und die Dinge dieser Erde richtig faßt und beurtheilt. Die Gespielinnen der Sakontala in ihrer ländlichen Einsamkeit sind lauter gute, zartfühlende, theilnehmende Mädchen, die von den Vorzügen ihrer Freundin zu sehr durchdrungen sind, als daß sie ihr nicht gern und überall das Opfer ihrer Achtung und Liebe schenkten, als daß sie nicht durch das Glück derselben sich beseligt und durch ihren Kummer gebeugt und umdüstert fänden. „O meine Sakontala! ruft daher Anusuya aus, in deiner Gesellschaft scheinen mir erst die Bäume unsers Vaters Kanna schön und entzückend,“ und Priyamwada wünscht sich darum mit ihr in den Schatten des Amrabaums zu setzen, weil ihre reizende Freundin in voller Anmuth der Winde gleiche, die sich blühend um den Stamm desselben schlängle. *) Madhawya ist einer der sonderbarsten Charaktere im ganzen Drama. Aus dem Brahmenstamm, und mit Duschmanta erzogen, ist er, wiewohl viel älter, ein Zwischending zwischen Hofnarr und Freund des Königs. Er sagt dem Monarchen hier und da die Wahrheit mit einer Herzlichkeit, daß wir ihn lieb gewinnen. Im Gefühl des Lästigen, das mit einem Posten, wie der seinige, unzertrennlich verbunden ist, ist er nicht ganz zufrieden, und äußert dies an mehr als einem Orte. Die übrigen Charaktere sind zu untergeordnet und unbedeutend, als daß wir uns dabei aufhalten sollten. **) Daher nur noch eini-

*) Der Namen Priyamwada bedeutet die Freundlichredende.

**) Der Sohn des Duschmanta und der Sakontala, der so viel Verheißungen von den Göttern erhält, ist ein wundersehönes Knablein, ganz der Wiederschein der edlen Gestalt des Vaters. Die ihm ertheilte Handlungsart ist ganz natürlich, unbefangen und offen, wie man sie bei Kindern findet.

ge Bemerkungen über die dichterischen Schönheiten dieses Schauspiels, das Herder am besten mit dem Namen eines epischen Drama's zu belegen glaubt. Dafs die dem Ganzen zu Grunde liegende Handlung vollständig und äufserst interessant sei, und der Knauel derselben sich eben so natürlich, als zweckmäfsig abwinde, ist schon erinnert. *) Die Länge des Stücks darf uns nicht auffallen; es war für Hindus geschrieben und berechnet, für die es im höchsten Grade befriedigend seyn mußte. Wie innig ist nicht die Theilnahme, wie herzlich das Mitleiden, wie nagend die Furcht, die der Dichter in unserm Herzen in Hinsicht auf Sakontala und Duschmanta zu wecken und zu unterhalten weifs! Wie begleiten wir die erste mit dem zärtlichsten Mitgefühl durch alle mannigfaltigen Wechsel ihres Schicksals! Wie freuen wir uns ihrer Liebe, ihrer Hoffnungen, ihrer Ausichten in die seligste Zukunft! Wie beben wir für sie, als der Himmel über ihr sich trübt, als schwarze Gewitter sich thürmen, als sie die Erde bittet, sie in ihren Schoos aufzunehmen! Wie frohlocken wir, als wir sie endlich im Palaß der Aditi, der Gattin der Gottheit Kasyapa, wiederfinden, als wir ein holdes Knäbchen, den Trost ihrer Einsamkeit und Leiden, um sie her tändeln sehen, als wir den entzauberten Duschmanta reuig und verzeiungsflehend zu ihren Füfsen erblicken, als die Götter glückwünschend ihnen die seligste und glorreichste Zukunft verheifsen! Und fast eben so sehr weifs der Dichter uns für den unglücklichen Herrscher zu interessiren, der nicht durch die Schuld seines Herzes, der durch den Fluch einer feindseligen Gottheit verblindet, die Geliebte seiner Seele verkannte,

*) Nichts könnte den Hindn's, die ihr Reich für das erste der Erde halten, interessanter seyn, als den Stamm ihrer Herrscher bis zu den Göttern hinaufgeleitet zu sehen, ja sie selber unter den Unsterblichen zu erblicken.

beleidigte, auf's empfindlichste kränkte! Die edelsten Beschäftigungen seiner königlichen Würde sind sein Vergnügen, bis die Leiden seiner unglücklichen Liebe jede seiner Kräfte lähmen, jede seiner bisherigen Freuden in Wermuth verwandeln. Sein Zustand ist grausvoll: nur die Götter vermögen es, ihn herauszureißen, und sie, die hier allenthalben mit im Spiele sind, *) lohnen endlich sein Verdienst durch die Hand seiner, auf wunderbare Weise wiedergefundenen Geliebten. Ein griechischer Dichter hätte hier den geschürzten Knoten vielleicht natürlich gelöst, allein Kalidas hatte seine gewiss im Lokale liegenden Gründe, es vom Anfang bis zu Ende auf einen heiligen, göttlichen, wunderbaren Zusammenhang anzulegen. Bei den Hindu's war es Volksglaube, daß sich Geister in das Glück und Unglück der Menschen mischen, daß Menschen von der erhabensten Andacht und Betrachtung zunächst am Fusse des höchsten irdischen Elysiums wohnen: daher konnte sich Kalidas die größte Wirkung von dieser Art der Maschinerie versprechen. Die Farben dieses Schauspiels endlich in Absicht des Ausdrucks, der Bilder, Gleichnisse, Gemälde sind die zartesten, frischesten und prachtvollsten, wie sie die unerschöpfliche Fülle des fruchtbaren Hindostan nur irgend hervorzubringen vermochte. „Selbst Griechenland,“ sagt Herder, „scheint arm dagegen: noch mehr sind es die nordlichen Länder.

Auch

- *) Schon ehe Duschmanta den Hain betritt, in dem er Sakontala kennen lernt, ist ihr Pflegevater Kanna abwesend, um ein über seine Pflegetochter hangendes böses Geschick von ihr zu entfernen. Bei dieser Gelegenheit wird ihm die Verheißung, daß aus ihrem Schooße ein Götterkind, ein Beherrscher der Hindu's, hervorgehn werde. Nun sieht er ruhig über jedes Hinderniß hinweg, und überläßt den ganzen Fortgang der Sache dem Verhängniß.

Auch die Reize der Musik sind nicht vergessen; doch tönen sie nur hier und da als zarte Anklänge, nicht überströmend. Der Prolog sogleich beginnt mit Rhythmus, und auch im Schauspiel selber ertönen hier und da Chöre, Lobgesänge und kurze, geistvolle Lieder, die über das Ganze eine sehr angenehme Mannigfaltigkeit verbreiten. Ueberhaupt so bald die Empfindung in diesem Drama einen höheren Schwung nimmt, zeichnet sich die Sprache der Urschrift durch Sylbenmaafs und Rhythmus aus, beides aber fällt weg, so bald der Ton sich zur gewöhnlichen Unterredung herabläßt. *)

5.

Einige Proben aus der Sakontala.

Ehe wir uns von diesem angenehmen und interessanten Schauspiel trennen, wollen wir noch einige der schöneren Stellen, so wie sie uns in die Hände fallen, ausheben und zur Bestätigung des Gefagten mittheilen. Durch edle Einfachheit, Kraft und Würde empfiehlt sich sogleich der Segensspruch des Brahmen, womit der Prolog anhebt:

Wasser war des Schöpfers erstes Werk;
Feuer empfängt die Gaben,
Anbefohlen im Gesetz:
Heilig ist die Opferweihe!

Zeiten misst das Himmelslichterpaar,
Und des Schalles Führer,

*) Aristoteles nennt dergleichen Ausdruck, wo sich Rhythmus, Harmonie und Gesang zum Entzücken des Ohrs vereinigen, den Gewürzten (*λογον ἡδυσμένον*)

Zarter Aether, füllt das All!
 Erd' ist des Gebärens Mutter.

Leben alles Athmenden ist Luft!
 So in acht Gestalten
 Sichtbar, nähr' und segn' euch Gott,
 Issa der Naturverwandler! *)

Fast gleicher Art, doch minder feierlich und religiös ist der Chor der unsichtbaren Waldnymphen, welche die scheidende Sakontala, die so lang die Freude und der Stolz ihres Hains war, mit frommen Segenswünschen auf ihre Reise zum Wohnort des königlichen Gatten begleiten:

Heil begleit' auf ihren Wegen
 Ueberall Sakontala!
 Süsse Frühlingslüfte streuen,
 Zum Genuß, der Blüthen Balsam
 Fächelnd um die Hold' umher!

*) Unter Issa dachten sich die alten Hindu's die ewigen Kräfte der Natur, durch welche alles besteht, alles erhalten wird, die das aufgelöste ersetzen, und in einer andern Gestalt wiederherstellen. Die Gottheit wird dem Menschen, nach der Vorstellung der Hindu's, in acht Gestalten sichtbar: im Wasser, im Feuer, im Opfer, in der Sonne, im Monde, im Aether, in der Erde und in der Luft. „Sehr natürlich, sagt der deutsche Uebersetzer der Sakontala, ist es, die Urkraft des All in den Elementen, und da, wo sie am stärksten wirken, in den großen Weltkörpern anzuerkennen. Aber desto merkwürdiger, daß man auch noch den Schritt wagte, im reinen Opfer (Ghih) die göttliche Kraft voranzusetzen, und mit einer Subtilität, die man mehrere tausend Jahre später auf ein andres System angewendet hat, die Gottheit sich selbst wieder darzubringen.“

Teiche, grün von Lotosblättern, *)
 Und voll frischer Silberflut,
 Kühlen sie, da wo sie wandelt,
 Und belaubte Zweige decken
 Sie vorm Grimm der Sonnenglut!

Wie viel Lieblichkeit, zartes Gefühl, und, fast möcht' ich
 sagen, anakreontische Anmuth und Naivetät hat folgende
 Anrede des Duschmanta an ein Bienchen, welches sich,
 während er, hinter dem Gebüsch versteckt, dem Stam-
 me des reizenden Mädchens nachsann, ihrem Gesichte
 näherte!

Du, glückliches Bienchen!
 Umschwirrest den Winkel
 Des reizendsten Auges;
 Das alles entzückt.

Du nahest dem Ohre,
 Und flüsterst so leise,
 Als wäre der Liebe

Geheimniß dir kund.

Jetzt trinkest du, während
 Mit Grazienfinger
 Hinweg dich zu scheuchen,
 Die Huldin sich müht.

Den süssesten Honig
 Entsaugst du der Lipp' ihr,

K 2

*) Die Lotosblume zog wegen ihrer ausnehmenden Größe und
 Schönheit die Aufmerksamkeit der Hindu's auf sich. Ihre Bluh-
 men glühen mit mancherlei Farbenschattirung, vorzüglich aber
 ihre reiche Blumenkrone mit einem rothen Schimmer. Ihre
 Blätter sind weich, groß und schattig.

Und jegliche Schätze
Der Wollust darin.

Ich aber, — indeß du
In Götterluft schweigest —
Ich sinne dem Stamm nach,
Deß Sprößling sie ist. *)

Während Duschmanta mit rastlosem Eifer seinen königlichen Pflichten obliegt, ertönen abwechselnd zwei Stimmen, gleichsam die Stimmen seines Volks zum Preise seiner Herrschertugenden:

Erste Stimme.

Nicht dein Vergnügen ist dir Glück,
Du wachst nur für dein Volk
Bei Tag und Nacht. Seit dem du bist,
Glüht dieser Trieb in dir.

So trägt die Mittagsglut der Baum
Auf seinem breiten Haupt,
Indeß er den mit Schatten kühlt,
Der unter ihm sich birgt.

*) Nachdem Duschmanta ganz von Sakontala's Reizen bezaubert ist und er ihren Besitz wünscht, schreckt ihn der Gedanke, daß sie vielleicht die Tochter eines Brahmen, und ihm daher vom Schicksal versagt sei. „Ich fürchte, sie gehört zum heiligen Geschlecht ihres Pflegevaters,“ sagt er bey sich selbst. „Oder quäle mich eine ungegründete Besorgniß? Mein heißes Herz hängt so fest an ihr, und sie sollte nicht eines Kriegers Braut werden können?“ Während des schüttelt Sakontala ängstlich den Kopf und ruft aus: „Ah! da fährt eine Biene aus dieser Mallikablume und summt mir um das Gesicht!“ Indeß die Biene nur das ängstliche Mädchen noch mehr in Schrecken setzt, beneidet sie Duschmanta in den mitgetheilten Versen,

Zweite Stimme.

Führst du den Richterstab, dann kehrt
Zum Recht, wer ihm entwich:
Der Zwist verstummt, wenn du gebeutst,
Nichts schreckt, wen du beschirmt,
Reich quillt der Güter Fülle dem,
Der dir verwandt ist, Fürst!
Und jeden deiner Bürger nennt
Verwandt dein mildes Herz.

Wir schließen diese Proben mit einem der schönsten Monologe in diesem ganzen Drama. Duschmanta, von Sakontala's Reizen bezaubert, wünscht nichts mehr, als sie ganz zu besitzen: und doch kämpft er mit bangen Zweifeln, ob ihm auch dieser heifseste Wunsch des Herzes erfüllt werden könne. Als ein trostloser Liebender tritt er daher auf und spricht bey sich also:

Ich weiß gar wohl, wie vieles über sie
Die Frömmigkeit vermag. Nur Kanna wird
Allein entscheiden, wem sie Hand und Herz
Einst schenken soll: zu sicher weiß ich es! *)
Und doch vermag mein liebekranker Geist
So wenig in der Ruhe stillen Schoos
Zurückzukehren, die mich sonst umfing,
Als das Gewässer in die Höhe steigt,
Nachdem es ihr einmal entfloßen ist. —
O Gott der Liebe! wie so scharf, so scharf
Sind deine Pfeile doch, wiewohl sie nur

*) Sie wird, als eine folgsame Tochter, nicht selbst über ihre Hand entscheiden, sondern ihrem Pflegevater Kanna die Wahl ihres Gatten überlassen. Wer weiß aber, ob dieser nach meinen Wünschen entscheidet?

Gespitzt mit Blumen sind! Jetzt ahn' ich sie,
 Die Ursach' ihrer Schärfe. Flammen sind
 Die Spitzen, eingetaucht in Hara's Gift; *)
 Wie das Barawafeuer **) unerstickt
 Selbst unter Fluten brennt, so brennen sie
 Noch diesen Augenblick. Wie könntest du,
 Du, der du selbst zu Asche branntest, sonst
 Des Menschen Herz entzünden? — ***) Ob ihr gleich,
 Du, und der Mond, werth des Vertrauens scheint;
 So tauscht ihr doch uns arme Liebenden
 Nur gar zu sehr. Wenn man, wie ich jetzt, liebt,
 Mit Unrecht schreibt man blumichtes Geschloß
 Dir dann, so wie dem Monde Kühlung, zu.
 Der Mond — er schüttet Glut auf uns herab
 Mit seinem thaubeladnen Silberstral,
 Und du — du scharfst die Pfeile, die du schnellst,
 Mit Demantspitzen, scheinen sie uns gleich
 Mit Blumen nur befiedert, und geschärft,
 Und doch, — und doch durchströmte dieser Gott,

*) Hara ist einer von den vielen Namen der zerstörenden Gottheit Siwa. Auch bei den Hindu's führten die Gottheiten nach ihren Verrichtungen und Wirkungskreisen verschiedene Beinamen.

**) Das Barawafeuer war eine dem griechischen Feuer ähnliche Erfindung. Ueberhaupt waren den Hindu's schon im höchsten Alterthum allerlei Arten des künstlichen Feuers, allerlei Feuerbewehrungen und der Gebrauch des Schießpulvers zu Feuerwerken, Lichtkugeln und dergleichen bekannt. Nur muß man sich dieselben nicht in der Gestalt, Beschaffenheit und Mischung der europäischen denken. M. f. Halhed's Vorrede zu seiner Uebersetzung des hinduischen Gesetzbuchs.

***) Kama, der Gott der Liebe, ward der hinduischen Mythologie zufolge durch Hara's Feuer zu Asche verbrannt: allein die Götter träufelten Nektar auf die Asche, und der Liebesgott gieng neugelebt aus ihr hervor.

Der einen Fisch in dem Paniere trägt, *)
 Mit Wonne mich, — verwundet er mich auch! —
 So fern es ihm, dem Strengen, nur gefiel,
 Durch die mich zu vernichten, die allein
 Auf Erden nur mein Herz in Fesseln hält,
 Und deren Augen, groß und reizend wie
 Des Rehes Augen, glänzen. Hast du denn,
 Du Mächtigster der Götter, gar mit mir
 Kein Mitleid, ob ich auch vor dir gebeuge
 Anbete deiner Gottheit Majestät? — —
 O Liebe, Lieb'! es fächeln Hunderte
 Der stürmenden Gedanken meiner Brust
 Zur Glut dein Feuer an. Ha! ziemt es dir,
 Zu spannen deinen Bogen bis an's Ohr,
 Damit, auf mich gerichtet, tiefer noch
 In's Herz mir fahre der geschnellte Pfeil?

(Seufzend:)

Nichts, leider! nichts gewährt mir Linderung,
 Als meiner Huldin liebevoller Blick.

(Er sieht auf.)

Gewiß bringt dieses Mittags schwüle Glut

*) Kama wird von den Hindu's auf einem Papagei reitend vorgestellt. Er hat fünf oder sechs mit würzhaften Kräutern zugespitzte Pfeile, einen Bogen von Zuckerrohr mit der Bogensehne von Bienen und einen Fisch im rothen Paniere. Nach der Mythologie ist er ein Sohn des Himmels (Katyapa) und der Täuschung, (Maia) eine sehr zarte, ätherische Dichtung! Retti, oder die Zärtlichkeit, ist seine Gattin, und Waffant (der Frühling) sein unzertrennlicher Freund, der ihm immerfort den Kücher mit frischen Ambrablüthen füllt. Sein Lieblingsaufenthalt ist die Gegend um Agra, vorzüglich aber die Ebene Matra. Hier bringt auch Krischen, oder Krischna die Nächte mit neun Milchmädchen, (Gopi) den Gespielinnen seiner Kindheit, unter Tänzen, Flötenspiel und ländlichen Lustbarkeiten hin.

Sakontala mit ihren Freundinnen

Hier an des Flusses Ufer, dicht umlaubt

Von blätterreichen Lotosstauden, zu.

Recht so, mein Fuß, tritt näher hin zu ihm!

(Er geht umher und spähet.)

Gewiß, gewiß! vor kurzem wandelte

Die Freundin meiner Seele, wie mir dünkt,

Hier unter'm Schatten dieser Bäume noch:

Denn unverwelkt stehn ja die Stängel dort

Der Blumen, die sie sich zum Schmucke brach,

Und hier von diesen Blättern, die erst frisch

Vom Stamm gestreift sind, fließt der Milchsaft noch,

(Er fühlt ein wehendes Lüftchen.)

Ha! wie erquickend ist der Lüfte Hauch

An dieses Ufers Rand! Umfaßt mich hier,

Ihr sanften Winde! haucht mir Wohlgeruch

Von Wasserlilien *) zu, kühlt meine Brust,

Durchflammt von Kama's unsichtbarer Glut!

Kühlt mit dem Thau, dem milden Thau sie,

Den ihr der Welle des Malini raubt! **)

(Er sieht auf die Erde)

Heil mir! Sakontala — sie weilt gewiß

Hier irgendwo in diesem Labyrinth

Von Blütenstauden: ***) denn im gelben Sand

*) Die Wasserlilien sind eben das, was oben die Lotosstauden. Ihr goldener Staub färbt die Bäche um Kasyapa's Wohnung. Ihr Wohlgeruch ist außerst süß und balsamisch.

**) Der Malini ist ein Fluß, der von den Schneegebirgen Himalaya herabkommt, der also außerst frisch und kühl ist.

***) Die Entdeckung frischer Tritte im Sande laßt den liebenden König ahnen, daß Sakontala nicht fern sei. Er versteckt sich daher, um sie zu belauschen.

Am Eingang jener Laub' erblick' ich dort
 Noch frische Tritt', ein wenig vorn erhöht,
 Und hinten eingedrückt von dem Gewicht
 Der schönsten Glieder, die ein Auge sah.
 Hier, hinter diesem dicken Laubgebüsch
 Erreicht sie sicher mein entglühter Blick.

(Er versteckt sich und späht mit Sorgfalt umher.)

O Wonne! jetzt seh' ich die Reizende!
 Die Huldin meiner Seele ruhet dort
 Auf einem Fels, mit Blumen überstreut,
 Um sich die beiden Freundinnen. — Verbergt,
 Verbergt ihr dichten Zweige mich, indess
 Mein Ohr auf ihre holde Rede hört!

6.

Noch über einige andre poetische Denkmale der Hindu's aus diesem Zeitraum.

Noch vor Kalidas, dem geistreichen und geschmackvollen Verfasser der Sakontala, und mehrerer andrer dichterischer Werke, auf denen noch nächtliches Dunkel ruht, blühte Wyasa, gleichfalls ein berühmter Dichter der Hindu's *). Sein bereits erwähntes episches Gedicht Bharata, worin er den Krieg der Kuru's und Pandu's verewigte, erhielt ein so großes Ansehn,

*) Wyasa, oder eigentlich Krischna-Dwapayen-Wyasa, machte sich auch dadurch um seine Landsleute verdient, daß er die vielen Weda's in drei oder vier Bücher sammelte. Der Held, der seinem epischen Gedichte den Namen gab, Bharat, Bheret, oder Bhereta, war der Sohn des Daschmanta und der Sakontala, der bei Kalidas den Namen Serwardemana (Löwenbändiger) führt, und von welchem Hindostan nachmals wegen seines großen Ansehns den Namen Bherakhant erlangte. Kalidas schildert ihn uns in seinem Drama als einen Knaben von ungemeinem Feuer, Muth und Leben.

dafs man es so gar zu den heiligen Büchern zählte. Die von Wilkin's herausgegebene *Bhagvat Geeta*, eine Episode desselben, läfst uns auf den Geist und den poetischen Charakter des Ganzen schliessen. Zugleich aber dient es auch dazu, uns die Religionsphilosophie der Hindu's, eine der interessantesten des ganzen Alterthums, kennen zu lehren. „Nach dieser ist *Brehm* die Selbstständigkeit, das erste und einzige Wesen, welches war, und ist und in Ewigkeit seyn wird. *) Ausser ihm, das sich nur selbst begreift, und von keinem andern Wesen begreifen läst, ist die ganze Schöpfung Täuschung (*Maia*.) Sie ist nur in unsern Sinnen, nur in unserm Verstande, vorhanden. Weit inniger, als die grossen Elemente ist das Wesen der Wesen in Allem. Allein das All ist nicht dies Wesen selber: kein Ding, von welcher Art und Vollendung

*) Die gelehrten Hindu's erkannten, wie Jones behauptet, ihren heiligen Büchern zufolge, nur ein höchstes Wesen. Sie nannten es *Brahme*, oder *Brehm*, das Grosse. In der Aeußerung seiner Schöpferkraft ward es ihnen *Brahma* (männlichen Geschlechts). Seine Kraft selber, seinen göttlichen Geist nannten sie *Wischnu*, (den Durchdringer) oder *Narayan* (den auf dem Wasser Gehenden). Als Verwandler der Gestalten — denn Zerstörung fand auch nach der Vorstellung der Hindu's nicht Statt — hatte er unzählige Namen, von welchen *Siwa*, *Iffa*, *Iswara*, *Rudra*, *Hara*, *Sambhu*, *Mahaweda* die gewöhnlichsten sind. M. f. Forster's Erläuterungen zur *Sakontala*. S. 264. 265. Die mancherlei Berührungspunkte dieser hinduistischen Vorstellungsart mit der griechischen Mythologie, die Mischung metaphysischer Begriffe mit historischen, die man in beiden wahrnimmt, beweisen, wie Forster sehr richtig bemerkt, dafs in dem Gange der Einbildungskraft, auch da, wo sie am ungebundensten scheint, weniger Willkürliches liegt, als man erwarten sollte. Jedoch waren die Mythen der Griechen einfacher, und wegen dieser Einfachheit wurden sie mit dem Fortgange der Zeit reiner und schöner, so dafs sie den Idealen der griechischen Kunst das Daseyn zu geben vermochten.

es! auch sei, ist ein Theil von ihm. Alle Dinge sind in ihm; sie sind sein Abdruck. Das Gemüth kann es suchen dies Wesen der Wesen durch Grundsätze, die, wie Brehm selbst, allenthalben das einzige Ewige sind.“ So viel von der hinduischen Philosophie zur Einleitung, um folgende Stellen aus der Bhagvat-Geeta zu verstehen, und uns von dem genauen Verhältniß, worin Weisheit und Dichtkunst auch im grauesten Alterthum der Hindus standen, einen Begriff zu machen. Auch von dem Geist und der Sprache der ältesten Poesie von Hindostan werden uns diese Auszüge einiges errathen lassen. Das selbstständige Wesen drückt sich hier über sich selbst gegen Arjun also aus:

Auf und vernimm der Geheimnisse größtes! Alles, was da ist,
Ruhet in mir, wie die Luft im weiten, unendlichen Aether,
Und kehrt wieder zurück, nach seinem vollendeten Zeitlauf,
In die Quelle des Seyns, aus welcher es wieder hervortritt. —
Vater und Mutter der Welt, der Erscheinungen Grund und End-

halter,

Ihre Geburt und Wiederauflösung und endlicher Ruhort,
Regen und Sonnenschein, Tod und unsterbliches Leben,
Aus- und Einkehr bin ich, der Dinge Seyn und Verschwinden, —
Nichts ist größer, als ich. Wie die köstliche Perl an der Schnur

hängt,

Hangen die Wesen an mir. Ich bin im Wasser die Feuchte,
Licht in der Sonn' und im Mond. Anbetung bin ich im Wedz,
Schall in dem Firmament, und Menschennatur in der Menschheit,
Süßer Geruch in der Erd' und Glanz in der Quelle des Lichtes,
Leben und Glut in Allem, des Weltalls ewiger Samen.

An einem andern Orte dieser Episode kommen dieselben Vorstellungen nur mit einigen Veränderungen vor. Bilder und Ausdruck haben hier noch größere Mannigfaltigkeit und Fülle.

Ich bin der Schöpfung Geist, ihr Anfang, Mittel und Ende,
 In den Naturen das edelste stets von allen Geschlechtern.
 Unter den Himmlischen Wißt nu, die Sonne unter den Sternen,
 Unter den Lichtern — der Mond, von den Elementen — das
 Feuer,

Mir u unter den Bergen, das Weltmeer unter den Wassern,
 Ganga unter den Strömen, Aswaata unter den Bäumen,
 König in jeglicher Art der Menschen und aller Lebendgen,
 Unter den Schlangen bin ich die ewige Schlange, der Weltgrund,
 Unter den Rossen das Ross, das aus den Wellen des Milchmeers
 Sprang, und der Elephant, aus eben den Wellen geboren,
 Unter den Waffen der Donner; bin Führer der himmlischen
 Heerschaar

Unter den Kriegern; ein Lehrer der Geister unter den Lehrern,
 Unter Gebeten das stille Gebet, der himmlischen Chöre
 Leiter; von Worten das göttliche Wort, einsylbig und heilig.
 Millionen Formen, Geschlechter, Arten und Farben,
 Das ist meine Gestalt. —

Mit welchem Aufwand von Beredsamkeit, mit
 welchen schönen Bildern und Gleichnissen ist hier die
 bloße Idee, ich bin in jeder Art das Erste und Edelste,
 versinnlicht und anschaulich gemacht! Ist es möglich,
 einen und denselben Gedanken mannigfaltiger zu dre-
 hen und zu wenden, mit mehr Abwechslung auszu-
 drücken, durch immer neue Figuren und Wendungen
 dem Ekel kräftiger entgegenzuarbeiten, als hier gesche-
 hen ist? Und nun lese man die prächtige Schilderung,
 die uns der Dichter in folgendem Auszuge aus demsel-
 ben Gedichte von dem Wesen der Wesen macht. Man
 beherzige den schönen Hymnos, in den sich Arjun's
 Seele bei Betrachtung des Edelsten, des Ersten ergießt;
 und man wird dem grauen Sänger der Hindu's seine
 Bewunderung nicht versagen können. Der Ewige

hatte Arjun geboten, ihn mit himmlischen Augen zu betrachten. *) Arjun gehorchte, und nun fährt der Dichter fort:

Arjun sahe die hohe Gestalt in himmlischer Zierde,
 Vielbewafnet, geschmückt mit Perlen und köstlichen Kleidern,
 Duftend in Wohlgerüchen, bedeckt mit seltenen Wundern.
 Allenthalben umher der Häupter Blicke gerichtet,
 Hielt er die Welten in sich, geschieden in jede Veränderung.
 Uebertäubt von den Wundern, das Haar vor Schrecken erhoben,
 Sank der Schauende nieder und betete preisend den Gott an:
 „Ewiger, in dir seh' ich die Geister alle versammelt,
 „Alle Gestalten der Wesen: ich sehe den schaffenden Brahma
 „In dir, thronend über dem Lotos. Ich schaue dich selbst an,
 „Dich mit unendlichen Armen und Formen und Gliedern bewafnet;
 „Und doch seh' ich in dir nicht Anfang, Mittel und Ende.
 „Geist der Dinge! Du Form des Alls! ich schaue die Krone
 „Deines Haupt, eine strahlende Glorie, leuchtend in alle
 „Fernen, mit unermesslichem Lichte, die Welten ihr Abglanz.
 „Deine Augen, — der Mond und die Sonne. Der Athem des
 Mundes —
 „Flammendes Feuer. Der Raum des Weltalls — deine Verbreitung.

*) Arjun, mit dem das Wesen der Wesen hier redet, war nach der hinduischen Mythologie der Wagenführer der Sonne. Wenn Helios bei den Griechen seinen Wagen selbst lenkt und Eos, eine Titanide, vor dem Wagen herzieht; so sitzt, nach der Vorstellung der Hindu's, Arjun, als Lenker der sieben Sonnenrosse, vor dem Sonnengotte Surya und zerstreut, nicht aus eigener Kraft, sondern durch die Macht des hinter ihm sitzenden Gottes, die nächtlichen Schatten. Da die Morgendämmerung in dem heißen Hindostan nur wenige Augenblicke dauert, so lassen die hinduischen Dichter unstreitig nicht erst Eos (die Morgenröthe) vor dem Sonnengott herziehen, sondern denselben sogleich auf den Wagenlenker folgen. M. f. Forster's Erläuterungen zu Sakontala S. 259.

„Geister seh ich' zu dir sich nahn, wie zum Orte der Zuflucht,
 „Geister seh ich' erschrocken die Hände falten und zittern.
 „Welten schauen dich an — und staunen, dich die gewaltge
 „Riesengestalt von unzähligen Augen und Gliedern und Häuptern,
 „Armen und Brüsten. Die Heere der länderbeherrschenden Hel-
 den —
 „Siehe! sie stürzen in deinen verschlingenden feurigen Athem,
 „Wie in das unermessliche Meer die rollenden Ströme,
 „Wie in die Flamme des Lichts der Mücken Schwärme sich stürzen.
 „Aber du stehest und bleibst und füllst mit Stralen das Welt-
 all. — *)“

So viel aus der *Bhagvat Geeta* zur Probe! Ausser dem grossen, diese Episode in sich fassenden, epischen Gedichte *Maha Bharat* schrieb *Wyasa* auch noch verschiedene, nach Andern sogar alle, *Puranas* oder Sammlungen mythologischer Erzählungen in Versen. **) Allein ein so unermessliches Werk war ge-

*) Diese Uebersetzung ist von Herder. Man findet sie in den Zerstreuten Blättern IV, S. 253, f. Hier und da werden dem Leser dieser Auszüge ähnliche Ideen und Ausdrücke hebräischer Dichter beifallen.

**) Die *Puranas*, achtzehn an der Zahl, gehören zu den heiligen Schriften der Hindu's. Diese heiligen Bücher führen überhaupt den Namen *Weda*, *Wedam*, *Wedang*. Die *Weda's* bestehen aus vier Büchern, die von Gott selbst offenbart seyn sollen. Sie sind nicht verloren gegangen, wie Sonnerat behauptete, sondern haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Das britische Museum zu London besitzt ein vollständiges Exemplar davon, in elf Bänden, welches der Obriste Polier auffand. *Wyasa*, dessen wir als eines der ältesten hinduischen Dichters erwähnt haben, brachte die vorhin unzähligen *Weda's* auf vier Bücher zurück. Die drei ersten derselben erläutern in methodischer Ordnung die menschlichen Pflichten. Das vierte Buch enthält die göttlichen Gesetze, und ist unstreitig in späterer Zeit verfertigt. Beweis davon ist der Dialekt, worin

wifs nicht die Arbeit eines einzigen Mannes. Vermuthlich gieng es daher mit Wyasa wie mit David, Salomo,

es geschrieben ist. Dieser wird leicht verstanden, da hingegen die drei ersten Bücher nur von wenigen Brahmen ausgelegt werden können. Ueberhaupt besitzen die Hindu's sechs Sammlungen heiliger Schriften, welche den gemeinschaftlichen Namen Sastras (Schaftstras) führen. Die erste dieser Sammlungen enthält die vier Bücher des Weda. Die zweite heisst Upa-Weda (Unter-Weda) und besteht gleichfalls aus vier Büchern. Der Inhalt derselben betrifft Chirurgie und Medizin, Musik, Tanzkunst, Kriegskunst, Architektur, und die übrigen mechanischen Künste. Die dritte Sammlung des Sastra führt den Namen Anga, oder Weda nga. Sprachkunde, das Rituale des Gottesdienstes, Astronomie und Auslegung schwer zu verstehender Wörter des Weda sind der Inhalt derselben. Die vierte Sammlung besteht aus den achtzehn Puranas, die zum Theil, oder ganz dem Wyasa beigelegt werden, und mythologische Erzählungen in sich fassen. Die fünfte, Dherma, oder Menu-Sinriti, enthält in achtzehn Büchern die Rechtsgesamtheit. Die letzte Sammlung endlich, Derfana, ist der Inbegriff der Philosophie der sechs hinduischen Schulen. Die drei letzteren Sammlungen faßt man auch unter dem gemeinschaftlichen Titel Up-Anga (Unter-Anga), zusammen, und zählt alsdann nur vier Sastra's. Zu der vierten Sammlung, oder den Puranas gehören auch die beiden grossen epischen Gedichte, das Bharata und Ramayana. Die Kommentare über alle diese Werke gehen in das Unendliche. Den Suderas, oder der vierten Klasse der Hindu's ist es nicht vergönnt, in einem der sechs Sastra's zu lesen, oder daraus vorlesen zu hören. Dafür aber besitzen dieselben eine Menge profaner Schriften, die aus den Sastra's gezogen und sehr unterhaltend sind. Um sich von dem Umfange der heiligen Literatur der Hindu's einen Begriff zu machen, bedenke man, das die Weda's aus mehr als tausend Unterabtheilungen bestehen, das die Purana's über fünfmalhunderttausend Versabschnitte, oder Stenzen, enthalten, und das das Maha-Bharat allein mehr, als hunderttausend in sich faßt. Auf diese Art geht alles Uebrige verhältnißmässig in's Unendliche fort. M. f. Asiatick Researches I, p. 340. 355. und 415 - 431.

Jesaias bei den Hebräern, wie mit Homeros bei den Griechen, wie mit Lokman bei den Arabern. Ihr Name war zu glänzend, als daß nicht spätere Schriftsteller gewähnt hätten, ihren eigenen Geisteswerken dadurch Ruhm zu verschaffen, daß sie ihnen denselben gleichsam als einen verschönernden Kranz, aufsetzten. Und was von fremder Arbeit nicht auf diese Art verdienstvollen Männern zugeschrieben wurde, das erhielt ihren Namen durch den Hang gleichlebender, oder späterer, Kritiker, allem was sich namenlos in der Welt umhertrieb, durch Vorsetzung eines Namens gleichsam mehr Stütze und Anspruch auf Fortdauer zu ertheilen. Kein Wunder, wenn man dann in dieser Hinsicht berühmten Männern dasjenige beilegte, was mit den Denkmalen ihres Geistes, war es auch nur der äußeren Form nach, Aehnlichkeit hatte. Auf diese Art vermehrten sich wahrscheinlich auch die Gedichte des Wyasa, so wohl an Zahl als an Umfange.

7.

*Fortsetzung.**Einige Gedanken weiser Brahmen.*

Als Zeitgenossen des geistreichen Verfassers der Sakontala, oder als bald nach seinem Zeitalter blühende Dichter nennt uns der gelehrte Jones noch Amara, Sundar, Sankha und Dhanik. Allein ihre Namen sind leider alles, was wir bisher von ihnen wissen. Vielleicht daß der Entdeckungseifer gelehrter Britten sie uns in kurzem näher kennen lehrt, und uns näher in den Tempel der hinduischen Dichtkunst führt, in dessen Vorhofe wir bereits so herrliche Denkmale der Kunst

Kunst bewundern. Vorzüglich stand das Schauspiel, als die vollendetste Darstellung der Poesie, seit Kalidasa bei den Hindu's sehr in Ansehn. Daher ist es kein Wunder, wenn die Pandits, oder gelehrten Brahmen, behaupten, daß ihre Trauerspiele, Lustspiele und Farçen unzählbar seyen. Nächst den dramatischen Arbeiten des Kalidas, die wir schon oben genannt haben, rühmt man noch, als vorzüglich vollendete Natak's, oder Drama's: Das bösertige Kind, die Entführung der Ufcha, die Zähmung des Durwasas, die ergriffene Locke, Malati, und Madhawa. Außer diesen werden noch fünf bis sechs dramatisirte Abenteuer der hinduischen Götter am meisten bewundert. Alle diese Gedichte sind da, wo der Dialog einen höheren Schwung nimmt, in Versen geschrieben: wo er sich aber zur gewöhnlichen Unterredung herabläßt, beginnt die Prosa. Die Vornehmen und Gelehrten reden darin das reine Sanskrit, den Weibern hingegen, selbst aus den gebildeteren Ständen, wird Prakrit in den Mund gelegt. Die geringeren Personen des Schauspiels endlich bedienen sich der gemeinen Dialekte der jedesmaligen Provinz, die sie nach der Dichtung des Verfassers bewohnen. Mehr von den dichterischen Ueberresten der alten Hindu's zu sagen, verbietet der Mangel an Nachrichten, so wie die Grenzen dieser Geschichte. Wir schliessen daher diesen Abschnitt mit einigen vorzüglichen Gedanken weiser Brahmen, in der Sprache der Musen vorgetragen, und durch Wahrheit und Nutzbarkeit für das menschliche Leben ausgezeichnet. Wie wahr, wie schön gedacht und gesagt ist es, wenn ein Weiser Hindostans über den verschiedenen Einfluß der Leiden auf den Rechtschaffnen und den Bösen sich so ausdrückt:

Wenn dem redlichen Mann ein Leid unschuldig begegnet,
Ist er ein fliegender Ball in der Hand des Geschicks;
Niederprallt er zu Boden, damit er über sich steige,
Da, wie ein Erdenklos, starrend, der Böse zerfällt.

Wer vermag die Richtigkeit des Gedankens in Zweifel
zu ziehen, und dem Herze des Weisen seine Bewunderung
zu versagen, der von Andacht und Religion so
denkt und urtheilt?

Von Begierden frei, und frei von Lohnsucht,
Thut der Weise Guts, und weiß es selbst nicht,
Unbefangen vom Erfolg der Thaten,
Weihet er sie der Andacht reinem Feuer.
Gott ist seine Gabe, Gott das Opfer,
Gott des Altars Flamme, Gott der Opfer,
Und nur Gott kann seines Opfers Lohn seyn.

* * *

Niemand Schaden, allen Hülfe leisten,
Jedermann ein heiliger Altar seyn,
Ist Religion. Und diese Freundin
Geht mit uns, wenn Alles einst zurückbleibt.

Wie tief aus der Beobachtung des menschlichen Herzes
herausgehoben und nur zu oft durch die Erfahrung
bestätigt sind endlich folgende Bemerkungen über
die Aeußerung wahrer und falscher Freundschaft!

Wie der Schatten früh am Morgen,
Ist die Freundschaft mit dem Bösen,
Stund' auf Stunde nimmt sie ab.
Aber Freundschaft mit dem Guten
Wächst, wie der Abend Schatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

* * *

Freunde niederer Art sind dem irdnen Gefasse vergleichbar:

Leicht zerbricht es, und schwer wird es von neuem ergänzt.
 Bessere Seelen gleichen der goldenen Schale, die nie bricht.
 Nie vom Roste befeckt, ist sie und bleibet sie Gold.

* * *

Nicht der Stand entscheidet über Gaben,
 Aber über Sittlichkeit der Umgang.
 Sieh den süßen Strom sich mit dem Meere
 Mischen, und er ist fortan untrinkbar. *)

*) Mehrere Gedanken weiser Brahmen findet man in Herder's zerstreuten Blättern IV. 315 — 342. Auch die hier eingerückten sind aus dieser geschmackvollen Sammlung ausgehoben. Mücht' es dem verehrungswürdigen Sammler und Uebersetzer doch gefallen haben, die Quellen, aus denen erschöpfte, so wie die Verfasser und Zeitalter dieser Blumen der hinduischen Dichtkunst und Weisheit zu nennen! Ein gleicher Wunsch drängt sich dem Verfasser dieses Versuchs auch in Absicht der übrigen aus morgenländischen Dichtern gesammelten poetischen Blumen auf. — Doch ein jeder wird die mitgetheilten Gedanken der hinduischen Weisen gewiß mit Vergnügen lesen; sollten sie auch, — was der Verfasser dieses Versuchs nicht verbirgt — diesem Zeitraum der Poesie nicht angehören.

V. Poesie der Dschinesen;

1. Sprache.

1.

Die Sprachen der Dschinesen vervollkommneten sich in diesem Zeitraum nur sehr wenig.

Die Dschinesen, eines der ältesten Völker der Erde, hatten unter uns unbekannten Umständen schon frühzeitig eine gewisse, ganz eigenthümliche, Kultur erlangt. Da nun aber keine Kultur des Geistes und der Sitten ohne heilsamen Einfluss auf die Bearbeitung und Verfeinerung der Sprache denkbar ist; so ward auch den verschiedenen Sprachen der Dschinesen eben so frühzeitig, wiewohl der einen mehr, der andern weniger, eine gewisse ihrem Geisteszustande angemessene, Ausbildung zu Theile. Allein verschiedene in der Staatsverfassung und in dem mungolischen Sklavensinn der Dschinesen gegründete Umstände *) erschwerten

*) M. s. den ersten Theil dieses Versuchs S. 264. 265. Charakter, Wohnsitz, Regierungsform und andre Umstände verhinderten oder erschwerten die Kulturfortschritte der Dschinesen. Ihr mungolischer Charakter bestimmte sie zur sklavischen Unterwürfigkeit, und zur Furcht vor allen Neuerungen. So wie dadurch auf der einen Seite eine fast immerwährende Ruhe im Lande erhalten wurde, so ward dagegen auf der andern auch alles Auftreten des Geistes verhindert, alle Ausbildung der Verstandeskraft erschwert, alles Feuer der Einbildungskraft erstickt und

ihr Fortschreiten in jeder Art der Geistesbildung zu sehr, als daß sich der nachtheilige Einfluß derselben nicht auch über die Sprache verbreitet hätte. So wie sie sich, mit allem was sie wußten und konnten, in einem ewigen Kreise umher drehten, und den ihnen früh zu Theil gewordenen Grad der Ausbildung fast um nichts vergrößerten; so blieb auch die Sprache derselben auf der Stufe stehen, die sie einmal eingenommen hatte. Wir werden daher, um ihren dermaligen Zustand und Einfluß auf die Fortbildung der Poesie zu schildern, nur sehr wenig zu dem hinzufügen können, was wir schon an einem andern Orte davon gesagt haben. Der Wohllaut, wodurch dieselbe sich schon in der vorigen Periode auszeichnete, und zu poetischen Kunstbildungen eignete, erhielt sich während des jetzigen Zeitraums nicht nur bei seiner vorigen Anmuth, sondern gewann auch durch den öfteren Gebrauch derselben zur Poesie, die der Dschinese von jeher liebte, vermuthlich noch neue Reize. Denn wie war es möglich, sie fortgesetzt zu Gedichten zu verarbeiten, ohne die vielleicht noch übrigen scharfen Ecken immer mehr hinwegzuschleifen, ohne ihr immer mehr Rundung, Gewandtheit und Wohlklang zu geben? Die vorher schon statthabende und durch ihre Mannigfaltigkeit vergnügende Modulation der Töne ward unstreitig durch den fortgesetzten Gebrauch derselben noch vielfacher und musikalischer, und die Länge und Kürze der Sylben bestimmter. Und so läßt es sich auch wohl nicht denken, daß, bei aller den Dschinesen eigenen Geistesarmuth und sklavischen Anhänglichkeit an das Hergebrachte, der Vorrath ihrer Ideen durch eigenes und fremdes Nachdenken und Beobachten nicht um

ausgelöscht. Den kühnen Schwung, den man in den Kunstbildungen der übrigen orientalischen Völker findet, sucht man daher in dschinesischen Werken vergebens.

etwas, sei es auch noch so wenig, sollte gewonnen haben. Erweiterte sich aber die Masse ihrer Vorstellung, so mußte nothwendig auch ihr Sprachschatz durch Erfindung neuer Wörter zur Bezeichnung und Erhaltung des Entdeckten einigen Zuwachs bekommen. Endlich mußte die dschinesische Sprache, durch den anhaltenden Gebrauch, den nicht nur ihre Dichter, sondern auch ihre übrigen Schriftsteller, davon machten, auch in Absicht ihres innern Baues gewinnen und regelmäßiger werden. *) Sei daher ihr Fortschreiten auf dem Wege zur Vollendung auch noch so gering und unbeträchtlich, so läßt sich, nach dem bisher Gesagten, doch kein völliges Stillestehn derselben denken, sondern auch sie muß, nach der Analogie ihrer morgenländischen und abendländischen Schwestern, sich in etwas bereichert, verfeinert und gebildet haben.

2. Gedichte.

2.

Beschaffenheit der dschinesischen Poesie.

Einige Proben davon.

Die früheren Gedichte der Dschinesen waren moralisch, oder hatten doch einen moralischen Anstrich, und waren häufig mit Sittensprüchen durch-

*) Bei allem dem ist der grammatische Bau der dschinesischen Sprache noch immer äußerst regellos und schwankend. Man unterscheidet in derselben weder Geschlecht, noch Nennfall. Sehr selten unterscheiden sich Nennwort und Zeitwort, Substantiv und Adjektiv. Nyai heißt so wohl die Liebe, als ich liebe. Hao-dschin bedeutet einen guten Menschen und Dschin-Hao Menschengüte.

Hechten. Daher ermunterte Kong-fu-tsee seine Schüler häufig zum Studium der alten Poesie, besonders aber des kanonischen Buchs Schi-king, einer Sammlung von dreihundert Oden aus dem ältesten dichterischen Alterthum von Schina. *) „Kinder, sagte er, warum studirt ihr nicht im Buch der Oden? Wenn wir auf der Erde dahinkriechen, wenn wir keinen Nutzen schaffen, wenn wir uns nicht zu Ehrenstellen empor-schwingen können; so werden wir durch die Kraft der Oden erhoben und zur wahren und vollkommenen Ehre tüchtig gemacht werden. In den Oden, fährt er fort, erblicken wir, wie in einem Spiegel, unsre Pflichten. Zugleich aber zeigen sie uns auch, was wir, als unsre Natur entehrend, zu fliehen haben, und durch die fleissige Betrachtung dessen, was uns obliegt, werden wir mit einer heilsamen Verachtung alles Unsitlichen durchdrungen. Durch das Studium der Oden werden wir gefellig, beredt und angenehm. Denn so wie die Musik die Töne mässigt, so schwächt die Poesie auch unsre Begierden und Leidenschaften. Die Oden — hiemit schliesst er endlich seine Ermahnung — lehren uns, wie wir zu Hause unsern Aeltern, und ausserhalb desselben, unsern Fürsten dienen müssen.“ **) Diese Aeusserungen des schinefischen Philosophen zeigen uns die ältesten poetischen Schöpfungen seines Vaterlandes, wenigstens von ihrer moralischen Seite, in einem sehr vortheilhaften Lichte. Ob sie sich aber auch gleich sehr durch

*) Eine dieser Oden haben wir im ersten Theile dieses Versuchs übersetzt geliefert.

**) Ein andermal sagte Kong-fu-tsee zu seinem Sohne Pe-yu: „Uebst du dich auch fleissig in den ersteren Abschnitten der Oden? Wer sich hienach nicht fleissig bildet, der ist einem Menschen ähnlich, welcher mit seinem Gesicht vor einer Mauer steht. Dieser ist zu allem untüchtig. Er vermag weder vorwärts zu gehen, noch irgend etwas anderes zu betrachten.“

dichterische Schönheit und Anmuth auszeichneten? dies ist eine andere Frage. So viel wir aus Ueberresten schliessen können, empfehlen sie sich durch eine edle Einfalt und Würde, durch Natur und Kraft des Ausdrucks und durch eine gefällige Harmonie der Verse. Ohne sich gleich den übrigen orientalischen Gedichten aus diesem Zeitraum durch einen kühnen Flug, durch ein vorzügliches Leben und durch eine sinnliche, blüthenreiche Sprache hervorzuthun, gefallen sie doch durch gewisse kunstlose Reize und eine angenehme Ruhe, die fast durchgängig in ihnen athmet. Hin und wieder, wo die Gedanken es mit sich bringen, nehmen sie jedoch auch einen höheren Schwung, und verlassen die niedere Region, in der sie grösstentheils verweilen. Eben dieses gilt auch von den dschinesischen Poesien aus dieser Periode. Auch diese entlehnen ihre Reize von einer edlen Einfalt und Natur, die durchgehends in ihnen herrschend ist, so wie von der Wahrheit, Nutzbarkeit und Kraft der darin vorgetragenen Ideen. — Uebrigens werden die dschinesischen Verse bloß nach der Anzahl der Sylben bestimmt, denen man allmählig auch Reime beifügte. Die ersten abgemessenen Verse dieser Nation bestanden jederzeit aus vier Sylben, oder Wörtern. Späterhin wählte man eine ungleiche Anzahl von Sylben, die man von fünf bis auf neune häufte. *)

*) M. f. Freret's Abhandlung über die Dichtkunst der Dschinesen in der Histoire de l'academie royale des Inscriptions et des belles lettres T. II. p. 536. Damit sich der Leser einen anschaulicheren Begriff von dem mechanischen Bau der ältesten dschinesischen Gedichte machen könne, führen wir hier eine Stelle aus einem Lobgedicht auf den Kaiser Hwoang Wan-li in der Urschrift an:

Hwoang keu, sehen mien
 Long schih nan pien
 Dschü tšu y sching
 Dschu Hai tsin kien,

Die in neueren gereimten Gedichten der Europäer größtentheils beobachtete Abwechselung zwischen männlichen und weiblichen Reimen war den Dschinesen unbekannt. Wo sie daher Reime anbrachten, da suchten sie dieselben auf eine andere Art mannigfaltig zu machen. *) An Heldengedichten fehlt es in Dschina gänzlich; ja selbst das eigentliche Drama ist hier fremd: denn die dschinesischen Schauspiele sind bloß Gespräche mit etwas Gesang vermischt. Die kürzeren Gattungen poetischer Produkte, als Sinngedichte, Madrigale, Sonette, waren den Dschinesen seit langer Zeit die liebsten. Hauptsächlich aber gilt dies von der folgenden Periode, wo sie sich vorzüglich mit dichterischen Tändeleien beschäftigten. Durch zu große Künstelei verfielen sie in das Gezwungene und entfernten sich von der edlen Einfachheit, die einem gereinigten Geschmack nur allein gefallen kann. Zum Schlusse dieses Abschnitts mögen ein Paar dschinesische Oden dienen, welche wir bei du Halde finden. Zwar wird man aus folgender, so viel es sich thun ließe, treuen Uebersetzung den Werth und die Beschaffenheit derselben nicht ganz zu beurtheilen im Stande seyn — denn um dies zu können, müßte man sie in der Ursprache selber lesen — dennoch aber werden wir uns danach ein ungefähres Bild von ihrem moralischen Anstrich, von ihrer Einfachheit in Gedanken und Ausdruck, von ihrer Natur und Würde entwerfen können. Die erste dieser Oden enthält den Gedanken, daß kein Reich ohne die

Der Sinn dieser Stelle ist folgender: „So lang der Drache und die Schlange schweigen, so lang bemerken (wir zwischen beiden keinen Unterschied; sobald sie aber zu zischen anfangen, so unterscheiden wir sie ohne Mühe.“

*) Die Dschinesen haben sogar seit geraumer Zeit eigene Reimwörterbücher. M. f. Fourmont Grammatica Sinica p. 361.

Hülfe der Gottheit und ohne die Tugend des Fürsten bestehen könne. *)

Ein Reich zu gründen, ist umsonst

Des Menschen Kraft bemüht;

Der erste Stofs zertrümmert es;

Halt es die Gottheit nicht.

Es gleicht dem Wasser, das nicht weit

Von seinem Quell versiegt,

Und das in seinen dürren Schlund

Das nächste Sandfeld schlürft,

Der Bluhme gleich, erhebt es sich,

Die Morgens früh entblüht,

Und wann die Nacht vom Himmel thauet,

Verwelkt zu Boden sinkt.

In des Verderbens Abgrund stürzt

Ein ganzes Volk hinab,

Wenn der, der auf dem Throne sitzt,

Das Joch des Lasters trägt.

Die zweite Ode lehrt die Wahrheit, daß die Gottheit alles wisse, und alles vergelte.

Was nur auf dieser Welt geschieht, —

Der Gottheit ist es kund;

Vergebens sucht, was er beginnt,

Der Mensch ihr zu entziehn.

*) Diese Ode des Wey-wu-kong, eines fünfundneunzigjährigen Greises, ward alle Tage vor dem kaiserlichen Palast abgesungen. Nützlichere Lehren und Warnungen, als hierin vorkommen, konnten dem Monarchen nicht leicht an das Herz gelegt werden.

Nicht dann erst hebt ihr Wissen an,

Wenn ihre Hand uns zeigt,

Dafs unsre That, ob auch der Welt,

Doch ihr nicht ferne sei. *)

Nie, wie so lang er saume, bleibe

Die Tugend ohne Preis,

Nie aber auch von Elend frei

Des Lasters Frevelthat,

Die Zeit nur macht den Unterschied,

Die da Vergeltung bringt,

Und die dem Einen rascher eilt,

Dem Andern träger schleicht. **)

So wenig neues für unsre Zeiten und Begriffe dieses Gedicht auch enthalte, und so gering der dichterische Schmuck sei, der die darin vorgetragenen Gedanken verschönert; so frent es uns doch, sie schon in jenem Zeitalter und mit der Bestimmtheit zu finden, worin wir sie hier lesen. Nicht weniger angenehm von ihrer moralischen, zugleich aber auch ästhetischen Seite ist

*) Die Gottheit weiß sogleich, was wir denken und thun, ehe der Gedanke noch einmal ganz reif, ehe die That ganz vollendet ist. Der Mensch irrt daher sehr, wenn er wähnt, dafs sie erst dann anfangs Kenntnifs von seiner Denk- und Handlungsart zu erlangen, wenn sie ihm durch Glück oder Unglück, je nachdem jene gut, oder böse waren, Beweise giebt, dafs sie damit bekannt sei.

**) Jedes Gute wird von der Gottheit belohnt, jede Unfittlichkeit gestraft: dies ist ein allgemeines Gesetz. Der Unterschied besteht allein darin, dafs die guten oder bösen Folgen der Handlungen den Einen früher treffen, den Andern später.

folgender Ausdruck eines dſchineſiſchen Weiſen, womit wir dieſe Proben beſchließen:

Spricht von Andern man ſchlecht, ſo zernagt mir Kummer die
Seele,

Gleich als durchbohren mir ſpitzige Dornen das Herz:

Rühmt man aber den Werth des Andern, ſo freuet mein Geiſt
ſich,

Wie mich der labende Hauch duftender Blumen erfreut.

II. Abendländische Dichtkunst.

Kulturzustand Europa's.

I.

Rom ist in diesem Zeitraum herrschender Staat. Mit den Waffen desselben dringt mehr oder weniger Kultur in verschiedene europäische Länder.

Griechenland und Italien ausgenommen, war Europa in der vorigen Periode noch der Wohnsitz ungebildeter, zum Theil nomadischer, Völkerschaften. Das vorzüglichste Erwerbsmittel derselben bestand in der Jagd und im Kriege, und war hierzu Wohnort und Nachbarschaft nicht günstig, so nährte man sich von der Viehzucht.*) Zu dem mühevolleren und späterlohnenden Feldbau verstand man sich nur dann erst, wenn sich keine der vorigen Nahrungsquellen öffnete. Daß unter diesen Umständen weder Kultur des Geistes, noch Verfeinerung der Sitten gedeihen konnte, läßt sich

*) Rohe Völker haben noch wenige Bedürfnisse, und auch diese suchen sie sich mit einem so geringen Kraftaufwande zu verschaffen, als möglich. Daher ist es nicht befremdend, wenn sie Krieg, Jagd und Viehzucht dem Feldbau vorziehen, der auf der einen Seite anhaltender beschäftigt, und auf der andern die darauf verwandte Mühe nicht unmittelbar lohnt, sondern die Vergütung der Arbeit erst in der Zukunft, in der bevorstehenden Aernte, zeigt.

leicht begreifen. Man starrte daher so lang in der ursprünglichen Barbarei und Rohheit fort, bis die von den Griechen gebildeten Römer, durch Hülfe ihrer Eroberungen, daselbst einige Stralen der ihnen eigenen Kultur verbreiteten. Das heutige Spanien, Frankreich bis an den Rheinstrom, das südliche England, so wie alle im Süden und manche im Norden der Donau bis an das karpathische Gebirge gelegene Länder, erhielten auf diesem Wege die ersten Keime der Bildung. Denn wo sich die Römer eine Gegend unterwarfen, da machten sie die wandernden Völker stätig, da begünstigten sie den Feldbau und hießen die bezwungenen Nationen auf alle übrigen Nahrungsquellen Verzicht thun, da erbauten sie Städte und besetzten dieselben mit Truppen, *) da sorgten sie für die Einführung und Beobachtung guter Ordnung, nützlicher Einrichtungen, heilsamer Gesetze, da bemühten sie sich endlich den Einwohnern einen Geschmack an Künsten und Wissenschaften beizubringen, und dadurch ihre Denkungsart und Sitten milder zu machen. In einigen Gegenden, wie im westlichen Europa, wo die Fruchtbarkeit des Bodens den Feldbau begünstigte, und die Milde des Klima's die Herzen der Kultur empfänglicher machte, erreichten sie ihre Absicht früher, als in den unfruchtbaren unter rauher Kälte dahinstarrenden Ländern. Doch hatten diese in Absicht ihres Kulturzustandes, noch immer grosse Vorzüge vor den unbezwungenen Völkern, den Germanen **) und Slaven. Diese

*) Oft führten sie auch Pflanzvölker in die eroberten Provinzen, welche die Kultur derselben noch schneller und gewisser beförderten.

**) Unter den Germanen versteht man nicht blos die Bewohner des eigentlichen Deutschlands, sondern auch alle durch Sitten und Sprache mit diesen verwandten Völkern in dem heutigen Jütlande, in Skandinavien und Sarmatien. Alle diese wa-

betrachteten jede Art von Aufklärung als ein Mittel, wodurch man ihnen das Joch der Knechtschaft aufzulegen suchte. Kein Wunder also, wenn sie jede Verfeinerung des Geistes und der Sitten um so mehr verabscheuten, je eifersüchtiger sie auf ihre rohe Freiheit waren, wenn sie ihrer alten Barbarei mit Leib und Seele ergeben blieben, und vermittelst ihrer wilden Stärke ihren gesitteten Nachbarn einmal über das andere gefährlich wurden. Dafs die Galen, oder Celten, wiewohl gleichfalls von den Römern unbezwungen, von jenen Völkern eine vortheilhafte Ausnahme machten, und sich, wenigstens durch eine Art von poetischer, Kultur hervorthaten, beweisen die reizenden Gefänge der Barden Ossian, Ullin und anderer, die in diesem Zeitraum aus ihrem Schoofe hervorgiengen, und noch jetzt den Kenner wahrer Schönheit mit Vergnügen und Bewunderung erfüllen. Die Griechen hatten mit dem Ende des vorigen Zeitraums die goldne Periode ihrer Geistesbildung zurückgelegt. Wenn sie daher in dem jetzigen noch hin und wieder erhellende Stralen der Kultur von sich ausgehen liessen, so waren es die, zwar noch angenehmen, aber doch schwächeren Stralen der Abendröthe, welche die bereits herannahende Nacht verkündigten. Ueberdies trafen dieselben durch Alexander's und seiner Feldherren siegreiche Waffen mehr die Länder des Orients, als Europa, wo hauptsächlich nur die Römer von ihnen lernten, um wieder von ihrer Seite die Lehrer der Menschheit werden zu können. — Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir nun zu den einzelnen europäischen Völkern über, welche

ren zunächst an dem kaspischen und schwarzen Meere, in den altern Zeiten aber vermuthlich noch tiefer in dem nördlichen und nordöstlichen Asien, einheimisch und wanderten zu verschiedenen Zeiten nach Europa. M. f. Adelung's Versuch einer Geschichte der Kultur, S. 241.

sich in dieser Periode hervorthaten, um ein kurzes Gemälde ihres politischen und geistigen Zustandes zu entwerfen. Die Griechen und Römer werden jedoch uns hiezu abermals die meisten und interessantesten Züge liefern; doch, denk' ich, sollen auch die kurzen Umrisse vom Kulturzustande der Celten und Germanen nicht ganz uninteressant seyn.

1. Kulturzustand der Griechen.

1. Kurzer politischer Ueberblick.

2.

Der Aetolische und Achaäische Bund sichern eine Zeitlang Griechenlands Freiheit, endlich aber wird sie doch ein Raub der römischen Waffen.

Die unter Griechenlands Staaten herrschende Uneinigkeit, der zu ihnen hindurchgedrungene, alles entnervende Luxus und der gänzliche Mangel an Volksgeist, der sie bestechbar, und jede Aufopferung für das Vaterland fast unmöglich machte, waren die Ursachen, daß Philippus von Makedonien mit einem schwachen Heere ein Reich bezwang, das die furchtbare Macht der Perfer vergeblich zu unterjochen suchte. Die unglückliche Schlacht bei Chäronea machte das feste Griechenland von Makedonien abhängig. *) Zwar sucht'

*) Diese Schlacht ward im dritten Jahre der 110ten Olympiade, 338 vor Christus geliefert. Philippos siegte mehr durch Bestechungen, als durch Hülfe der Waffen. Er raubte den Griechen ihre Freiheit unter dem Vorwande ihn Oberfeldherr zu seyn, und

sucht' es nach Philippos's Tode die Fesseln der Sklaverei nochmals von sich abzuschütteln; allein Alexander slog eiligst herbei, zerstörte Theben und zwang die Griechen abermals zur Unterwerfung. Als hierauf der Tod den schwelgenden Ueberwinder der Perser mitten unter seinen Siegen vom Schauplatz der Erde hinwegraffte, und der durch ihn errichtete ungeheure Koloss von Reichen zertrümmert wurde; da war Griechenland besonders das Augenmerk der unrechtmäßigen Besitznehmer der verwaisten Staaten. Unter dem Vorwande, es befreien zu wollen, vertrieb daher einer den andern aus dem Innern desselben, und suchte sich den Besitz davon zu sichern. Diese Streitigkeiten waren jedoch für Hellas's Freiheit am Ende vortheilhafter, als es Anfangs den Anschein hatte. Man warf das Joch der Knechtschaft ab, und nur Thessalien blieb in den Händen der Familie des Demetrios. Furchtbar war hierauf der Einfall, schrecklich die Plünderung eben der gallischen Horden, die bereits Makedonien verwüthet hatten. *) Allein die Aetolier, Athener, Phokier und Böotier erkämpften einen entscheidenden Sieg über diese, ihren Weg mit Blut und Verwüstungen bezeichnenden, Barbaren. Hellas sah sich hiedurch von neuem frei, und da die Aetolier in diesem

und ihr Sittenverderbniss war zu groß, als daß sie im Stande gewesen wären, kräftigen Widerstand zu leisten. M. f. Gillie's Betrachtungen über Geschichte, Sitten und Charakter der Griechen, Bremen 1781. Meiners's Geschichte der Wissenschaften II. S. 598.

*) Der ursprüngliche Wohnsitz dieser gallischen, oder celtischen Völkerschaften war vermuthlich Sarmatien. Die vereinigte griechische Armee, die gegen sie stritt, bestand aus 22800 Mann. M. f. Pausanias Phokis XX. Die Athener hatten den Oberbefehl. Die Barbaren litten bei Delphi mehr durch die Natur, als durch die Waffen. Bei ihrem Zurückzuge wurden sie fast gänzlich aufgerieben.

Kriege den größten Ruhm der Tapferkeit eingeärntet hatten; so schlossen viele andre Städte einen Bund mit denselben. *) Der dadurch entstehende große Völkerverein erhielt von ihnen den Namen des Aetolischen Bündnisses. Auf gleiche Weise erneuerten einige Achäische Städte die von ihnen gegen Makedoniens Unterdrückung geschlossene Verbindung: und bald folgten mehrere ihrem Beispiel. **) Besonders zog Aratos, ihr tapfrer und staatskluger Strategos, Sekyon, Korinth, Athen und andre Städte auf ihre Seite. Wie glücklich, wie hinlänglich gegen die Waffen fremder Mächte gesichert war jetzt Griechenland, wenn beide Bündnisse stark genug gewesen wären, der Eifersucht den Zugang zu sich zu versperren. Allein das vermochten sie nicht, und da nun noch das einseitige Bestreben der Achäischen Eidgenossenschaft, sich und ihr Bündniß zu verstärken, hinzukam; so war es bald um Hellas's Freiheit geschehen. ***) Kleine Befehdungen waren das Vorspiel von dem bald darauf erfolgenden Kleomenischen Kriege. Die Veranlassung dazu gab Sparta, das kurz vorher seine alte Verfassung wieder erhalten hatte. ****) Die Achäer, ganz dem Zweck ihres Bundes zuwider mit den Makedoniern vereinigt,

*) Die verschiedenen Stämme der Aetolier, eines kriegerischen Volks, unterhielten von jeher ein Bündniß unter einander.

**) Das geschahe Olymp. CXXIV, 4. 280 vor Christus. Die Achäische Eidgenossenschaft hatte ihren Sitz im Peloponnes, der Aetolische Bund hingegen im mittlern Griechenland.

***) Die Häupter des Achäischen Bundes waren zu ehrgeizig und herrschsüchtig, und selbst Aratos's Eifer nicht immer verdachtlos.

****) Kleomenes der dritte, König von Sparta, erbaute im Gebiet von Megalopolis ein Fort, Athenäon. Dieser Feindseligkeit wegen erklärten die Achäer 227 vor Christus den Krieg.

trugen den Sieg davon: doch blieb Sparta im Genuße seiner Freiheit. Der Bundesgenoffenkrieg war bald die Folge jenes Sieges. Schon jetzt würde ein beträchtlicher Theil von Griechenland abermals mit Sklavenfesseln gebunden seyn, wenn nicht die Nachricht von der Niederlage der Römer die Waffen Philippos des dritten nach Italien gerufen hätte. *) Die Römer, anfangs Freunde der Aetolier, nahmen den Staat von Athen gegen die Makedonier in ihren Schutz, und ertheilten allen Griechen durch ein feierliches Edikt die Freiheit. Sparta gerieth zuerst in die Knechtschaft des Machanidas, und dann des Nabis, **) der sogar von den Römern geschützt wurde. Als darauf die Aetolier sich mit Antiochos dem dritten, König von Syrien, gegen Rom verbanden: so wurden sie von dem römischen Feldherrn Markus Fulvius geschlagen. Der Achäische Bund war nur allein noch vermögend, die gänzliche Unterwerfung Griechenlands durch die römischen Waffen zu verhindern. Allein er litt selbst durch innere Uneinigkeiten. Sparta fiel von ihm ab und ward dafür von Philopömen gezüchtigt, von den Römern aber gerettet. Philopömen verlor Freiheit und Leben in einem Kriege mit den gleichfalls vom Bunde abgefallenen Messeniern. Nun verfiel die Achäische Eidgenossenschaft immer mehr. Die Römer waf-

M 2

*) Geheime Auffoderungen an Philippos, die Römer mit Krieg zu überziehen, und die wahrscheinliche Hoffnung, diese Feinde seines Reichs zu demüthigen, vermochten ihn, in Griechenland Frieden zu schließen, und nach Illyrien und Italien zu gehen.

**) Machanidas warf sich in Sparta zum Oberherrn auf und verdrängte die Ephoren. In der Schlacht bei Mantinea ward er von Philopömen getödtet. Nun bemächtigte sich Nabis der Regierung. Er herrschte als Tyrann, tödtete wer ihm verdächtig vorkam, und hatte eine Leibwache und Spione zu seinem Dienste.

ten sich immer tiefer in seine Angelegenheiten zu mischen, und den Anführern des Bundes fehlte es an Staatsklugheit und Entschlossenheit. Nach Makedoniens Untergang verfuhrn jene Eroberer in Griechenland ganz nach Willkühr. Ein Theil der Achäer war ihnen in's geheim ergeben, die übrigen schwächten sie durch Abführung unzähliger Geiseln. Beim Ausbruch eines neuen Krieges, wozu Sparta's Abfall vom Bunde die Veranlassung gab, siegte Metellus über die ihr eigenes Verderben suchenden Achäer. *) Sein Nachfolger Mummius zerstörte hierauf Korinth, und Griechenland ward unter dem Namen Achaja in eine römische Provinz verwandelt. Athen allein blieb in Hinsicht auf seine ehemaligen Verdienste noch eine Zeitlang im Genuße der Freiheit. Erst als es Mißbrauch damit trieb, beschränkte es Sylla, nach vorhergegangener Eroberung, mehr als je. Auch in der Folge genoß dieser vormalige Lieblingsitz der Musen bei allen Veränderungen des römischen Reichs eines erträglicheren Looses, als das übrige Griechenland. Unter Vespasian stand das Athenische Bürgerrecht noch in Ansehen. Durch Hadrian erlangte die Stadt sogar wieder eine Art von Flor, der jedoch unter den folgenden Kaisern sich nicht erhalten konnte.

*) Kritolaos, der Strategos der Achäer, ward von Metellus in der Phokischen Schlacht besiegt und getödtet. Der neue Befehlshaber Diaos sah sich sogar genöthigt, Sklaven zu werben. Theben, Megara und andre Städte wurden erobert, und die Anerbietungen des Friedens mit der größten Heftigkeit verworfen. Mummius machte 146 vor Christus die Feinde verhängen und schlug sie im Thal Leukopetra bei Korinth. Nachdem die meisten Einwohner dieser Stadt entflohen waren, ward sie erobert, geplündert und zerstört. Der Achäische Verein wurde hierauf getrennt und Griechenland zu einer römischen Provinz erniedrigt. M. f. Polybios II, 1484. Pausanias VII, 16. VIII, 37.

2. Kulturgemälde.

3.

Die griechische Kultur verfällt immer mehr. Ursachen dieses Verfalls.

Seit der Bezwingung der Perfer bis zum Verlust der griechischen Freiheit erreichte die Kultur der Griechen die höchste Stufe der Vollendung. Dichter und Künstler, Geschichtschreiber und Redner, Mathematiker und Philosophen wetteiferten, ihr Vaterland glorreich und unsterblich zu machen. Kurz, jedes Talent, das durch die Umstände geweckt und vervollkommet werden kann, entfaltete sich auf's reizendste. Hatte die Geschichte sich in früheren Zeiten bis auf die merkwürdigen Vorfälle einzelner Städte beschränkt; war sie bemühter gewesen, die fabelhaften Sagen des grauesten Alterthums zusammenzureihen, als gleichzeitige Ereignisse auf die Nachwelt zu bringen: so trat nun im Herodotos, durch die glänzenden Thaten seiner Zeitgenossen geweckt, ein Mann auf, der die Vorfälle der persischen Kriege mit meisterhaftem Griffel verewigte, und mit seltener Kunst die Geschichte der ganzen ihm bekannten Erde damit in Verbindung brachte. Sein Beispiel weckte bald noch mehrere talentvolle Männer aus ihrem Schlummer, und begeisterte sie zu ähnlichen Unternehmungen. Thukydides erwarb sich durch die Gründlichkeit seiner Einsichten, durch die praktische Nutzbarkeit seiner Kenntnisse, durch die Kraft und Würde seines Vortrags eben den Beifall, den sein Vorgänger durch die Mannigfaltigkeit seiner Beobachtungen und durch die Anmuth und edle Einfalt seines Styls erlangt hatte. Nicht minder groß war der Name, welchen die Muse der Geschichte dem weisen, wahr-

heiliebenden, unbestechlichen *Xenophon* gewährte. Auch die Weltweisheit entwand sich immer mehr dem mythischen Kleide, das ihr die Denker des Alterthums angelegt hatten, und zeigte sich im Gewande der Gemeinnützlichkeits und Wahrheit. *) Dennoch verschmähte sie darum die Reize eines schönen, selbst der Sinnlichkeit schmeichelnden, Vortrags nicht, sondern erwarb sich durch dieselben nur noch zahlreichere Freunde. **) Mit noch gröfserer Geschwindigkeit erflog die Redekunst den Gipfel der Vollendung: denn welches Talent mußte in demokratischen Staaten mehr benutzt, gebildet, bewundert werden, als das Talent der Rede? Und was hier das Bedürfnis des Staats allein bewirkte, das that der den Griechen eigenthümliche Sinn für das Schöne, das der Hang zu den Vergnügungen der Phantasie, das der Wohlstand der griechischen Staaten für die Aufnahme und Vollendung der schönen Künste. Die Tempel verlangten Bilder der Götter, angemessen den Ideen, die sich der geschmackvolle Grieche von dem Aeußern der Unsterblichen machte. ***) Die Paläste der Großen und die öffentlichen Prachtgebäude bedurften eines dem herrschenden Wohlstande gemäßen Schmucks, der wetteifernde Stolz der Familien, der Städte und Stämme dachten nur darauf, das Andenken ihrer großen Männer durch reizende Kunstgebilde zu

*) Hauptsächlich gilt dies von der Philosophie des Sokrates, deren Hauptaugenmerk die Besserung des Herzes, die Veredlung der Sitten war.

**) Besonders liebte Platon einen geistreichen und blühenden Vortrag.

**) Der Grieche dachte sich die Gestalt der Götter menschlich. Als Götter aber mußten sie alle Sterblichen auch an Bildung, wie an Kraft, Einsicht und Lebensdauer übertreffen. Daher wurden die Darstellungen derselben durch die Poesie und Kunst Ideale der Schönheit.

verewigen: lauter Umstände, welche die Knospe der schönen Künste bald zur lieblichsten, zur entzückendsten Blüthe entfalten mußten. Vorzüglich aber war Athen der Boden, worin sie am schönsten gediehen, wo sie sich in ihrem bezauberndsten Lichte zeigten. Unsterblich sind die Namen, die sich ein Phidias, Praxiteles, Skopas und Polykletos durch die erhabensten Ideale der Schönheit erwarben, welche unter ihren Händen Daseyn und Odem erhielten. Aber ach! nur kurze Zeit erfreute sich Hellas dieser hohen Kultur, dieses fast unübersteigbaren Gipfels der Ausbildung und Verfeinerung! Die Stralen, welche das glänzende Gestirn der Aufklärung über Griechenland verbreitete, gleichen zu sehr den schwülen Sommertagen, als daß sie nicht ein baldiges Gewitter hätten fürchten lassen. Eine Kette verderblicher Kriege erschütterte mehrere griechische Staaten in ihrem Innern. Der durch den Wohlstand herbeigeführte asiatische Luxus richtete die Sitten zu Grunde, der unerfättliche Durst nach immer frischen Vergnügungen der Sinnen erschöpfte die Kassen und hieß jedes Mittel ergreifen, um dieselben wieder anzufüllen. Die Liebe zum Vaterlande gieng mit dem Sinn für das Edle und Pflichtmäßige verloren, die Freiheit artete in Zügellosigkeit und Frechheit aus, und Tapferkeit und Drang nach kühnen Thaten war fast bis auf die Namen verschwunden. *) Konnt' es unter diesen Umständen wohl einem Volke widerstehen, das sich in langen Fehden mit streitbaren Nachbarn Uebung und Kriegskunde errungen hatte? Philippos, erst ihr Oberfeldherr, dann ihr Beherrscher, so wie sein Sohn Alexander, gönnten ihnen nur noch so viel Kräfte, um sich selber aufreihen zu können. Lange Zeit wütheten

*) Dies Gemälde, so wie die folgende Schilderung, paßt vorzüglich auf die Athener. Doch wird man die meisten der hier gesammelten Züge auch bei den übrigen Griechen antreffen.

sie daher mit eigenen Händen in ihrem Eingeweide, und regte sich auch dann und wann einmal ihr sonstiger Freiheitsinn wieder; so war, dies dennoch nicht ächter Heldenmuth und Unternehmungsgeist, sondern das krampfhaftes Zucken eines Sterbenden, das jedesmal nur grössere Kraftlosigkeit zurückläßt. *) War es ein Wunder, wenn bei dieser Verkettung der Dinge auch die Flamme des Genie's erlosch, der Flügel der Einbildungskraft gelähmt ward, wenn fast aller Geschmack für das wahre Schöne verloren gieng? Die Tempel der Götter standen öde, die grossen Feste der Nation wurden nicht mehr mit der sonstigen Pracht und Ehrfurcht gefeiert, die heiligen Spiele wurden oft unterbrochen, und waren nur noch ein Schatten von ihrem sonstigen Glanze. Wie viel Aufforderungen für Dichter und Künstler, durch reizende Schöpfungen der Phantasie Unsterblichkeit zu geben und zu verdienen, giengen hiemit zu Grunde! Die Quelle des Wohlstandes, der vormals so manche schöne Kunstbildung ihr Daseyn verdankte, versiegte immer mehr. Der verderbliche Hauch des Despotismus machte, daß jeder Keim des Schönen und Edlen verwelkte, ehe er noch sich zu entfalten begonnen hatte. Ganz Griechenland lag im Zustande der Erschlaffung; nur für solche Laster, die selbst im Gefühle der Kraftlosigkeit geübt werden können, als Verrätherei, Hinterlist, Berückung, hatte man noch Sinn und Empfänglichkeit. Selbst die gepriesensten Helden und Feldherren des Aetolischen und Achäischen Bundes — was sind sie gegen einen Miltiades, Leonidas, Epaminondas, Themistokles? **) Mehr Ränke, als Waffen

*) Das gilt vorzüglich von den Zeiten, wo die griechischen Völker sich gegenseitig zu Grunde zu richten suchten.

**) Wer wagt es, einen Kallippos, Pyrrhos, Aratos, Philopömen, Agis, Kleomenes mit den früheren griechischen Staatsmännern und Helden zu vergleichen? Sinn und Gefühl für Freiheit

waren die Mittel, wodurch sie zu siegen sich bemühten. Viele derselben fröhnten den schändlichsten Lastern, übten die schändlichsten Ungerechtigkeiten. Wahre Grösse, ächte Tugend, kühner und unbestechlicher Volksinn waren jetzt Ausnahmen von der Regel, da in den vorigen Zeiten Niedrigkeit der Gefinnungen, Lasterhaftigkeit, Feigheit und Mangel an Vaterlandsliebe, als etwas Seltenes, befremdeten. Die Beredsamkeit, durch Demosthenes zum höchsten Gipfel erhoben, sank immer tiefer. Asiatischer Schwulst vertrat die Stelle der Attischen Nüchternheit, wodurch sie vormals so sehr gefallen hatte. Die Geschichte, welche Thukidydes und Xenophon zu einer Freundin der Wahrheit erhoben, fiel von neuem in's Wunderbare, Lügenhafte und Abenteuerliche. Die Dichtkunst verschwand fast gänzlich aus dem feilen, sittenlosen und stürmischen Hellas, und wanderte mit andern Kenntnissen und Geschicklichkeiten nach Aegypten in das friedliche Alexandrien. Der Glanz der bildenden Künste, der Malerei und Architektur, die Alexanders Kunstgeschmack und Freigebigkeit noch erhalten hatte, erblich nach seinem Tode. Dafür aber ward die Länderkunde erweitert, die Naturgeschichte durch einen ansehnlichen Schatz von Erfahrungen bereichert, das Studium der Astronomie durch Babylon's Eroberung geweckt und begünstigt, und die Meschkunde sorgfältiger bearbeitet und ausgebildet. Doch geschah dies mehr an dem ruhigen Zufluchtsorte der Musen in Alexandrien, als in dem tumultvollen Griechenland. Denn nachdem der Stolz die Habsucht und Herrschbegierde der Feldherren

waren jetzt in Hellas fast ganz verschwunden. Das Interesse der grösseren Hellenischen Völker war getheilt, die Amphiktyonen besaßen schon lange ihr voriges Ansehen nicht mehr, jeder sah nur auf seinen Vortheil. Daher war die Unterdrückung des andern mehr Gegenstand der Freude als des Unwillens.

des zu früh hinweggerafften Alexanders in dem unglücklichen Hellas ausgetobt hatte, ward es erst von gallischen Horden, dann durch die Fehden der auf einander eiferfüchtigen griechischen Eidgenossenschaften und endlich durch die Makedonier und Römer fast unaufhörlich zerrüttet, geplündert, verwüstet. Kein Wunder also, wenn die griechischen Staaten, jene vormaligen Sitze der Künste und Wissenschaften, des Kunstfleisses und der Handlung, immer mehr verfielen, und, trotz ihres Prahlens mit alten Tropäen, Titeln und Ansprüchen, in die Niedrigkeit armer Reichsstädte hinabsanken. *)

II. Kulturfortschritte der Römer.

1. Kurzer politischer Ueberblick.

4.

Die römischen Waffen bezwingen den halben Erdboden.

Der für die Römer so siegreiche Krieg mit Tarent ward für diese, noch ziemlich rohen, Streiter eine sehr nützliche Schule der Kriegskunst. **) Allein die Nachbarschaft mit Sicilien, worein sie durch Tarent's Bezwingung geriethen, und die Theilnahme an den Händeln dieses unruhigen Eilandes verflocht sie in einen neuen und furchtbaren Krieg mit einem auswärtigen

*) M. f. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen ersten Bandes zweites Stück S. 223.

**) Die Römer lernten hier vom König Pyrrhos die Kunst, ihre Heere ordentlich zu stellen und zu lagern. M. f. Polybios II, 20. Die Masse des Silbers im öffentlichen Schatze ward durch Tarent's Eroberung so vermehrt, daß man neue Silbermünzen prägen konnte.

Volke, womit sie zeither in einer freundschaftlichen Verbindung gestanden hatten. *) Die Mamertiner, von Hiero und den Karthagern bekriegt, bewarben sich um Rom's Beistand, den man ihnen auch nicht verweigerte. So entstand der erste punische Krieg, worin die Römer zuerst eine Seemacht erhielten, den Seedienst lernten, durch anhaltende Uebung und furchtbare Kämpfe ihre Kräfte stärkten und Gelegenheit bekamen, die Größe und das Feuer ihres Patriotismus auf die edelste Art an den Tag zu legen. Die Karthager wurden aus Sicilien, Sardinien und Korsika getrieben, und unter Attilius Regulus bis nach Afrika verfolgt. Zwar erlitten auch die Römer manche harte Stürme: allein sie wurden dadurch nur immer muthiger. Nach Erschöpfung seiner letzten Kräfte, sah sich daher Karthago zuletzt genöthigt, einen schimpflichen Frieden einzugehn, worin es den Römern alle seine Besitzungen auf Sicilien, und die kleinen Inseln im mittelländischen Meer, abtrat, und eine große Summe Geldes zahlte. **) Minder wichtig waren die Kriege des siegreichen Rom's mit den Bojern und Liguriern, wichtiger die Wegnahme der Karthago gehörigen Insel Sardinien mitten im Frieden. In einem Kriege mit den Illyriern wurden hierauf den Vormündern des Königs Pinäos Gesetze vorgeschrieben. Noch beträchtlicher war der Krieg gegen die Cisalpinischen Gallier. Insubrien

*) Die Römer standen vorher in einem Handlungsbündnisse mit den Karthagern, und verbanden sich sogar mit ihnen gegen den König von Epiros Pyrrhos. M. f. Heyne Comment. III. quibus foedera Carthageniensium cum Romanis super navigatione et mercatura facta illustrantur, Gottingae 1780.

**) Dieser erste punische Krieg wüthete vierundzwanzig Jahre. Der Anfang desselben gewährte den Römern keine sehr günstigen Aussichten. Desto glücklicher war der Fortgang und das Ende. M. f. Polybios I, 13. 63.

und Ligurien vermehrten das römische Gebiet und Istrien ward eine Beute der römischen Waffen. Furchtbar war der Ausbruch des zweiten punischen Kriegs, den der vorhergegangene harte Friede, die Wegnahme von Sardinien und Hannibal's tödtlicher Haß gegen die Römer erzeugte. Unendlichen Schwierigkeiten trotzend, gieng dieser große Feldherr mit seinem Kriegsheer über die Pyrenäen und Alpen, und brach, in Gesellschaft vieler gallischer Nationen, von Norden her in Italien ein. Schrecklich waren die Wunden, die er den Römern am Ticinus, am Trebia, am See Trasimene, vorzüglich aber bei Kannä, zu schlagen wußte. Ein größerer Verlust, als hier, hatte die Römer noch nicht getroffen. Dennoch verzweifelten sie nicht, zumal da ihnen Hannibal Zeit zur Erholung gönnte. Die Winterquartiere in Kampanien, wo die Karthager sich allen Arten der Ueppigkeit in die Arme warfen, machten dieselben überwindlich. Von jetzt an waren die römischen Waffen siegreich. Sicilien, Sardinien und Spanien waren zugleich Schauplätze des Kriegs und fruchtbar an Lorbeer für die unermüdeten Römer. Publius Kornelius Scipio spielte hier eine sehr glänzende Rolle, und zog den König von Numidien Maffiniffa mit in das römische Bündniß. Vergebens rückte Hannibal auf kurze Zeit vor Rom. Sicilien fiel gänzlich in die Hände der Römer, *) alle karthagischen

*) Sicilien hatte anderthalb Jahrhunderte hindurch bald mit einheimischen Tyrannen, bald mit auswärtigen Feinden zu kämpfen. Die Stadt Syrakusa suchte sich die ganze Insel zu unterwerfen und fiel selbst in die Hände des Dionysios. Der Sohn desselben, Dionysios der jüngere, ein Freund und Beförderer der Gelehrsamkeit, ward erst durch Dion und dann durch den Korinther Timoleon verdrängt und der Insel ihre Freiheit wiedergegeben. Doch leider! war der Genuß dieser Freiheit nicht von Dauer. Zwanzig Jahre darauf verschaffte sich Agathokles die Oberherrschaft von Syrakusa und vom größten Theil der Insel. Allein er

Besitzungen in Spanien giengen verloren, und die karthagische Küste ward von einer römischen Flotte geplündert. Der glorreiche Sieg des Scipio bei Zama nöthigte zuletzt die Karthager zu einem Frieden, der sie ganz in die Abhängigkeit von den Römern stürzte. Nun begann die glänzendste Periode der römischen Gröfse. Gleich weit entfernt von zurückschreckender Barbarei und entnervender Ueppigkeit, gebrauchten sie ihre unermesslichen Reichthümer zum Besten des Vaterlandes. Eine lange Reihe großer Helden und edler Staatsmänner gab dem römischen Namen im Auslande Glanz und Hoheit, und Patriotismus und Billigkeit hielten die gemeinen Bürger im Gehorsam. Quinctius Flaminus brach Makedoniens Macht bei Kynoskephalä, Lucius Scipio beugte Syrien bei Magnesia, Acilius und Fulvius Nobilior besiegten die Aetolier. Durch Aemilius Paulus und Lucius Anicius wurden Makedonien und Illyrien römische Provinzen; Mummius bezwang Griechenland und Scipio Aemilianus der Afrikaner stürzte Karthago. *Allein nun eröffnete sich die Quelle, woraus sich Ueppigkeit und Laster über Rom verbreiteten. Der großen Männer wurden weniger, Hinterlist und Betrug verdrängten die vorige offne Handlungsart, Ländersucht*

ward vergiftet und noch lebend auf den Scheiterhaufen getragen. Die zu Syrakusa fortdauernden Unruhen bewogen die Einwohner, den Schwiegersohn des Agathokles, Pyrrhos, aus Italien herbeizurufen. Er war so glücklich, seinen Sohn zum Könige von Sicilien ernennen zu können: allein in kurzem brachte ihn die Begierde, alles zu haben, selbst um dasjenige, was er bereits in Besitze hatte. Nach seinem Abzuge ward Hiero zuerst Feldherr, dann Beherrscher von Sicilien. Seine Regierung war weise und glücklich. Als er in Gesellschaft der Karthager die Mamertiner, oder die neuen verrätherischen Bewohner von Messina, demüthigen wollte, riefen diese die Römer zu Hülfe.

ward ein Hauptzug im römischen Charakter und Bedrückung und Auslaugung der Provinzen täglich herrschender. Der edle Verfechter Lusitaniens, Viriathus, fiel durch Meuchelmord, und die Freiheit des so lang durch ihn geschützten Landes war verloren. Nicht weniger zeigte sich das Sittenverderbniss eines grossen Theils der Römer im Kriege mit der Stadt Numantia, den Scipio Aemilianus endigte. Nunmehr brachen auch bürgerliche Unruhen in Rom selbst aus, und Römer wütheten gegen Römer. Die Gracchen vertheidigten das Volk gegen die Bedrückungen des Adels, und es kam zwischen beiden Parteien zu einem völligen Bruche, ja sogar zum förmlichen Gefechte. Während dieser Unruhen im Innern des römischen Staats bezwang man ausserhalb Pergamus, breitete sich an der südlichen Meerküste des jenseitigen Galliens aus, und besiegte Dalmatien. Der Numidische Krieg mit Jugurtha zog ganz den Schleier hinweg, welcher den verdorbenen Charakter der römischen Bürger und Feldherren noch in etwas bedeckte. *) Während desselben beunruhigten furchtbarere Feinde, die Cimbem, zu denen sich nachmals noch Teutonen hinzugesellten, verschiedene römische Provinzen. Das Glück ihrer Waffen machte sie immer dreister. Sie bedroheten zuletzt sogar Italien, und ohne Marius's Tapferkeit wär' es vielleicht um Rom geschehen gewesen. **) Zugleich entstand

*) Bestechungen richteten in dem feilen Rom jetzt alles aus. Dies erfuhr Jugurtha in reichem Maasse während seines Aufenthalts zu Rom. M. f. Sallustius XX.

**) Dies war die erste deutsche Völkerwanderung, deren die Geschichte Erwähnung thut. Ueber die ersten Wohnsitze der Cimbem war man von jeher ungewiss. Nach Einigen wohnten sie in Jütland und Schleswig, und waren Deutsche, die eine grosse Wasserfluth nöthigte, ihr Vaterland zu verlassen. M. f. Tacitus Nachrichten über Germanien 37. Schmidt's Geschichte

ein neuer Sklavenkrieg, der den Römern sehr gefährlich wurde. Denn die Zahl der Sklaven war sehr beträchtlich, besonders auf den Landgütern der römischen Großen und in den Provinzen, wo sie hauptsächlich den Feldbau treiben mußten. Unaufhörliche Arbeiten und Mißhandlungen, vorzüglich aber ihre Vermiethung an Andre, ihre Abrichtung zu Fechterspielen, ihr Gebrauch zu den niedrigsten Dingen, brachten sie zur Verzweiflung. Wie konnten sie ein Leben achten,

der Deutschen I. S. 50 f. Heinrich's Geschichte der Deutschen, Guthrie IX, 1. 36. 92. Florus läßt sie dagegen vom äußersten Gallien herkommen, III, 3. Andre machen sie zu Celten. M. f. Bellum cimbricum descripsit Joh. Müller, Turici 1782. S. 50. Im Jahre 113 vor Christus lernt man sie zuerst auf ihren Wanderungen kennen. Sie greifen die Bojer in Vindelicien an, und ziehn sich bis an die Gränze von Illyrien. Nach der Niederlage des römischen Konsul's Papirius Karbo bei Noreia im heutigen Crain, rücken sie in die Schweiz ein, wo sich die Tiguriner mit ihnen verbinden. Hierauf gehn sie über den Rhein, verwüsten Gallien und verlangen von den Römern ein Stück Landes. Bei einem Angriff auf das römische Gebiet bringen sie dem M. Junius Silanus 109 vor Christus eine Niederlage bei, und schlagen in demselben Jahre den Aurelius Skaurus. Rom geräth in die größte Bestürzung, und Marius wird einige Jahre hinter einander zum Konsul gewählt. Unerwartet gehn die Cimbrer nun nach Spanien, woraus sie jedoch durch die Celtiberier vertrieben werden. Erst nach der Rückkehr aus Spanien vereinigen sich die Cimbrer mit Teutonen. M. f. Beck's Welt- und Menschengeschichte, II. S. 169 f. Nunmehr schicken sie sich an, über die Alpen zu gehen. Die Teutonen und Ambronen wollen über Ligurien, das heutige Gebiet von Genua, und die Cimbrer über Noricum, oder die jetzigen Gegenden von Trient und Brixen, in Italien eindringen. Die Tiguriner sollen die Norischen Alpen decken. Marius setzt sich am Zusammenflus der Rhone, läßt die Feinde drei Tage lang das römische Lager angreifen, folgt ihnen dann, als sie sich entfernen, und vertilgt in seiner Hauptschlacht die Nation der Teutonen fast gänzlich. Auch die Cimbrer werden bei Verona fast sämmtlich aufgezogen.

das ihnen schrecklicher, als der Tod war? Sie fochten daher mit der größten Erbitterung. Blut und Wunden waren ihnen gleichgültig und der Tod in eben dem Maasse willkommen, als ein neuer Verlust der errungenen Freiheit furchtbar und unerträglich. Erst wiederholte Niederlagen dieser Unglücklichen setzten daher den Consul Markus Aquilius in den Stand, diesem schrecklichen Kriege ein Ende zu machen.

5.

Bürgerliche Kriege zerrütteten den römischen Staat, ehe er in eine Monarchie verwandelt wird.

Marius fühlte zu sehr, was seine gerettete Vaterstadt ihm verdankte. Er that daher die verwägensten Eingriffe in die Rechte des Staats und der Bürger. Metellus und Sylla führten die Sache der Optimaten und des Adels: Lucius Appulejus Saturnius und Glaucia dagegen waren die vornehmsten Stützen des Marius. Allein noch war der letztere nicht mächtig genug, seine herrschsüchtigen Plane durchzuführen. Erst ein dreißigjähriger Krieg, durch den Mord des Livius Drusus veranlaßt, mußte Italien verheeren und seinen edelsten und besten Bewohner berauben, ehe der römische Staat durch den schändlichen Ueberrest verwirrt werden konnte. L. Kornelius Sylla beendigte diesen Krieg mit den italischen Bundesgenossen zu ihrem Vortheil und zur Verherrlichung seines eigenen Namens. Dieses reizte Marius's Eifersucht nur noch mehr, und die Vorspiele der bürgerlichen Kriege nahmen den Anfang. Nicht nur Rom und Italien, sondern der ganze Orient ward ein Schauplatz der Verheerung. Zum Glück ward Marius bald ein Opfer der Völlerei, und Cinna fiel in einem Aufstande seiner eigenen Krieger.

Blutige

Blutige Siege bahnten nun dem noch übrigen Sylla den Weg nach Rom, und er wütete mit einer Grausamkeit, daß man ihn auffordern mußte, nur einige Feinde am Leben zu lassen, über welche er herrschen könne. *) Hierauf auf immer zum Diktator erhoben, suchte er die vorigen Gräuſel seiner schrecklichen Siege durch die vorzüglichsten Staatsverbesserungen zu vergüten. Jetzt erhob sich Pompejus, der, nach einem trefflichen Geschichtsforscher, dazu bestimmt zu seyn schien, seinen Ruhm auf fremde Siege und Arbeiten in dem Zeitalter vieler großer Feldherren und Staatsmänner zu gründen. **) Nach den glänzendsten Thaten kehrte er nach Rom zurück, das er mit unermesslicher Beute bereichert hatte. Habſucht und Grausamkeit erhoben im römischen Staate jetzt immer mehr ihr Haupt, und Bürger und Krieger entarteten so sehr, daß von der vorigen Republik kaum der Name noch übrig blieb. Selbst Weiber nahmen an Verschwörungen Antheil, wie aus der Geschichte des schändlichen Katilina hervorgeht. Pompejus, Krassus und Cäsar verbanden sich, von denen der letztere, als *Konsul und Statthalter in Gallien*, bald das größte Ansehn erlangte. Durch ihn erhielt das römische Gebiet einen beträchtlichen Zuwachs an Ländern, durch ihn wurden den Römern Gegenden und Völker bekannt, die bis dahin noch im Dunkel lebten. Jetzt erst erhielt man einige Bekanntschaft mit

*) M. f. Florus III, 21. Gleichwohl wurde Sylla bei seinem Triumph von den Vornehmen, die ihm folgten, Vater und Retter genannt.

**) M. f. Beck's Welt- und Menschengeschichte II. S. 191. Pompejus hatte das Glück, mehrere wichtige Kriege ohne viele Mühe zu endigen. Dahin gehört der langwierige Krieg mit dem Q. Sertorius, der sich in Spanien behauptet hatte, dahin der Krieg mit den Fechtern und Sklaven, mit den Cilicischen und Kretischen Korsaren, und mit dem Könige von Pontus.

den Völkerschaften, Wohnsitzen und der Verfassung der Germanen und ein zweimaliger Einfall in Britannien machte auch die hier wohnenden Galen und Belgen bekannter. Eine allgemeine Empörung der Gallier gab hierauf dem Cäsar Gelegenheit, sich zum bürgerlichen Kriege vorzubereiten. Das von der Hand des Eigennutzes nur schwachgeknüpfte Band, wodurch er bis dahin mit Pompejus und Crassus verbunden war, zerriss, er eilte nach Italien, um sich Roms zu bemächtigen, und besiegte bald nachher Pompejus's Legionen in Hispanien. Die Niederlage dieses großen Mannes bei Pharalus, so wie sein an der Küste von Aegypten erfolgter Tod, verschafften seinem Gegner freien Spielraum. Man überhäufte den siegreichen Cäsar mit allen Arten von Ehrenbezeugungen, und trug gleichwohl kein Bedenken, ihn, nach Bezwingung aller seiner Feinde, vermittelt einer geheimen Verschwörung, als das Opfer des wieder erwachten republikanischen Geistes bluten zu lassen. Allein der Charakter des damaligen Zeitalters der Römer war zu verderbt, als daß sie wieder in den Genuß einer wahren Freiheit zurückversetzt werden konnten. *) Man sah bald mit Schrecken ein, daß der Staat eines einzigen Beherrschers nicht entbehren könne. Antonius, ein ränkevoller Bösewicht, und Julius Cäsar Oktavianus, ein schlauer Jüngling voll unbegrenzter Ehrsucht, erzeugten einen Krieg in Italien. Kaum war derselbe glücklich beendet, als Oktavianus

*) Amterschleichungen und Bestechungen waren jetzt etwas gewöhnliches: man mißhandelte diejenigen, die es wagten, die alte Verfassung aufrecht erhalten zu wollen. Die Raubsucht der Statthalter in den Provinzen überstieg allen Glauben. In den Gesetzen sah man nichts mehr, als Fesseln, deren man sich so bald als möglich entledigen mußte. Der Privatvorteil jedes Einzelnen war die einzige Regel seines Verhaltens. M. f. Meiner's Geschichte des Verfalls der Römer S. 238. f.

sichtbar die Stelle seines Großsohns einzunehmen suchte. *) Selbst das für den Staat so äußerst verderbliche Triumvirat, das Antonius, Lepidus und Oktavianus mit einander schlossen, war ganz dazu geeignet, die Macht des letztern zu vergrößern. Kassiuss und Brutus, die letzten Römer, fielen in der Schlacht bei Philippi, Sextus Pompejus unterlag in einem Hauptgefechte zur See, und Lepidus sah sich durch Oktavianus ohne Schwertschlag seiner Würde und seines Heers beraubt. Nun war Antonius nur allein noch im Stande die Eifersucht jenes ehrgeizigen Jünglings zu reizen. Das niedrige und unbefonnene Betragen des ersteren erzeugte bald einen Krieg, dessen für den letztern glücklicher Ausgang einen Freistaat endete, welcher über drei Jahrhunderte das Schrecken und die Bewunderung der Erde gewesen war. **)

6.

Eine Reihe nachlässiger Regenten und innere Zerrüttungen befördern den frühen Umsturz des abendländischen Kaiserthums.

Oktavianus, nachmals mit eigener Genehmigung Augustus genannt, ***) gieng mit Unterdrückung

N 2

*) Oktavianus übertraf seinen Großsohn eben so sehr an Verschlagenheit und Ränken, als er von ihm an Kriegskenntnissen und Entschlossenheit in Gefahren übertroffen wurde.

**) Der Sieg des Oktavianus bei Aktium, so wie der Tod des Antonius und der Kleopatra, vollendeten den Untergang des römischen Freistaats. Denn nun war keiner mehr, der die Freiheit vertheidigen konnte.

***) Man that verschiedene Vorschläge zu einem Titel für Oktavianus, und er wählte den Ehrennamen Augustus. Der Name

der römischen Freiheit nur langsam zu Werke. Er sorgte für die Sicherheit, Ruhe und Bevölkerung des Staats durch Gesetze und neue Anstalten, weil sein eigener Vortheil es verlangte. Durch die von seinem Stiefsohn, Nero Klaudius Drusus, und andern Feldherren gegen die Germanen unternommenen Feldzüge wurden Deutschlands Völker, Sitten und Verfassung bekannter. Das goldene Zeitalter der römischen Litteratur, das seine Regierung verherrlichte, war nicht die Frucht seiner Einrichtungen und seiner Liebe zu den Wissenschaften. Unverdient ist daher der Ruhm, den Dichter und Schmeichler ihm verschafften, und seinen lasterhaften, zum Theil blödsinnigen und des Verstandes beraubten, Nachfolgern, so wie den Verdiensten des Mäcenas und Agrippa, verdankt er es, wenn seine Regierung unter den nächstfolgenden hervorglänzt. *) So oft man auch die Freiheit wiederherzustellen versuchte, so gieng sie doch zugleich mit dem Ansehn des Senats, mit der Sicherheit des Lebens und des Eigenthums unter dem Tiberius, und noch mehr unter dem Kajus, Klaudius und Nero verloren. Boshafte Günstlinge verübten unter fremden Namen alle Gräuel des Lasters, und das ächte Verdienst ward ein Opfer der Eifersucht und der Tücke. Selbst die schwärzesten Farben sind zu hell, um ein passendes Gemälde von den Ausschweifungen und Abscheulichkeiten unter Nero's Herrschaft zu liefern. Galba's, Otho's und Vitellius's Re-

Augustus ward jetzt persönlich, Caesar Familienname, und die Benennung Imperator bezeichnere die Würde. Auch den Titel Pater patriae erhielt Oktavian vom Volke.

*) Augustus war und blieb, trotz aller Schmeichler, ein despotischer, grausamer, gegen die Menschheit gleichgültiger, selbstsüchtiger Mann von schwachem Kopfe, feiger Seele, und bösem Herzen. M. f. Gibbon's History of the decline and fall of roman Empire III, 2.

gierungen waren ganz militärisch: wie konnten sie daher dem Staat die Ruhe und den Wohlstand wiedergeben, den er verloren hatte? Vespasianus, ein verdienter Feldherr, verdankte seine Thronbesteigung den Waffen, und empfahl sich durch Weisheit, Thätigkeit und Sparsamkeit. Noch ehrwürdiger war sein Sohn Titus, den man mit Recht die Freude und das Vergnügen der Menschen nannte. Die Vortrefflichkeit seines Charakters und seiner Regierung ward durch die Grausamkeit seines Bruders und Nachfolgers Domitianus noch mehr gehoben. Zum Glück für die römischen Provinzen bestieg nach seiner Ermordung eine Reihe vortrefflicher Regenten aus Nerva's Hause den Thron, und verbreitete über ein ganzes Jahrhundert Sicherheit und Ruhe. Ulpius Trajanus verdiente den ihm beigelegten Namen des besten Fürsten, und Aelius Hadrianus verband mit mehreren ruhmwürdigen Eigenschaften auch noch eine vorzügliche Liebe zu den Künsten und Wissenschaften. *) Treflich waren die Regierungen der Antonine, deren Namen man noch lange nachher mit Ehrfurcht nannte. Doch ward das römische Reich schon jetzt von immer mehreren und neuen Feinden angegriffen. Aurelius Commodus war Schwachkopf und Schwelger: wie konnte er sich daher um sein Volk Verdienste erwerben? Von jetzt an ward die Gunst verwilderter Soldaten der einzige Weg zum Throne. Daher schwangen sich Leute

*) Er besaß ein vorzüglich starkes Gedächtniß, verstand die griechische Sprache, und hatte gute historisch-litterarische Kenntnisse: allein an Beurtheilungskraft und gründlichen Einsichten in allen Wissenschaften und Künsten, die er affectirte, fehlte es ihm fast gänzlich. Von seinen dichterischen Talenten zeugen mehrere griechische und lateinische Epigrammen, die sich bis jetzt erhalten haben. Wechfelsweis war er übrigens ein vortrefflicher Fürst und ein eifersüchtiger Tyrann.

vom niedrigsten Stande und ohne Regententugenden auf denselben, so fern sie sich nur den Beifall der Soldaten zu erschmeicheln, oder zu erkaufen wußten. Die Verwirrung im römischen Staate griff immer mehr um sich, bis sie unter dem Licinius Valerianus den höchsten Grad erreichte. Die Allemannen, Franken, Gothen und Herulen fielen in die Provinzen, und Gallienus's Trägheit, Grausamkeit und Verschwendung bewirkte einen fast gänzlichen Abfall aller seiner Statthalter von demselben. Aurelianus und Diokletianus fochten glücklich gegen die Deutschen, retteten das römische Reich von seinem Untergange, und suchten das vorige Ansehn desselben, so gut als möglich, wiederherzustellen. Die Verlegung der Residenz nach Konstantinopel durch Konstantin, den ersten christlichen Kaiser, bewirkte eine allgemeine Veränderung im Reiche. Arglist war der herrschende Zug in Konstantin's Charakter, und wie sein Herz bei aller seiner Verkehrtheit und Lasterhaftigkeit, doch nicht ganz ohne alles Gute war, so bestand auch seine Regierung aus bösen und guten Handlungen. Die Achtung aller Zeiten verdient dagegen, als Held und Weltweiser, Julian, ein von den Fehlern seines Jahrhunderts und seines Hauses unangesteckter Herrscher, der dem Staate nur zu früh entriffen wurde. *) Ein längeres Leben würde ihn vielleicht in den Stand gesetzt haben, den rohen und halbwilden Völkerchaften Schrecken einzulösen, die aus dem nördlichen Asien herbeiströmend die römischen Gränzen von allen Seiten umla-

*) Tapfer, enthaltsam, streng und weise, machte sich Julian durch Verbesserung des Hofes und der Gerichtsstellen, durch Entfernung der bisherigen Werkzeuge der Tyrannei und durch kluge Anstalten für die Aufnahme des Reichs in wenigen Monaten verdienster, als viele seiner Vorgänger und Nachfolger während der ganzen Dauer ihrer langen Regierung.

gerten. Allein das Schickfal wollte es anders: Theodosius's unglückliche Theilung brachte die von jenen Barbaren langerwartete Gelegenheit herbei, das römische Reich anzugreifen, und sich in die Trümmern desselben, wie in einen Raub, zu theilen. *)

2. Kulturgemälde.

7.

Gang und Charakter der römischen Kultur.

Fast sechs Jahrhunderte hindurch ward der römische Freistaat ununterbrochen von neidischen oder mißtrauischen Feinden in kriegerischer Thätigkeit erhalten. Erst die Unterdrückung sämtlicher Staaten Italiens verschaffte ihm Ruhe und Genuß der von ihm mühsam errungenen Vortheile des Friedens. **) Die Erbitterung, womit er Anfangs kriegte, verschwand immer mehr, je

*) Theodosius hatte nicht die Absicht, daß das Morgenland auf immer vom Abendlande getrennt bleiben sollte, allein die Eifersucht der beiden Staatsminister, des Stiliko und Rufinus, die er seinen Söhnen an die Seite gestellt hatte, bewirkten einen Familienbruch, die Schwäche und unglückliche Regierung des Arkadius und Honorius befestigten die Trennung, und eine darauf folgende Reihe nachlässiger Fürsten des Abendlandes beförderten den frühen Umsturz des okcidentalischen Kaiserthums. Romulus Augustulus saß eben auf dem Throne, als eine gefährliche Konföderation deutscher und barbarischer Völker die letzten Ueberreste der römischen Freiheit und Herrschaft vertilgte. Dies geschah im Jahr 476 oder 479 nach Christus. M. s. Gibbon VI, 228.

**) Selbst in seinen Kriegen bereitete sich Rom zum feineren Genuß des Lebens vor. Denn durch diese erhielt er Ruhe und Wohlstand, durch diese lernte er Muster der feinern Lebensart kennen, die er allmählig nachzuahmen sich gedrungen fühlte.

mehr sich der Schauplatz des Krieges entfernte; und je weiter die Gränzen des römischen Reichs. ausgedehnt wurden; desto mehr drang Kultur in dieselben. *) Aus den Fehden mit auswärtigen Völkern brachte man Reichthum, Sitten und Kenntnisse mit in's Vaterland zurück. Durch die Eroberung von Unteritalien ward man mit den hier wohnenden griechischen Kolonien bekannt, und zum Empfange der griechischen Muse vorbereitet. Nun verwies man diese Schöpferin der süßesten Freuden nicht mehr des Landes, sondern sie diente zum Zeitvertreibe und zur Unterhaltung. Die Bezwingung Illyrien's bahnte ihr noch vollends den Weg in die römischen Staaten, ohne der griechischen Schwelgerei zugleich den Zugang zu eröffnen. Erst der glückliche Ausgang des zweiten punischen, und des makedonischen Kriegs, so wie die Eroberung von Syrakus, bereiteten, durch die unermesslichen Reichthümer die nach Rom hinströmten, aus der Ferne den Verfall desselben vor. Mit den neuen aus Syrien und Aetolien dahin geschleppten Schätzen kamen auch Weichlichkeit, Schwelgerei und glänzende Laster zu dem bis dahin noch rauhen und kriegerischen Römer. Das verarmte Hellas vermochte nun nicht mehr der Wohnsitz der Künste und Wissenschaften zu bleiben. Vielmehr wanderten diese itzt wetteifernd in das reiche mit allen Herrlichkeiten der bezwungenen Länder prangende Rom, und es ward sogar ein Zweig des Luxus, Griechen zu Erziehern und Gesellschaftern zu wählen. Vergeblich arbeitete Kato, als Patriot, der immer weiter um sich greifenden griechischen Litteratur entge-

*) So lange Rom noch mit seinen Nachbarn kriegte, stritt es um seine bürgerliche Existenz. Kein Wunder also, wenn es hier mit mehr Leidenschaft zu Werke gieng, als in seinen spätern Kriegen.

gen: *) auch er ward endlich vom allgemeinen Strome fortgerissen. Die fortwährende Vermehrung der Staatseinkünfte, das Steigen der Privatreichthümer entnervte die sonstige römische Kraft mit jedem Tage mehr, und bald verlor sich jene kriegerische Tugend völlig, wodurch Rom einen so hohen Gipfel der Grösse erstiegen hatte. Man schätzte nun nur, was auf die Sinne einen angenehmen Eindruck machte. Die Kochkunst genoss daher mit der Malerei, Architektur und Bildhauerkunst gleiche Ehre: denn an ächtes Gefühl für das Schöne und Erhabene, an wahre Liebe zu den Künsten der Musen, darf man jetzt bei den Römern nicht denken. In der Poesie war man blos Nachahmer der Griechen. Das Studium der Geschichte gewann einige Freunde: am meisten aber schätzte man die Beredsamkeit samt den mit ihr zusammenhängenden Wissenschaften. Die Sprache der Römer formte sich immer mehr nach ihrer Mutter, der griechischen. Man übersetzte Meisterwerke der griechischen Dichtkunst, um die Neugierde des Volks zu befriedigen, das dem Dichter sein Ohr lieh, wenn die Buden der Seiltänzer und Fechter verschlossen waren. Auch die Philosophie fand Zugang zu dem gebildeten Römer, ohne jedoch je in Rom das eigentliche Bürgerrecht zu erhalten. Man achtete sie als Dienerin der Beredsamkeit, oder der Mode wegen. Nur wenige Denker ehrten sie als eine anständige Beschäftigung in Stunden der Muse. Mit dem zunehmenden Müsiggang vermehrte sich auch der Hang zu den Künsten und Wissenschaften, als einem bequemen Mittel

*) Kato war selbst ein Mann von litterarischer Bildung und ein Freund der griechischen Musen. Was er daher that, that er blos als Patriot: indem er die griechische Kultur noch zur Zeit als gefährlich für sein Vaterland betrachtete. Späterhin lernte er selbst die griechische Sprache, um die litterarischen Schätze Griechenlands benutzen zu können.

zur Ausfüllung geschäftloser Stunden. Der Nationalcharakter des Römers ward immer mehr verwischt, bis er gänzlich dahin war. Egoismus verdrängte die Liebe zum allgemeinen Besten, Durst nach Staatswürden trat an die Stelle des sonstigen Eifers, sich durch wahre Ehre derselben würdig zu machen, Habsucht und Wollust erstickten alle edleren Empfindungen des Herzens. Der von Schulden zu Boden gedrückte Pöbel, oder verarmte Schlemmer beneidete den prassenden Besitzer oberter oder schändlich zusammengehäufter Schätze. Groll und Parteifucht waren davon die Folgen, und alle Mittel willkommen, sich der Schuldenlast zu entrafen. Selbst die den Staat zusammenhaltenden Bande waren dem nach Ueberflus gierenden Frevler nicht zu heilig: er löste sie ohne Bedenken, wenn er seinen Zweck dadurch erreichte. Kein Wunder, wenn einzelne Männer, die Tollkühnheit und Lasterhaftigkeit genug besaßen, das Aeußerste wagten, um den Staat, als einen Raub, an sich zu reißen. Fast ein ganzes Jahrhundert wüthete Rom auf diese Art in seinem Eingeweide. Waffen und Landesverweisungen vereinigten sich, die noch übrigen wenigen Edlen zu vertilgen. Italien ward zur Oede, und die blühendsten Städte desselben in Aschenhaufen verwandelt. So ward Julius Cäsar sieben Jahrhunderte nach Rom's Erbauung Alleinherr desselben. Der Verlust der Freiheit zog jetzt noch größere Unthätigkeit nach sich. Um sich nun gegen den Anfall der Langenweile zu sichern, warf man sich mit noch größerem Ungeflüm als vorher den Vergnügungen aller Art in die Arme. Ungeheuer war daher der Aufwand, womit man öffentliche Schauspiele, Triumphe und Feste feierte, ungeheuer die Verschwendung reicher Privatpersonen, um ihre Sinnen zu kitzeln und Aufsehen zu erregen. Die Einführung der monarchischen Gewalt verletzte dem römischen Geiste eine

tödliche Wunde, so nöthig die Monarchie auch durch die Verdorbenheit des Nationalcharakters, durch die Weitläufigkeit der römischen Provinzen und durch die darin herrschende Zwietracht gemacht ward. Der Handel sank immer tiefer; Monopole nagten an seiner Wurzel, und ganze Handelszweige wurden das Eigenthum einiger weniger. Dagegen feierte die römische Litteratur jetzt ihr goldenes Zeitalter. *) Ohne viel an innerm Werthe zu gewinnen, erweiterte sich das Feld der Wissenschaften immer mehr. Der Zufluss griechischer Ideen war jetzt stärker als jemals. Ganze Schaa- ren gelehrter und geschmackvoller Griechen kamen nach Rom hin, führten ihre Sprache in die feinern ge- selligen Kreise ein, und berichtigten und schärften das Schönheitsgefühl des vornehmen Römers durch ihr Ei- genes. Der römische Knabe lernte in der Schule des griechischen Lehrers, und der römische Jüngling begab sich nach Griechenland, um die Ausbildung des Gei- stes und der Sitten daselbst zu vollenden. Kein Wun- der, wenn man auch jetzt sehr wenig Originalität bei den Römern findet, wenn ihre Geisteswerke meistens Nachbildungen griechischer Muster, nicht selten sogar bloße Uebersetzungen griechischer Meisterstücke sind. **)

*) Man würde dem Augustus unverdiente Ehre erzeigen, wenn man die Blüthe der Litteratur unter seiner Regierung auf seine Rechnung schriebe. Der feine, humane, geschmack- volle Mäcenas, so wie mehrere glückliche Umstände waren die Ursache derselben. Das meiste that der vertraute Umgang mit den Griechen und das Studium ihrer geistvollen Schriften.

**) Es fehlte nicht an großen Köpfen in Rom: allein sie modelten sich zu sehr nach griechischen Mustern. Daher entgieng ih- nen denn jener Geist der Selbstständigkeit und Originalität, jene genialische Kraft und Fülle, die in griechischen Werken das Herz mit einem süßen Erstaunen füllt, und uns selbst dieje- nigen Kunstbildungen der Griechen, wo die Linie des Schö- nen nicht so ganz beachtet ist, mit Bewunderung betrachten

Am meisten hob die Dichtkunst im Anfange der römischen Monarchie ihr Haupt empor und kam den griechischen Vorbildern ziemlich nahe. Möchte sie nur nicht so oft die Lobrednerin stolzer Despoten gewesen seyn, nicht zu oft ihren Weihrauch an unwürdige Sklaven ihrer Lüste verschwendet haben! Auch die historische Kunst erstieg eine sehr beträchtliche Höhe: nur Schade, daß sie die Wahrheit oft zu sehr verschleierte, oft die erzählten Vorfälle in ein fremdes Licht stellt, oft hinwegläßt und hinzuthut, je nachdem es Zeitumstände oder Privatrücksichten es erforderten, oder rathsam machten. Die Beredsamkeit, die nur in Freistaaten vorzüglich gedeihen kann, ward zugleich mit der Freiheit zu Grabe getragen. Schon Augustus untergrub das schöne Staatsgebäude, das der Römer durch so viele blutige Kriege errichtet hatte: der heimtückische Tiberius stürzte es vollends über den Haufen. Eine furchtbare Stille folgte diesem Sturze und kriechende Schmeichelei trat immer mehr an die Stelle der Wahrheitsliebe. Das Grofse und Edle ward im Leben eben so selten, als in den Geisteswerken der Dichter, Geschichtschreiber und Redner. Hatte man zuvor durch grofse Gedanken, durch edle Einfalt, durch Wahrheit und Natur zu gefallen gesucht, so haschte man jetzt mit Hülfe des Gernwitzes, des Schwulstes und alles dessen, was den Schein der Neuheit an sich trug, nach Beifall. Die Beschäftigung mit der Dichtkunst sank zum Gewerbe herunter, die Zahl der Rhetoren nahm fast in eben dem Maafse zu, als die Beredsamkeit verdrängt ward, und Aberglaube, der aus Aegypten nach Rom drang, trat an die Stelle der Wissenschaften. Der Philosophie endlich war es nicht mehr um Auffindung der Wahr-

heist. M. f. die schöne Abhandlung: Geschichte der römischen Poesie in den Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen, I, I. S. 9.

heit, um Aufklärung des Verstandes, um Bildung des Herzens zu thun: auch sie ward eine Sklavin der herrschenden Art zu denken und zu reden. Ihr Unterricht erniedrigte sich zur leeren Deklamation hinab, und ihr ganzer Zweck war erreicht, wenn sie das Ohr des Zuhörers mit runden Perioden zu kitzeln, wenn sie durch einen prunkenden Schwall von Worten, von Blumen und Sentenzen eine frostige Bewunderung abzulocken vermochte. *) Die zwar glücklichen aber zu einförmigen Regierungen der Vespasiane, Hadriane und Antonine wiegten den römischen Geist der Tapferkeit in den Schlummer, und der langwierige Friede, den sie unterhielten, erstickte den sonst so regen Nationalstolz der Römer. Als nun blutgierige und wollüstige Despoten sich von neuem auf den Thron zu schwingen wußten, da erlag das schwache Staatsgebäude, das bereits durch zahllose Stöße in seinem Innersten erschüttert war, dem Druck der in mehreren Gegenden sich erhebenden militärischen Tyrannen. Barbarische Völker theilten sich nun in seine Trümmer, und scheuchten die Musen in friedlichere Gegenden. Doch war die Nacht der Unwissenheit und Rohheit, die sie eine Zeitlang über den sonst so schön erhellten Wohnsitz der Kultur verbreiteten, dem späterhin erfolgenden neuen Emporblühen der Künste und Wissenschaften weit erspriesslicher, als die bange Gewitterschwüle der letzteren Perioden der römischen Herrschaft. — Vergleichen wir nun die Kultur der Römer in den besseren Zeiten noch kürzlich mit der griechischen; so finden wir, daß der ernstere Weltbezwinger bei aller Aehnlichkeit seiner Litteratur mit der hellenischen, doch mehr die Söhne des griechischen Verstandes, oder die in Griechenland

*) Daher war auch die Stoische Philosophie in diesem Zeitalter die Lieblingin der Römer, weil sich diese mehr, als jede andre, zu erhabenen Ausprüchen und auffallenden Sätzen eignete.

erzeugten und gebohrnen ernsteren Wissenschaften schätzte, als die Tochter des griechischen Geschmacks und Witzes. Die ernsthafte und stolze Denkart des Römers, der selbst in dem Zeitalter der höchsten Verfeinerung von seiner vormaligen kriegerischen Erziehung und Verfassung noch lange eine gewisse Ernsthaftigkeit und Erhabenheit des Geistes beibehielt, war mehr für die Arbeiten des Verstandes, als für die Vergnügungen des Witzes geeignet. Dennoch aber wurden auch diese nicht ganz verachtet, sondern auch die griechischen Mufen fanden in Rom Verehrer und Freunde. *)

III. Kulturzustand der Galen oder Celten.

8.

Die Galen haben frühzeitig einen gewissen Grad von Kultur.

Die Galen, oder Celten, einst ein sehr mächtiges Volk, verbreiteten ihre Herrschaft über alle westlichen

*) Wenn gleich die höheren Wissenschaften in Griechenland erfunden und ausgebildet wurden; so hatten sie im Ganzen genommen in Rom doch mehrere Freunde, als in Hellas. Auch wandte der ernsthafte Römer diese Kinder des Verstandes mehr zu seiner Aufklärung und zur Verbesserung seiner Lage an, als der Grieche, bei dem sie mehr Gegenstände der müßigen Speculation und ein Spielwerk der Schulen gewesen waren. Wenn diese ernsteren Wissenschaften sich daher zu Rom auch nicht zu einer höheren Vervollkommenung im Schulverstande erhoben; so spornten sie doch zu einer größern Thätigkeit und Wirklichkeit; so hatten sie mehreren Einfluß auf die Handlungsart und die Stimmung des Charakters. Der Grieche war dagegen durch die Eigenthümlichkeit seines Geistes und durch seine ganze Verfassung zu sehr an die Sinnlichkeit und an das Sinnlichschöne gefesselt, als daß er das von ihm Erfundene auch zu nutzen wußte. M. J. Adelungs Gesch. d. Kultur, S. 246.

Länder von Europa. In Spanien befassen sie einen schönen und weiten Landstrich, wo sich ihre Waffen oftmals mit den römischen zum Nachtheil der letzteren maßen. In Gallien, dem sie den Namen gaben, und wo sie ihren vorzüglichsten Wohnsitz hatten, machten sie dem Julius Cäsar zehn Jahre lang zu schaffen. Noch länger widerstanden sie den Römern in Britannien, das die stolzen Bezwinger der Erde sich endlich sogar genöthigt sahen völlig aufzugeben. Ihr Brennus legte das gebieterische Rom in die Asche, und hätte die kriegerischen Römer fast um alle Früchte ihrer vorigen Siege gebracht. Ein Heer derselben zog selbst bis nach Thrakien, Griechenland und Kleinasien, wo sie unter dem Namen der Galater mehr als einmal Furcht und Schrecken verbreiteten. Endlich war auch Helvetien, der obere Theil von Italien, der untere Theil von Deutschland längs der Donau bis nach Pannonien und Illyrikum zu, mit galischen Stämmen besetzt. Am dauerhaftesten aber war jedoch ihr Aufenthalt in Gallien und auf den britannischen Inseln, wo sie auch durch Verbreitung des ihnen eigenen Grades von Kultur am nützlichsten wurden. Denn die Galen befassen seit undenklichen Zeiten ein gebildetes System über Zucht und Sitten, welches einen sehr wohlthätigen und bleibenden Einfluß auf sie hatte. Nach dem Zeugniß des Ammianus Marcellinus blüheten die heilsamsten Künste in ihrem Schooße. Die Druiden, ihre Philosophen und Priester, deren Ursprung in das graueste Alterthum zurückgeht, philosophirten frühzeitig über die erhabensten Gegenstände und behaupteten so gar die Fortdauer der Seele nach dem Tode. *) Das Geschäft der Barden dagegen war, das Andenken glorreicher Thaten durch Gefänge auf die Nachwelt zu bringen, und Humanität

*) M. f. Ammianus Marcellinus, XIV. 9.

und| gute Denkensart zu verbreiten. Diese beiden Stände scheinen seit den frühesten Zeiten die vornehmsten Glieder des Staats gewesen zu seyn. Nach Julius Cäsar kamen die Druiden, die Lehrer der Barden, aus Britannien nach Gallien, und jeder, der sich völlig in die Wissenschaften derselben weihen zu lassen wünschte, begab sich nach Britannien. So glücklich die Galen auch eine Zeitlang den römischen Waffen widerstanden, so erlagen sie doch endlich ihren Feinden. Die Uneinigkeit der galischen Fürsten unter einander, war die Hauptquelle ihres nachmaligen Verderbens. Die ihnen benachbarten Belgen, oder Kymren, suchten ihnen allenthalben nachzudringen. Ausserdem litten sie durch die zerstörenden Waffen der Römer, dann durch mehrere Teutonische Nationen, von denen sie oft auf das gewaltsamste gedrückt, entkräftet und ausgerottet wurden. *) Ihre Sprache hält daher in unsern Tagen kaum noch an den äußersten Enden ihrer vormaligen Besitzungen in Irland, auf den Hebriden und in dem nackten schottischen Hochlande. Ihre übrigen Länder wurden von Gothen, Franken, Burgundern, Allemanen, Sachsen, Normannern und andern deutschen Völkerschaften in mancherlei Vermischungen besetzt, ihre Sprache verdrängt und ihre Namen vom Strom der Zeiten verschlungen. So sehr sie übrigens auch zur Zeit ihrer Kriege mit den Römern gegen Cäsar's Heer das Ansehen halber Wilden hatten, so erschienen sie doch, mit mehreren deutschen Stämmen verglichen, in einem weit vortheilhafteren Lichte. Ihr Charakter war weit leichter und gewandter: auch übertrafen sie dieselben bei weitem an Kunstfleiss, Aufklärung und politischer Ein-

*) M. f. Herder's Ideen zu einer Gesch. der Menschheit, IV. S. 8, f.

Einrichtung. Nothwendig aber waren, wie Herder sehr richtig bemerkt, die so weit verbreiteten verschiedenen Nationen dieses Volksstammes, nach Ländern, Zeiten, Umständen und wechselnden Stufen der Bildung, sehr verschieden. Der Gale an der Küste des Hochlandes, oder Irlandes, konnte daher mit einem Gallischen, oder Celtiberischen Volke, das die Nachbarschaft gebildeter Nationen oder Städte genossen hatte, nur in sehr wenigen Punkten der Kultur und Sitten zusammenkommen.

IV. Kulturzustand der deutschen Völkerschaften.

9.

Politischer Ueberblick.

Schon den griechischen Schriftstellern sind die deutschen Nationen nicht ganz unbekannt, *) am deutlichsten aber zeigen sie sich ungefähr ein Jahrhundert vor Christus auf dem Schauplatz der Geschichte. Denn um diese Zeit vermochte wahrscheinlich eine furchtbare Wasserfluth die Cimbern, sich mit Weib und Kind und allem, was sie hatten, in langen Zügen aus ihrem Vaterlande zu entfernen. Aller Orten, wo sie sich zeigten, verbreiteten sie Furcht und Schrecken. Die Römer erlitten mehrere Niederlagen durch ihre siegreichen

*) Die Griechen kannten schon deutsche Nationen unter dem Namen der Celten, der Hamaxobier, der Bastarnen und Burgundionen. Den alten Italiern wurden sie zu den Zeiten des älteren Tarquinius unter dem Namen der Cenomanen furchtbar. M. §. Livius V, 33 f.

Waffen, und nur Marius war so glücklich, sie zwölf Jahre nach ihrer Erscheinung zurückzudrängen. Dennoch war die dadurch erkämpfte Ruhe nicht von langer Dauer. Dreissig Jahre nachher ward Ehrenvest, (Ariovist) ein edler Fürst der Sueven, von einem gallischen Völkerstamme gegen einen andern herbeigerufen. Seine Tapferkeit erregte Bewunderung, und erwarb ihm selbst die Achtung der Römer. Allein so sehr die Römer ihm auch schmeichelten, so ward ihnen die zunehmende Macht des Sueven doch bald zu furchtbar. Von einem schädlichen Aberglauben bethört, wagte es Ehrenvest nicht, vor dem Eintritt des Vollmonds zu fechten, und sein ganzes Heer ward aufgerufen. Lange begnügte sich das geschreckte Deutschland hierauf, nur kleine Streifereien in das römische Gebiet zu wagen, ohne etwas Grosses zu beginnen. Durch die Eroberung von Rhätien, Vindelicien und Norikum setzten ihm die Römer die Donau zur nördlichen Gränze. Späterhin griff Drusus die deutschen Völker auch beim Niederrhein an, und drang bis zur Elbe vor. Allein die Deutschen wichen blos vor ihm, ohne besiegt zu werden, und sobald sich die Gelegenheit dazu günstig zeigte, trieben sie entweder selbst den Feind zurück, oder warteten, bis ihn Kälte und Mangel hinwegschenkte. Unter Tiberius begann Deutschland schon Besatzungen in Westphalen einzunehmen und den stolzen Römern Treue zu geloben. Allein nur Greise und Kinder vermochten dies Joch zu ertragen: die kraftvollen deutschen Jünglinge dagegen, zum Theil in der römischen Kriegsschule gebildet, lauerten nur auf eine Gelegenheit, das drückende Joch abzuschütteln. *) Herr-

*) Die Alten gewöhnten sich an das römische Joch, weil man es ihnen Anfangs leicht zu machen suchte. Allein die Jüngeren merkten die Absichten der Römer bei Besiegung der Völker. Auch konnten ihnen die immer zahlreicher werdenden Besatzun-

mann, ein junger Cheruskerrfürst, entwarf den Plan dazu. Mit römischer Kultur bekannt, erwarb er sich bald die Freundschaft und das Vertrauen des Varus. Hierauf lockte er ihn in einen Hinterhalt, und rief das ganze römische Heer in einer wilden und ungebahnten Gegend, bei stürmischem Wetter, völlig auf. Zufrieden, die Freiheit seines Vaterlandes gerettet zu haben, benutzte er seinen Sieg nicht weiter. Hinterlistige Ueberfälle und Verbreitung des Geistes der Uneinigkeit und Zwietracht im Herzen Deutschlands machten die Römer in der Folge mehrmals zu Siegern, nie aber zu Ueberwindern der Deutschen. Desto trauriger war es, daß diese sich unter einander selbst bekämpften und zu Grunde richteten. Marbod, ein Jüngling aus der Regentenfamilie eines Suevenstammes und das Haupt des Suevischen jetzt Markomannischen Völkervereins, versuchte seine Kräfte gegen Herrmann, das Oberhaupt der Cherusker. Er verlor seine Herrschaft, und nahm nunmehr zu den Römern, unter denen er sich auch gebildet hatte, seine Zuflucht. Auch der Cheruskische Verein gieng bald darauf im neunzehnten Jahre nach Christus zu Grunde, weil man Herrmann, des Strebens nach Oberherrschaft verdächtig, auf eine schändliche Art um das Leben gebracht hatte. *) Eine

O 2

gen, Schanzen und Kastele, die sich immer mehr verengenden Jagdbezirke der Eingebornen, die täglich zunehmenden Aushebungen und Verpflanzungen deutscher Jünglinge unter entfernte römische Legionen, keine andern, als feindelige Gesinnungen gegen die Römer einflößen. Als man nun von römischer Seite so gar mit Leibesstrafen, mit Ruthen und Beilen drohte; da vermochte der junge Deutsche die Knechtschaft nicht länger zu ertragen. M. f. Herzog's Versuch einer allgem. Gesch. der Kultur der deutschen Nation I, S. 36.

*) Herrmann fiel bald nachher, nachdem Adgandestier, Fürst der Chatten, vergeblich Gift von den Römern gefordert hatte,

geraume Zeit hindurch schweigt nunmehr die Geschichte von den Deutschen, nicht weil sie untbätig waren, sondern weil die Nachrichten von ihren Thaten für uns verloren giengen. So viel ist indess gewiss, daß es auch jetzt im innern Deutschlande an Einigkeit und einem gemeinschaftlichen Interesse fehlte, daß Fehden auf Fehden folgten, Räubereien sich an Räubereien schloffen. Die Römer fuhren fort ihre Gränzen am Rhein und an der Donau stark zu befestigen und die Deutschen in Uneinigkeit zu erhalten. Im Dacischen Kriege, gegen das Ende des ersten christlichen Jahrhunderts, fochten die Deutschen, als Bundesgenossen der Dacier, gegen die Römer, und in den Markomannischquadischn Unruhen, in der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christus, machten Römer und Deutsche gemeinschaftliche Sache mit einander. Allmählig treten nun an die Stelle der ältesten Bewohner Deutschlands, der Chauken, Cherusker, Chatten, Semnonen, wenn gleich nicht ganz verschiedene, doch wenigstens veränderte, Völker und andre Namen derselben. Die Sachsen, Franken, Allemannen, Burgunder und Thüringer erscheinen nun auf dem Schauplatz der Geschichte, und spielen bald bedeutende Rollen. Die innern Streitigkeiten in Rom erlaubten den Römern wenig, an die Deutschen zu denken. Desto mehr dachten diese daran, aus jenen Unruhen Vorthail zu ziehen. Noch vor der Mitte des dritten christlichen Jahrhunderts sahen sich daher

um ihn zu tödten, durch seine eigenen Verwandten. Nach seinem Tode verloren die Cherusker Ruhm und Ansehn durch innere Unruhen und durch unglückliche Kriege mit den Chatten. Tiberius suchte von Herrmann's Tode keinen weiteren Vorthail zu ziehen. Er begnügte sich, die Gränzen seines Reichs zu behaupten, worin er jedoch auch nicht so ganz glücklich war.

die vormaligen Weleroberer gezwungen, von den Alemanniern den Frieden zu erkaufen, und noch späterhin allen nördlich an der Donau wohnenden deutschen Völkerschaften Jahrgelder zu geben. Nur mit Mühe, und durch Hülfe ansehnlicher Geschenke, waren sie aus Italien, Griechenland und Gallien zurückzutreiben. Erst die neue Staatsveränderung, welche Konstantin beendigte, verschaffte den römischen Gränzen mehrere Sicherheit. Doch war auch diese nicht von Dauer, sondern unter Konstantius's Regierung nahmen die Verheerungen schon von neuem ihren Anfang. Erst dem Kaiser Julian gelang es, den Deutschen verschiedene Länder und Oerter wieder abzunehmen, deren sie sich bis dahin bemächtigt hatten.

10.

Die Deutschen machten während dieser Periode auf dem Wege der Kultur beträchtliche Fortschritte.

Auch den Deutschen gelang es, bei allen Schwierigkeiten, die ihnen Klima, Boden und Entfernung von gelitteten Nationen, in den Weg legten, bald, sich aus ihrer ursprünglichen Unwissenheit und Rohheit herauszuarbeiten. *) Schon eine Zeitlang vor Tacitus machte

*) Die Deutschen gehörten vermuthlich zu dem Celtischen Völkerstamm, der sich über den größten Theil des mitternächtlichen Europa's und Asiens verbreitet hatte. In ihren ursprünglichen Wohnsitzen, in den Gegenden am Kaukasus und am schwarzen Meere, wo noch eine Menge deutscher Wörter ihre einstmalige Gegenwart verrathen, standen sie wahrscheinlich auf einer höheren Stufe der Kultur, als nachmals zu der Zeit, wo sie zuerst öffentlich in der Geschichte auftreten. Der noch jetzt von den Deutschen geführte Name ist der älteste. Alle kleinen deutschen Völkerschaften waren vom Stamme Tuisko's, oder Tuisto's. Von ihm hießen daher seine Abkömmlinge erst Tuisten, woraus allmählig durch eine leichte Abänderung

die Jagd nicht mehr ihre einzige Nahrungsquelle, nicht mehr den einzigen Gegenstand ihrer Thätigkeit aus. Schon hatten sie die für das häusliche Leben nützlichsten Thiere kennen gelernt, gezähmt und an sich gewöhnt. Ein grosser Theil der Deutschen hatte bereits Landeigenthum, und liess das Feld von seinen Leuten banen. Dabei waren sie im Besitze von allerlei mechanischen Geschicklichkeiten: sie spannen, sie webten und wussten sich sogar schon Salz auf eine künstliche Weise zuzubereiten. Auch trieben mehrere unter ihnen eine Art von Handlung mit den benachbarten Römern und wagten es, mit ihren Kähnen die Küsten des Meers zu beschiessen. Nicht selten erschollen Lieder von den Thaten ihrer Helden zu den begleitenden Tönen der Harfe. Selbst in der Malerei war man nicht ganz fremd mehr; und die mit römischen Sitten vertrauten Vornehmeren unter den Deutschen verstanden auch die Kunst zu schreiben. Treue und Redlichkeit, Gastfreiheit, Gutherzigkeit und Keuschheit waren die Grundzüge im Charakter der Deutschen. Statt der Höhlen, wodurch sie vormals gegen Wind und Wetter gesichert wurden, bewohnten sie jetzt über der Erde aufgeführte Hütten.

Tuitsche und Teutsche wurde. Bei zunehmender Weichheit der Nation ward der Name Teutsche in Deutsche verwandelt. Die Römer nannten unsre Vorfahren Germanen (Kriegsmänner,) oder, nach einer andern Ableitung von Herrmannie, (einer Verbindung von Männern zum Kriege,) vermöge ihres Ueberflusses an Kehlbuchstaben, Ghermannen, woraus sich dann der Name Germanen bildete. Den Namen Deutsche kannten die Römer nicht und konnten ihn auch nicht wissen, weil sie immer nur einzelne Zweige jenes grossen Völkerstammes kennen und fürchten lernten. Sie nannten die ganze Nation Germanen, weil einzelne, mit einander verbundene, deutsche Völkerschaften, sich, eben ihrer Verbindung wegen, diesen Namen beilegte. M. f. Herzog's Versuch einer allgem. Gesch. der Kultur der deutschen Nation.

Schon bedeckte man sich durchaus mit Kleidern, ja man fing sogar hier und da schon an, sich zu putzen. An die Stelle der vorigen Nahrungsmittel, der Eicheln und Wurzeln, war rohes und gekochtes Fleisch getreten. Man lebte in einer bürgerlichen Gesellschaft, hatte Begriffe von Recht und Unrecht, und ehrte Gesetze. Die Religion war einfach, aber erhaben. Nur der Krieg war eine ehrenvolle Beschäftigung und der Trunk eine herrschende Neigung. An wissenschaftliche Kultur war noch nicht zu denken. Ohne eine ausgebildete Sprache ist diese nicht möglich: die Sprache der Deutschen aber war jetzt noch ziemlich roh und ungebildet. Desto schöner und versprechender blühte dagegen die ganz auf der Empfindung beruhende Dichtkunst, an welche die Musik sich angeschlossen. Wenn man jetzt in Deutschland auch tanzte, so war dies doch nicht so wohl Tanzkunst, als kriegerische Uebung. Die Uebung aber, wie Tacitus sagt, bewirkte Kunst, und die Kunst erzeugte Schönheit.

I. Griechische Poesie.

a. Sprache.

I.

Die griechische Sprache sinkt allmählig immer tiefer von der in der vorigen Periode erstiegenen Höhe herunter.

Gegen das Ende des vorigen Zeitraums hatte die griechische Sprache jene Stufe der Ausbildung und des Reichthums erstiegen, welche man mit dem Namen der oratorischen Prosa bezeichnen kann. *) Es gab nun im ganzen Gebiet der Erfahrungen und Kenntnisse keinen Begriff mehr, den sie nicht eben so angemessen als angenehm und wohlklingend auszudrücken vermochte. Wie ein Gewand aus Koischem Flor bereitet, sich sanft und dicht an den schönen griechischen Körper angeschlossen, ohne die kleinste seiner Schönheiten zu verbergen, so stellte auch die griechische Sprache jeden Gedanken der Seele, jede Empfindung des Herzens, jede Entdeckung des Verstandes mit einer Genauigkeit und Anmuth dar, dafs man den die Worte belebenden Geist durchaus nicht verkennen, nicht ohne Wohlgefallen bemerken konnte. Allein kaum war diese glänzende Höhe erstiegen, als, nach dem allgemeinen Lauf

*) M. s. den ersten Theil dieses Versuchs einer allgem. Geschichte der Poesie S. 513.

der Dinge, mit der gesammten griechischen Kultur, auch die schöne Sprache der Hellenen allmählig wieder von dem Gipfel ihrer Vollendung hinabsank. Die Reinigkeit litt zuerst durch den vermehrten Umgang mit Fremden und durch das Unterliegen der Griechen unter fremde Waffen. Wenn daher Xenophon schon zu seiner Zeit den Attischen Dialekt durch den starken Verkehr mit Ausländern entstellt fand, wie viel mehr mußte die Sprache der Hellenen nach Alexanders des Großen Zeiten an ihrer Reinigkeit verlieren! Zwar erweiterte dieselbe durch die Züge dieses siegreichen Helden ihr Gebiet beträchtlich: denn sie folgte seinen Waffen nach allen Gegenden der Erde, fand hier und da Freunde und verweilte gern in den neuen Ländern. Vorzüglich schlug sie in dem blühenden mit Wohlstand und Ueberfluß gesegneten Alexandrien mit Freuden ihren Wohnsitz auf, und erlangte daselbst gleichsam eine verjüngte Blüthe.*) Allein ihre innere Vortrefflichkeit gewann durch diese erweiterte Herrschaft so wenig, daß sie vielmehr in dem Maasse an innerer Güte und Schönheit verlor, als sie sich über mehrere Länder verbreitete. Denn unmöglich konnten fremde Sprachwerkzeuge ihr allen den Wohlklang, alle die bezaubernde Harmonie und Geschwindigkeit lassen, die sie im Munde des gelehrten Griechen hatte. Ueberdies mußten allmählig einzelne Wörter und Wortfolgen aus der Sprache in sie übergehen, in deren Mutterlande sie Freunde und Beförderer gefunden hatte. So schlich sich in Alexandrien gewiß nicht weniger eine Menge von ägyptischen

*) Denn zu Alexandrien, wo sich eine große Menge Griechen niedergelassen hatten, wohin griechische Gelehrte, von den Ptolemäern aufgefordert und begünstigt, aus allen Gegenden zusammenströmten, war die ganze Kultur durchaus griechisch. Die griechische Sprache war daher die Sprache des Hofes und aller, die auf Kultur Anspruch machten.

Wörtern und Redensarten in den Schatz der griechischen Sprache ein, als derselbe in Italien neuen und fremdartigen Zuwachs erhielt. Durch dies alles aber ward die schon vollendete Sprache der Hellenen nicht gebessert, sondern verlor immer mehr von ihrer Eigenthümlichkeit und Schönheit. Ja, in Griechenland selbst genoss sie keines bessern Schicksals. Die immer mehr Ueberhand nehmende Sucht der Sophisten begann, statt praktische gemeinnützliche Wahrheiten vorzutragen, sich durch leere Spitzfindigkeiten und neue tieffinnigsehnende Gedanken auszuzeichnen. Hiezu aber mußten sie eine Menge neuer Wörter und Redensarten erfinden, in deren Schöpfung sie nicht immer glücklich genug waren, um sie den alten Ausdrücken mit Recht an die Seite stellen zu können. Eine Folge davon war, daß nicht wenige der alten Wörter und Formen entweder ganz aus der gangbaren Sprache verschwanden, oder doch ihre alten Bedeutungen verloren und neue an deren Stelle erhielten. Endlich mußte selbst im Innern von Hellas die Sprache der Hellenen durch viele auswärtige Ausdrücke entstellt und verdorben werden. Denn zu geschweigen, daß die aus fremden Gegenden zurückkehrenden griechischen Heere mit mancherlei neuen Begriffen auch neue Wörter zur Bezeichnung derselben, mit sich brachten; so ward Griechenland, besonders aber Athen, Korinth und einige andere Oerter späterhin der Aufenthalt unzähliger, aus mehreren Gegenden herbeiströmender, Fremden, deren Gegenwart gleichfalls nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die griechische Sprache seyn konnte. Wenn man nun zu diesem allen noch den immer sichtbarer werdenden Verfall der gesammten griechischen Kultur hinzunimmt, der auch für die Sprache nicht ohne verderbliche Folgen seyn konnte; so ist es kein Wunder, wenn die um die Zeiten Alexanders in ihrer Jugendblüthe prangende

Sprache der Griechen in kurzem alle Verheerungen des herannahenden Alters erfahren mußte. Am meisten aber geschah das, nachdem der römische Freistaat die Beute herrlicher Despoten geworden war, und auch die römische Kultur, der Widerschein der griechischen, immer mehr in Verfall gerieth. Die Neuplatoniker und andre Aetherphilosophen weideten sich zu sehr an den abergläubischen Grillen, Spitzfindigkeiten und Pöffen, die sie vortrugen, als daß sie auf einen angenehmen und klassischen Vortrag, dessen ihre leere Grübeleien nicht einmal empfänglich waren, einige Mühe verwendet hätten. Eben so wenig suchten auch die christlichen Religionslehrer die vorzutragenden Wahrheiten durch eine reine und angenehme Sprache, durch einladende Ausdrücke und Wendungen, durch gefallende Tropen und Bilder zu empfehlen. *) Die traurigen Fehden über die Wahrheiten einer Duldung und Menschenliebe gebietenden Religion, die verderbliche Sucht überall Ketzer aufzuspüren und durch sinnlose Formeln zu widerlegen, die Raserei in leere Ceremonien und das Herplappern unverständlicher Gebete und Glaubensbekenntnisse das Wesen der Christusreligion zu setzen, ließ an keinen reinen, gewählten und angenehmen Vortrag denken. Der feine und richtige Geschmack, das hohe Gefühl für Schönheit und Wahrheit, das den Griechen in den goldenen Zeiten der Freiheit auszeichnete, war längst dahin, und eine steife das Herz verengende Barbarei an die Stelle desselben getreten.

*) Daß die christlichen Religionsbücher auf keine Weise als Muster eines guten klassischen Ausdrucks gelten können, ist längst entschieden. Die Verfasser derselben waren größtentheils keine Gelehrte, und diejenigen, welche es waren, hatten sich zu sehr in morgenländische Sprache und Denkart vertieft, als daß sie sich ganz davon losmachen konnten. Sie begnügten sich daher, das, was sie orientalisch dachten, bloß mit griechischen Worten auszudrücken.

Wie konnten daher noch Spuren von der Sprache übrig seyn, die sonst wie Honig von den Lippen eines Platon, Xenophon, Demosthenes, Sophokles und Anderer herabfloß, von der Sprache, welche die Mufen selbst nicht schöner reden konnten?

b. Gedichte.

2.

Ursachen des Verfalls der griechischen Poesie.

Alle die nachtheiligen Umstände, welche der griechischen Kultur überhaupt verderblich wurden, brachten auch der griechischen Poesie allmählig den Untergang. Mit der Freiheit der hellenischen Staaten verschwand auch die Freiheit des griechischen Geistes, und mit dieser fast alle Anlage zum Großen, Schönen und Edlen. Das Vaterland, das in schimpflichen Fesseln saß, hörte auf ein Gegenstand der Liebe, des Wohlwollens, des Enthusiasmus zu seyn. Wie viel aber gieng hiemit für den Flor der griechischen Poesie verloren, die so manche schöne Blume im erwärmenden Stral des Patriotismus entblühen sah! Gesetzlosigkeit und Frechheit traten an die Stelle der sonstigen Freiheit: diese aber sind so wenig Freundinnen der Mufen, daß diese schüchternen und sittsamen Göttinnen vor nichts so sehr zurückbeben, als vor diesen Zerstörerinnen des Glücks, der Ruhe und der geselligen Freuden. Dahin mit der Freiheit und der Liebe zum Vaterlande war aller Eifer um Vorzug, alles Streben nach Ehre, alles Ringen nach Unsterblichkeit des Namens. War es daher ein Wunder, wenn auch die Dichter aufhörten, bei den oft unterbrochenen heiligen Spielen zu wettei-

fern?*) War es ein Wunder, wenn sie sich nicht mehr gedungen fühlten, das Vaterland zu singen, das ihnen nicht zu frohen Liedern, das ihnen nur zu wehmüthigen bangverhallenden Klagen noch Stoff gab? War es ein Wunder, wenn sie die Götter nicht mehr durch feurige Hymnen verherrlichten, da diese gleichsam aus ihren Tempeln entflohen, weder auf Bitten noch Opfer achteten? Von allen Zweigen der Dichtkunst blühte daher fast nur die Komödie noch, die unter Menander's Einfluss sich sehr reizend entwickelte. Die übrigen Aeste eines vormals so fruchtbaren Stammes verlangten einen ruhigeren und milderen Himmel, um von neuem emporzublühen. Und diesen fanden sie in Alexandrien, wohin der makedonische Sieger sie verpflanzte, und wo sie von den früheren Ptolemäern sehr sorgfältige Wartung und Pflege genossen. Allein trotz aller, ihre neue Entwicklung begünstigender Umstände war ihre abermalige Blüthe doch mehr die Wirkung der Treibhauswärme, als der allzeitigenden Sonne eines reinen erquickenden Frühlingsmorgens. *Die wenigen Stimmen des Hofes, nicht des großen Haufens, wie zu Athen, entschieden hier über das Schöne und Erhabene in den Gedichten: wie leicht konnten nun diese falsch entscheiden und dem Geschmack dadurch eine schiefe Richtung geben? Und gesetzt auch, daß dies nicht geschehen wäre, mußte jene Abhängigkeit der Dichter von dem Geschmacke einiger Weniger nicht Einförmigkeit und Mangel an Originalität zur un-*

*) Wie viel die Theilnahme der griechischen Dichter an den heiligen Spielen zu der Vervollkommnung der griechischen Dichtkunst beitragen mußte, laßt sich leicht denken. Denn hier vor den Augen einer aus ganz Griechenland zusammengeströmten Volksmenge den Preis davon zu tragen, war ein zu reizender Gedanke, als daß er den griechischen Dichter nicht zur größten Anstrengung seiner Kräfte vermocht haben sollte.

ausbleiblichen Folge haben? So viel Bildung aber hatte der Ptolemäische Hof gewifs nur selten, dafs er über poetische Kunstbildungen nach ächten Grundsätzen des Geschmacks, nach Anleitung eines feinen und sichern Schönheitsgefühls, mit Einsicht und Richtigkeit, entschieden hätte. Unmöglich würden sie sonst an jenem Haschen der alexandrinischen Dichter nach dem Neuen und Ungewöhnlichen, unmöglich an jener Verschwendung des Witzes, um neue Gegenstände und Formen aufzuspüren, Vergnügen gefunden haben. *) Noch weniger würden dann die kindischen Erfindungen einiger Versler, durch eine künstliche Verbindung mehrerer Sylbenmasse ihren Gedichten seltsame Gestalten von Eiern, Flügeln, Pfeifen, Altären zu geben, mit Beifall beehrt worden seyn. Doch, so viel oder wenig auch die Ptolemäer für die Aufnahme der griechischen Dichtkunst thaten, auch ihre Begünstigung der Musen war bald vorüber. Nur die ersten ägyptischen Könige nach Erbauung Alexandriens liefsen sich, als Kenner und Freunde der Künste und Wissenschaften, ihre Pflege anempfohlen seyn. Durch den Tyrannen Ptolemäos Physkon wurden eine Menge griechischer Gelehrten aus Aegypten vertrieben. Diese flohen nun entweder in ihr altes Vaterland zurück, oder liefsen sich hin und wieder auf den Inseln nieder. Allein die Dichtkunst kam durch ihre Rückkehr nach Griechenland nicht wieder zu ihrer sonstigen Blüthe. Nach Bezwingung von Makedonien und Hellas eilten viele griechische Gelehrte nach Italien. Bei aller Ermunterung aber, die sie hier genossen, vermochte dennoch der griechische Geist es nicht, sich wieder zu seiner vormaligen Höhe zu erhe-

*) Dafs aber der alexandrinische Hof wirklich an Künsteleien Vergnügen fand und sie begünstigte, lehrt das Beispiel des Lykophon, der sich durch die Erfindung des Anagramms die Gunst des Ptolemäos Philadelphos verschaffte.

ben, und sich neue Verdienste um die Künste der Einbildungskraft zu erwerben. Am wenigsten wollte die griechische Poesie hier Wurzel fassen und Blüten treiben. Die einzigen Knospen, welche diese einst so fruchtbare Pflanze auf italienischem Boden noch hervortrieb, waren Epigramme. Hierin wiederholte man größtentheils die Ideen griechischer Vorgänger und sah die Römer bald als Nebenbuhler um den Siegespreis in dieser Gattung von Gedichten. *) Alle poetischen Versuche von größerem Umfang hatten das Unglück zu misrathen. Selbst das neuerrichtete orientalische Kaiserthum, wodurch sich Hellas aus seinen Trümmern zu erheben schien, vermochte den verstorbenen Dichtergeist nicht wieder zu beleben. Zwar erwärmte sich mancher bessere Kopf an den begeisternden Werken der Vorzeit, reihte Gedanken und Bilder daraus zusammen, und ward so Schöpfer eines mühsam verfertigten Gedichtes. Allein ein solches Werk der Kunst verrieth nur den Fleiß des Verfassers, nicht aber das dichterische Talent, nicht das Feuer der Begeisterung, nicht das Leben und die Regsamkeit der Phantasien, die zu einer der Mufen würdigen Kunstbildung erfordert wird. Im Ganzen aber brütete doch nie das schreckliche Dunkel der Barbarei auf dem orientalischen Kaiserthum, welches den Okcident umnachtete. Noch immer erhielt sich hier ein Funke der Aufklärung, aus dem in späteren Zeiten ein neues Licht für das verfinsterte Europa hervorschien. **)

*) Selbst der Kaiser Hadrian verfertigte außer lateinischen Epigrammen auch griechische, die nicht ganz schlecht sind. Zu größsern mehr Kraft und Geschicklichkeit erfordernden Gedichten in griechischer Sprache waren die Zeiten und die Art der Kultur nicht günstig.

**) M. f. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, I, 2. S. 339.

3.

*Ueberblick über die dichterische Litteratur der Griechen
in diesem Zeitraum.*

Ganz vorzüglich und einzig von der Natur begünstigt, hatten die Griechen während der vorigen Periode eine lange Reihe eben so vollendeter Urbilder für die vorzüglichsten Gattungen der Poesie, wie für die verschiedenen Style der Bildnerei und Baukunst aufgestellt, und ohne von schulgerechten Theorien zu wissen, der Pflicht des Schönen aus freier Neigung ein Genüge geleitet. *) Die griechische Poesie war Schritt vor Schritt von leichter Fülle, oder dem Epos, zu energischer Einzelheit oder zur Lyrik, und durch innige Verbindung beider endlich zu harmonischer Vollständigkeit und Einzelheit, das heißt zum Drama, fortgegangen. So hatte sie also am Ende des vorigen Zeitraums bereits alle Perioden der Ausbildung zurückgelegt, und es war ihr beinahe nichts weiter übrig, als daß sie sich im Besitz des Erworbenen zu erhalten suchte. Allein wir haben bereits gesehen, daß sie sich in dieser Periode fast gänzlich von eben der Natur verlassen sah, deren Begünstigungen sie vormals die schönsten Meisterstücke verdankte. Zwar fuhr man fort, auf dem einmal mit Lorbeer bezeichneten Wege der früheren Dichter einherzugehen, um neue und wo möglich nicht minder schöne Blumen zu sammeln: allein die entzückende Heiterkeit und Wärme des Frühlings war vorüber, in welcher sich vormals die dichterischen Knospen zur lieblichsten Blüthe entfalteten. Vergeblich trat daher ein
Apol-

*) Mehrere hier benutzte treffliche Ideen findet man in der meisterhaften Beurtheilung von Göthe's *Herrmann und Dorothea* in der allg. Litteraturzeitung 1797. N. 393.

Apollonius von Rhodos in die Spuren des Homeros, um nach seinem Muster sich als Epiker Unsterblichkeit des Namens zu verschaffen. Die Schönheit hatte bereits aufgehört, das Ziel der Kunst zu seyn, und Schwerfälligkeit und überladene Gelehrsamkeit war an die Stelle der Natur getreten. *) Wie konnt' es unter diesen Umständen dem Sänger der Argonauten gelingen, jene einfache epische Schönheit darzustellen, wodurch uns der Sänger der Ilias bezaubert? Wie konnt' er die liebliche Unbefangenhait des Knaben mit der Erfahrung und dem sichern Blick des Greises, deren angenehmer Verbindung das homerische Epos den grössten Theil des ihm eigenen, unwiderstehlichen, Reizes zu verdanken hat, nur im schwachen Widerschein in den Schöpfungen seines verkünstelten Geistes zeigen? Und nicht glücklicher waren andere Dichter, welche für die längere Epopöe gleichsam nicht Geist und Odem genug besaßen, und daher zuerst den Versuch machten, einzelne Mythen aus der unerforschlichen Fülle der griechischen Vorzeit besonders vorzutragen. Der unter Theokritos's Gefängen befindliche Löwentödter Herakles und Moschos's Europa sind davon Beweise. An die Stelle der vormals das Gepräge der edlen Einfalt und Würde tragenden Orakelpoesie trat jetzt ein schwerfälliges Gewebe von Weissagungen, die Lykophron, um durch das Ungewöhnliche Aufsehn zu erregen, einer fabelhaften Prophetin in den Mund legte. Eben diese Sucht, durch das Auffallende berühmt zu werden, und sich die Mine der Gelehrsamkeit zu geben, verführte mehrere Dichter, aus allen Wissenschaften Stoff und Schmuck zusammenzuraffen. Man wählte daher jetzt nicht mehr

*) Man sehe Herrn Prof. Schlegel's scharfsinnige Abhandlung über die Schulen der griechischen Poesie in der Berliner Monatschrift, Novemberstück 1794.

solche Gegenstände, die durch ihre Wichtigkeit, durch ihr vorzügliches Interesse, durch ihre Empfänglichkeit für die dichterische Darstellung zu ihrer Bearbeitung einladen, sondern nur diejenigen Stoffe wurden ausgehoben, die entweder niemals, oder in den ältesten Zeiten von griechischen Dichtern waren behandelt worden. Vorzüglich wählte man dergleichen Gegenstände zu Lehrgedichten, die in früheren Perioden größtentheils nur praktische, für das gemeine Leben nützliche Materien durch den poetischen Vortrag interessanter zu machen suchten. So besang Aratos die Gestirne, ihre Kräfte und Vorbedeutungen. So machte Nikander einen Theil der Arzneikunst und die aus Büchern entlehnten Grundsätze der Landwirthschaft *) zum Gegenstande seiner gelehrten Gedichte. So trugen Skymnos und Dionysios die Länderkunde in Versen vor: lauter Stoffe, die für den Schmuck der Dichtkunst sehr wenig geeignet waren. Andre Dichter durchwühlten das Chaos der ältesten Mythen und die damit verbundene mythologische Geographie, und wählten sie theils zum Schmucke, theils zum Gegenstande ihrer Werke. So sammelte Euphorion seltene Mythen, und kleidete sie in eine räthselhafte Sprache. So veranstaltete Kallimachos ähnliche, gleichfalls verlorengegangene, Sammlungen. Wichtiger sind die noch erhaltenen Hymnen dieses Dichters, wiewohl auch ihnen das fehlerhafte Gepräge des alexandrinischen Zeitalters sichtbar aufgedrückt ist. Die übrigen lyrischen Gedichte

*) Dieses letzteren, verlorengegangenen, Werks gedenkt Cicero, wenn er sagt: Etenim si constat inter doctos, hominem ignatum Astrologiae, Aratum, ornatissimis atque optimis versibus de coelestibusque dixisse, si de rebus rusticis hominem ab agro remotissimum, Nieandrum Colophonum, poetica quadam facultate non rustica scripsisse praeculare; quid est etc. Cicero de Oratore I, 16.

dieses Zeitalters sind nicht viel besser, und dürfen auf keinen Fall es wagen, sich den Liedern einer Sappho, eines Alkaios, eines Anakreon an die Seite zu stellen. Schlüpfigkeit, und zum Theil sogar Rohheit, waren der Charakter derselben. Am besten und geistvollsten sind noch die kleinen Gedichte in der griechischen Anthologie, die zum Theil mit den lieblichsten Blüten des Hellenischen Alterthums um den Vorzug der Anmuth und natürlichen Schönheit streiten können. Doch noch grössere Aufmerksamkeit, als die Verfasser derselben, verdient der Syrakuser Theokritos, dem es glückte, eine Dichtart zu erfinden, die dem Geiste seines Zeitalters so gemäß war, und Anmuth und Neuheit auf das angenehmste vereinigte. Schon lange hatten Hirten bei ihren Heerden gesungen, eh' es der Kunst einfiel, durch Darstellung ländlicher Auftritte und Empfindungen der Idylle ihr Daseyn zu geben. Der Ruhm dieser Erfindung war dem Theokritos aufbehalten, auf dessen Spuren Bion und Moschos weiter gingen. Unter den Sängern der Elegie erwarben sich Philetas, Kallimachos, Hermesianax und Phanokles Ansehn, so wenig sie auch die Vergleichung mit Mimnermos, Solon, Theognis und andern früheren Elegikern aushalten mochten. Nur die Nachahmungen einiger Römer, die sich für ihre Schüler bekennen, lassen uns noch auf den Geist ihrer verlorengegangenen Werke schliessen. Die Komödie erreichte im Anfange dieser Periode durch Menander den höchsten Grad der sittlichen Ausbildung. *) Die dramatische Kunst, die Sprache der Poesie, der Philosophie, der Ausdruck des geselligen Lebens, und das gesellige Leben selber

P 2

*) Die Freiheit und komische Kraft der Komödie war dahin: durch sie konnte sich Menander nicht mehr auszeichnen, er suchte sich daher durch Humanität der Charaktere hervorzuthun.

hatten sich auf das angenehmste entwickelt und vervollkommenet. Hierdurch war die neuere griechische Komödie entstanden, welche alle die Schönheiten vereinigte, deren das Lustspiel ohne Freiheit und ohne komische Kraft empfänglich ist. Grazie im Stile, Humanität in den Charakteren, Anmuth der Diktion und Feinheit des Dialogs sind das Gepräge derselben. Die moralische Grazie des Menander war das Höchste, was der öffentliche Geschmack zu Athen noch zu fassen im Stande war. Und dennoch zog man diesem Philosophen unter den Komikern häufig andre Lustspieldichter vor, die der erschlafften Sinnlichkeit des großen Haufens schmeichelten. Auch die Muse der Tragödie weilte in diesem Zeitraum noch in Hellas, vorzüglich aber in Alexandrien. Zum wenigsten sammelten die Grammatiker Alexandriens einen Kanon alexandrinerischer Tragiker, welche sie mit dem Namen des Siebensterns belegten. Aeanthes, Alexander Antollos, der jüngere Homeros, Lykophron, Dionysides, Sositheos und Philiskos waren die Namen derselben. Uebrigens blieben ihre Arbeiten weit hinter den Meisterstücken eines Sophokles und Euripides zurück.

4.

Charakter der alexandrinischen Dichter.

Mit dem Verluste der griechischen Freiheit und des griechischen Wohlstandes hörte auch die Schönheit auf, das höchste Ziel der griechischen Kunst zu seyn. Es bildete sich daher ein ganz neuer Styl der Poesie, die alexandrinische Schule. Denn bei aller Verschiedenheit der Gegenstände, welche die alexandrinischen Dichter behandelten, kamen sie doch in den meisten Punkten

zusammen. *) Die Geschäftigkeit zu Alexandrien war von ganz andrer Art, als die rastlose Thätigkeit, welche den Athener an alle öffentliche Plätze umhertrieb. Zu Alexandrien war meistens Hang zum Gewinn das große Triebrad, welches alles in Bewegung setzte, in Griechenland hingegen war es mehr ein lebhaftes Vergnügen an mannigfaltigen Unterhaltungen des Verstandes und des Herzens. Nothwendig mußte dieser Unterschied auf die Stimmung des Geistes und Charakters der zu Alexandrien befindlichen Griechen einen beträchtlichen Einfluß haben, und sie den alten Athenern in eben dem Maasse an Grösse und Originalität nachsetzen, als der Durst nach Ansehn und Ehre edler ist, denn die Sucht, sein Vermögen zu vergrößern. Allein noch weit mehr mußte die Abhängigkeit der Dichter, nicht vom Geschmack gebildeter Köpfe, sondern von den wenigen, oft sehr eigensinnigen, Stimmen des Hofes thun. Denn der öffentliche Gebrauch der Poesie war längst nicht mehr, und mit ihm auch die ganze Bildung, welche dadurch bestimmt ward, verloren. Hierdurch war eine allgemeine Ermattung eingetreten, welche sich nicht mehr zu dem Feinen, Schönen und Liebenswürdigen erheben konnte. Die akademische Verbindung der Dichter hatte Einförmigkeit der Neigungen und des Tons erzeugt, und an die Stelle der Schönheit war Künstlichkeit getreten. So wie man sonst in den Versammlungen des freien und stolzen Volks durch das Große, Erhabene und Kühne zu gefallen suchte, so haschte man jetzt, um den Beifall der feinen Höflinge

*) Herr Professor Schlegel nimmt in seiner bereitsangeführten Abhandlung von den Schulen der griechischen Poesie, nach einem von der Kunst entlehnten Namen, die eine regelmäßige Gleichartigkeit des Styls anzeigt, vier Schulen der griechischen Poesie an: die Ionische, die Dorische, die Athenische und die Alexandrinische.

davon zu tragen, nach dem Neuen, Sinnreichen, Ungewöhnlichen. Ausser Stande durch wahre Schönheiten zu glänzen, suchte man seine Geschicklichkeit durch Befiegung grosser Schwierigkeiten zu zeigen. In dieser Absicht wählte man unfruchtbare, todte Stoffe zum Gegenstande der poetischen Darstellung, und bot alle Kräfte auf, um recht viel Gelehrsamkeit dabei zur Schau zu tragen. Man gab sich durch absichtliche Dunkelheit eine philosophische Mine, und bahlte durch künstliche Spielereien um Gunst und Ansehen. Die Sinne waren bereits zu sehr abgestumpft, als das das Gewöhnliche Eindruck darauf zu machen im Stande war. Daher nahm man, um die Aufmerksamkeit zu erregen und festzuhalten, zu dem Pikanten seine Zuflucht. Man holte aus dem Sprachschatze verjährrte und verschlagene Wörter hervor, um sich damit zu schmücken. Man entlehnte aus den ältesten Werken des Geistes Vorstellungen und Ausdrücke, um sich dadurch den Schein der Neuheit zu geben. Man raffte alle Arten von Dialecten zusammen, man plünderte alle Wissenschaften, um seinen Gedichten eine auffallende Gestalt, eine seltsame Zierde zu ertheilen. Die ernsthaften Werke trugen das Gepräge des Seltenen, des Alten, des Ueberladenen, die lyrischen Gefänge waren meistens roh und schlüpfrig. Selbst Theokritos's Idyllen sind von diesem letzten Fehler nicht frei: seine Einfalt, sagt ein geschmackvoller Kritiker, ist nicht ungebildete Natur, auch nicht Schönheit: denn sie ist ohne Gefühl für das Sittliche; sondern sie ist der Rückfall der Verderbtheit in Rohigkeit. *) Nach diesem allen ist in den alexandrinischen Werken zwar ein eigenthümlicher und neuer Styl, aber dieser ist doch eigentlich nichts Erfindenes, sondern nur Nachahmung, und eine neue Mischung des schon

*) M. f. Schlegel über die Schulen der griechischen Poesie, 398.

Vorhandenen. Man gebrauchte die Formen, die Sylbenmaasse, die Sprache aller vorigen Schulen und Zeiten, vorzüglich der ältesten. „Die Werke der Alexandriner sind zwartrocken, schwerfällig, ohne inneres Leben, ohne Schwung und Grösse: denn so wie mit der Freiheit die öffentliche Sittlichkeit verschwand; so gab es auch in der Poesie kein Pathos und kein Ethos mehr; — diese wurden eben so behandelt, wie die todtten Stoffe, welche die Künstler am liebsten zu wählen schienen. — Allein, obgleich von Schönheit gar nicht die Rede seyn kann, so haben sie doch einen bedeutenden ästhetischen Werth. Die Darstellung ist rein, objektiv, richtig und vollkommen, und in so fern für alle Zeiten bleibendes Muster, wie die griechische Kunst überhaupt.“

I. Episches Gedicht.

1. Vollständiges Epos.

Apollonios's von Rhodos Zug der Argonauten.

5.

Inhalt und poetischer Werth dieses griechischen Epos.

Die Schönheit des Epos ist die einfachste und faßlichste. Selbst ein wenig gebildeter Verstand vermag sie wahrzunehmen und sich an ihren Reizen zu weiden. Es bedarf noch keines Kunstsinns, um es ganz zu geniessen. Kein Wunder also, daß die von Homeros benannten epischen Gedichte sogleich bei ihrem Entstehen so viele Freunde, Verehrer und Bewunderer fanden. Kein Wunder aber auch, daß das Epos so früh in Griechenland sein Haupt erheben, und eine Höhe

der Vollendung erreichen konnte, über die es sich zu keiner Zeit und bei keiner Nation in der Folge empor-
 schwang. So bald der nach Bildung strebende Grieche
 zur Besonnenheit hindurchdrang, so bald erwachte in
 seinem Innern auch das Bewußtseyn reiner Menschheit,
 und alle Kräfte seines Geistes und Herzens entwickelten
 sich in der lieblichsten Harmonie und Eintracht. Nun
 war man im Stande, die einfache epische Schönheit auf
 die wilden rhythmischen Ergiefsungen folgen zu lassen,
 die noch nicht freyes Spiel, sondern blos Entledigung
 vom Drange eines Bedürfnisses waren. *) Doch mögen
 schon viele epische Gefänge verhallt seyn, ehe die Ho-
 meriden sich Unsterblichkeit des Namens erfangen.
 Denn gesetzt auch, daß wir nicht die ganze Odyssee
 und Ilias, wie wir sie jetzt besitzen, auf die Rechnung
 eines einzelnen Mannes, des Homeros, schreiben; gesetzt
 auch, daß wir annehmen, diese grossen Gefänge seyen
 aus mehreren grossen für sich bestehenden Stücken zu-
 sammengeschoben, und diese wieder da, wo Lücken
 blieben, durch kleinere Stellen aneinandergefügt; **)
 so sind doch alle diese einzelnen Gefänge, worin wir
 das grosse Ganze zerlegen können, zu schön, um für
 Erstlingsversuche zu gelt-n. Und dennoch war die Dar-
 stellung darin noch nicht reine schöne Kunst: denn Poe-
 sie, Geschichte und Philosophie waren im Homerischen
 Zeitalter noch nicht gesondert, vielmehr gab es jetzt
 statt dieser drei nur den einzigen Mythos, aus dem
 sich aber mit dem Fortgange der Zeit allmählig alle

**) M. s. die Einleitung zum ersten Theil dieses Versuchs über
 den Ursprung der Poesie, so wie die schon angeführte Beur-
 theilung von Göthe's Hermann und Dorothea in der allgem.
 Litteraturzeitung.

*) Das dies wirklich geschehn seyn müsse, macht der scharffsinnige
 Herr Professor Wolf in seinen Prolegomenen zum Homer mehr
 als wahrscheinlich.

drei entwickelten. Der Mythos war jetzt noch nicht Organ der Poesie, sondern selbst Zweck. Sein nothwendiger Begleiter vor der Bildung der Prosa war das Sylbenmaafs, ursprünglich nichts weiter, als ein Hilfsmittel für das Gedächtniß. Das einzige, was man noch kannte, war der Hexameter, der dem Sinne am leichtesten und dem Gedächtnisse am faßlichsten ist. Kein Wunder, daß er das griechische, die Musik mit Enthusiasmus liebende, Ohr so sehr bezauberte, und in dem er schwebendstätig, zwischen Verweilen und Fortschreiten gleich gewogen, ohne zu ermüden, den Hörer auf einer mittleren Höhe in angemessene Weiten forttrug, die Reize des an und für sich durch seinen Inhalt schon interessanten Epos unwiderstehlich machte. Noch mehr aber gewann das Interesse dieses Epos durch das vermehrte Leben, welches die Einwirkung der Götter in die Handlungen der Menschen hervorbringen mußte, und das sich noch ganz als Volksglauben gründete. Denn noch war der Grieche zur Zeit des homerischen Epos nicht so weit zum Lichte des Verstandes hervorgegangen, um die Kette der Ursachen und Wirkungen in der Natur zu begreifen: noch hatte er sich nicht zum Bewußtseyn der vollständigen Selbstbestimmung durch Freiheit erhoben, um der unwillkürlichen Dichtung der kindlichen Menschheit, wodurch sie die Natur zu vermenschlichen, und höhere lebendige Wesen in die Handlungen und Schicksale der Menschen zu verflechten sucht, den Glauben zu versagen. Wenn daher das homerische Epos durch die Dazwischenkunft der Götter, im homerischen Zeitalter, so sehr gewann; so geschah dies dadurch, daß der Mythos noch lebte, daß er nicht willkürliche Erfindung, sondern noch immer fortbestehender Glaube des rohen Griechen war, und als solcher desto kräftiger wirken mußte.

Aus diesen vorläufigen Betrachtungen wird sich hoffentlich ergeben, daß das Epos, diese zwar nicht höchste und vorzüglichste, aber doch reine und vollendete Gattung, nur im homerischen Zeitalter vorzüglich gedeihen und gefallen konnte, und daß jeder spätere Epiker in dem Maasse verlieren mußte, als der Mythos aufhörte als Volksglaube zu leben, und als es der Dichtkunst gelang, zu den höheren Gattungen der Lyrik und des Drama fortzuschreiten. Schon hieraus ist klar, wie sehr der Argonautenzug des Apollonios von Rhodos*) dem homerischen, im Kindesalter der griechischen Nation erzeugten und ganz auf volksmässige Wahrheit gegründeten, Epos nachstehen

*) Apollonios lebte ungefähr zwei Jahrhunderte vor Christus und hatte Aegypten zum Vaterlande. Seine Geburtsstadt war entweder Naukratis, oder Alexandrien. Er genoß Anfangs den Unterricht des Kallimachos in der Dichtkunst und Beredtsamkeit; in der Folge aber entzweiten sich beide vermuthlich aus gegenseitigem Neide über ihren Dichterruhm. Eine beißende Satyre, worin Kallimachos den Apollonios unter dem Namen Ibis durchzog, und ihn des schwärzesten Undanks beschuldigte, war die Folge dieser Entzweiung. Dies sowohl, als die kältere Aufnahme, welche sein Argonautenzug fand, bewog den Apollonios, Aegypten zu verlassen und nach Rhodos zu gehen, wo er eine Zeitlang Rhetorik lehrte. Hier feilte er auch sein Epos noch einmal sorgfältig durch, und machte sich durch seine rhetorischen Talente bei den Rhodiern so beliebt, daß sie ihm das Bürgerrecht schenkten. In der Folge aber kehrte er dennoch nach Alexandrien zurück, und erhielt nach dem Tode des berühmten Mathematikers und Geographen Eratosthenes die Aufsicht über die alexandrinische Bücherammlung. Von mehreren Schriften des Apollonios ist nur sein episches Gedicht vom Zuge der Argonauten in vier Büchern auf unsre Zeiten gekommen. Apollonii Rhodii Argonautica e scriptis octo veteribus libris, quorum plerique nondum collati fuerunt, nunc primum edidit Rich. Fr. Phil. Brunk, Argentorati 1780. Eine deutsche doch nicht sonderliche Uebersetzung in Hexametern lieferte Bodmer, Zürich 1779.

müsse; gesetzt auch, daß er nicht so viele Mängel an sich trüge, als der Verfall seines Zeitalters fast unentbehrlich machte. Die Fahrt der Argonauten aus Thessalien nach Kolchis, die schon einen früheren Dichter unter dem wahrscheinlich angenommenen Namen des Orpheus begeistert hatte, war der Gegenstand desselben. Doch ist das Epos des Apollonios ausführlicher und dichterischer als das Werk seines Vorgängers, dessen Länderkunde zumal äußerst beschränkt ist. Der Inhalt dieses epischen Gedichts ist folgender: Jason eilt nach Thrakien in Orpheus's Höhle, um diesen Helden und Dichter zur Theilnahme am Argonautenzuge zu bewegen. Die vornehmsten Helden Griechenlands brennen vor Verlangen, ihn auf diesem Zuge zu begleiten und Ruhm einzuärnten. Jason will die Führung des Zuges dem Herakles übertragen, übernimmt sie aber selber; da dieser sie ausschlägt. Am ersten Tage nach der Abfahrt aus Thessalien landet man nicht weit vom Berge Pelion, um den Kentauren Chiron zu besuchen. Von hier geht die Fahrt bei dem Berge Athos vorbei, durch den Hellespontos längs der Küste von Mysien, wo Kyzikos, der König der Doloper, die Argonauten gastfreundlich bewirthet, allein in einer Fehde derselben mit den Riesen dieser Gegend durch Herakles aus Unvorsichtigkeit des Lebens beraubt wird. Nach vorher zu Ehren des Entseelten gefeierten Leichenspielen schifft man weiter. Bey dem Berge Arganthon in Bythinien verirrt sich Herakles auf der Jagd und wird zurückgelassen. Die Argonauten aber segeln durch die Kyaneischen Klippen in den Pontos Euxinos und landen zuletzt glücklich in Kolchis. Durch einen von der Göttin Here ihm zugesandten Traum erschreckt, eilt der grausame Aetes, König von Kolchis, von seinen beiden Töchtern, Chalkiope und Medea begleitet, zum Flusse Phasis. Hier findet er den Jason mit seinen Ge-

fährten und verspricht ihnen das goldne Vlies, worum sie bitten, so fern einer aus ihrer Mitte eine Arbeit, die er ihm auferlegen wolle, zu bestehen wage. Diese Arbeit bestehe darin, einen Acker von vier Hufen mit feuerpeienden Stieren zu pflügen, eine Menge Drachenzähne als Saat in die frischgepflügten Furchen zu streuen, und die daraus erwachsenden furchtbaren Krieger zu tödten. Nach dieser Erklärung verläßt sie der König und kehrt zurück nach seinem Palaste. Medea aber eilt, aus Liebe zum Jason, heimlich wieder zu den Argonauten und schildert ihnen den der Hekate geweihten Hain, in dem das auf einer Buche ausgebreitete goldne Vlies von einem furchtbaren, nimmerschlafenden Drachen verwahrt werde. Jason, Medea, Orpheus, Kastor und Pollux gehen nun zu dem beschriebenen Baume. Orpheus besänftigt die Hekate durch ein Opfer, singt den Drachen durch ein süßes Lied in Schlummer, und setzt dadurch den Jason in den Stand, sich des Vlieses zu bemächtigen. Kaum ist das geschehen, so eilt dieser mit seinen Gefährten sogleich in das Schiff, um den Verfolgungen des Aeetes, dem die Sache hinterbracht ist, zu entgehen. Er segelt von Kolchis nach Paphlagonien, und von da den Ister, oder die Donau hinauf in das Saturnische, oder Adriatische Meer, wo ihn eine Kolchische, auf einem andern Arme des Isters früher herbeigeeilte Verfolgungsflotte, unter Abfyrtos's Anführung, erwartet. Abfyrtos aber wird durch Medea's Vermittelung hinterlistig getödtet, und die Fahrt geht darauf weiter an der Liburnischen Küste hinunter bei der Insel der Kalypso vorüber. Von hier wird das Schiff in den Eridanos getrieben, kommt dann in den Rhodanos, und aus diesem, durch das Aufonische Meer, zur Insel der Kirke. Nachdem sie hier bei der Göttin, der Schwester des Aeetes, Königs von Kolchis, kurze Zeit verweilt haben, verlassen sie die Insel, kommen

zu den Säulen des Herakles, dann in das innere, oder mittelländische Meer, und segeln endlich an der Küste Italiens hinunter nach Sicilien. Der Gesang des Orpheus sichert sie hier gegen die Lockungen der Sirenen. In Phäakien, wo sie landen, treffen sie eine große Flotte von Kolchiern. Der König Alkinoos will denselben die Medea, die dem Jason gefolgt war, Anfangs in die Hände liefern: allein seine Gattin Arete hintertreibt es durch ihre Bitten. Alkinoos verspricht nun, so fern Jason mit Medeen sich schon verbunden habe, sie nicht trennen zu wollen. Die Verbindung erfolgt: man segelt weiter und besteht in Kreta noch mancherlei Gefahren. Von hier schiffte man nach den Sporadischen Inseln, von da nach Aegina, und gelangt endlich, nachdem man bei der Küste von Attika, Euböa und Lokris vorbeigeschifft ist, zum Hafen Pagasa *). Dieser fruchtbare Mythos gab dem Apollonios eine Mannigfaltigkeit von wunderbaren Begebenheiten, die ein früherer Dichter zu einem sehr unterhaltenden Ganzen verarbeitet haben würde. Allein die Schönheit war im alexandrinischen Zeitalter einmal dahin, daher begnügte sich der eitle Dichter, statt durch eine reizende Darstellung zu vergnügen, seine Gelehrsamkeit zur Schau zu tragen. Er erzählt daher ohne Begeisterung, ohne Abwechselung, ohne Leben, und sein Epos ist mehr das Werk des Fleißes und der Künstlichkeit als des poetischen Geistes. Der Sprachforscher wird dabei seine Rechnung finden, während der Mann von Geschmack und von Kenntniß des schönen griechischen Alterthums nur hie und da auf eine Stelle trifft, in der die Schönheit, Lieblichkeit und Anmuth des Homers nochmals,

*) M. f. Scheffler's Abhandlung über die griechischen Heldendichter außer dem Homer, deren Gedichte auf unsre Zeiten gekommen sind, in Wiedeburg's humanistischem Magazin, Johannis 1787. S. 264.

wie in einem schwachen Widerscheine, sichtbar wird. Sehr richtig ist, was Longinos sagt, daß Apollonios niemals strauchelte. Allein um dies zu verhüten, wagte er es auch nie, sich zu erheben, weil er sich nicht Kraft genug zutraute, die höheren Gegenden des poetischen Gebiets zu ersteigen. Daher blieb er denn, so wie die übrigen Dichter seines Zeitalters, zwar von den Fehlern großer Geister frei, dagegen war er auch nie so glücklich, ihre Schönheiten zu erreichen. Mit einer tadellosen Mittelmäßigkeit zufrieden, überließ er sich niemals jener heftigen Begeisterung, die das Gemüth erschüttert und an großen glänzenden Gedanken und erhabenen Bildern fruchtbar ist. Uebrigens ist der in seinem Gedichte herrschende Ton größtentheils der vertrauliche Ton solcher Personen, die sich in einem so engen Raum, wie ein Schiff hat, zusammenfinden. Die Charaktere der einzelnen Personen sind den Vorstellungen, welche uns die mythische Geschichte davon macht, ziemlich angemessen. Sie sind indess nicht scharf gezeichnet, und laufen alle in einigen allgemeinen Zügen zusammen. Die Hauptzüge derselben sind: Ehrfurcht vor den Göttern, Eifer im Dienste derselben, Freundschaft und Gefälligkeit gegen einander, Uner-schrockenheit in Gefahren und Verachtung des Todes, wo ihn Ehre und Pflicht erfordern. Here ist allenthalben bei der Fahrt der Argonauten geschäftig und leitet dieselben. Die Helden sind, ohne fremden Einfluß zu ahnen, gleichsam nur Werkzeuge in ihren Händen. Durch eine ziemlich genaue, oft auch angenehme Schilderung lebloser und belebter Dinge weifs der Dichter ein gefallendes Licht über einen großen Theil des Ganzen zu verbreiten. Dabei weifs er hie und da das Gesagte auch durch passende Bilder und Gleichnisse anschaulich und interessant zu machen. *) Um unsern

*) M. f. Sulzer's Theorie, unter dem Artikel: Argonautika.

Lesern eine kleine Probe von dem Geiste und der poetischen Geschicklichkeit des Dichters zu geben, wählen wir die Rede des Aeetes an Jason und seine Gefährten, so wie Jason's Antwort und die Schilderung vom Erwachen der Liebe in Medea's Herzen. Die Söhne des Phrixos, die auf ihrer Reise nach Hellas Schiffbruch gelitten hatten, waren unterwegs auf das Schiff Argo gestoßen und mit den Argonauten nach Kolchis zurückgekehrt. Hier machten sie den König Aeetes mit Jason's Absicht bekannt, und seine, vom heftigsten Zorn ihm eingegebene, Antwort war folgende:

Flieht ihr nicht gleich hinweg aus meinen Augen, Verwagne!

Und verlasset das Land, von euren Ranken begleitet,

Eh das verderbliche Vlies ihr noch und den Phrixos gesehn

habt,

Die zu entführen ihr kamt? Doch ob des Vlieses allein nicht

Seid ihr jetzt hier: nein, daß ihr Kron' und Scepter mir raubet!

Hattet zuvor ihr euch nicht an meiner Tafel gesättigt?*)

Traun! die Zunge riß ich aus, und haute die Hände

Beid' euch ab, nur die Füß' allein, aus Erbarmen, euch schen-

kend,

Und stieß' also euch fort, um nimmer wieder zu freveln:

Denn die Unsterblichen selbst im Olympos habt ihr belogen!

Also sprach er ergrimmt. Dem Aiakiden entbrannte

Stracks voll Zornes das Herz. Sich selbst zum Verderben er-

wiedert

Hatt' er die Red' itzt gern; doch ihn schweigte Aeson's Er-

zeugter,

Dieser kam ihm zuvor mit sanft einschmeichelnden Worten:

*) So sehr ehrte man in Griechenland das Gastrecht, daß man denjenigen, mit dem man an einer Tafel gegessen hatte, selbst dann nicht zu beleidigen wagte, wenn er sträfliche Absichten hatte. Apollonios trägt diese Sitte auch auf den König von Kolchis über.

Zürne, Aetes! nicht ob meiner Genossen: denn, wahrlich!

Kommen wir nicht aus Gewinnsucht hieher zu deinem Palaste,

Oder in deine Stadt. Wer durchschiffte' ob fremdes Besitzes

Je schon so weite Meer? Es zwingt ein zürnender Gott mich,

Mich das harte Gebot von einem grausamen König.

Hör uns Bittende drum! Im ganzen Hellas verbreiten

Will ich alsdann dein Lob. Auch erbieten jetzt wir uns alle,

Unseren Dank dir sogleich im Schlachtgewühl zu bezeigen,

Sei's nun, daß du gebeutst mit den Sauromaten zu streiten,

Oder ein anderes Volk dir in's Joch, wo es wohne, zu beugen.

Also sprach er ihm sanft mit Worten schmeichelnd. Doch

zwiefach

Wogt' in Aetes Brust der Gedanke: ob er die Helden

Stracks angreifend hinab in des Tartaros Wohnungen sende,

Oder prüfe, wie mächtig ihr Arm sei. Dieses von beiden

Schien ihm das Beste zuletzt: drum sprach zu jenem er also:

Fremdling, sage, was frommt es uns, hier mit Worten zu ha-
dern?

Seid ihr wirklich vom Stamme der seligen Götter, wie? oder

Kamt ihr, an Muth mir gleich, hieher zum fremden Gestade?

Sieh dann empfängst du das goldne Vlies, doch geprüft nur

empfahest

Du es, so bald dir's beliebt: denn ich zürne nicht tapferen Män-

nern,

So, wie den Herrscher von Hellas ihr selber erst mir gepriesen. *)

Aber ein Kampf ist die Prüfung, der Muth und Mannskraft er-

heischet,

Und den ich selbst, wie gefährlich er sei, nicht selten bestehe.

Siehe,

*) Ich lasse allen tapfern Männern, die so sind, wie ihr euren Kö-
nig gepriesen habt, gern Gerechtigkeit wiederfahren. Nur dem
Feigen bin ich schrecklich.

Siehe, des Ares Feld durchweiden zweie der Stiere,
 Flammen athmet ihr Maul und ihre Füße sind ehern.
 Diese nun treib' ich über des Ares hartes Gefilde,
 Vier der Hufen lang, und stracks ist alles durchpflüget.
 In die Furchen dann sa' ich, nicht Korn der Ernährerin Dao,
 Sondern die Zähne zumal von einem erschrecklichen Drachen.
 Krieger erwachsen darauf, von Waffen umklirret, die mah' ich
 Schnell mit der Lanze hinweg, so sehr sie auch rings mich um-
 wüten.

Morgens spann ich die Stier' in das Joch, und ruhe am Abend
 Von der Aernte mich aus. Auf! kannst du nun gleiches voll-
 enden;

Siehe, so magst du das Vlies alsbald dem Könige bringen;
 Aber nicht eher erwart' es von mir zu empfangen: denn nimmer
 Ziemet es sich, daß ein tapferer Mann dem Erschrockenen
 weiche.

Also sprach er; doch stumm saß jener, die Augen zur Erde
 Starr gesenkt, und verlegen, wie er am besten sich rathe.
 Lange wälzet' er hin und her in der Brust den Gedanken,
 Ob ihm auch wohl das Geschäfte — denn mühevoll war es —
 gelinge.

Endlich erwiedert' er drauf mit verständigen Worten dem König:

Wahrlich, Aeetes, schwer, doch mit Recht, ist, was du ge-
 bietest:

Aber wie schwer er auch sei der Kampf, ich will ihn bestehen!
 Ob ich dem Tod' auch erliege, denn traun! nichts härteres
 giebt's ja,

Als das herbe Geschick, das auf meines Königs Gebot mich
 Zwang, an dies ferne Gestade hieher durch Meere zu segeln!

Sprach's mit beklommener Brust. Dem Bangenden aber ver-
 setzte,

Schreckenden Blicks, Aetes darauf die dräuenden Worte:

Gehe zu deinen Genossen nun hin, da den Kampf du verlangest.

Fürchtest du aber, das Joch auf die Rinder zu legen, und weigerst

Dich das verderbliche Feld zu mäh'n, dann will ich schon sorgen,
Dass sich hinfort auch Andere scheun den Stärkern zu reizen. *)

Also der König mit Drohn. Da erhub vom Sitze sich Jason,

Telamon auch stand auf, und Augeias. Es folgte Argos

Von den Brüdern allein: denn, seinem Winke gehorsam,

Blieben die andern zurück im Gemach: doch jene enteilten.

Aber vor allen umfloss der Schönheit Glanz und der Jugend
Aeson's stattlichen Sohn. Nach ihm schielte, verstohlenes Blickes,

Unter dem bergenden Schleier hervor die schüchterne Jungfrau,

Still verzehrend ihr Herz mit verborgener Flamme. Dem Traum
gleich,

Eilte, sehnend, ihr Geist des Verschwindenden rüstigem Schritt
nach.

Kummer im Busen, verliessen sie jetzt das Gemach des Aetes.)

Aber Chalkiope gieng, ob des Vaters Ingrimms erbebend,

Samt den Söhnen hinauf in ihr Zimmer. Auch eilte Medea

Aus dem Gemach, ihr Herz von Eros's Pfeilen verwundet.

Alles noch sah ihr Blick. Des Körpers Wuchs, die Gewande,

Welche der Jüngling trug, wie er sprach, wie er saß auf dem
Sessel,

Wie er die Burg verließ. Sie wahn' in seligem Taumel,

Keiner der Männer gleich' ihm sonst. Die Stimme des Jünglings

Tönt' ihr noch immer in's Ohr, und die lieblichen Wort' ihr
noch immer,

*) Dann will ich eine Rache an'dir üben, die hinfort einen jeden
schrecken soll, meinen Zorn zu reizen.

Den er geredet. Sie behte für ihn, es möchten die Stiere,
 Oder Aeetes selbst ihn erwürgen. Sie klagt' ihn, als Todten,
 Schon, und es rollten ihr heifs von der Wange die Thränen des
 Schmerzes.

Leise murmelte dann, und mit Schluchzen, Medea die Worte:

Ach! was qual' ich Unglückliche mich doch so schrecklich? —

Verliert er

Unter den Helden der Edelste, oder der Feigste, sein Leben;
 Kümmerst dies mich? Er sterbe! — Doch nein, er lebe! er
 lebe!

Dies geschehe, Perseis, *) du hehre mächtige Göttin!
 Heim in sein Vaterland kehre er, entronnen. Doch will das Ge-
 schick es,

Dafs er den Stieren erliege; so höre zuvor er noch dieses,
 Dafs sein trauriges Loos nicht mir Vergnügen gewähre!

Also qualte die Jungfrau ihr Herz mit tobenden Sorgen.

b. Kleinere epische Gedichte.

*Herakles der Löwenwürger, Herakles als Knabe, Mo-
 schos's Europa.*

Zu den' Zeiten der alexandrinischen Dichter hatte
 man zum längeren Epos entweder nicht mehr Kraft und

Q 2

*) Perseis, sonst Hekate, eine Göttin, welche auf die Frucht-
 barkeit der Erde, so wie auf das Glück und Unglück, auf die
 Gewerbe und Beschäftigungen der Menschen sehr viel Einfluss
 hatte. Unter den vielen Kräften, welche die Dichter ihr beile-
 gen, ist auch die Zauberkraft. Da nun auch Medea sich auf den
 Gebrauch der Zaubermittel verstand, und folglich die Huld der

Odem genug, oder man fing an, zu bemerken, wie wenig sich diese einfache Dichtart der beginnenden griechischen Kultur für das Zeitalter der Ptolemäer schicke. Da man sich nun gleichwohl durch den großen Ueberfluß an interessanten und leicht zu bearbeitenden Mythen häufig versucht fühlte, daraus zu dichterischen Belustigungen Stoff zu entlehnen; so bildeten sich die kürzeren epischen Gedichte, oder mythischen Erzählungen, deren sich noch mehrere bis auf unsre Zeiten erhalten haben. Das Bruchstück eines ausführlicheren, dem Theokritos mit Unrecht beigelegten, erzählenden Gedichts, das unter dem Titel Herakles der Löwenwürger auf uns gekommen ist, verdient unter denselben höchstwahrscheinlich eine Stelle.*) Dafs dieses Gedicht, so wie wir es jetzt besitzen, nicht vollständig, sondern sowohl im Anfang als am Ende verstümmelt sei, lehrt der Augenschein. Allein weniger klar ist der Verfasser desselben, so wie das Zeitalter seiner Entstehung. Die Kritiker waren vielleicht noch niemals in ihren Urtheilen über ein Gedicht so getheilt, als bei diesem. Die einen finden ganz den Geist und die Manier des Theokritos in demselben, andre hingegen können es nicht begreifen, wie man diesen Sänger des Landlebens zum Verfasser dieser mythischen Erzählung machen könne. Auch der Werth derselben ward bald zu sehr erhoben, bald zu tief herabgesetzt. Das Abenteuer des Herakles, wo er an Ei-

Hekate in vorzüglichem Grade genoß; so wird diese hier von ihr angerufen, um so mehr, da diese Göttin durch ihre Zauberkraft auch den Jason zu retten im Stande war.

*) M. f. über dies Gedicht: *Adumbratio quaestionis de carminum Theocriteorum ad genera sua revocatorum indole ac virtutibus auctore Eichstaedt* p. 26. f. — Köppens griechische Blumenlese, I, 147. — Charakter der vornehmsten Dichter, I, 1. S. III. f.

nem Tage alle Stallungen des Augias reinigte, macht den Inhalt davon aus. Herakles gieng, zu diesem neuen Abenteuer aufgefordert, nach Elis. Hier traf er einen Hirten des Augias bei der Heerde an. Er fragte ihn nach dem Besitzer der Heerde. Die Antwort des Hirten nun ist der Anfang dieses Bruchstückes. *) Herakles erklärt darauf, daß er zum Augias selber wolle, und erfährt von dem treuherzigen und gutmüthigen Hirten, daß sich der König samt seinem Sohne so eben bei der Heerde befinde. Nachdem darauf der Held bei einer sich darbietenden Gelegenheit einen Beweis seiner Stärke gegeben hat, geht er mit des Augias Sohne, Phylens, in die Stadt, und erzählt dem königlichen Jüngling auf dem Wege seinen Kampf mit dem Nemeischen Löwen. Mit dieser Erzählung schließt sich das Bruchstück. Der verlorengegangene Schluß des Gedichts erzählte wahrscheinlich noch die Ankunft des Herakles und seines Begleiters in der Stadt, das Anerbieten des rüstigen Abenteurers die Stallungen des Augias zu reinigen, und die Ausführung desselben. Ein Urtheil über die Oekonomie und den Werth des Ganzen ist bei der Verstümmelung, welche diese mythische Erzählung erlitten hat, nicht gut möglich. Betrachten wir aber diese dichterische Trümmer, wie sie jetzt vor uns liegt, so können wir an ihr eben so wenig gewisse Schönheiten übersehen, als die Fehler derselben verkennen. Die Treuherzigkeit, womit der Hirt den Herakles als einen Fremden aufnimmt und unterrichtet, die Urbanität, womit er

*) Köppen in seiner griechischen Anthologie urtheilt gewiß zu vorthailhaft von diesem Bruchstück, das er für die Trümmer eines längern epischen Gedichts, einer vollständigen Heraklea, halt. So wenig man demselben auch alle Schönheiten absprechen kann, so wenig kann man auch, wenn man es ohne vorgefaßte Meinung liest, den sklavischen Nachahmer des Homeros darin verkennen, der gewiß nicht in der Blüthezeit der griechischen Dichtkunst leben konnte.

ihn behandelt, und die ihm ganz natürlich zu seyn scheint, und die Bezähmung aller Neugierde, so viel Mühe sie ihm auch kostete, müssen jedem unbefangenen Freunde der Natur und guter Sitten gefallen. Eben so angenehm sind auch die naiven, den Stand des Hirten charakterisirenden, Bemerkungen, die er allenthalben einstrent, so wie die, wie von ungefähr herbeigeführte, Gelegenheit, die den Herakles in den Stand setzt, Beweise seiner Stärke und seines Muths zu geben. Selbst das Gemälde, welches der Held dem Sohne des Augias von seinem Kampfe mit dem Nemeischen Löwen entwirft, ist nicht ohne lebendige Darstellung und mannigfaltige Reize. Dagegen hält sich der Dichter zu oft und zu gern bei Nebensachen auf und verliert die Hauptsache darüber zu sehr aus den Augen. Von der Art ist die Erzählung des Hirten von den Hunden, die den Herakles mit Gebell empfangen. Ein Sänger aus den bessern griechischen Zeiten würde sich weit kürzer gefaßt, und mit einem leichten Pinselstrich bezeichnet haben, was hier zuweilen mit einer frostigen Ausführlichkeit geschildert ist. Nicht minder fehlerhaft ist es, daß der Dichter Sachen durch ein fortlaufendes Band der Erzählung mit einander vereinigt, welche durch die Zeit gefondert waren, und daß er über Dinge, die für seine Absicht wichtig sind, gar zu schnell hinwegschlüpft. Am unangenehmsten aber fällt dem Leser das auf, daß Herakles, nachdem er zum Augias geführt ist, und mehrere Beweise seines Muths gegeben hat, die Absicht seiner Hieherkunft so sehr vergißt, daß er, ohne derselben zu erwähnen, mit dem königlichen Jüngling in die Stadt geht. Endlich verräth eine zu sichtbare

*) M. s. hauptsächlich die scharfsinnigen Urtheile des Herrn Prof. Eichstadt in der angeführten lateinischen Schrift, wo er auch zugleich aus innern Gründen beweist, daß Theokritos nicht Verfasser dieses Fragments seyn könne.

Nachahmung des Sängers der Ilias, ein zu mühsames Zusammenlesen seines Ausdrucks, seiner Bilder, seiner Wendungen zu sehr die Armuth des Geistes, als daß wir dies mit Vergnügen bemerken konnten. Aus diesem Grunde ist es zugleich nicht wahrscheinlich, daß das Bruchstück ein Theil der alten Heraklea des Pisander von Kamiros, oder des Panyases, oder sonst eines der frühesten Sänger der Thaten des Herakles sei. Gewiß ist es die Arbeit späterer Zeiten, wo der griechische Geist bereits entwichen war, und wo man sich schon gefiel, wenn man nur Worte und Redensarten der Alten zu einem Gedichte zusammenzureihen wußte. Daß aber Theokritos nicht Verfasser dieser epischen Erzählung sei, beweist der auffallende Unterschied, den wir zwischen der Manier und Sprache dieses und der theokritischen Werke finden. Mit mehrerem Rechte wird dem Theokritos ein anderes episches Gedicht verwandten Inhalts beigelegt, das sich unter dem Titel *Herakles* als *Knabe* unter den Idyllen dieses angenommenen Dichters findet.*) Auch hiervon ist der Schluss ein Raub der Zeiten geworden. Die ersten Lebensjahre des Herakles, als die Verkündiger seines künftigen Ruhmes, sind der Inhalt desselben. Die rachsüchtige *Here* sendet in der Nacht zwei furchtbare Schlangen, um den ihr verhassten Herakles zu tödten. Iphikles, der um eine Nachtlänge jüngere Bruder des Abenteurers, erhebt bei dem Anblick der beiden Ungeheuer ein lautes Geschrei, tritt die Decke mit seinen Füßen hinweg und bemüht sich zu entfliehen. Herakles aber, wiewohl er erst zehn Monden zählt, beginnt voll göttli-

*) Herr Prof. Eichstädt findet es aus mehreren Gründen wahrscheinlich, daß Theokritos der Verfasser dieses vom Herrn Professor Schneider zu tief herabgesetzten Bruchstücks sei. M. f. Eichstädt *Adumbratio quaest. de carm. Theocrit. indole etc.* Schneider über Pindars Leben und Schriften S. 75 — 78.

chen Heldenmuthes einen Kampf mit den Schlangen. Indessen erwacht Alkmene über Iphikles Geschrei. Sie weckt den Amphitryon und lenkt seine Aufmerksamkeit auf den Lärm im Hause. Dieser ergreift alsbald sein Schwert, ruft die Sklaven herbei, und findet den Herakles, der die erwürgten Schlangen jugendlich frohlockend seinem Vater zu Füßen legt. Kaum ist der Morgen begonnen, so schickt die besorgte Mutter zu dem Seher Tiresias, und befragt ihn über den wunderbaren nächtlichen Vorfall. Tiresias verkündet nun die künftige Grösse und den unsterblichen Ruhm, den der Herakles erwarte. Zugleich befiehlt er, die Schlangen um Mitternacht zu verbrennen, ihre Asche in einen Fluß zu werfen, und dem Zeus zu opfern. Hierauf giebt der Dichter noch über die Erziehung des Herakles Auskunft. Sei nun dieses Gedicht ein für sich bestehendes, nur am Ende verstümmeltes Ganzes, oder vielleicht ein Theil eines größeren Epos, es empfiehlt sich durch eine gewisse edle Einfalt, durch Wahrheit der Empfindung, durch Würde und Gedrängtheit der Gedanken, durch Kraft und Bestimmtheit des Ausdrucks, durch eine leichte und doch genaue Verbindung der einzelnen Theile zu einem wohlgeordneten Ganzen. Die Charaktere der handelnden Personen darin sind wahr und richtig und durchaus der griechischen Ritterzeit angemessen. Amphitryon zeigt Ernst und männliche Würde. Er beschäftigt sich mit dem Zurechtleger des heldenmüthigen Herakles, während die weichere Mutter den halbentseelten Iphikles in Schutz nimmt. Alkmene ist neugierig, besorgt, furchtsam, eine zärtliche liebevolle Mutter. Iphikles verräth eine seinem Alter durchaus gemäße Furcht: desto heller strahlt die Unerschrockenheit des Herakles hervor, der, weit entfernt vor den Schlangen zu zittern, sie in seinen Armen erdrückt. Ganz nach den Sitten der griechischen Ritterperiode legt Alkmene

ihre beiden Kinder auf einen Schild, und wir erwarten von denen mit allem Rechte kühne und unerschrockene Thaten, denen ein Schild zur Wiege diene. *)

— Noch gehören zu den kleineren epischen Gedichten, oder mythischen Erzählungen aus dieser Periode der griechischen Dichtkunst die dem Theokritos gleichfalls beigelegten Stücke: *Hylas*, die *Dioskuren* und die *Mänaden*. Allein so vorthailhaft sich auch das erstere derselben auszeichnet, so würd' es uns doch zu weit führen, wenn wir uns noch länger dabei aufhalten wollten. Wir gehen daher zu einem ähnlichen Denkmal des griechischen Geistes, zu dem unter *Moschos's* Namen bekannten epischen Gedichte: *Europa*, über. Die schöne Rundung dieses angenehmen in sich selbst vollendeten Ganzen, der leichte natürliche Fluß der Erzählung, die liebliche Fülle der Bilder, die lebhaft und interessante Darstellung der darin geschilderten Auftritte, die passende sanft dahingleitende Sprache — alles erhebt dieses Gedicht zu einer der schönsten Kunstbildungen der späteren griechischen Dichtkunst. Statt den Inhalt dieser interessanten mythischen Erzählung aus einander zu setzen und ihre Schönheiten zu zergliedern, lese man sie hier selber nach der eben so treuen als reizenden Vossischen Verdeutschung :

Kypris schuf der Europa vordem ein liebliches Traumbild,
Wann das endende Drittel der Nacht annahet dem Frühroth;
Wann mit des Honiges Süße der Schlaf umschwebend die Wimpern,
Alle Gelenk' auflöset, und sanft die Augen verbindet.
Jetzo, da untrughafter Erscheinungen Trupp sich umherSchwingt,
Lag vom Schlummer betäubt im Obergemach des Palastes

*) M. f. über dieses Gedicht: Einige Bemerkungen über das vier und zwanzigste Gedicht des Theokrit von L. Wachler, Herford 1794. In diesem geschmackvollen Schulprogramm sucht der Verfasser Herrn Professor Schneider's Urtheil zu berichtigen.

Phönix Kind, die annoch jungfräuliche Europa, *)

Und ihr dächt, als stritten um sie zwei Vösten der Erde,

Asia samt Europa in weiblicher Bildung erscheinend.

Jene trug die Gebärden der Fremdlingin; diese war heimisch

Anzuschau'n, vorstrebend, die eigene Tochter zu halten;

Denn sie sprach, wie sie solche gebar, wie selber auch aufzog.

Aber die andere stark mit gewaltigem Arme sie fassend,

Raffte die nicht Unwillige fort; denn sie sagte: bestimmt sei

Ihr vom Donnerer Zeus zum Ehrenloos die Europa.

Auf von dem Lagergewand' entsprang die erschrockene Jungfrau,

Und ihr klopfte das Herz; denn sie sah als wach die Erscheinung.

Lange saß sie vertieft und sprachlos; beide noch immer

Schaute sie vor dem geöffneten Blick, die Gestalten der Weiber.

Endlich begann ausrufend mit lauter Stimme die Jungfrau:

Wer hat solche Gesichte mir zugesandt von den Göttern?

Welcherlei sind, die eben vom Lagergewand' in der Kammer

Aus so lieblichem Schlummer empor mich schreckten, die Träume?

Wer die Fremdlingin doch, die hell im Schlafe mir vorkam?

Wie sie das Herz mir erfüllte mit Sehnsucht! Wie sie auch selber

Liebevoll mich empfing, und als eigene Tochter mich ansah!

Wenden mir doch zum Guten den Traum die seligen Götter!

Dieses gesagt, aufsprang sie, und suchte sich traute Gespielen,

Gleich an Alter und Wuchs, treuherzige, edelentsprossne:

Welchen sie stets mitspielte, so oft zum Reigen sie vortrat,]

Auch wann sie klärte den Reiz im Vordergrund stürzender Bäche,

Oder in grüner Au sich duftende Lilien abbrach.

*) Europa war die Tochter des Phönix, nach Andern des Agenor, Königs von Phönikien. Sie ward durch Zeus Umarmung Mutter des Minos, Sarpedon und Rhadamanthos. Um sie aufzufuchen, mußte ihr Bruder Kadmos auf Geheiß seines Vaters alle Länder der Erde durchreisen. Allein sein Nachforschen war vergeblich.

Jen' erschienen ihr bald, und jegliche trug in den Händen
 Einen Korb für Blumen. Hinaus zu den Wiesen nun gieng man,
 Längs dem Meer, wo sie immer im traulicher Schaar sich ver-
 sammelt,
 Sich der entknospeten Rose zu freun, und des Wellengeräusches.

Einen goldenen Korb auch führte Europaia,
 Angestaunt und bewundert, ein edeles Werk des Hephästos,
 Den er der Lybia schenkt', als jen' in das Lager Poseidon's
 Wandelte; sie dann schenkt' ihn der reizenden Telephaessa,
 Welche vom Stamm ihr entblüht, und der unverlobten Europa
 Reichte das Wundergeschenk die Erzeugerin Telephaessa.

Drauf erhoben sich viel Abbildungen kunstreich stralend. *)
 Drauf war hell aus Golde geformt die Inachische Io,
 Noch als Kuh erscheinend, und nicht in weiblicher Schönheit
 Ungestüm mit den Füßen durchrannte sie salzige Pfade,
 Einer Schwimmenden gleich; und blau war die Farbe des Meeres.
 Auch zween Männer erhöht auf der oberen Stirn des Gestades
 Standen zugleich, und staunten die meerdurchwandelnde Kuh an.
 Dort war Zeus gebildet, wie sanft er mit göttlicher Hand sie
 Streichelte Inachos's Kuh, die am siebenmündigen Neilos
 Aus schönhörnigem Rind' er umschuf wieder zum Weibe.
 Silber schien der Neilos, als flutet' er; aber die Kuh war
 Schön von Erz; und selber in goldener Bildung erschien Zeus.
 Nah auch, unter dem Kranze des wohlgeründeten Korbes
 War Hermeias geformt; und neben ihm streckte sich lang hin
 Argos, bestellt zum Wächter mit niemals schlafenden Augen.
 Ihm aus purpurnem Strome des Todesblutes erhob sich

*) Die griechischen Dichter gefallen sich sehr in dergleichen Schilderung: daher finden wir dieselben häufig. Keine aber erreicht die homerische Beschreibung des Achillischen Schildes, weil wir hier jede Figur gleichsam selbst vor unsern Augen entstehen sehn.

In vielfarbiger Blüthe der Fittige prangend ein Vogel,
 Aufgerollt das Gefieder; *) und gleich dem geflügelten Meer-
 schiff

Ueberwölbt' er den Rand des goldenen Korbs mit den Federn,
 Solch ein Korb war jener der lieblichen Europaia.

Als sie nunmehr des Gestads vielblumige Wiesen erreicht;
 Jetzo das Herz mit Blumen erfreuten sie, andre mit andern.
 Diese brach sich Narkissos, den Duftigen; jen' Hyakinthos;
 Jene Serpyll und jene Violen sich. Viele der Kräuter
 Neigten zur Erde das Haupt in den lenzgenährten Wiesen.
 Andern gefiel's, dem Krokos die goldene Krone voll Balsams
 Rasch zu entziehen um die Wette. Die Herrscherin selbst in der
 Mitte

Stand mit den Händen die Pracht der feurigen Rose sich pflückend:
 Anmuthsvoll, wie im Kreis der Chariten stralt Aphrodite.
 Lang, ach! sollte sie nicht ihr Herz mit Blumen erheitern,
 Noch unverletzt ihn bewahren, den heiligen Gürtel der Keuschheit.
 Denn der Kronide fürwahr, wie er jene geschaut, so entbraunt'
 ihm

Jählich das Herz, durchdrungen vom unversehnen Geschosse
 Paphia's, welche allein auch Zeus vermag zu bezwingen.

Siehe, zugleich auslenkend dem Zorn der eifernden Here,
 Und dem Mägdlein trachtend den zarten Sinn zu verleiten,
 Barg er den Gott in fremde Gestalt, und machte zum Stier sich:
 Nicht wie einer im Stalle genährt wird, noch wie gestalter
 Einer das Brachfeld furcht, den gebogenen Pflug hinziehend;
 Auch nicht, wie in der Heerd' ein weidender, oder wie jener,
 Welcher gespannt in das Joch am belasteten Karren sich abmüht.

*) Aus dem Blute des Argos entstand nach der mythischen Sage
 der Pfau, in dessen Schweif die Augen des durch Hermes er-
 würgten Hüters der Io versetzt wurden.

Diesem war der übrige Leib hellbräunlichen Haares;
 Aber ein silberner Kreis durchschimmerte mitten die Stirne;
 Blaulich glänzten die Augen und voll ausfunkelnder Sehnsucht;
 Gleichgekrümmt mit einander entstieg das Gehörne der Scheitel,
 Wie im gelalbeten Rande die kreisenden Hörner des Mondes.

Also kam er zur Wief', und nicht erschreckte die Jungfrau'n
 Seine Gestalt; nein, allen gelüstete, nahe zu wandeln,
 Und zu betasten den lieblichen Stier, der Ambrosia hauchend
 Fernher auch des Gefildes balsamische Würze besiegte. *)
 Und er stand vor den Füßen der tadellosen Europa,
 Leckt' ihr dann sanftmüthig den Hals, liebkosend dem Magdlein;
 Jene streichelt' ihn rings, und den häufigen Schaum von dem
 Mund ihm

Wischte sie ab mit schonender Hand, und küßte den Stier
 nun. **)

Aber mit lindem Gebrumm antwortet' er: das man melodisch
 Aus Mygdonischer Flöte den Wohllaut wählte zu hören.
 Dann vor die Füß' ihr hockend, betrachter' er Europeia,
 Hoch den Nacken gedreht, und zeigt' ihr den mächtigen Rücken.
 Jetzo erhob sie die Stimm' in der Schaar tieflockiger Jung-
 frau'n:

Freundinnen, kommt, ihr trauten Gespielinnen, das wir auf diesem
 Stiere zusammengesetzt uns belustigen! Alle ja wahrlich
 Nimmt er auf, wie ein Schiff mit untergebreitetem Rücken.
 Fromm ist dieser zu schaun, der Freundliche, welcher so gar nicht
 Gleicht den anderen Stieren: denn fast wie mit menschlichem
 Geiste

*) Der balsamischer duftete, als ringsumher die Kräuter und Blumen der Wiesen.

**) Diese ganze Schilderung ist meisterhaft! Sie kann daher von keinem schlechten Dichter entworfen seyn.

Blickt er verständig umher. Nichts fehlet ihm außer die Sprache!

Also redete jen', und bestieg holdlächelnd den Rücken;
Auch die anderen wollten. Da sprang, wie im Fluge, der Stier auf,
Weil er geraubt, die er suchte', und rasch zu dem Meere ge-
langt' er;

Rückwärts wandte sich jen' und rief den trauten Gespielen,
Bange die Händ' ausbreitend; doch konnten sie nicht sie errei-
chen.

Als nun den Strand er ereilt, fort stürmet' er, gleich dem Delphine.
Nereus Töchter enttauchten der salzigen Fluht; und sie alle
Sitzend auf schuppigen Rücken der Scheufale scharten sich rings-
um. *)

Auch er selbst auf den Fluhten, der tosende Ländererschütterer,
Ebnete weit das Gewog' und gieng durch salzige Pfade
Seinem Bruder voran; und um ihn zogen versammelt
Triton's Söhn' im Gewässer der Meerabgründe geherbergt,
Aus langwindenden Schnecken die Brautmelodie aufstönend.

Jene nunmehr, wie sie saß auf Zeus stierförmigem Rücken,
Hielt sein Horn in der Hand, das ragende, und mit der andern
Zog sie des Purpurgewandes Umfaltungen, daß ihr den Saum
nicht

Feuchtete, **) schlagend empor, das Geschaum unermesslicher
Salzfluht.

Hoch aufschwoll um die Schulter das weite Gewand der Europa,
Gleich wie ein Segel des Schiffs und hob die erleichterte Jungfrau.

Aber nachdem sie ferne vom heimischen Lande getrennt war,
Und kein Ufer erschien/voll Brandungen, oder ein Beirghaupt,

*) Das ganze Meer mit allen seinen Bewohnern ward bei der An-
näherung des göttlichen Stieres rege. Alles schaute voll Neu-
gierde und Verwunderung aus den Wellen.

**) Auch dieser Zug des Gemäldes ist meisterhaft.

Oben nur Luft und unten der endlos wogende Abgrund,
 Jetzo sich weit umschauend, erhob sie die Stimm', und begann so:

Göttlicher Stier, o wohin? wer wärest du? wie doch, o Wunder!
 Mit schwerwandelnden Füßen hindurchgehn, ohne des Meeres
 Woge zu scheun? Nur Schiffen ja sind durchgehbar die Meere,
 Rennern der Flut! doch Stiere verabscheun die salzigen Pfade.
 Wo wird süßes Getränk, wo Speise dir seyn in der Salzfluth?
 Bist du ein Gott? Warum ungöttliche Thaten verübet?
 Nie doch wagen Delphin' auf dem Lande wo, nimmer auch
 Stiere

Ueber die Fluhten zu gehn: du aber auf Land und auf Meerfluth
 Stürmst ungenätzt einher; und es sind dir die Klauen wie Ruder.
 Bald vielleicht auch über die bläuliche Luft dich erhebend,
 Wirfst du mir hoch auffliegen, wie raschgeflügelte Vögel!
 O mir ganz und durchaus Unglücklichen! die ich die Wohnung
 Unsers Vaters verließ, und diesem Stier mich vertrauend
 Eine befremdende Fahrt antrat, und irre so einsam!
 Aber, o du, Obwalter des grauen Meers, o Poseidon,
 Mögst voll Huld mir begegnen! Denn anzuschauen erwart' ich
 Ihn, der einher mir bahnet die Fahrt, Vorläufer des Weges!
 Nicht ohn' einigen Gott durchwandl' ich die flüssigen Pfade!

Jene sprach's; ihr rufte der Stier mit hohem Gehörn' zu:
 Fröhliches Muths, Jungfrau! nicht angst vor dem Wogenge-
 stümmel!

Sieh, ich selber bin Zeus, und nahe dir schein' ich von Ansehn
 Als ein Stier; denn ich kann in Gestalt mich bergen nach Willkür.
 Schmachtend um dich durchwandl' ich die ungeheuren Gewässer,
 Anzuschau'n, wie ein Stier. Doch bald empfähet dich Kreta, *)

*) Kreta, Zeus's Geburtsland, ist durch eine Menge von Mythen
 berühmt und durch viele Dichter besungen worden. Am be-
 rühmtesten aber ward diese Insel durch die Weisheit und Gerech-

Welche mich selbst auch genährt, wo schon ein bräutliches Lager
Deiner harret; denn du sollst mir herrliche Söhne gebären,
Stab und Gewalt zu tragen vor allem Volke des Landes.

Sprach's; und alles geschah, wie er redete. Denn es erschien
jetzt

Kreta; und Zeus, von neuem in andre Gestalt sich verwandelnd,
Lösete jener den Gurt, und ihm rüsteten Horen das Lager.
Jene, zuvor Jungfrau, ward bald die Vertraute Kronions,
Kinder gebär sie dem Zeus und bald auch wurde sie Mutter.

II. Lehrpoesie.

a) Orakel.

7.

Lykophron's Kassandra.

Der Ursprung der Orakelpoesie verliert sich, wie
schon an einem andern Orte gezeigt ist, auch bei den
Griechen, in die ältesten Zeiten. Weise Männer, die
sich durch einen schärferen Blick und einen regeren
Beobachtungsgeist mancherlei Klugheitslehren und Le-
bensregeln abgezogen hatten, fanden sich gedrungen,
ihre noch in der rohesten Unwissenheit und Barbarei
dahinstarrenden Mitbürger durch das hellere Licht ihres
praktischen Verstandes zu leiten, und allmählig zu einer
bes-

tigkeit ihres Beherrschers und Gesetzgebers Minos, dem sie viel
von ihrem Flor verdankte.

bessern Art zu denken und zu handeln hinzuführen. *)
 fand der rohe Wilde nun ihre Belehrungen nützlich,
 so wandte er sich öfters an dieselben, und nun konnt' es
 in jenen Zeiten der völligen Unbekanntschaft mit den
 Kräften des menschlichen Geistes nicht fehlen, der
 wohlthätige Weise, der so oftmals nützlich für Gegen-
 wart und Zukunft gerathen hatte, mußte sich und An-
 dern als ein Liebling der Gottheit erscheinen, den sie von
 Zeit zu Zeit begeistere, und dem sie, Blicke in die Zukunft
 zu thun, erlaube. Dies war der ganz natürliche Ursprung
 der Orakel, die in den ältesten Zeiten nichts anders wa-
 ren, als wohlgemeinte Belehrungen und Aufschlüsse wei-
 ser Männer in das Gewand der Dichtkunst gekleidet,
 weil es durchaus noch an einem anderen fehlte. Spä-
 terhin benutzten Habsucht und Herrschbegierde der Prie-
 ster die so entstandenen Orakel zur Vermehrung ihres
 Ansehens und Wohlstandes, und Dichter fanden ein Ver-
 gnügen darin, eine Form der Darstellung zu wählen,
 wodurch sie sich theils die Mine der Weisheit zu ge-
 ben, theils ihre kurzen Einfälle und Gedanken über Be-
 gebenheiten der in der Gegenwart gegründeten Zukunft
 aufzubewahren und gegen die Vergessenheit zu schützen
 vermochten. Auch im Zeitalter der alexandrinischen
 Dichter war die Orakelpoesie noch nicht aus der Mode
 gekommen, oder vielmehr man erneuerte sie, so wie
 man alte Wörter und Redensarten hervorsuchte, um
 dadurch aufzufallen und Ansehen zu erlangen. Jetzt
 war daher diese Dichtart zur bloßen Spielerei geschäft-
 loser Menschen, oder zum Mittel geworden, eine schein-

*) Dafs nicht Betrug und Eigennutz zur Entstehung der Orakel
 Anlaß gab, ist schon im ersten Theile dieses Versuchs bei der
 Geschichte der Orakelpoesie der Hebräer und Griechen gezeigt
 worden. In späteren Zeiten freilich ward das Orakelwesen das
 Spiel der Habsucht, der Politik und der Dummheit,

bar tiefe Gelehrsamkeit auszukramen und Aufsehen zu erregen. Lykophron wenigstens, von dem sich noch eine Reihe zusammenhängender Orakel aus diesem Zeitalter erhalten haben, bewies auch durch die Erfindung des Anagramms, der er die Gunst des Ptolemäos Philadelphos verdankte, wie sehr man jetzt ein Vergnügen daran fand, sich mit poetischen Spielereien zu beschäftigen. Seine Kassandra ist nichts weiter als eine Kette von Orakeln, die sich alle, näher oder entfernter, auf die Zerstörung Troja's beziehen und in jambischen Versen geschrieben sind. Kassandra, eine fabelhafte Seherin, ertheilt diese Orakel in einer äußerst dunkeln und räthselhaften Sprache. *) Das Ganze hat sehr wenig dichterisches Interesse: denn es trägt durchaus das volle Gepräge des verderbten Geschmacks, der zu den Zeiten seines Verfassers in Alexandrien herrschte. Fast jeder Vers desselben beweist, daß es dem Lykophron am Berufe zum Dichter fehlte, und daß sein ganzes Bestreben dahingehend war, etwas Auffallendes und Ungewöhnliches aufzustellen. Kaum verdient es daher die Mühe, welche sich mehrere Gelehrte gaben, etwas Licht in dieses dunkle Labyrinth von Mythen hineinzubringen. Uebrigens nennen die Kunstrichter dieses Gedicht von seiner Form bald eine Tragödie, bald eine dramatische Epopöe, bald ein episches Monodrama im prophetischen Tone.

*) Lykophron von Chalkis lebte in der hundert und sechsundzwanzigsten Olympiade. Lycophronis Cassandra cum versione et commentario Canteri, paraphrasin, notas, indicem graec. et scholiis auctum adjecit Reichard, Lips. 1788.

b) Aesopische Fabel.

8.

*Fabeln des Aphthonios, des Gabrias und einiger anderer
Fabeldichter, von denen sich Proben in der griechi-
schen Anthologie finden.*

Auch die Aesopische Fabel, jene älteste Lehrerin der Lebensklugheit, ward in dieser Periode der griechischen Dichtkunst nicht vergessen. Ein gewisser Babrias, oder Gabrias, ein Zeitgenoss des Augustus, gab den in schlichter Prosa verfertigten Fabeln des Aesopos ein dichterisches Gewand und kleidete sie in Choliamben. *) Hierdurch aber verdrängte er jene ältern Denkmale der lehrenden Weisheit, und machte, daß mehrere derselben völlig verloren giengen. In spätern Zeiten erlitt er dafür ein gleiches Schicksal: Nicht nur Planudes, sondern noch mehrere andere Gelehrte aus verschiedenen Zeitaltern befreiten seine Fabeln von den Banden des Sylbenmaasses, und gaben ihnen die Einkleidung, in der wir sie noch jetzt besitzen. Aus diesem Grunde haben sich nur zwei derselben erhalten, die übrigen unter Gabrias's Namen bekannten Fabeln sind von Ignatius Diakonus, der sie im neunten Jahrhundert in Jamben brachte. Auch die ähnlichen Versuche des Aphthonios, eines Sophisten und Rhetors aus dem dritten Jahrhundert nach Christus, sind nicht eigene Erfindung, sondern

R 2

*) M. f. Dissertatio de Babria fabularum Aesopicarum scriptore, ed. Tyrwirth, Londini 1776. Erlangae 1785. Man nennt den Babrias gewöhnlich als den Verfasser von dreiundvierzig Fabeln, worin er Aesopische Erfindungen in Tetrasliche, oder vierzeilige Verse einkleidete.

Umarbeitungen Aesopischer und andrer Fabeln der griechischen und römischen Vorzeit. *) Der ihm beilegelegten Stücke sind vierzig. Uebrigens empfehlen sie sich weder durch Neuheit des Inhalts noch der Einkleidung. Man lese hier eine derselben in vierfüßigen Jamben zur Probe:

Ein Mann zog einstens eine Gans
Zugleich mit einem Schwane, doch
Zu ganz verschiednen Zwecken, auf,
Den Schwan ob des Gesangs, die Gans
Einst zur Ergötzung seines Gaums.
Als man die Gans dem Zweck gemäß,
Weshalb man sie bisher genährt,
Nun griff, um sie zu schlachten, war's
Gerade Nacht, so dafs man sie
Nicht unterschied; und siehe statt
Der Gans erhaschte man den Schwan.
Doch dieser zeigte durch Gesang
Jetzt wer er war, und rettete
Sich also aus der Todesnoth.
So schützt Musik vor'm Tode selbst.

Wir verbinden mit dieser Fabel noch ein Paar andre, welche sich in der griechischen Anthologie erhalten haben, und die sich eben so sehr durch Interesse des Inhalts, als durch eine angenehme Einkleidung empfehlen. Die erste sei

*) Aphthonios von Antiochien, ein Sophist und Rhetor im dritten Jahrhundert nach Christus, schrieb vierzig Fabeln in der Manier des Aesopos. Größtentheils sind es Aesopische Erfindungen mit sehr wenigen Abänderungen. Uebrigens sind sie in Prosa geschrieben.

Der Rabe und der Skorpion.

Ein frecher Rabe schoß aus hoher Luft
 Auf einen Skorpion und führt' ihn weg:
 Der Skorpion, ergriffen, säumte nicht,
 Und stach den Stachel in des Räubers Herz.

So findet oft der schnelle Bösewicht
 Noch einen schnelleren, der's ihm vergilt.

Nicht weniger wahr und treffend, und von gleich angenehmer Sprache und Einkleidung, ist folgende Fabel:

Die beiden Krebse.

„Gehe doch vor dich hin!“ so sprach die Mutter des Kребses,
 „Warum schleichet dein Gang rückwärts in Krümmen
 daher?“ —

„Gehe voran mir! ich will dir folgen, o Mutter;
 Kinder folgen der Bahn alterer Tritte so gern.“
 Und da giengen sie beide, wie ihre Väter gegangen,
 Kребsestritte. Kritik ändert noch nicht die Natur.

Wer wird nicht auch an folgendem Stücke alle Eigenschaften einer guten Fabel finden?

Das Rohr und die Eiche.

Niedergeworfen im Sturm, schwamm auf dem Strome der Eichen-
 baum

Rohrgebüschchen vorbei. — „Was thut ihr, sprach der Er-
 legte,

Dass ihr so aufrecht steht und trotz dem Sturme?“ „Wir trotzen
 Keinem Sturme, wir beugen uns ihm, drum stehen wir auf-
 recht.“ *)

*) Die Uebersetzung dieser Fabeln ist aus Herder's zerstreuten Blättern entlehnt. M. f. Sammlung II, S. 175. f.

Zum Beschluß nur noch ein eben so witziges, als angenehmes Stückchen, von der feinsten Rundung und Feinheit im Vortrage, das uns ein Dutzend anderer von minderem Werthe vergessen läßt,

Der Getzhals und die Maus.

Der Hungerleider Asklepiades

Sah eine Maus in seinem Hause. — „Was,
Was bringst du mir mein Mäuschen?“ sprach er süß.
„Sei ruhig, lieber Freund, antwortet sie:
In deinem Hause sucht ein Mäuschen selbst
Zwar etwa Wohnung, aber keinen Tisch.“

b) Belehrende Erzählungen.

9.

Einige Erzählungen aus der griechischen Anthologie.

Nicht nur aus der unerschöpflichen Fülle der Mythologie entlehnte man in dieser Periode der griechischen Dichtkunst Stoff zu unterhaltenden Erzählungen, auch zur Belehrung bediente man sich des erzählenden Gedichts, und zwar mit einem Erfolge, der die Mühe hinlänglich lohnen mußte. Die griechische Anthologie, dieser aus den lieblichsten Blumen gewundene Kranz des hellenischen Bodens, enthält mehrere solcher Erzählungen. Der Charakter derselben ist eine nicht die geringste Kunst verrathende Leichtigkeit der Gedanken und des Ausdrucks, die angenehmste Rundung, die gefälligste Verbindung der einzelnen Theile zum Ganzen,

und ein alles belebender Geist der gebildetsten Humanität. Einige Proben werden dies Urtheil beweisen, *)

Ein armer Fischer lebte kummervoll;
Ein reiches Mädchen warf ihr Aug' auf ihn,
Heirathet' ihn und gab ihm all ihr Gut.
Was folgte? Der Arme ward nun reich,
Der Reiche stolz, der Stolze ihr Tyrann.
Sieh, sprach das Glück zur Liebesgöttin, wer
Auf Erden stärker sei, ich oder du?

Eben so wahr und unterhaltend, eben so leicht und natürlich ist eine andre, gleichfalls aus der griechischen Anthologie entlehnte, Erzählung, welche lehrt, daß derjenige, der mit seinem eigenen Vermögen nicht gut wirthschaftete, auch mit dem, was er von Andern erhielt, nicht sparsamer umgehen wird.

Theron, Menippos's Sohn, hatt' all sein Gut
Des väterlichen Erbtheils durchgebracht.
Des Vaters Freund, Euktemon, sah ihn arm,
Und nahm ihn zu sich, gab die Tochter ihm,
Und mit der Tochter auch ein großes Gut.
Der schwelgerische Theron war nun reich,
Und schwelgte wieder, bis gar bald darauf,
Der Armuth Strudel wieder fort ihn rifs.
Euktemon sah es, und bejammerte
Nicht ihn, nur seine Tochter und sich selbst.
Zu spät erkennt' er, daß, wer eignes Gut
Mißbrauchte, fremdes auch mißbrauchen wird.

*) Auch diese Uebersetzungen sind aus der zweiten Sammlung von Herder's zerstreuten Blättern entlehnt, weil es gewiß nicht leicht möglich ist, sie besser zu übersetzen.

Dass man bei der Wahl einer Gattin am weisesten und für seine eigene Ruhe und Glückseligkeit am zuträglichlichsten handle, wenn man nicht über seinen Stand beirathet, kann vielleicht nicht schöner, nicht passender, nicht nachdrücklicher gesagt werden, als in folgender ganz die Lieblichkeit des griechischen Geistes athmenden Erzählung:

Ein fremder Gastfreund trat zum Pittakos
Aus Mitylene. *) „Schenke, lieber Greis,
Mir guten Rath.“ Ein zwiefach Ehebett
Winkt mir zu einer Wahl. Die eine Braut
Ist weit an Stand und Reichthum über mir;
Die andre ist mir gleich. Nun rathe, Freund!
Aufrichtig, welcher kommt der Vorzug zu?“

Der Alte hob alsbald den Stab empor,
Und sagte mit dem Stabe zeigend: „Dort
Sind Knaben bei dem raschen Kräufelspiel,
Tritt hin zu ihnen und sie werden dir
Es sagen.“ — Als der Fremdling näher trat,
Da scholl aus allen eine Stimme nur
Und rief: „den passenden, den passenden
Gespielen, nehmt!“ Der gute Fremdling zog
Belehrt zurück, und folgte weislich dem,
Was ihm der Knaben Ruf zu thun verhieß:
Er führte, die ihm gleich war, in sein Haus
Und lebte glücklich.

Folg' auch, Dion, du

Der Knaben Wort; so lebst du wohlbeglückt!

*) Pittakos gehörte zu den frühesten Weisen von Hellas, oder zu den durch eine lange Reihe von Erfahrungen und Beobachtungen aufgeklärten Geschäftsmännern des ältesten Griechenlands, die man ihrer praktischen Klugheit und Lebensphilosophie wegen Weise nannte.

Schon diese wenigen Erzählungen, denen man leicht noch mehrere von demselben dichterischen Werthe anschließen könnte, werden zeigen, daß der Grieche diese Gattung der Poesie so wenig vergaß; daß er auch sie zu einer Vollkommenheit erhob, die nicht leicht in irgend einer Sprache und von irgend einem Volke übertroffen werden kann. Von der Quelle, woraus diese lieblichen Ueberreste des griechischen Alterthums geschöpft sind, werden wir weiter unten reden. *)

d. Denksprüche oder Gnomen.

10.

Die griechische Anthologie enthält einen reichen Schatz von Gnomen.

Der Beobachtungsg Geist der Griechen war zu rege, und seine Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne zu groß, als daß er sich nicht in seinem thätigen Leben eine Menge nützlicher Erfahrungen und Klugheitslehren gesammelt, und was er selber groß und edel dachte, und in den Kreisen der Welt, so wie im Schooße der Häuslichkeit und Zurückgezogenheit, als wahr und richtig wieder fand, für sich und Andre bemerkt und aufbehalten haben sollte. Allein ohne den schönen Gedanken, das treffende Urtheil, die scharfsinnige Bemerkung seines nie rastenden Verstandes durch Worte gleich-

*) Die griechische Anthologie enthält zu schöne Blüten des griechischen Geistes, als daß es nicht interessant seyn sollte, ihren Ursprung und ihre Schicksale näher kennen zu lernen. Wir werden daher in einem eigenen Abschnitt ausführlicher davon reden.

sam zu verkörpern und durch die Sprache gegen das Verschwinden zu sichern, würden sie vielleicht bald nach ihrem Entstehen wieder verschwunden seyn. Dann aber hätte er das für ihn daraus erwachsene Vergnügen nur halb genossen: kein Wunder also, wenn er es sich durch Hülfe des Ausdrucks auf längere Zeit zu verwahren bemüht war. Allein nicht nur sein eigenes Vergnügen, nicht nur seinen eigenen Vorthail hatte er hiebei vor Augen, sondern noch mehr vermochte ihn dazu das ihm beiwohnende sehr lebhafte Gefühl der Sympathie und Menschenliebe, vermöge dessen er sich nur durch Mittheilung glücklich fühlte. *) Bald war es daher Geselligkeit, bald Freundschaft, bald der Drang durch seine Erfahrungen nützlich zu werden, zuweilen auch wohl die verführerische Seite des Ruhmes, die ihn zur Bekanntmachung seiner Wahrnehmungen und Bemerkungen über Tugend und Weltlauf vermochten. Und was diese nicht thaten, das bewirkte die ganz eigene Redfälligkeit des Griechen, die nicht leicht eine Empfindung, oder einen Gedanken ohne Mittheilung dulden konnte. Wie war es ihm also möglich, eine Bemerkung von Wichtigkeit, ein interessantes Urtheil, ein heilfames Resultat seines Nachdenkens Andern zu entziehen, und in seiner Seele zu verschließen? Wie war es ihm möglich, Gedanken Andern vorzuenthalten, deren Einkleidung ihm gar keine Mühe kosteten, die sich gleichsam von selbst in das reizende Gewand der griechischen, von den Grazien und Mufen erzeugten und vollendeten, Sprache hüllten? Kein Wunder also, wenn der Geist eines Solon, Theognis, Pythagoras und anderer Gnomendichter des hellenischen Alterthums auch jetzt noch

*) Wie gern der Grieche sich mittheilte, zeigt sein großer Hang zur Geselligkeit, die ihm fast nie im Hause Ruhe ließ, sondern ihn immer an die öffentlichen Plätze der Stadt trieb, wo er sich mit Andern unterhalten konnte.

auf manchem griechischen Weisen ruhte und ihn antrieb, durch moralische Denksprüche und Klugheitslehren seiner Menschenliebe ein Opfer zu bringen. Die griechische Anthologie hat daher auch von diesen bescheidenen Blümchen einen beträchtlichen Vorrath, der, wenn er sich auch nicht durchaus durch gleichen Werth und gleiche Brauchbarkeit empfiehlt, doch in jeder Hinsicht unserer Aufmerksamkeit und Dankbarkeit werth ist. Viele dieser Gnomen haben das volle Gepräge der Wahrheit, der Feinheit, der Gemeinnützigkeit: andere dagegen sind mehr Spiele des Witzes ohne innere moralische Güte, noch andere spielend und halb wahr. Der ganz umgeänderten und falschen Bemerkungen giebt es indess vergleichungsweise nur wenige. Alle aber empfehlen sich durch die angenehmste Form, durch eine liebliche Sprache, durch Natur und edle Einfalt. Einige wenige derselben mögen mein Urtheil über den innern Gehalt derselben bestätigen. *)

Zeit und Ewigkeit.

Ein langes oder kurzes Leben ist
 Verschwindend zur endlosen Ewigkeit,
 Zehntausend Jahre sind ein Punkt zu ihr,
 Ja, lieber nur des Punktes kleinster Theil.

Das Alter.

Lafs es kommen das Alter, und fürchte die traurige Hand nicht,
 Die von der Wange hinweg Rosen und Lilien raubt.
 Grazien altern nie, nie welkt die Rose der Anmuth,
 Welche die Götter selbst dir in die Seele gepflanzt. **)

*) M. f. Herder's zerstreute Blätter, erste und zweite Sammlung, wo man noch mehr solcher Gnomen findet.

**) Wahre Vorzüge werden durch keine Zeit vertilgt: sie bleiben daher auch im Alter, nachdem die körperlichen Reize dahin sind.

Der Tod.

Mensch, du fürchtest den Tod, und bist ja lebend im Tode:
 Fiehst die Schatten und trägt mit dir der Schatten Gebiet,
 Deinen Körper. Entlohn dem Kerker qualender Schatten,
 Lebet erst auf dein Geist, mit den Unsterblichen frei.

Das stille Grab.

Die Bahn des mühevollen Lebens geh,
 O Wanderer! schweigend hin: die Zeit verstreicht
 Auch schweigend. Geh du ihren leisen Gang
 Und lebe still verborgen. Thust du's nicht;
 Im Tode birgt dich doch das stille Grab.

*Der Mensch ist allenthalben,
 wo er auch sei, dem Grabe nahe.*

Allenthalben führt der Weg zu den Schatten hinunter,
 Gleich, ob du von Athen, oder vom Meere kommst.
 Also gräme dich nicht, wenn du in der Fremde davon mußt;
 Auch in der Fremde geht es grade zum Orkus hinab.

Das Auge der Götter.

Glaubst du, Frevler, du könntest mit Thaten dem Auge der Men-
 schen

Flehn? Die Gedanken an sie schauen die Götter in dir.

Die Schifffahrt des Lebens.

Willst, o Sterblicher, du das Meer des gefährlichen Lebens
 Froh durchschiffen, und froh landen im Hafen dereinst,
 Laß, wenn Winde dir heucheln, dich nicht vom Stolze besiegen,
 Laß, wenn der Sturm dich ergreift, nimmer dir rauben den
 Muth!

Männliche Tugend sei dein Ruder, dein Anker die Hoffnung:
 Wechselnd bringen sie dich durch die Gefahren an's Land.

Die Freundschaft.

Unter den Schätzen des Lebens ist traun! die Freundschaft der
größte:

Aber dem Glücklichen nur, der ihn zu wahren versteht. *)

Die Ungewissheit des Lebens.

Mensch, genießse dein Leben, als müßtest du morgen hinweg-
gehn:

Schone dein Leben, als ob ewig du weiletest hier!

Das Ziel der Hoffnung.

Arm an Reizen ist unser Leben und dürftig an Freuden,

Reißen die Sorgen wir nicht selber aus unserer Brust.

Graue Haare pflanzen sie auf dem Scheitel der Jugend,

Zehren das Mark des Gebeins wütend und wütender aus,

Dass es oft seliger ist zu sterben, als jammernd zu leben,

Dass der Arme beinah immer sich glücklicher fühlt.

Darum richte dein Herz zu einem Ziele der Hoffnung;

Anderen gönne nicht Raum: Mäßigung heißet das Ziel.

Das Schicksal.

Träget das Schicksal dich; so trage du wieder das Schicksal,

Folg' ihm willig und froh; willst du nicht folgen, du mußt!

Der Hauch des Lebens.

Was ist des Sterblichen Leben? Ein Hauch der nährenden Lüfte,

Die mit dem Odem uns Dauer und Seele verleihn.

Weigert uns Mutter Natur nur einen nichtigen Lusthauch;

O so fliehet der Geist schnell wie ein Schatten davon.

Und wir Arme prangen mit uns und bilden uns hoch ein,

Die ein Odem der Luft nähret und wieder verweht!

*) Der es weiß, wie, und durch welche Mittel er den Freund
erhalten kann, und der diese Mittel auch anwendet.

Ungern versagen wir's uns, noch mehrere dieser lieblichen Blüten eines sehr fruchtbaren Stammes zu brechen. Doch auch diese wenigen werden hinreichen, sich einen anschaulichen und passenden Begriff davon zu machen. Um aber zu zeigen, daß auch das Räthsel, dieses angenehme Spielwerk der Orientalen, den Griechen nicht ganz fremd war, schliessen wir diesen Abschnitt mit einer Probe dieser lachenden Dichtart:

Wer ist die Göttin, die den Armen haßt,
Und lieber bei den Reichen wohnt? Denn
Sie weiß zu leben, sitzt gerne weich,
Geht sonderlich auf fremden Füßen gern,
Und liebet Salben, Kränze, süßen Wein,
Was alles ihr kein Armer reichen kann:
Dum flieht sie auch des Armen harten Tritt
Und wohnt am liebsten — in des Reichen Fuß.

Antwort.

Des gliederlösenden Bakchos, der gliederlösenden Kypris
Gliederlösendes Kind, Podagra, nennen sie mich.

e. Vollständigeres Lehrgedicht.

II.

Aratos, Rhianos, Nikander, Oppianos.

Auch das vollständigere Lehrgedicht hat in der Geschichte der griechischen Litteratur ein sehr hohes Alterthum. So bald der Grieche seinen Verstand zu gebrauchen anfang, so stellte er auch Betrachtungen über die ihn umgebende Natur, über den Ursprung aller

Dinge, über die Entstehung und das Wesen der Götter an. Was der noch in seiner Kindheit befindliche Geist nun durch Hülfe seines Nachdenkens herausgebracht zu haben wähnte, das fühlte er sich gedrungen, auch durch Hülfe der Sprache für sich und Andere aufzubewahren, und wo möglich selbst auf die Nachwelt zu bringen. Allein noch war die Prosa nicht zur schriftlichen Mittheilung gebildet worden: was man daher der Aufbewahrung für würdig hielt, das mußte in der Sprache der Musen abgefaßt und zu mehrerer Behaltbarkeit in Sylbenmaafs eingeschlossen werden. Hieraus erhellt, daß die poetische Form in den ältesten Zeiten des griechischen Alterthums nicht das Werk der Wahl, sondern der Nothwendigkeit war. Allein nachdem man einmal an dieser Form Behagen gefunden hatte, behielt man sie da noch bei, als die Schreibkunst bereits erfunden und die Prosa zu schriftlichen Vorträgen hinlänglich gebildet war. Hauptsächlich aber bedienten sich die alexandrinischen Dichter häufig dieser Dichtart, und da sie es fast bei allen ihren poetischen Kunstbildungen darauf anlegten, sich durch Gelehrsamkeit hervorzuthun, so wählten sie meistens todte Stoffe zu ihren Lehrgedichten. *) Denn da diese nur vom Dichter allein Leben und Interesse erhalten mußten; so konnten sie ihre dichterische GröÙe hiebei auf die glänzendste Weise an den Tag legen, und die ganze Fülle ihrer Kraft und ihres Geistes zeigen. Nicht Belehrung war daher die Absicht ihrer Gedichte, wie in den frühesten Zeiten, sondern man stimmte nur zum Schein den Lehrton an, um seinem Dünkel ein Opfer bringen zu können. Dafür aber rächten sich auch die Musen mannigfaltig, und man sieht es den alexandrinischen Lehrgedichten grös-

*) Nur wenige Lehrgedichte aus diesem Zeitalter haben sich ganz erhalten. Wahrscheinlich aber haben wir den Verlust eines großen Theils derselben nicht sehr zu bedauern.

tentheils nur zu sehr an, daß sie nicht unter den Einflüssen der Mufen, nicht in den heiligen Weihestunden der Begeisterung empfangen und geboren wurden. Am meisten ist dies der Fall, da wo der Dichter nicht Gegenstände besingt, die ihm durch eigenes Studium anschaulich geworden waren, sondern die er nur nothdürftig kennen gelernt hatte, und die also kein wahres Interesse für ihn haben konnten. Noch am meisten verdient Aratos, ein Kilikier, der am makedonischen Hofe lebte und mit alexandrinischen und sicilianischen Gelehrten in Verbindung stand, von den Lehrdichtern dieser Periode unfre Achtung. *) Die Sternkunde, die er jedoch zuvor erst aus den Schriften des Eudoxos von Knidos erlernen mußte, war der Gegenstand seines Lehrgedichts. Der erste Theil desselben, der die Aufschrift: *Phänomene*, führt, beschreibt die Natur und Bewegung der Sterne; der zweite Theil hingegen, *Prognostika* benannt, verbreitet sich über ihre Stellungen, Verbindungen und Einflüsse auf den Erdboden und auf den Menschen. Die Sprache dieses Gedichts ist einfach, rein und gefällig, und so trocken auch an und für sich der Stoff derselben ist, so hat es doch schöne Stellen und hin und wieder einen vorzüglichen Grad von Interesse. Rhianos aus Kreta schrieb historischgeographische Gedichte, die jedoch bis auf wenige noch nicht gesammelte Bruchstücke ein Raub der Zeiten wurden. **)

Ver-

*) Aratos lebte um die hundertundsechszwanzigste Olympiade. Cicero, Cäsar, Germanicus und Arianus übersetzten sein Lehrgedicht in das Lateinische. *Arati Phaenomena* ed. Jo. Fell cum scholiis graecis, Oxonii 1772. Ein ähnliches Gedicht schrieb Manathon; allein seine Aechtheit ist sehr zweifelhaft. M. f. Heynii opusc. academ. I, 95.

**) Rhianos lebte um die hundertachtunddreißigste Olympiade. Er war durch seine große Gelehrsamkeit und Dunkelheit berühmt.

Bruch-

Vermuthlich ist indess der Verlust nicht sehr beträchtlich. Etwas wichtiger sind die beiden Lehrgedichte des Nikander aus Kolophon, der sich am Hofe des Königs Attalos von Pergamos aufhielt. Das erstere dieser Gedichte, *Theriaka*, handelt vom Bisse giftiger Thiere und den Mitteln, ihn zu heilen. Der poetische Werth desselben ist nicht sonderlich: es fehlt ihm an Mannigfaltigkeit und Interesse. Noch unwichtiger sind, nach Haller's Urtheil, die darin enthaltenen Sachen. Fast gleiche Bewandniss hat es mit dem zweiten Lehrgedichte dieses Verfassers, welches *Alexipharmaka* betitelt ist, und die Heilmittel gegen erhaltenes Gift angiebt. Oppianos endlich, ein Kilikier, wahrscheinlich aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus, wählte die dreifache Art der Jagd zum Gegenstande dreier Lehrgedichte. Das erste derselben vom Vogelfange in fünf Büchern ist verloren gegangen. Das zweite, *Halientika*, vom Fischfange, ist noch ganz vorhanden. Vom dritten, welches die Jagd der vierfüßigen Thiere zum Inhalt hat, fehlt das letzte Buch. So unterhaltend im Ganzen genommen die in diesen Gedichten vorgetragenen Sachen sind, so ist der dichterische Werth derselben doch äußerst unbedeutend. Die zu starke Anhäufung der Beiwörter, wodurch der Dichter gefallen will, thut gerade die entgegengesetzte Wirkung, und durch seine oft lächerlichen Wendungen und Uebergänge, so wie durch die fast durchgehends zur Unzeit angebrachten Abschweifungen, verräth er

Bruchstücke seines Gedichts findet man in Brunk's *Analekten*, I, 497. und II, 526.

*) Nikander lebte um die hundert und achtundfünfzigste Olympiade. *Alexipharmaca cum scholiis graecis, animadversionibus et paraphrasi lat. illustravit Schneider, Halae 1792.* — *Nicandri Theriaca graece et lat. c. annotationibus Gorraei, Parisi 1556.*

Mangel an Geschmack und Beurtheilungskraft. Seine Sprache ist fast ganz aus den Werken des Homers zusammengetragen, und selbst die Gleichnisse, aber meistens sehr unglücklich, daraus genommen. Am meisten aber sind diese Fehler dem Gedichte vom Fischfang eigen; die *Kynegetika* dagegen haben manche angenehme Bilder und glückliche Schilderungen. Auch sind hin und wieder allgemeine moralische Betrachtungen in den Vortrag eingeflochten. Daher ist die Vermuthung eines sehr scharfsichtigen Kritikers, daß beide Gedichte verschiedene Verfasser hatten, nicht unwahrscheinlich. *) — Außer den bisher genannten didaktischen Poesien hat sich noch ein kurzes Lehrgedicht von der *Himmelskugel* in Jamben erhalten, welches dem *Empedokles*, einem Dichter und Weltweisen aus Sicilien, obgleich zweifelhaft, beigelegt wird. Ist dieser *Empedokles*, der auch ein Gedicht von der *Natur* in drei Büchern verfertigte, wovon sich nur noch wenige Bruchstücke erhalten haben, wirklich der Verfasser jenes Werks; so gehört es bereits in die vorige Periode der griechischen Dichtkunst. Eine lebhafte Darstellung darf man in diesem Gedichte eben so wenig suchen, als eine blühende Sprache. Nur selten wird die trockene, wissenschaftliche Auseinandersetzung durch etwas poetisches Kolorit gehoben. Endlich beschrieb noch ein gewisser *Dionysios Periegeta*, den Augustus zu einer Entdeckungsreise in das Morgenland schickte, seine Entdeckungen in heroischen Ver-

*) *Oppianos* lebte wahrscheinlich zwei Jahrhunderte nach Christus. Nach der Vermuthung des Herrn Professors Schneider gab es zwei griechische Dichter, welche den Namen *Oppianos* führten. Der erstere, aus *Apamea*, war Verfasser der *Kynegetika*; der andere, aus *Kilikien*, Verfasser der *Haliutika*. *Cynegetica et Haliutica graece et lat. edid. J. G. Schneider, Argentor. 1776.*

ten. Bei aller Trockenheit und Unfruchtbarkeit des Gegenstandes, hat der Dichter doch seinen Vortrag zu heben, und durch den Reiz der Dichtkunst hin und wieder interessant zu machen gewußt. Indessen ist dies Werk doch für das Studium der alten Erdkunde wichtiger, als für den Freund und Forscher der griechischen Dichtkunst.

III. Lyrische Dichtkunst.

Kurzer Ueberblick der Entwicklung der griechischen Poesie.

12.

Die lyrische Poesie der Griechen ward vorzüglich von den Doriern ausgebildet.

Die lyrische Poesie der Griechen streitet selbst mit dem Epos um den Vorzug des Alterthums. Allein man kannte nicht sogleich alle Zweige dieses saftreichen und fruchtbaren Baumes, sondern nur den Hymnos, oder den Lobgesang auf die Götter, auf den in der Folge, wie auf den Hauptast alle übrigen lyrischen Dichtarten gepfropft wurden. Dieser Hymnos aber war im homerischen Zeitalter selbst noch nicht einmal rein lyrisch, sondern episch. *) Er pries die Unsterblichen hauptsächlich durch Aufzählung ihrer Thaten, und suchte dadurch Bewunderung ihrer Gröfse, Macht und Güte

S 2

*) M. f. Schlegel's Abhandlung von den Schulen der griechischen Poesie in der Berliner Monatschrift, Jahrgang 1794. St. II. S. 378.

in den noch ungebildeten Herzen der Menschen zu erwecken. Zum Beweise des Gefagten diene der schöne, unter den homerischen Hymnen befindliche, Lobgesang auf den Sohn der Semele, Dionysos.

Von Dionysos, Semele's Sohn, der Ewigberühmten,
Will ich erzählen, wie er an des öden Meeres Gestade
Auf des Ufers Höhen erschien, als Jüngling gestaltet;
In der Blüthe der Jugend, von schönen Locken umwaltet,
Schwarzem Gelock! ein Purpurgewand umhüllte ihm die starken
Schultern. Bald entsprangen dem schön gezimmerten Schiffe,
Schnell in die schwarzen Wogen sich stürzend, tyrrenische Räuber.

Böser Unstern führte das Schiff! Sie sahen den Jüngling,
Winkten sich zu, und sprangen heraus, und griffen ihn schleunig,
Kehreten dann zu dem Schiffe zurück mit freudigem Herzen,
Dass sie mächtiger Könige Sohn gefangen; so wähten
Sie, und wollten ihn schon mit schweren Banden bestricken.
Keine Bande fesselten ihn; von Händen und Füßen
Sprangen hinweg die bastenen Seile. Lächelnd aus schwarzen
Augen saß Dionysos. Es staunte der steuernde Führer,
Staunt' und gebot den Gefährten mit fliegenden Worten und
sagte:

„Ihr Unseligen, welchen der Götter bindet und griffet
Ihr? Den Gewaltigen, ach! vermag das Schiff nicht zu tragen!
Zeus ist's, oder es ist Apollon mit silbernen Bogen,
Oder Poseidaon: denn nicht den sterblichen Menschen
Ist er ähnlich. Aehnlich ist er den Göttern des Himmels!
Laßt uns schleunig, wohlan! ihn wieder senden zum Ufer!
Leget nicht eure Händ' an ihn, auf dass er nicht zürne!
Nicht uns errege widrigen Sturm und heftige Windsbraut! „

*) Diese Uebersetzung ist aus des ältern Grafen von Stollberg Gedichten aus dem Griechischen übersetzt. Hamburg, 1782.

Sprach's: ihm erwiederte drauf mit gehässiger Rede der Schiff-
führer:

„Schalksknecht, schaue den günstigen Wind, und spanne die
Segel!

Auf! ergreife das Steuer! Es sei die Sorge der Männer
Dieser! Hin gen Aegyptos, das hoff' ich, oder gen Kypros
Kommt er, oder Hyperborea, und weiter! Indessen
Soll er uns seine Gefreundte nennen, und seine Geschwister,
Seine Hab' uns entdecken, weil ihn ein Dämon uns schenkte,
Also sprach er und hob den Mast, und spannte die Segel;
Und es schwoh im Winde das Segel! Jetzt waren gerüstet
Sie zur Fahrt, als sie plötzlich erblickten erstaunliche Dinge.
Sieh! es sprudelte Wein in dem Schiff und rieselt' in Bächen
Süßer, lieblich duftender Wein. Ambrosische Rüche
Stiegen empor, und Schauer ergriff die staunenden Schiffer.
Plötzlich verbreitete sich mit windenden Reben ein Weinstock
Ueber die Segel zum Wimpel empor. Es hingen die Trauben
Viel hernieder, und Epheuranken umschlangen den Mastbaum.
Blühend erhoben sie sich mit Blumen und lieblichen Beeren.
Alle Ruder waren geschmückt mit Kränzen. Es sahen
Solches die Schiffer und flehten den Steuerer, hin zum Gestade
Eilend zu streben. — Nun stand ein grimmiger Löwe, ver-
wandelt

Auf des Schiffes Höhe, der Gott, und brüllte gewaltig.
In der Mitten erschuf er, mit Todeschrecken zu dräuen,
Eine zottige Bärin, die wüthete, aber von oben
Blickte mit Flammenauge der Löwe! — Sie flohen erschrocken;
Drängten sich um den Steuerer herum, den weisen Mededes.
Zitternd standen sie. Plötzlich ergriff mit stürzendem Anfall
Er den Fürsten. Die übrigen meidend ihr tödtliches Schicksal,
Stützten sich alle, sobald sie es sahn, zugleich in die Wogen,
Und sie wurden Delphine! Des Steuermannes erbarmte

Er sich, hielt ihn und macht' ihn zum Hochbeglückten, und
sagte:

„Sei getrost, du trefflicher Führer! Vertraue mir, Theurer!
Ich bin Bakchos der Lautfrohlockende! Mich hat die Mutter,
Kadmos Tochter hat mich geboren aus Zeus Umarmung!“

Heil dir, Sohn der Mutter mit schönen Augen! Es singet
Der nicht süsse Gesänge, der dein vergisst, Dionysos!

In diesem Geist und Ton sang man in Griechenland eine geraume Zeit die Hymnen fort, bis die Dorier, der ältere, reinere und nationalste griechische Stamm, dem von jeher Gymnastik und Musik vorzüglich am Herzen lagen, den Hymnos, und mit ihm die ganze griechische Lyrik, ihrer Ausbildung näher brachten. Dafs die Lyrik, besonders aber das Melos, den Doriern ihre Vollendung zu verdanken hatte, zeigen die noch erhaltenen lyrischen Denkmale und Bruchstücke derselben zu deutlich, als dafs man daran zweifeln könnte. Ausserdem sagen uns auch die Nachrichten des griechischen Alterthums, dafs die meisten lyrischen Dichter dorisch schrieben, ja der Chor der athenischen Dramen bediente sich sogar, diesem Herkommen gemäfs, mehr, oder weniger des dorischen Dialektes. Lauter Beweise für die Behauptung, dafs die griechische Lyrik durchaus dorischen Ton und dorische Bildung erhalten habe. Und welches hellenische Volk vermocht es auch mehr, einer mit der Musik so innig verbundenen, nur von ihr den höchsten Grad des Interesse's und der poetischen Stärke erhaltenden, Dichtart Ausbildung zu geben, als die Dorier, die sich fast ausschliessend mit der Tonkunst beschäftigten. „Der Ton der dorischen Sittlichkeit war Gröfse, Einfachheit und Ruhe. Eben diesen Charakter finden wir auch in der Schönheit der dorischen Dichtkunst wieder. Die dorische Schönheit

ist nicht die höchste innere Selbstständigkeit des Genies, sondern ein freies Erzeugniß einer edlen und ausgebildeten Natur. Dies freie Entstehen aber erzeugt Ruhe, Gleichgewicht in der Haltung aller Theile und dadurch den Schein der Vollendung. Die dorische Lyrik ist eine veranlasste Poesie, eine Kunst des Angenehmen, die ihren Zweck durch das Schöne erreicht. Sie ist der Mund des Ruhmes und die Sprache der Freude. Eben weil die Lyrik angenehme Kunst ist, ist Sylbenmaafs und Ausdruck nicht bloß Mittel, sondern für sich schön. Das Metrum ist musikalische Schönheit, sein Ton, wie der Ton des Ausdrucks, ist sanfte Pracht.“*) So bald die Lyrik von den Doriern ihre Ausbildung erhalten hatte, mußten die späteren lyrischen Dichter entweder in den Spuren der Dorier einhergehen, oder sich neue Wege suchen. Dies letztere thaten zum Theil die alexandrinischen Dichter, die sich aber in eben dem Maasse von dem Ziele der Schönheit, Einfachheit und Grösse entfernten, als sie dem Vorbilde der Dorier untreu wurden. Schwerfälligkeit und überladene Gelehrsamkeit, das sichtbare Gepräge aller noch übrigen griechischen Dichtarten des alexandrinischen Zeitalters, wurden nun auch der Charakter der lyrischen Dichtkunst. Die Eitelkeit der Virtuosen tyrannisirte jetzt die Kunst, und Künstlichkeit vertrat die Stelle der Schönheit. Die lyrischen Gedichte erniedrigten sich zum Theil auch noch durch Schlüpfrigkeit und Rohheit. Und so blieb die Sache, bis die Zeiten der Barbarei eine völlige Charakterlosigkeit herbeiführten.

*) M. v. Schlegel's schon mehrmals angeführte scharfsinnige Abhandlung über die Schulen der griechischen Poesie, welcher der Verfasser vieles zur Berichtigung seiner Ideen zu danken hat.

1. H y m n e n.

13.

Chorgefänge griechischer Tragiker. — Hymnen des Kleantes und Dionysios.

Der an den Festen der Unsterblichen angestimmte gottesdienstliche Gesang *) ward der Grund, worauf die Athener allmählig die vollkommenste Form der Poesie, das Drama, erbauten. **) Aus diesem Grunde behielt man den dramatischen Chor, oder den Hymnos, selbst da noch im Drama bei, als dasselbe bereits als eine eigene und selbstständige Dichtart Gestalt, Bildung und Vollendung erhalten hatte. Sein Geschäft bestand nun darin, daß er seine Theilnehmung an der auf der Bühne vorgehenden Handlung äußerte, daß er die Verlegenheiten und Unfälle einzelner, von Leiden verfolgter und umhergeworfener Sterblichen, oder eines ganzen im Elende schmachtenden Volks den Göttern empfahl, und dieselben nicht minder zur Rache gegen Verbrecher aufforderte. Daß diese Chorgefänge sich mehr, oder weniger, des dorischen Dialekts bedienen, ist bereits erinnert und der Grund davon angegeben worden. Um von dieser Art von Hymnen ein Beispiel zu liefern, wählen wir den aus Sophokles's Antigone entlehnten Gesang an Dionysos um Abwendung der verderblichen Wirkungen, welche man von dem Bruderzwiste der Söhne des Oedipus befürchten mußte.

*) M. f. den ersten Theil dieses Versuchs S. 579, worin der ganz natürliche, in der menschlichen Seele gegründete, Ursprung der gottesdienstlichen Gesänge, oder Hymnen, gezeigt ist.

**) Selbst die ältere griechische Komödie behielt den dramatischen Chor bei.

Wir geben ihn nach der schönen Uebersetzung des älteren Grafen von Stollberg:

Ruhmbekrönter, du Stolz deiner kadmäischen
Mutter, du, den im Sturm zeugte der Donnergott,

Der du über Eleufis

Waltest, über Italia!

Der du herrscheft am Strom, welcher die Mutterstadt
Theben wässert, o du, der du mit deiner Wuth

Die Bakchanten begeisterst,

Bakchos, Schützer der Drachensaat!

Dir erhebt sich der Rauch auf dem Parnassischen
Zwillingsgipfel, und dich feiert der schwärmenden

Nymphen Chor auf den Hügeln,

Dich am Bache Kastalia!

Dich geleiten, wenn du wieder gen Theben zeuchst,

Von dem Rebengefiad' und von den Epheuhöhn

Laute Jubel, und deines

Reigens frohe Gesänge, heim.

Von den Städten ist dir keine, wie Theben, werth,

Deiner Mutter und dir, die dich in donnernden

Blitzen aus der Umarmung

Zeus Kronions empfangen hat.

Angst und Jammer ergreift deine geliebte Stadt,

Und das klagende Volk! Komm, du Retter, komm

Schwebend über Parnassos

Und des achzenden Meeres Sund!

Reigenführer des Heers flammenergießender

Sterne, Stifter des Festes und der erschallenden

Nachtgesänge, Kronions

Sohn, wir flehen, o Bakchos! dir!

Nahe, nahe du uns, du, und der Naxischen

Nymphen rasendes Chor, und der Thyaden Schwarm,

Die in nächtlichen Tänzen

Feiern, König des Jubels, dich!

Doch nicht bloß in dem griechischen Trauerspiele lebte der gottesdienstliche Gesang fort, sondern mehrere Dichter sangen auch, unabhängig vom Drama, feurige Hymnen. Tief aus der Fülle des Herzens herausgerungen, voll inniger Andacht und Ehrfurcht, und in der würdigsten Sprache vorgetragen, ist unter diesen der Hymnos des Philosophen Kleantes, eines Schülers des Zenon. *) Der höchste Gott, von dem er die erhabensten Ideen verbreitet, ist der Gegenstand desselben. Man lese ihn und urtheile!

Du der Uausterblichen Höchster, du Vielbenannter, der ewig
Nach Gesetzen beherrscht die Natur, ihr mächtiger Führer,
Sei mir gegrüßet, o Zeus! denn alle Sterbliche dürfen
Dich anreden, o Vater! da wir ja deines Geschlechts sind,
Deines Wesens ein Bild, was irgend auf Erden nur lebet.
Also will ich dich preisen, und ewig rühmen die Herrschaft
Deiner Macht, der, rings um die Erde, die Kreise der Welten
Willig folgen, wohin du sie lenkst, und dienen dir willig.
Denn du fassst in deine nie zu bezwingende Rechte

*) Kleantes aus Lykien lebte um die hundert und einundzwanzigste Olympiade. Seinen Hymnos auf den höchsten Gott hat uns Johannes von Stobi aufbehalten. Auch findet man ihn in Brunk's Gnom. poet. graec. Argent. 1784. S 141, Griechisch und deutsch nebst einer genauen Darstellung der wichtigsten Lehrsätze der stoischen Philosophie, gab ihn heraus Cludius, Göttingen 1786. Die hier eingetückte Uebersetzung ist aus Herder's zerstreuten Blättern, II, S. 209. Auch übersezte ihn Herr O. K. R. Gedike sehr geschmackvoll im deutschen Museum und der ältere Graf von Stollberg in seinen Gedichten aus dem Griechischen.

Deinen Boten, den Blitz, den flammenden, zwiefachgezackten,
Ewiglebenden, es erbebt, wenn er schmettert, das Weltall.
Also lenkst du den Geist der Natur, der dem Großen und Kleinen
Eingepflanzt, sich mischt in alle Wesen und Körper.
Höchster Beherrscher des Ails, du, ohne welchen auf Erden
Nichts geschieht, noch im Meer', und an dem himmlischen Pole,
Auser, was, sinnenberaubt, der Frevler Böses beginnt.
Aber du weißest auch da das Wilde zu fügen in Ordnung,
Machst aus der Unform Form, und gefellst Unfreundliches freundlich.
lich.

Also stimmtest du alles zu einem, das Böse zum Guten,
Dass in der weiten Natur ein ewigherrschend Gesetz sei,
Eins, dem unter den Sterblichen nur der Frevler entfliehn will,
Ach des Thoren! der immer Besitz des Guten begehret,
Und verkennet des Herrn der Natur allwaltende Richtschnur,
Will nicht hören, was, wenn er es hörte, glückliches Leben
Ihm verlieh, und Verstand. Nun stürmen sie alle dem Guten
Grade vorbei, hieher, dorthin. Der kampfet um Ehre
Fährlichen Kampf: der läuft nach Gewinn mit niedriger Hab,
sucht:

Jener buhlet um Ruh, und süsse Werke der Wollust,
Alle mit Eifer bemüht, dem nichtigen Wunsch zu begegnen,
Aber, o Zeus, du Wolkenumhüllter, der Blitze Gebierer,
Du, der du alles giebst, befreie die Menschen vom schweren
Unfinn, nimm die Wolken von ihren Seelen, o Vater!
Dass sie die Regel ergreifen, nach der du billig und sicher
Alles regierst; damit wir, denen du Ehre gegönnt hast,
Wieder dich ehren und deine Thaten ewig besingen,
Wie's dem Sterblichen ziemt: denn weder Menschen noch Göttern
Bleibt ein höheres Loos, als ewig und ewig des Weltalls
Herrschende Regel gerecht in Wort und Thaten zu preisen,

Zwar minder voll von erhabenen, der Gottheit würdigen, Gedanken und Empfindungen, aber darum als dichterische Kunstbildung doch gleichfalls eines vorzüglichen Ranges unter den gottesdienstlichen Gefängen der Griechen würdig, ist der *Hymnos* eines gewissen *Dionysos* an den *Phöbos*.*) *Feire, redet der Dichter den Aether samt den übrigen Elementen an,*

Feire ringsum, hoher Aether!

Und ihr Thäler und ihr Berge,

Erd' und Meer und Lüfte schweiget!

Schweigt, ihr Vögel, schweig, o Echo,

Denn zu uns will Phöbos nahn,

Der lockige Sänger mit hellem Gesang.

O du, der holden Eos Vater,

Du, der du die rosige Bahn

Mit dem Flügeltritt der Rosse verfolgst,

Frohlockend im goldenen Haar,

Den unendlichen weiten Himmel hinan!

Um dich windend den vielgelenkigen Straf,

Wirfst du Glanz, wie ein güterreiches Netz,

Um die Weite der Erd' hinaus,

Und Ströme himmlischer Glut

Bringen von dir uns her den erwünschten Tag.

Der stille Chor der Sterne tanzt

Am Olympos dir, dem Könige, Reigentanz,

Anstimmend dir sein heiliges, ewiges Lied

Nach deiner Leyer Klang.

Indefs dort gegenüber die blasse Selene führt

*) *Dionysios*, der Verfasser dreier Hymnen, war aus *Cyzikum* gebürtig, und ein sehr angenehmer Dichter. Man findet seine Hymnen im zweiten Theil von *Brunk's* *Analekten*.

Den nächtlichen Chor hinweg,
Bespannt den Wagen mit weißer Stiere Gespann.

Er aber freut in seinem Gemüth sich hoch,
Der Gütige, und sendet der Erde reichen Schmuck.

14.

Kallimachos's Hymnen.

Daß man im alexandrinischen Zeitalter Gelehrsamkeit höher schätzte, als Genie, und der Künstlichkeit vor der Schönheit den Vorzug gab, davon sind auch Kallimachos's Hymnen ein trauriges Beispiel. *) So viel Gedichte dieser fruchtbare Sänger auch verfertigte, so haben sich doch nur sechs Lobgefänge auf die Götter, und einige fünfzig Epigrammen, von ihm erhalten. Ein großer Theil seiner verlorengegangenen Arbeiten betraf Gegenstände der dunkelsten Mythologie,

*) Kallimachos war aus Kyrene in Libyen gebürtig. Das Jahr seiner Geburt ist ungewiß. Seine Blüthe fällt um die hundert zweiunddreißigste Olympiade, 247 vor Christus. Er eröffnete zu Alexandrien eine Schule der Grammatik, oder, nach jetziger Art zu reden, der schönen und humanistischen Wissenschaften. Sein Vortrag fand vielen Beifall, und mehrere Gelehrte giengen aus seiner Schule hervor. Ptolemäos Philadelphos zog ihn an den Hof und gab ihm eine Stelle im Museum. In dieser angenehmen Muse schrieb er mehrere Werke. Callimachi Opera ed. I. A. Ernesti c. comment. Spanhemii et observt. Hemsterhusii, Ruhnkenii f. Lugd. Bat. 1761. Einen Abdruck des Textes mit einer lateinischen Uebersetzung lieferte Lösner, Leipzig 1774. — Kallimachos Hymnen und Epigrammen aus dem Griechischen von Chr. Wilh. Ahlwardt, Berlin 1794., eine sehr meisterhafte Uebersetzung Vier Lobgefänge des Kallimachos übersezte der ältere Graf zu Stollberg in seinen Gedichten aus dem Griechischen. Eine sehr gründliche und geschmackvolle Abhandlung über den Kallimachos von Hr. Prof. Manso findet sich in den Charakteren der vornehmsten Dichter aller Zeiten II, 1. S. 85. f.

Geschichte und Geographie, und warfolglich ganz dazu geeignet, die mühsam erworbenen Schätze der Gelehrsamkeit des Sängers zur Schau zu stellen. Allein nicht nur sie, sondern auch sogar die Hymnen dieses Dichters, tragen das Gepräge der litterarischen Eitelkeit: „Es fehlt so viel, daß man darin ein mit Ehrfurcht gegen die Götter erfülltes Herz bemerken sollte, daß sie bloß ein mit Gelehrsamkeit überladenes Gedächtniß verrathen, welches nur einen Gegenstand sucht, bei dem es gleichsam im Stande sei, sich seiner Bürde zu entledigen.“ Die epischen Hymnen des Homeros, die größtentheils irgend eine wichtige That der Gottheit besingen, deren Fest sie verherrlichen sollen, sind das Muster des Kallimachos. Denn diese setzten ihn mehr in den Stand, mit einer seltenen Kenntniß der ältesten griechischen Mythen zu prunken, als der Vortrag der reineren und der Gottheit würdigeren Ideen, die wir in mehreren Hymnen des Pindaros, des Sophokles, Euripides und Kleantes finden. Ueberhaupt war es den alexandrinischen Dichtern sehr darum zu thun, sich mit einer vorzüglichen, in die grauesten Zeiten der griechischen Vorwelt zurückgehenden, Alterthumskunde zu brüsten: daher war es kein Wunder, wenn sie nicht die natürlichsten, ihrem Genie und dem Geiste des Zeitalters, worin sie lebten, angemessensten, sondern die ältesten, wenn auch für die Gegenwart unpassendsten, Formen wählten. Allein bei allem Studium der ältesten Zeiten, Sitten und Denkmale stellten sie dieselben doch nur sehr unvollkommen, ja nicht selten ganz verkehrt dar. Der Grund davon war theils Mangel an dem erforderlichem Geschmack und Dichtergeiste, theils jener unglückliche Drang, überall durch Gelehrsamkeit, oder durch das Ungewöhnliche und Auffallende zu glänzen. Daher blieb auch Kallimachos bei seinen Hymnen dem Muster des Jonischen Barden nicht

ganz treu, „sondern wenn Homeros bei einer Begebenheit verweilt, und sie mit allen Farben der Dichtkunst aus schmückt, so eilt Kallimachos, mehr bemüht, die Fülle, als den Werth seines Stoffs bemerkbar zu machen, schnell durch eine Reihe von Mythen hin, und deutet die meisten in seiner Eilfertigkeit nur mit schwachen, unkräftigen Zügen an. „Die Wahl des Stoffs in den Hymnen des Kallimachos, sagt ein geschmackvoller Kenner derselben, so wie die Behandlung desselben beweisen, beide gleich nachdrücklich, daß nicht die Fülle durch eigne Kraft erzeugter poetischer Ideen, noch der hieraus entspringende Drang zur Mittheilung, sondern der Reichthum an seltenen Kenntnissen, und der Wunsch, diese vor den Augen des staunenden Volks aufzustellen, seinen Beruf zum Dichter machten. Vergebens würde man daher in den Hymnen des Kallimachos jenen Ton der feierlichen Andacht und des innigen Glaubens suchen, welcher aus einer lebendigen Vorstellung der Thaten entspringt, die den Gegenstand des Hymnos ausmachen. Kallimachos hat zwar von der GröÙe und Würde der Götter sprechen gelernt, aber um sie zu fühlen war er, wie es scheint, allzugeschult. Der Ton, die Sprache und der Ideeengang seiner Hymnen zeigt ein von Begeisterung freies Gemüth. Das Streben nach dem Scheine der Begeisterung aber hat eine Menge verunglückter Stellen erzeugt, in denen ein falsches Pathos herrscht, womit der Dichter den Mangel inniger Gefühle verbergen zu können glaubte.“*) Nirgend aber sieht man dies Streben deutlicher, als in dem Hymnos auf Apollon. So sehr er hier sich auch bemüht, seine Flügel zum kühnsten Schwunge zu erheben,

*) M. f. Manfó's Abhandlung über den Kallimachos 91. Man wird es dem Verfasser dieses Versuchs gewiß verzeihen, mehrere treffliche Bemerkungen dieses Aufsatzes in die seinigen verwebt zu haben.

so erhebt er sie doch fast gar nicht. Wir wählen diesen Lobgefang, um den Lesern von der Manier des Kallimachos, so wie von seinen häufigen Verirrungen in das Abenteuerliche, Frostige und Seltsame einen anschaulichen Begriff zu geben. *)

Schaut, wie der heilige Sprößling erbebt, der Lorbeer Apollons!
Wie er wanket der Tempel des Phöbos! Entfliehet, entfliehet,
Ungeweihte! Schon rauscht auf der Schwelle des kommenden
Gottes

Tritt, ihm beugt sich mit freundlichem Neigen die Palme vor
Delos,

Und ihm singt in den Lüften der Schwan mit lieblicher Stimme!
Riegel und Schlösser hemmen nicht mehr die Thore! Mit lautem
Krachen springen sie auf. Es naht Phöbos Apollon!

Auf! empfah ihn mit Tanz und Gesang, ihr blühenden Knaben,
Aller Augen sehen ihn nicht, der Fromme nur schaut ihn.

O des Seligen, der ihn erblickt, der segne sein Schicksal!

Ach! laß uns die Seligen seyn, und dich sehen, o Phöbos!

Keine schweigende Leyer und keine ruhende Füße!

Jünglinge, tritt Apollon einher, wenn ihr in das Bette

Eurer Braut zu steigen, und graues Haar an der Schwelle

Eures Alters zu locken euch sehnt, und wenn ihr begehret,

Eurer Erzeuger begonnene Mauern zum Giebel zu heben!

Euch, ihr tanzenden Knaben, und euch, ihr Singenden, preiß ich,

Feiert mit mir, und singet sein Lob! Es feiern des Meeres

Wogen, wenn sich das Loblied erhebt, aus dem Munde des Dicht-

ters,

Wenn er den Bogen besingt, und die tönende Leyer des Gottes.

Thetis

*) Diese Uebersetzung ist aus des älteren Grafen zu Stollberg Gedichten, aus dem Griechischen übersetzt.

Thetis ruht von dem Jammer; die klagende Mutter gedenket
Nicht des entseelten Achilleus, wenn wir den Nahenden preisen,
Auch die träuflnde Klippe — denn, ach! zur starrenden Klippe
Ward ein blühendes Weib, und Thränen wurden zur Quelle —
Sie auch ruhet vom Jammer, und hebt die Stimme zum Preise. *)

Sing' ihn, Reigen, den Gott, der, wenn du so ihn besingest,
Wie sein Herz es begehrt, mit reichen Gaben dich lohnen
Wird, denn solches vermag er, der zu des Donnerers Rechten
Sitzet. Sing ihn nicht heut allein. Dir strömet ein reicher
Quell zum Preise: denn wer vermag nicht Phöbos zu singen?
Nicht die goldene Leier des Gottes, den Bogen, den Köcher,
Und den goldgewirketen Leibrock mit stralender Spange? **)
Bis zu den Solen prangt er in Golde: denn Phöbos Apollon
Sammelt des Goldes viel, und der Schatz', im pythischen Tempel!
Phöbos ist ewig mit Schönheit geschmückt, und ein ewiger Jüng-
ling,

*) Selbst Niobe vergift, in einen Stein verwandelt, ihrer Leiden,
sobald der Lobgesang auf Phöbos Apollon ertönt. Vielleicht
nennt der Dichter unter der zahllosen Menge Leidender des
griechischen Alterthums darum nur Thetis und Niobe, weil
beide durch Apollons Erbitterung ihrer Kinder beraubt wurden.
Uebrigens sieht man wohl, daß es hier dem Dichter blos darum
zu thun ist, seine mythologische Gelehrsamkeit auszukramen.

**) Kallimachos macht dadurch, daß er sagt: wer fände nicht im-
merwährenden Stoff zu Lobgesängen auf Apollon! die ganze
Aufmerksamkeit rege. Man erwartet, daß er den Preis des
Gottes durch irgend eine kühne That, oder erhabene Eigen-
schaft bewahrheiten werde, und was thut statt dessen der Dich-
ter? Er rühmt das Gold seines Gewandes, seine goldene Sehnal-
le, seinen goldenen Bogen und dergleichen. Kann man die Er-
wartung mehr tauschen? Zwar bezeichnen auch die älteren grie-
chischen Dichter die Geräthe und Waffen ihrer Götter, als gol-
den; allein sie thun es mit einem leicht hingeworfenen Beiwort,
ohne diese Eigenschaft gleichsam an die Spitze der hohen und
glänzenden Attribute der Gottheit zu stellen. M. s. Manfros
Abhandlung über Kallimachos S. 94.

Seine Wangen sind zart und bartlos, wie Wangen der Jungfrau,
 Von der Scheitel fließet herab sein duftendes Haupthaar!
 Reine Narde trieft aus der Locke des Gottes, es thauet
 Heilungsbalsam herab, und da, wo die Tropfen entfallen,
 Blüht mit Gesundheit und Lebenskraft das Land und die Städte.

So wie Apollon ist keiner an Kräften reich und an Weisheit,
 Sein ist der Bogen, und sein die Leier! Den Schützen zum
 Spannen

Giebt er den Bogen, und giebt dem Dichter die tönende Leier.
 Auch die Gabe der Seher ist sein, und der forschenden Lese.
 Dafs sie zu säumen dem Tode gebieten, lehrt er den Aerzten.
 Auch als Hirten ehren wir Phöbos. Die Heerden Admetos's
 Hüter' er einft, von der Liebe durchflammt, an Amphryfos Ge-
 flade.

O, wie wimmelt' es da auf den Triften von grasenden Kühen,
 Und von irrenden Ziegen! Das Auge des Hirten Apollon
 Blickte Segen auf sie, des Säuglings mangelte keine.
 Schafe weideten zahllos, und allen schwellen die Euter,
 Lämmerlose wurden jetzt Mütter, von Zwillingen Mütter!

Auch der Städte freuet sich Phöbos. Ihm folgten der Men-
 schen

Viel, da gründet' er selbst der Mauern Eckstein. Die schöne
 Stadt Ortygia hob sich empor, und spiegelt' im See sich.
 Erst vier Sommer noch sah der Götterknabe, da baut' er
 Seinen Altar. Die Jägerin Artemis brachte dem Bruder
 Ihre Jagd, die Köpfe der wilden Widder, die Hörner
 Wurden in Phöbos's Hand der Grund und die Wände des Altars.
 Also lernt' er zu legen den Grund, und zu richten das Bau-
 werk.

Meiner Vaterstadt fette Gefilde zeigte dem Battos
 Phöbos Apollon. Er flog, ein heiliger Führer, als Rabe,

Flog er voran, ihm folgte das Volk, da schwur er zu geben
Unsern Fürsten das Land, und ewig ist Wahrheit sein Eidschwur;
Siehe, da bauten die Väter des Volks dem König Apollon
Einen prächtigen Tempel, und stifteten jährliche Feste.
Ewig feiern wir sie, dann sinken zahllos die Stiere,
Phobos's Opfer sinken zur Erden, und bluten und sterben.

Heil dir, angebeteter Phöbos! deine Altäre
Prangen mit allen Blumen im Lenz, die die liebliche Jahrzeit,
Schwanger von Thau, gebiert und angehauchet vom Zephyr.
Süßer Weihrauch duftet im Winter dir, ewige Flammen
Lodern dann auf deinem Altar, und nimmer bedeckt
Seine glühenden Kohlen die Asche des gestrigen Tages.

Festlich begann die Feier der Tempelweihe. Frohlockend
Sah Phöbos den Reigen gewapneter Krieger, und sahe
Prangend im Schmuck der goldenen Locken die Libyschen Weiber,
Doch die Dorier durften noch nicht zu der Quelle Kyrene
Nahen, sondern sie wohnten am waldigen Ufer Azilos;
Da erbarmte sich ihrer der Gott, auf dem hohen Myrtusa
Stand er, wo einst den Löwen, den Mörder der Stiere, die
Nymphe,

Seine Braut, die Nymphe Kyrene, getödtet, und hohen
Ruhm und die Liebe des Gottes erworben hatte, von dannen
Rief er zu seiner Braut Kyrene die dorischen Pilger,
Keine der Städte blieb, wie Kyrene, gesegnet von Phöbos,
Denn er gedenket des Nymphenraubs, und des bräutlichen
Bettes.

Aber auch keinen der Götter ehren die Söhne des Battos,
Wie sie, o Phöbos, dich ehren. Dir jauchzt mit Frohlocken und
Jubel

Unsere Stadt, wie Delphi jauchzete, da du die Kräfte
Deiner Rechten zeigtest, und deines goldenen Bogens:

Denn es wüthete dir entgegen der grimmige Python!

Sieh, es flog dein Geschoss: es folgten den Pfeilen die Pfeile,

Plötzlich lag der getödtete Drache; da jauchzten die Völker,

Jauchzten, und riefen dir zu: wohlan, laß fliegen die Pfeile,

Denn es gebär dich die Mutter zum Retter der Menschen, • •

Phöbos!

Zwar nur singt der Dichter dich würdig, dessen Gefänge,

Wie der Okeanos, rauschen, und hoch gen Himmel sich heben.

Aber du hörst auch meinen Gesang! Assyria's Strom fließt

Hoch in strudelnden Wellen einher, doch zieht er des Schlamm-
mes

Viel mit seinen Wässern sich nach! Und schöpfen aus großen

Strömen Deo's Priester die heiligen Tropfen der Weihe?

Schöpfen sie nicht aus dem blinkenden Quell die lautersten
Perlen,

Die sich aus nimmer getrübbten Kiesel sprudelnd erheben?

Heil dir, König, und mir sei gnädig, Phöbos Apollon!

Den diesem Hymnos des Kallimachos eigenen Charakter tragen auch alle übrigen mehr, oder weniger. Fast allenthalben finden wir ein fruchtloses Bestreben nach Erhabenheit und GröÙe, fast allenthalben frostige Gemälde und kindische Schilderungen. Die Phantasie des Dichters war zu kalt und schläfrig, als daß sie Kraft und Leben um sich verbreiten, der Flug seiner Begeisterung zu matt und ohnmächtig, als daß er sich in höhere Regionen erheben, und darin erhalten konnte. Wie war es ihm also möglich, durch das wahre Große und Erhabene zu rühren und zu erschüttern, die nicht das Werk der Kunst und Gelehrsamkeit sind, die nur eine kühne und feurige Einbildungskraft, von einem richtigen Verstande begleitet, auf ihrem Wege findet? Hätte sich der Dichter, da er einmal nachahmen wollte, nur genauer an sein Muster angeschlossen; so würd' er

sich weniger in das Abenteuerliche und Seltene verloren haben. Allein dies war eben der Hauptfehler der alexandrinischen Dichter, daß ihre Nachahmung mehr auf einzelne Stellen der ältesten poetischen Denkmale, als auf die ganze Manier der Alten gerichtet war. Zufrieden, nur einzelne Schönheiten aus den Dichtern der Vorzeit zum Schmuck ihrer eigenen Dichtungen zu sammeln, und voll des thörichten Wahnes, jede aus dem Alterthum entlehnte Zierrath, wie, und wo sie auch angebracht werde, müsse gefallen, übersehen sie die wahren, mit dem Tone, Geist und Zwecke des Ganzen dichterischer Arbeiten in der innigsten Verbindung stehenden, Reize. *) Besonders hatte Kallimachos nicht so wohl seine Phantasie mit den Schönheiten des Alterthums genährt, als vielmehr sein Gedächtniß damit vollgepfropft. Die Ideen, welche er daher den Alten abborgt, sind mit seinen eigenen Ideen nicht verwebt; sie sind an einander gereiht, aber nicht mit einander verschlungen. Dies gilt besonders von dem Gebrauche, den er von der Mythologie macht. Er bemerkte, daß dieselbe den alten Dichtern nützlich gewesen war: aber wie? und wodurch dies geschah? dies scheint er nie gefühlt zu haben. Er betrachtete sie, wie einen Zierrath, und ein Zierrath gefällt durch seine Seltenheit. Kein Wunder also, wenn er die unbekannten und seltenen Mythen den gewöhnlicheren vorzog. Aber nicht nur hierin fehlte er, daß er die Schönheit der Seltenheit nachsetzte, sondern auch darin, daß er in Benutzung dieses Schmuckes nicht Maass hielt, und

*) Man hatte so hohe Begriffe von den Schönheiten des Alterthums, daß man die Blumen desselben gleichsam allenthalben zusammenrumpfte, um sie, ohne Einsicht und Geschmack, seinen Gedichten einzustreuen. Denn hierdurch glaubte man schon auf eben die Unsterblichkeit, wie die Alten, Anspruch machen zu können.

meistens sich begnügte, die eingewebten Mythen mit schwachen Zügen anzudeuten. Noch am besten gelingen unserm Dichter solche Stellen, wo er Gegenstände aus seinem Gesichtskreise behandelt. Von seinen Elegien und Epigrammen reden wir weiter unten.

15.

Hymnos des Mesomedes auf die Nemesis.

Die sämtlichen moralischen Dichtungen der Griechen empfehlen sich durch eine Feinheit, Fruchtbarkeit und Schönheit, daß ihnen nicht leicht etwas Aehnliches von den Geistesprodukten anderer Nationen kann an die Seite gestellt werden. Denn den Griechen, sagt Herder sehr richtig, hatte die Muse jenen reinen Anblick aller Gestalten in Kunst und Dichtkunst, jenes unübertriebene und nichts übertreibende Gefühl für das Wahre und Schöne aller Art gegeben, das sich auch in der Philosophie nicht verleugnen konnte, und ihren kürzesten Lehrsprüchen, ihren leichtesten Symbolen einen so klaren Umriss, eine so bedeutungsvolle Grazie anschuf, als wir bei andern Völkern vergebens suchen dürften. Freilich ist ihr Horizont nicht weit: er erstreckt sich wenig hinaus über dies Leben, das ihnen der Mittelpunkt ihres Daseyns war. Allein von diesem Mittelpunkt aus, wie rein sahen sie, wie menschlich fühlten sie alle Formen! wie schön wußten sie solche in ihre Bilder- und Wortsprache zu kleiden!“ *) Eine Probe hievon ist der bildliche Begriff, der ihrer so oft verkannten, und von den Menschen beleidigten, Göttin Nemesis zu Grunde liegt. In allen Dingen Maass zu halten, keiner Begierde, keinem Wunsche den Zügel schiessen zu lassen,

*) M. f. Herder's Nemesis, ein lehrendes Sinnbild, in dessen zerstreuten Blättern II. S. 261.

kein Verlangen, sei es auch das edelste, zu übertreiben, dies war die allgemeine Lehre, deren Erfüllung Tragiker, Gnomologen, Hymnendichter, kurz alle Gattungen griechischer Sänger empfohlen. Und eben aus diesem Grunde schilderten sie die Nemesis als eine Wohlthäterin der Menschheit, und machten ihre Verehrung zur unablässigen Bedingung der Glückseligkeit. „Denn sie ist es, die, nach ihrer Schilderung, den Uebermüthigen einhält, und die wilden Rosse seiner Unternehmungen mit fester Hand bezügelt, die den Unglücklichen rettet, der unter den Fußstritten derselben wie ein zerknicktes Rohr dalag. Indem sie das Rad des Glücks mit leisem Fusse, oder die Wage des Schicksals mit leisem Finger ändert, kommt eine andre Gestalt der Dinge zur Ansicht, die ein billigeres Gleichgewicht zeigt.“ *) Die Nemesis der Griechen ist daher keine Rachgöttin, sondern eine hohe Rechtvertheilerin, eine Unbetrüglische, die in den Busen blickt, wenn sie nach dem eigenen Betragen des Menschen den Erfolg seiner Thaten abwägt. Jedes zu schimmernde Glück ist durch sich gefährlich, nicht nur, indem es den Neid erweckt und das Rad der Zeit sich unaufhörlich wälzet, sondern noch weit gefährlicher ist es dadurch, daß so gern der Uebermuth dasselbe begleitet. Und so fort stürzt es sich selbst: die Göttin, die dem Tritt der Menschen verstoßen nachschleicht, weiß die leichtsinnigen Anmaßungen der Uebermüthigen zu zügeln und des Stolzen Nacken zu beugen. Ganz im Geiste dieser Ideen

*) M. f. Herder's Nemesis 257. Auf Denkmälern der Kunst erscheint die Nemesis gestügelt. Sie hebt mit der einen Hand das Gewand der Brust in die Höhe und blickt in den Busen, oder sie biegt den Arm zur Brust zurück, als ob sie vom Finger bis zum Ellenbogen hinabmesse, oder es ist ein Rad unter ihren Füßen und ein Zaum in ihrer Linken. Oft hat sie auch Rad, Schleuder, Zaum, bei einander.

ist der treffliche Hymnos des Mesomedes, eines Zeitgenossen des Kaisers Hadrianus, der aus den vorangeschickten Bemerkungen erst deutlich wird. Sein dichterischer und philosophischer Werth machen ihn einer näheren Bekanntschaft würdig: wir tragen daher kein Bedenken, mit ihm die aus den griechischen Hymnendichtern ausgehobenen Beyspiele zu schliessen. Der Dichter singt also:

Geflügelte Nemesis, du des Lebens Entscheiderin,
Göttin mit ernstem Blick. Tochter der Gerechtigkeit,
Du, die der Sterblichen leichtthinschraubenden Lauf
Mit ehernem Zügel lenkt,
Und hasset ihren verderbenden Uebermuth,
Und bannet hinweg den schwarzen Neid!

Rings kehrt dein Rad, das immer bewegliche,
Spurlose, sich um der Menschen lachendes Glück.
Verborgen wallst du ihrem Fusse nach
Und beugst der Stolzen Nacken,
Und missest stets am Maass der Sterblichen Leben ab,
Und blickst zum Busen hinunter mit immer ernstem Blick,
Indess die Hand die Wage hält.

Sei gnädig, selige Rechtvertheilerin,
Geflügelte Nemesis, du des Lebens Entscheiderin!
Nemesis, die Untrügliche, singen wir
Und ihre Beisitzerin, die Gerechtigkeit.

Die Gerechtigkeit, die mit weiten Flügeln fliegt,
Die Mächtige, die der Sterblichen grosses Herz
Der Nemesis, und dem Tartaros selbst, entzeucht. *)

*) Dieser Hymnos ist offenbar aus Sinnbildern der Kunst zusammengesetzt. Die noch übriggebliebenen Abbildungen der Nemesis entsprechen der hierin gelieferten Schilderung völlig. Das Bild

2. Oden und Lieder.

16.

Meleager's lyrische Gedichte.

Die schönste Zeit des lyrischen Gesangs war mit der vorigen Periode verschwunden. Nach den entzückenden Liedern, wozu die Mule einen Pindaros, Alkaios, Bakchylides, Ibykos, eine Sappho, Korinna, und andre ihrer Lieblinge mehr, begeistert hatte, schien gleichsam das ganze, den Griechen in so hohem Grade eigene, Talent des Gesangs verschwunden. Und wenn auch hier und da noch ein griechisches Lied ertönte, so war es doch nur ein schwacher Nachklang, gleichsam nur der durch einen Windstoß hervorgelockte Ton einer Aeolsharfe. Am lieblichsten sind unter diesen Spätlin-

dieser Göttin ist eins der kenntlichsten unter den Allegorien der Griechen. Die Attribute derselben sind zu auffallend, als daß sie leicht einen Irrthum veranlassen könnten. Man findet sie vorzüglich auf Münzen und Gemmen, weniger in Bildsäulen vorgestellt. Von Dichtern ist sie häufig geschildert. Ausser dem angeführten Hymnos, hat sie auch Orpheus, oder wer der Verfasser der Orphischen Hymnen seyn mag, besungen. Auch mehrere Epigrammen auf dieselbe sind noch übrig. Zwei davon verdienen hier bemerkt zu werden.

Nemesis im Bilde.

Warum, so! Nemesis! hast du das Maas und den Zügel in
Händen?

„Daß du [den] Handlungen Maas, Worten den Zügel an-
legst!“

Nemesis bin ich, und halt' in meiner Rechte [das Maas hier,
Dir zu deuten: „in nichts schreite je über das Maas!“
Mefomedes, der Verfasser des obigen Hymnos, war, nach
Suidas, ein Kreter, ein Freigelassener und Günstling des Kaisers
Hadrianus.

gen der griechischen Lyrik noch die Lieder Meleager's, des Sammlers der ersten griechischen Blumen. *) Eine angenehme Leichtigkeit, ein heitres Kolorit, und eine sanfte Grazie sind der Charakter derselben. Wie lebendig, wie blühend, wie gedungen ist die Darstellung in folgendem Frühlingsliede!

Sieh, der stürmische Winter
Räumt den milderen Himmel,
Rosig nahet der Frühling
Unter Lächeln und Blüthenduft,

Und in grünem Gewande
Prangt beschattet die Erde:
Zart beblätterte Kräuter
Schmücken blühend den Busen ihr,!

Sieh! wie öffnet die Rose
Sich auf lachenden Wiesen!
Und wie trinken die Wiesen
Segentraufenden Morgenthau!

Von den Bergen hernieder
Schallt die Flöte des Schäfers,
Und es weidet am Anblick
Weißer Böckchen der Geishirt sich.

Sieh! jetzt schwimmen die Schiffer
Ueber blinkenden Fluten,
Und am harmlosen Westhauch
Blähen schwellende Segel sich.

*) Meleager war ein geborener Syrer. In seinen altern Jahren hielt er sich in Tyros und Kos auf, an welchem letzteren Orte ihn auch der Tod überleitete. Er lebte gegen die 170ste Olympiade, folglich nicht lange vor Christus. Mehreres von ihm sehe man in Fabricii Biblioth. græc. II, 682. und in Brunk's Vorrede zu seinen Analekten.

Winzer tönen dem Bakchos,
Ihm, dem Geber der Trauben,
Ihre Locken von Epheu
 Schön umranket, Gefänge zu,

Bienen schaffen im Korbe
Süßen Honig, und führen
Aus gesammeltem Wachse
 Netzgestaltete Zellen auf,

Ringsum jubelt der Vögel
Chor aus schallenden Kehlen,
Halkyonen am Meere,
 Schwalben singen um das Gebälk,

Nachtigallen durchwirbeln
Süß des Haines Gebüsch,
Und am Meeresgestade
 Singt sein reizendes Lied der Schwan.

Kränzt nun Laub die Gebüsch,
Lacht die Flur, und ergötzt des
Hirten Flöte die Heerde,
 Summt die Biē' in der Vögel Lied:}

Tanzet Bakchos, und segelt
Durch die Fluten der Schiffer:
Warum tönte nicht lieblich
 Auch des Dichters Gesang im Lenz.*)

Dies ganze Gedicht ist ein reizendes Gemälde des Frühlings aus eben so reizenden und so mannigfaltigen

*) Diese Uebersetzung ist größtentheils von H. Nöldeke. Die drei letztern Verse hat der Verfasser dieses Versuchs, weil der Uebersetzer den Sinn nicht ganz gefaßt hatte, umgearbeitet. Die folgenden Stücke an die Grille sind von Herder und Degen.

Bildern zusammengesetzt, als die Auftritte und Ansichten im Lenz selber mannigfaltig und reizend sind. Die Sprache ist leicht und angenehm, und das Sylbenmaass so wohlklingend, als es ein lyrisches Stück erfordert. Ausser diesem Frühlingsliede haben sich noch einige andere kleine Gedichtchen von Meleager erhalten. Seine Wünsche an die Grille, dass sie durch ihren reizenden Gesang den Kummer der Liebe aus seinem Herzen verschleuchen, und ihm den süßen Schlummer herbeilocken möge, hauchen gleichfalls den Geist der Anmuth und Lieblichkeit, der durchgehends Meleagers Muse bezeichnet. Wir wagen es daher, auch sie in einer Uebersetzung einzurücken, um den ganzen Geist und die ganze poetische Fülle dieses gefühlvollen Dichters darzustellen.

Süße Grille, die mich um meine liebenden Sorgen

Oft schon täuschte, mir oft brachte den tröstenden Schlaf,

Ländliche Sängerin, auf! mit deinen schallenden Flügeln,

Dir selbst Leyer und Ton, singe was liebliches mir,

Dass sich meine Sorgen zur Ruhe senken. O, singe,

Fröhliche Sängerin, mir deinen fröhlichen Sinn

In die Seele! Ich will auch mit Thau, mit grünenden Knospen

Dich beschenken; es soll ewiger Sommer dir blühn!

Nicht minder lieblich und geistvoll ist ein anderes Gedichtchen desselben Verfassers an die Cikade, welchem wir, der Vergleichung wegen, noch ein Plätzchen einräumen.

Sängerin Grille, du dichest, berauscht von träufelndem Thau,

Einsamen Liedern nur hold, uns dein ländliches Lied.

Auf den Spitzen der Blätter wohnst du mit zackigen Füßen,

Schwirrest mit bräunlichem Leib silberner Saiten Getön.

Sing, o Freundin! izt Scherz der waldbewohnenden Nymphen,
 Einen Wechselgesang laß du erschallen dem Pan,
 Dafs ich dem Eros entrinn' und fahe den Schlummer des Mittags,
 Ruhig hiehergestreckt unter den schattigen Baum!

Bei aller Gleichheit der Materie, die der Dichter in beiden Gedächtnissen behandelt, hat er sich doch durchaus nicht wiederholt, sondern man bemerkt darin die schönste Abwechslung der Gedanken und des Ausdrucks. Wie sehr ist es daher zu bedauern, dafs der Nachlaß dieses lieblichen Dichters so gering ist, und dafs selbst der reizende, gewifs aus den schönsten Blumen des griechischen Geistes von ihm gewundene Kranz grossentheils ein Raub der Zeiten werden mußte! Wir schliessen diesen Abschnitt mit dem angenehmen Hochzeitsliede eines andern Dichters, welches sich in der griechischen Anthologie erhalten hat, und das einer näheren Bekanntschaft werth ist. Der Dichter singt also:*)

Königin der Götter, Liebe!
 Und du Lust der Menschen, Stärke
 Und des Lebens Wächter, Hymen!
 Euch besingen diese Töne:
 Euch besingen meine Lieder,
 Hymen, und die Lieb', und Wollust!

*) M. f. Herder's Volkslieder, II. S. 102. Noch ein anderes, hier überseztes Volkslied lauter also:

Bändiger der Herzen, Eros,
 Der der Berge Gipfel beuget,
 Komm von deiner Nymphen Spiele,
 Komm vom Spiel der Aphrodite!
 Schau, ich kniee dir zu Füfsen,
 Höre Kleobulos's Wünsche,
 Und sei seiner Liebe gnädig!

Das Original dieser Lieder findet man in Brunk's Analecten I. p. 116.

Jüngling siehe, sieh dein Mädchen!
 Locke sie, daß sie nicht fliehe,
 Wie ein fortgeseuchtes Rebhuhn.
 Freund Kytherens, o Stratokles,
 O Stratokles, Freund Myrillens,
 Schaue, schaue an dein Weibchen,
 Wie sie schön ist, wie sie glänzet!
 Königin von allen Blumen
 Ist die Rose, und Myrille
 Königin von allen Mädchen.
 Wie die Sonne glänzt dem Brautbett,
 Lauter Myrthe blüht dein Garten.

Eine reiche Nachlese lyrischer Gedichte wird man in der griechischen Anthologie finden, worauf wir, um den Raum zu sparen, unsre Leser verweisen müssen.

3. Epigrammen.

17.

Begriff des griechischen Epigramms.

War je eine Nation mit zartem Gefühle, und mit einer vorzüglichen Empfänglichkeit für alles, was auf die Sinnen wirkt, versehen, so waren es die Griechen. *) Daher konnte ihnen auch nicht leicht etwas vorkommen, was sie nicht auf diese oder jene Art interessirt hätte. Ihre Empfindung war fast immer rege: sie konnten weder Freude noch Traurigkeit, weder Glück noch Unglück, weder Schönheit noch Unförmlichkeit sehen,

*) M. f. Herder's scharfsinnige Abhandlung über das Epigramm im ersten und zweiten Theil seiner zerstreuten Blätter.

ohne daß sich ihr Gefühl durch Theilnahme, oder Widerwillen geäußert hätte. Hauptsächlich waren die Eindrücke, welche die Schönheiten der Natur und der Kunst, so wie die Sittlichkeit der Menschen, auf sie machte, in hohem Grade lebhaft. Was sie nun aber lebhaft dachten und empfanden, das konnten sie, vermöge der ihnen eigenthümlichen Redseligkeit, nicht gut in sich verschließen, sondern sie mußten es, wär' es auch nur der sie interessirenden Naturschönheit oder Kunstbildung selbst gewesen, durch Worte ausdrücken, daß sie ihnen gefalle. Und eben so gieng es auch mit Gegenständen, die ihren Unwillen reizten, oder die ihr Mitleid rege machten. Ihr Herz war jedesmal zu voll, als daß es die ganze Fülle der Empfindungen und Gedanken hätte fassen können. Oft auch wünschten sie ihren Ideen und Gefühlen durch das Gewand der Sprache mehr Deutlichkeit und Dauer zu geben, als sie sich, ohne dies, davon versprochen. Oft hofften sie ihre Freude durch Mittheilung vermehrt, ihren Kummer vermindert zu sehen; sie schütteten daher ihre Empfindungen *in den Busen eines Freundes, oder einer Freundin, oder sonst eines gefühlvollen Wesens*. Die Sprache der Sinnlichkeit, oder der Poesie war dazu die schicklichste, und das Sylbenmaas hatte noch den Vortheil, daß es die darin eingeschlossenen Gedanken dem Gedächtnisse behaltbarer machte. *) Auf diese Art

*) Daher gab es eine unzählbare Menge griechischer Epigrammen. Nicht blos eigentliche Dichter, die einen vertrauten Umgang mit den Mufen genossen, verfertigten dergleichen, sondern es gab nicht leicht ein lebhafteres Genie, das nicht dergleichen Blüten des Geistes auf dem Altare der Kamönen dargebracht hätte. Eben deshalb würd' es auch zu weit führen, wann wir jeden Verfasser von Epigrammen namentlich aufstellen, und seine hieher gehörigen Arbeiten nennen und beurtheilen wollten. Die vorzüglichsten Epigrammatisten, deren Blüten von Meleager und den späteren Sammlern in ihre Kränze verflochten wurden, wird man weiter unten kennen lernen.

entstand die älteste Gattung des Epigramms, das Herder daher ganz richtig als die Darstellung eines Bildes, oder einer Empfindung über einen einzelnen Gegenstand erklärt, der dem Anschauenden interessant war, und durch diese Darstellung in Worten auch einem andern gleichgestimmten Wesen interessant werden soll. Ein großer Theil der griechischen Epigrammen beziehen sich aus diesem Grunde auf Kunstwerke, die zum Theil so fein, so ausdrückend und zart sind, daß nicht selten Künstler und Dichter zu wetteifern scheinen. Alle Epigrammen auf Bildsäulen der Götter, der Helden, der Dichter, der Weisen, sind von dieser Gattung. Und was hievon gilt, das gilt auch von den Grabmalen, den Tempeln und andern Denkmälern der griechischen Baukunst, das gilt auch von schönen Tänzern und Tänzerinnen, von schönen Flötenspielern und Harfenschlägern. Kurz alles, was die Empfindung aufzuregen wußte, war dazu geeignet, durch ein Epigramm verherrlicht, oder dem Gelächter und Verachtung preisgegeben zu werden. Auch die fruchtbare griechische Mythologie, jene Reihe von Volksagen, die durch Dichter und Künstler jedermann bekannt und interessant waren, und die mit allen Gegenständen der Natur und der Gesellschaft auf das innigste zusammenhingen, lieferte sehr häufig Stoff für das Epigramm. „Was ist aus Eros und den Mufen, was aus Nymphen und Chariten nicht alles gemacht worden! Und wie nahe lag diese Mythologie dem gemeinen Leben, da beinahe jeder Baum, jede Quelle, jede Gegend einem Gott, oder einer Göttin, verwandt war! Die Sagen von alten Verwandlungen kamen dazu, und die Klagen der Progne, der Philomele, die Stimme der Echo, die grünende Daphne, der flötende Pan, ließen sich auch im Epigramme sehen und hören. Dadurch bekam nicht nur jeder sonst todte Gegenstand Leben, sondern es war auch

auch die nächste Gelegenheit zu angenehmen Dichtungen herbeigeführt. Die alte Fiktion durfte nur fortgesetzt, gewandt und angewandt werden, so ward aus dem alten Märchen ein neuer Gedanke, ein anmuthiges Lob, eine sich einschmeichelnde Lehre.“ Man glaubte die Götter aller Orten gegenwärtig, fühlte allenthalben ihren Einfluss und ihre Gegenwart, wußte sie überall in seinen Beruf, in seinen Geschäftskreis hineinzuziehen. Der Dichter sang seinem Apollon ein Lied der Huldigung, oder des Dankes, der Krieger focht unter dem Schutze des Ares, und hing daher erschöpft von Alter und Wunden, seinen Helm dem Kriegsgott oder der Pallas auf. Der Schäfer weihte seine Flöte dem Gott der Heerden, der Fechter seine Waffen dem Hermes, das alternde Mädchen ihren Spiegel der Aphrodite. Ohne eine erklärende Aufschrift war dies eben so wenig möglich, als man die übrigen Weihgeschenke in den Tempeln der Unsterblichen, ohne einige Auskunft durch Worte zu geben, aufhängen konnte. Dies war abermals ein fast unerschöpflicher Stoff zu Epigrammen! Und dazu kamen noch die herrschenden Vorstellungen vom Reich der Schatten, jene schauerlich süßen Bilder vom Schicksal der Verstorbenen, die gerade diejenige Mischung von Licht und Dunkel hatten, um vorzüglich stark auf das menschliche Herz zu wirken; dazu die auf persönliche Ehre und Freiheit gebaute Verfassung der Griechen, die sich ohne öffentliche Denkmale, ohne Siegeskränze, ohne Loblieder und Aufschriften nicht denken läßt: dazu ein Klima, das zu allem Schönen, Edlen und Großen kräftiger, als alle Belohnungen, aufforderte, das allen Kunstbildungen samt ihren Inschriften Raum und Dauer gab, das dem Griechen jenes sanfte Maas der Menschlichkeit ertheilte, welches ihn nicht bloß zur Tugend und sittlichen Schönheit selbst hinzog, sondern ihn auch die derselben durch Dichter und Künstler dar-

gebrachten Opfer achten hiefs. Nicht das kleinste Förderungsmittel des griechischen Epigramms war endlich die Sprache der Griechen, die weichste, wohlklingendste und geschmeidigste unter allen Sprachen des Abendlandes. „Wie biegsam ist sie nicht zu jedem Bilde, zu jeder Empfindung! Wie biegsam insonderheit zu dem schönen Maasse, das sich das Epigramm gewählt hat! Hexameter und Pentameter winden einen Kranz in Worten, wie sie dem Ohr in Sylben einen vollendeten Rundtanz geben. Der erstere giebt der Inschrift Aufzug, Fülle und Würde, die sodann der Pentameter zu einer sanften Ründe, zu einer vollendeten Kürze umbiegt, oder, wie ein Pfeil, in die Lüfte versauft.“*) Nach Herder giebt es sieben Gattungen des griechischen Epigramms. Das einfachste von diesen ist das darstellende Sinngedicht, eine blosser Erklärung des Gegenstandes, indem es dem letzteren zutraut, daß er durch sich selbst belehren oder rühren werde. Von dieser Gattung ist jene dumpfe Stimme der erschlagenen Spartaner:

Wanderer, sag's zu Sparta, daß wir, den Gesetzen gehorchend,
Todt im Staube hier ruhn!

Die zweite Klasse des Epigramms gefällt der Anzeige des Gegenstandes noch eine schlichte Anwendung hinzu. Ihr Werth beruht auf der Merkwürdigkeit des Objekts und seiner glücklichen Anwendung. Ein

*) Der verehrungswürdige Verfasser der Abhandlung über das griechische Epigramm wird es mir verzeihen, wenn ich mehrere seiner trefflichen Ideen in meine Arbeit zu verweben, und ihr dadurch einen grösseren Werth zu ertheilen suchte. Der Leser wird offenbar dabei gewinnen. M. f. auch *Historia poeseos graecae brevioris ab Anacreonte usque ad Meleagrum ex Anthologia graeca adumbrata*, scripsit C. G. Sontag. Lipsiae 1785. und Sulzer's Theorie der schönen Künste, nach der neuesten Ausgabe von dem Herrn von Blankenburg, IV, S. 393.

Beispiel dieser Gattung von Exempel epigrammen ist folgendes Sinngedicht auf die bei Thermopylä gebliebenen Krieger:

Die das Vaterland einst vom Joch der traurigen Knechtschaft
 Retteren — dunkel zwar liegen im Staube sie hier,
 Aber sie glänzen an Ruhm. Wer unter den Bürgern sie anschaut,
 Lern' an ihnen mit Muth sterben für's Vaterland!

Das Geschäft der dritten Epigrammengattung besteht darin, daß sie ein Kunstbild zu einem lichten Sehepunkt ausmalt. Der Künstler hatte bei seinem Kunstwerk schon auf einen Gesichtspunkt gearbeitet, der nicht bloß dem Auge, sondern auch der Seele galt. Dies bemerkte der Dichter und zeichnete das Moment des Affekts, oder der Situation, die der Künstler lebendig machen wollte, zum lichten Punkte seiner Beschreibung aus. So entstand eine Menge sehr geistvoller Sinngedichte der Griechen auf ihre schönsten Kunstbildungen, welche man schildernde nennen könnte. Hieher gehört jenes treffliche Gedicht auf die Darstellung des leidenden Philoklet:

Ja, ich kenne dich Armer, dem ersten Blicke verräthst du,
 Leidender Philoklet, deinen inwendigen Schmerz!
 Wie sich das Haar ihm sträubt! Wie von der Scheitel die
 Locke
 Wild durcheinandergewirrt fällt, in der Farb' auch noch
 wild!
 Und, voll Furchen des Grams, umkleidet dürre die Haut ihn,
 Trocken, als fühletest du selber im Blicke sie hart.
 Sieh, und im trockenen Auge, da hängen geronnene Thränen,
 Starrend, sie zeigen, ach! seinen unendlichen Schmerz.

Ein anderes gleichfalls hiehergehöriges Epigramm schildert die Macht und Anstrengung der ringenden

Helden Herakles und Antäos bis zum höchsten Punkte des Ausgangs:

Heulendes Erz, wer bildete dich? Wer konnte dem todtten
 Werke die Kunst verleihn und den erquickenden Muth?
 Denn es lebet. Ich fühle des festgedrücketen Riesen
 Pochende Angst, ich fühl' auch des Herakles Gewalt,
 Die ihn ergriß und halt, und drückt den Erhobenen, todt schon.
 Siehe, wie krümmt er sich, wie ihm der Odem entfleucht!

Von diesem Kunstanblick, sagt Herder, gieng das Sinngedicht auf Gegenstände der Natur über, um auch sie mit eben der Schärfe eines goldenen Lichtstrals dem Geiste, oder dem Herzen zu zeigen. In den Epigrammen, welche die Göttin der Liebe einhauchte, führt sie auch selbst den zeichnenden Griffel. Sie stellt die Züge des geliebten Gegenstandes auf den Punkt zusammen, der dem Herzen genug thun soll, und der zuletzt in eine lichte Flamme auflodert. Die sinnlichen Griechen sind an dieser Gattung des leidenschaftlichen Sinngedichts sehr reich. Mehrere von Meleager, wie folgende, gehören zu den besten.

Bei'm Arkadischen Pan! Zenophila, lieblich entzückend
 Klingt dein goldenes Spiel, tönet dein zarter Gesang!
 Wohin soll ich? Von Grazien rings und Musen umgeben,
 Weiß ich nirgend zu fliehn, weiß ich zu athmen nicht
 mehr.

Und dann blick' ich dich an: der Blick wird Glut: ihr Erogen,
 Musen, Grazien, rings zehret die Flamme mich auf!

* * *

Unglückseliges Leben, das ohne Liebe gelebt wird!

Wort und That — es gelingt ohne die Liebe mir nichts.
 Träge bin ich und schleiche dahin. Bei Zenophila's Anblick
 Flieg' ich glücklich und leicht, wie der geflügelte Blitz.

Also rath' ich es allen, der süßen Liebe zu folgen,

Nicht zu entfliehen. Sie giebt Fittig' und Schwungkraft
dem Geist.

Doch nicht blos die Empfindungen der Liebe sind
der Gegenstand dieser Epigrammengattung, sondern
sie ergießt sich auch beim Anschauen schöner Gegenden
in eine Art von Göttergenuss, wobei der Dichter die
ganze leblose Natur um sich her belebt fühlt. Folgende
Proben mögen zum Belege dienen:

*Auf eine schöne Gegend, in welcher Pan's Bildniß
stand.*

Schweige, du Eichenhain! Ihr Quellen unter dem Felsen,

Murmelt leiser, und ihr Hirten und Heerden verstummt
Vor der Säule des Pan, der hier aus künstlicher Flöte

Süße Gefänge lockt, zaubert den Schlummer herbei!
Und rings um ihn schwebt der Nymphen und Hamadryaden
Und der Najaden Chor in den frohlockenden Tanz.

Die Quelle.

Eros und Kypris badeten hier in der lieblichen Quelle,

Eros spielte darin, tauchte die Fackel in sie;
Siehe, da mischten sich Funken der Liebe zur glänzenden Welle,
Und von der Göttin herab traupte ambrosischer Duft.

Immer noch blinkt nun und duftet die Quelle von rosigter Liebe,
Eros, und Kypris mit ihm, badet noch immer darin.

Noch künstlicher wird das Epigramm bei solchen
Gegenständen, wo sich, um mit Herder zu reden, eine
Art von Zwiefachem darbietet, das unter einen Ge-
sichtspunkt gebracht, dem Gedichte Wendung giebt,
und gleichsam eine Art von Handlung hervorbringt. *)

*) M. f. Herder's Anmerkungen über das Epigramm in den Zer-
streuten Blättern, II. S. 133.

In einem der griechischen Sinngedichte dieser Gattung, welche die künstlichgewandte heißen kann, stört eine feindselige Biene den Kuß der Liebenden. Was ist die Absicht dieser Störung? Was hat die Biene vielleicht den Küßenden zu sagen? fragt der Dichter, und beantwortet sich darauf selbst die Frage. *) Der Gegenstand wird hier so lange gewendet, bis er sich mit einer Art von Befriedigung schließt. Die folgenden Beispiele werden dies deutlicher machen.

Die Biene.

Blumenkostende Biene, warum verlässest du deine

Süßen Blumen und störst, sumsend, der Liebenden Kuß?

Oder willst du mir sagen: „o Freunde! die Biene der Liebe —

Auch ihr süßester Kuß drückt den Stachel in's Herz?“

Ja, das willst du mir sagen. Geh hin zu deinem Geschäfte,

Gute Biene, das sprach lange die Liebe mir selbst!

Die weinende Rose.

Schenke mir ein und ruf, ruf nochmals: Heliodora!

Mische den Namen süßklingend zum fröhlichen Wein!

Setze mir auf den Kranz, der noch von gestrigen Salben

Duftet; es gab ihn mir ihre holdselige Hand.

Aber sieh da, es weinet an ihm die Rose der Liebe —

Gute Rose, du weinst, daß mir die Liebliche fehlt!

An die Nachtigall, die eine Cikade in's Nest trägt.

Attisches Mädchen, wie? Philomele, du Honiggenährte,

Eine Cikade trägst du für die Jungen in's Nest?

Raubt die Geflügelte, raubt die singende Botin des Lenzes

Eine Geflügelte, die mit ihr den Frühling besang?

*) Das Epigramm, sagt Herder, wird eben dadurch um so schwerer, je unerwarteter der Gedanke ist, der aus zwei disparaten Dingen gleichsam vor unsern Augen entspringt.

Nachtigall, laß die Arme! Sie ist eine Fremde, wie du bist:

Keinem Sanger Apoll's ziemet des Anderen Mord!

Wird die Wendung, die bei der letzten Gattung der Sinngedichte die Hauptsache ausmachte, weiter fortgeführt, so entsteht eine neue Klasse von Epigrammen, welche man mit dem Namen der Täuschenden belegen könnte. Die hieher gehörigen Produkte sind um so viel angenehmer, je unerwarteter die Täuschung war, je schöner uns die letzte Zeile, oder wohl gar das letzte Wort aus unserm Irrthum bringt. Die reichhaltige, und der vielfachsten Wendungen fähige, Mythologie der Griechen setzte den griechischen Dichter in den Stand, die lieblichsten Spiele dieser Art hervorzubringen. Sie haben daher auch einen reichen Schatz derselben geliefert, aus denen wir hier einige zur Probe ausheben.

Die Badende.

Götter, ich wußt' es nicht, daß hier die reizende Kypris

Badet. Siehe, da fließt nieder ihr seidenes Haar!

Längs den Rücken! Verzeih, o Göttin! zürne dem Auge

Des Unschuldigen nicht, der dich hier nackend gesehn! —

Aber es ist nicht Kypris — es ist Rhodoklea! Wie reizend

Bist du, o Mädchen! du hast Kypris der Schöne beraubt!

Der zweite Paris.

Rhodoklea, Melite und Rhodope stehen da vor mir,

Drei Göttinnen: es fehlt ihnen Unsterblichkeit nur.

Schweres Amt des Paris! Ich soll die Schönste der Schönen

Kränzen, so kränz' ich denn, Schönste der Schönen —

euch drei!

Außer den bisher genannten Arten des Epigramms giebt es endlich noch eine, die man am passendsten die flüchtige nennen konnte. Hier treffen zwei Gedan-

ken zusammen und lösen einander. Kürze und leichter Vortrag sind die Haupterfordernisse derselben, und der Ausgang ist eigentliche Spitze, oder Pointe.*) Die hieher gehörigen Sinngedichte vereinigen Kontraste, oder bemerken, lehren und strafen mit der Schnelle des Pfeils, oft in einem Worte. Auch von dieser Gattung einige Proben!

An den Maler Menestratos.

Fragst du, Menestratos, mich, was dein Deukalion werth sei?
 Und dein Phaëton dort, den du in Flammen gemalt?
 Beide sind werth des Geschicks, wozu sie die Götter erschufen,
 Dieser der Flammen, und der seiner ersäufenden Flut.

An Kleopatra.

Nein, Kleopatra, nein! dein Spiegel, glaube mir, trüget:
 Sahest du dich, wie du bist, nimmermehr sah'st du hinein,

Die Tänzerin.

„Tanz' ich die Niobe nicht, und die Daphne, recht nach dem
 Leben?“

Wahrlich! jene wie Stein, diese wie starrendes Holz.

Der Zärtling.

Der du den stygischen Pfuhl beschiffst mit rudernden Armen,
 Schwarzer Charon, o nimm leise den Kyniras auf!
 Reiche die Hand ihm hin, wenn er von dem Kahne der Schatten
 Aussteigt, daß er sich ja schon den zärtlichen Fuß,
 Er, den im Leben der lindeste Schuh mit Wunden verletzte, —
 Wehe! ruft er gewiss, wenn er das Ufer betritt.

*) M. f. Herder's zerstreute Blätter, II. S. 137. Die Franzosen, welche dieser Art des Ausgangs den Namen Pointe gaben, lieben diese Gattung des Sinngedichts vorzüglich und bearbeiten sie fast ausschließungsweis. Die vorhergehenden Arten kleiden sie lieber in die Form kleiner Lieder, Madrigale, Sonette.

Eros und Bakchos.

Gegen den Eros bin ich in meinem Busen gewapnet,
Durch die Vernunft, Ich steh' einer dem einen zur
Wehr;
Ich, ein Sterblicher, ihm dem Unsterblichen. Aber ist Bakchos
Ihm zur Seite, wer mag gegen zwei Götter bestehn?

Nach den bisher angegebenen Merkmalen werden sich fast alle auf dem schönen griechischen Boden entblühte Epigrammen leicht in ihre Klassen ordnen lassen. Die historische Exposition war die Grundlage dieser ganzen geistvollen Dichtart. Von dieser erhob sie sich erst zum schildernden Sinngedicht, wendete sich dann zum Epigramm mit Wendung und Täuschung, und senkte sich endlich zum sinnreichen Spruch, oder zur flüchtigen Gattung hinunter. Dieser Gang ist völlig in der stufenweisen Entwicklung des menschlichen Geistes gegründet. Durch alle Klassen und Gattungen aber wird der eine Hauptbegriff merkbar, daß das Epigramm ein gegenwärtiges Objekt zu einem einzelnen, festbestimmten Punkte der Lehre, oder der Empfindung poetisch darstelle, oder wende und deute. Mithin ist der Name Sinngedicht zumal für die schönsten Gattungen sehr glücklich. Dem gegenwärtigen Objekt wird gleichsam Sinn gegeben, Sinn angedichtet, und dieser in der kürzesten, angenehmsten und lebendigsten Sprache uns zum Sinne gebracht, das heißt, in unsre Seele geschrieben. Ich kann mich von diesen Kindern eines offenen, gefühlvollen Geistes, einer theilnehmenden Menschlichkeit und eines muntern, redseligen Witzes nicht trennen, ohne noch einige der schönsten ausgehoben zu haben. Dem Manne von ächter Bildung und reinem Gefühl für Schönheit und Natur wird nie zu viel davon gegeben werden. *)

*) Uebersetzungen der schönsten griechischen Sinngedichte in das

Das Todtenopfer.

Thränen bring' ich dir zum traurigen Opfer des Todes,
 Unter der Erde, wo du, Heliodora, nun wohnst!
 Bittre, rinnende Thränen, das Letzte, was Liebe dir geben,
 Was ein trauriges Herz selbst dir im Grabe noch weihet.
 Denn ich klage dich schwer, ach! schwerbetrübet, da du nun,
 Süße Schattengestalt, bei den Entseelten wohnst,
 Mir entrißen. Wo bist du schöne Pflanze? Wer hat mir
 Deine Blume geraubt? Ach, der entstellende Staub!
 Nun so seh' ich dich an, du allerbarmende Mutter,
 Erde, die sanfteste Ruh gönne forthin ihr dein Schoos!

Das Meer der Liebe.

Wohin ziehest du mich, du sanft hinschwimmendes Auge?
 Ach! du ziehest mich hin auf ein gefährliches Meer!
 Wild sind die Wellen der Liebe, die Stürme der Eifersucht
 brausen
 Schrecklich; es wälzet das Herz Wogen auf Wogen hinan.
 Und doch muß ich! Sie ziehen mich hin die fließenden Schim-
 mer;
 Gute Götter, ich soll Scyll' und Charybdis noch seh'n!

Deutsche finden wir in Herder's zerstreuten Blättern, I. und II. Sammlung; in den Musenalmanachen von Voss; in Stollberg's Gedichten aus dem Griechischen; in Götz vermischten Gedichten; im Schweizerischen Museum, zweiter Jahrgang, S. 788. (Fünfzig der schönsten Blumen aus der griechischen Anthologie von Tobler); im dritten Jahrgange derselben Zeitschrift, Seite 574 und 592; im dritten Jahrgang von Kanzler's und Meisner's Quartalschrift; im deutschen Merkur, in der Berliner Monatschrift, in der deutschen Monatschrift, herausgegeben von Genz und in andern Zeitschriften mehr. Die hier zur Probe angeführten Epigramme sind aus Herder's zerstreuten Blättern ausgehoben.

Das Gute des Lebens.

Wer könnt' ohne den Tod dich fliehn, o Leben? Du hast zwar
 Taufend Uebel, und sie meiden und tragen, ist schwer!
 Aber du schenkest uns auch viel schöne Gaben, die Sonne,
 Meer und Erde, den Mond und die Gestirne der Nacht!
 Freilich ist alles sonst voll Furcht und Schmerzen. Es schleiche
 Jedes Glückes Genuß immer die Nemesis nach,

Die zärtliche Mutter.

Von der grauen Höh hing unvorsichtig ein Kind einst,
 Fast schon fallend, hinab: siehe da schlich ihm nach
 Seine Mutter und bot ihm die Brust, und lockt' es zurücke,
 Gute Mutter, die ihm zweimal das Leben geschenkt!

Die Pforte des Tempels.

Tempel der Götter sind dem Guten immer geöffnet,
 Weihung ist ihnen nicht noth, da sie kein Laster entstell;
 Nur der Böfewicht flieh! Wird auch sein Körper entzündigt,
 Sein verpestetes Herz weihet kein Opferaltar.

18.

Griechische Anthologie. Geschichte und Inhalt derselben.

So viel der schönen Blüten des dichterischen Geistes
 der Griechen auch bald nach ihrer Entknospung ver-
 welkt seyn mögen; so würden doch auch diejenigen, die
 uns noch jetzt mit den süssesten Düften laben, schon
 längst vom Sturm der Jahre vertilgt seyn, wenn nicht von
 Zeit zu Zeit geschmackvolle Männer dergleichen gesam-
 melt und in daurendere Kränze gewunden hatten. Me-
 leager, selbst ein feiner gefühlvoller Dichter unge-
 fähr anderthalb Jahrhunderte vor Christus, war, so viel

bekannt ist, der Erste, der eine solche Sammlung kleiner griechischer Gedichte veranstaltete. Alle poetische Ausbrüche der Empfindungen, alle frohe Spiele eines muntern und geistreichen Witzes, alle Schöpfungen einer heitern und lebhaften Phantasie wurden in diese Blumenlese von ihm aufgenommen, so fern sie sich durch Kürze, durch Lieblichkeit der Gedanken, durch Anmuth des Ausdrucks dazu eigneten. Je nachdem der Charakter dieser Gedichte mehr sanft und still, oder lebhafter und heftiger war, je nachdem verglich er sie mit gewissen Blumen und nannte die ganze Sammlung Anthologie, oder Blumenlese. Dafs der Sammler eine gute Auswahl getroffen habe, dafür bürgt uns sowohl der feine und gebildete Geschmack desselben, der aus den hundertunddreissig von ihm noch übriggebliebenen Gedichtchen hervorleuchtet, theils der Name der Dichter, deren Arbeiten er aufnahm. *) Wenn mehrere derselben jetzt weniger bekannt sind, so ist dies sicher nicht die Folge ihrer Ruhmlosigkeit und ihres Mangels an Verdiensten, sondern eines neidischen Schicksals, das die meisten Denkmale ihrer dichterischen Gröfse verheerte und zu Grunde richtete.

Um so mehr ist's zu bedauern, dafs selbst der lieblichduftende Kranz des Meleager vom Sturm der Zeiten

*) Die Namen der Dichter, aus deren Werken Meleager sammelte, sind folgende: Anyte, Sappho, Melanippides, Simonides, Nossis, Rhianos, Erinna, Alkaos, Samios, Leonidas, Mnasealkas, Pampheios, Pankrates, Tymnes, Nikias, Euphemos, Damagetes, Kallimachos, Euphorion, Dioskorides, Hegesippos, Perses, Diotimos, Menekrates, Nikanetos, Phaennos, Simmias, Parthenis, Bakchylides, Anakreon, Archilochos, Alexander, Polystratos, Antipater, Hermodoros, Posidippos, Hedylos, Theokritos, Platon, Aratos, Chäremon, Antagoras, Theodorides, Phantias. Die Namen der meisten dieser Dichter sind unbekannt, oder doch nur wenig berühmt, und werden nur hin und wieder von den Alten angeführt.

zerstört und nur wenige seiner balsamischen Blüten erhalten sind! Zum Glück für die griechischen Mufen folgte indeß ein späterer Grieche, Philippos von Thessalonich, dem Beispiele des trefflichen Meleager, und sammelte die dichterischen Blumen, die seit dem Tode jenes Dichters auf Hellas Boden entblühet waren. *) Dafs auch er ein Mann von Einsicht und Geschmack war, beweisen die eigenen Gedichte, die er dieser Sammlung einstreute, und die weder von Seiten der Gedanken noch des Ausdrucks zu verwerfen sind. Die meisten der von ihm angeführten Namen der Verfasser sind uns unbekannt, auch nahm er mehrere poetische Spiele von unbekannten Dichtern in seine Anthologie auf. Allein so sehr er auch für die Erhaltung der in seinem Kranze befindlichen Blüten gesorgt zu haben glaubte, so hatten sie doch kein besseres Schicksal als die Blumenlese des Meleager. Dies schreckte indeß den Geist des Sammlers, der durch zu grofse Thätigkeit seine Denkmale so gar selbst zu Grunde richtete, so wenig von weitem Unternehmungen ab, dafs vielmehr im Zeitalter des Kaisers Justinian im *Agathias* ein dritter Sammler auftrat. Dieser las sowohl seine eigenen Gedichte, als die kleineren poetischen Arbeiten seiner Zeitgenossen zusammen, und vertheilte sie in sieben Bücher. Dafs diese späteren Früchte des dichterischen Geistes nicht mehr die Lieblichkeit und Anmuth der früheren Kinder der griechischen Mufe hatten, sondern dafs sie alle Fehler ihres barbarischen Zeitalters an sich trugen, wird man nicht befremdend finden: denn wo der Boden nichts taugt, da kann auch die daraus hervorge-

*) Die Dichter, aus deren Geistesprodukten Philippos wählte, waren nach seiner eigenen Angabe: Antipater, Krinagoras, Antiphilos, Tullios, Philodemos, Parmenion, Antiphanes, Automedon, Bianor, Antigonos, Diodoros und einige andre. Auch diese Namen haben keine weitere Berühmtheit.

wachsende Pflanze nicht vorzüglich seyn. Allein so wenig ein Alkaios, Anakreon, Meleager Vergnügen daran gefunden hätten, wenn diese aus dem Reich der Schatten zurückgekehrt waren, so fanden sie doch, eben des ihnen eigenen verderbten Gepräges wegen, welches das Gepräge des Jahrhunderts war, Leser und Freunde. Kein Wunder also, wenn man dasjenige, was von älteren und besseren Dichtern noch vorhanden war, darüber vergaß, und nur ihnen Beifall schenkte. Vielleicht wären daher allmählig die sämmtlichen von Meleager und Philippos gesammelten Blumen des fruchtbaren und glücklichen griechischen Bodens untergegangen, wenn nicht Konstantinus Kephalaß im zehnten Jahrhundert sich abermals das Verdienst erworben hätte, einen poetischen Kranz zu winden. Er sammelte aus den drei früheren Blumenlesen, so viel sich davon noch erhalten hatte, und fügte neuere Gedichte hinzu, unter denen sich die Arbeiten eines gewissen Straton nicht eben zu ihrem Vortheil auszeichnen. *) Ueberhaupt war Kephalaß's Geschmack wohl nicht gebildet, fein und richtig genug, um überall das Beste wählen zu können, ja noch mehr, er trug vielleicht so gar eben dadurch, daß er eine Anthologie aus Anthologien verfertigte, das meiste zum Untergange der ältesten und schönsten Produkte des griechischen Geistes bei. Allein dennoch wollen wir ihm danken, daß er uns so viel noch rettete, Im vierzehnten Jahrhundert endlich fand es Maximus

*) Straton aus Sardes scheint eine ganze Sammlung von Epigrammen geschrieben zu haben; der Werth derselben war indessen sehr gering. Aus dieser Sammlung nahm Konstantinus Kephalaß mehrere in seine Anthologie auf. Daß Meleager noch eine zweite Blumenlese verfertigt habe, wie Reiske glaubt, und daß diese späterhin vom Straton herausgegeben sei, ist ein Irrthum. M. f. Reiske's Notitia poetarum Antholog. p. 244 und Bibliotheca critica. Pars II. p. 23. Amstelodami 1777.

Planudes für rathsam, der Anthologie des Kephalas eine neue Gestalt zu geben. Er theilte sie, wie Agathias, in sieben Bücher, warf die anstößigeren ganz aus der Sammlung, oder veränderte sie, und zog das Ganze mehr zusammen. Diese Verstümmelung und Vermischung des Guten mit dem Schlechten konnte nur einem Mönch gefallen: gleichwohl war diese Kompilation die erste, welche durch den öffentlichen Druck vervielfältigt wurde. Zum Glück der gebildeteren Freunde der Musen hatte sich eine Handschrift der Anthologie des Kephalas in die Heidelbergische Bibliothek gerettet. Saumaise nahm davon Abschrift: seine Abschrift ward vervielfacht und hinzugetragen, was man anderwärts von kleineren griechischen Gedichten zusammenfand. Reiske machte hierauf den Anfang, einige Bücher der Anthologie des Kephalas herauszugeben, bis der um die griechische Litteratur so sehr verdiente Brunk alles sammelte, was sein Fleiß zusammenbringen konnte, die aufgefundenen Gedichte nach Zeit und Namen ordnete, und eigene Bemerkungen hinzufügte. Was nun den Inhalt dieser Sammlung anbetrifft, so enthält sie kleine Gedichtchen aller Arten. In den früheren Zeiten der Griechen und Römer pflegte man diese kleinen Spiele der Muse, diese Kinder der Phantasie und einer theilnehmenden Empfindung noch nicht durch besondere Eintheilungen und Namen von einander zu trennen, wie in den neueren Theorien der Dichtkunst. Kein Wunder also, wenn in der griechischen Anthologie Epigramme, Idyllen, Denkprüche, Räthsel, lyrische Gedichte, Elegien, Fabeln und Märchen in friedlicher Eintracht neben einander stehn. Und da sie alle durch das Band der Empfindung, näher oder entfernter, zusammenhängen, so ist der Unterschied nicht sehr beträchtlich, ja der Leser gewinnt eben durch die Mannigfaltigkeit dieser verschiedenartigen, zu einem gemein-

schafflichen Kranze zusammengewundenen, Blumen an Unterhaltung und Vergnügen.

4. Elegie.

19.

Hermesianax, Rhianos's, Kallimachos's, Bion's und Moschos's Elegien.

Die Leiden der Liebe, die Flüchtigkeit der Jugend, das schnelle Herannahen des freudenlosen Greisenalters, und was das menschliche Leben Herbes und Trauriges hat, waren von je her Gegenstände der *Elegie* bei den Griechen. So singt Mimnermos, der Vervollkommner der griechischen Elegie, von dem raschen Verschwinden des Frühlings der Jahre, und von den Schrecken des Alters: *)

Ein unsterbliches Uebel beschied dem armen Tithonos

Zeus: erschrecklicher ist, als der gefürchtete Tod,

Greisesalter. Sie sollt' uns länger wahren, die schöne

Liebliche Jugend, und flieht, wie ein zerflatternder Traum!

Und dann hängst uns gleich das graue hässliche Alter

Ueber dem Haupt, und gießt böse Verachtung auf uns,

Selbst gehast und verachtet. Es macht unkenntlich den Tap-

fern,

Löscht die Augen, es löscht Muth und Gedanken ihm

aus.

Er, der Schönste vordem: jetzt ist die Hora vorüber,

Und der Vater gefällt Kindern und Freunden nicht mehr!

Ein

*) M. f. Herder's Zerstreute Blätter II, 196.

Ein andermal reizt die Aussicht auf die Mühsaligkeiten und Sorgen des menschlichen Lebens den Dichter zu folgender weichlichen Klage:

Wie die Blätter, die sich die blumenliebende Hora
Auf den Zweigen erzieht, wenn sie die Sonne beglänzt,
So blühn wenige Zeit wir, in dem Lenz der Jugend
Fröhlich, und kennen allda Böses und Gutes noch nicht.
Aber es stehn die Mören uns schwarz zur Seite. Die Eine
Spinnet den Faden zum Ziel grämlichen Alters hinan,
Bis die andere schneidet, den Tod uns. Wenige Jahre
Glänzet der Jugend Frucht unter der Sonne Glanz;
Und ist diese vorbei, die Zeit der genießenden Tage,
Ach, da wünschen wir uns lieber für's Leben den Tod:
Denn da treffen die Seelen gar viel Beschwerden Den Einen
Häuslicher Kummer, ihm nagt Armuth am traurenden
Geist.
Jener wünschet sich Kinder, und wenn er am meisten sie wün-
schet,

Muß er zur Erde hinab, in der Entseelten Reich.
Diesem quälet den Leib die muthberaubende Krankheit.

Keiner der Sterblichen ist, der nicht viel Böses erlebt.
In diesem Tone fang man auch nach den Zeiten des
freien Hellas die elegische Klage fort. Die Mühsaligkei-
ten des Lebens, welche die Menschen noch durch ihre
eigene Verkehrtheit und Lasterhaftigkeit vermehren, sind
auch jetzt die Angel, um welche sich alles drehet, die
Schnur, an welche sich alles anreihet. Man höre Rhia-
nos's Klage über die Verkehrtheit der Sterblichen und
urtheile! *)

*) Rhianos, aus Kreta gebürtig, lebte um die 138ste Olympiade.
Er schrieb historischgeographische Gedichte, Epigrammen und
andre Poesien. Seine Epigrammen findet man in Brunk's Ana-
lekten I, 479. II, 526.

Sämlich irren wir Menschen mit unsern Seelen. Wir alle
 Tragen die Gaben, die uns der Götter prüfende Wage
 Zuwog, in unverständiger Brust. Der Dürftige klaget
 Traurig und mißt den Göttern von seinen Uebeln die Schuld
 bei,

Achtet sich selber nicht mehr, nicht mehr die männliche Tugend,
 Wagt zu sprechen nicht mehr, nicht mehr zu beginnen das Edle,
 Sondern schaudert und bebt, wenn die reichen Mächtigen da-
 stehn,

Kummer und Elend nagen ihm stets das welkende Herz ab.
 Jener dagegen, dem Gott hier über Viele zu herrschen
 Gab, und ihm Güter und Glück gewährte, denkt nicht im
 Herzen,

Wem zu gut er die Erde mit seinen Füßen betrete;
 Er vergisset, dafs, die ihn erzeugten, Sterbliche waren,
 Donnert in seinem Stolze dem Zeus gleich, hebet das Haupt hoch,
 Ob er ein Zwerg gleich ist, und buhlt um die Gunst der Athene,
 Oder spähet sich gar einen Schleichweg aus zum Olympos,
 Dafs an der Göttertafel er mit Unsterblichen speise;
 Aber es schleicht auch ihm mit leisem Tritte die Ate
 Ungesehen heran, und unerwartet: sie wandelt
 Auf dem Scheitel der Menschen. Den Alten erscheint sie Jung-
 frau,

Jünglingen alt, doch bringt sie jedem Verbrechen die Strafe
 Und vollführt des Kroniden Amt und der strengen Vergeltung.

Noch früher, als Rhianos, sang der gleichfalls nur aus
 einzelnen Bruchstücken bekannte Hermesianax aus
 Kolophon elegische Lieder, die sich durch edle Einfach-
 und eine gefällige Nachlässigkeit empfahlen. *) Sie wa-

*) Hermesianax lebte um die 122ste Olympiade. Ein Bruch-
 stück seiner Elegien hat uns Athenäos B. 13. aufbehalten. Ani-

ren an eine berühmte griechische Hetäre, Leontion, gerichtet, und gehörten, nach den Ueberresten zu urtheilen, zu den vollendetsten Gedichten dieser Gattung. Nur die häufigen gelehrten Anspielungen thun eine üble Wirkung, und verrathen das Zeitalter, in welchem der Dichter lebte. Dasselbe ist auch der Fall mit den Elegien des Kallimachos, Philetas und Phanokles. Zwar hat uns die Zeit zu wenig von ihren elegischen Gedichten hinterlassen, als das wir aus diesen Bruchstücken ihren ganzen poetischen Charakter errathen könnten. Allein die Nachahmungen einiger Römer, die sich für ihre Schüler bekennen, kommen uns bei ihrer Beurtheilung zu Hülfe. Vorzüglich erhellt aus den Elegien des Propertius, die ganz nach dem Muster des Kallimachos geformt sind, das die Klaggedichte des Alexandriners mit einer unzeitigen, und eben darum äußerst lästigen, Gelehrsamkeit überladen waren. Man lese nur die Elegie des Römers auf das Haar der Berenike, welche gleichsam nur Uebersetzung eines verloren gegangenen völlig gleichen Gedichts des Griechen ist, um davon zu urtheilen. Wie spielend ist die Idee, das eine vom Scheitel geschnittene, und unter die Sterne versetzte, Locke sich über die Trennung vom geliebten Haupte nicht beruhigen, ja selbst die Ehre der Vergötterung nicht als Vergütung betrachten kann! Nie wird man von diesem Gedanken das Lächerliche trennen, es nie entschuldigen können, wenn der Dichter die Locke bei dem Haupte der Königin schwören läßt, das sie sich ungern davon getrennt habe, das aber nichts dem Eisen widerstehen könne, und wenn sie endlich sogar in Verwünschungen gegen das Geschlecht der Chalyben ausbricht, die das Eisen zuerst aus der Erde hervorholten,

X 2

madversiones criticae in Fragmentum Hermesianactis scriptis
C. D. Ilgen 1790. — Ruhnkensii epistol. critic. I, p. 283.

und verarbeiteten! Bei dem allem aber ist diese Elegie des Propertius, der mehrere Bruchstücke des Klaggedichts vom Kallimachos durchaus, als Original dem Abbilde, entsprechen, doch ein überzeugender Beweis, daß der Geist des Alexandriners sich weit mehr für die elegische Dichtart, als für den Hymnos eignete. *) Weit vorzüglicher sind die unter den Gedichten des Bion und Moschos befindlichen Elegien. Lebhaftes Empfindung, Wahrheit und Stärke der Gedanken, Anmuth und Feinheit des Ausdrucks, der nur hier und da etwas zu gekünstelt und geschmückt ist, sind das Gepräge derselben. Eine Probe, wozu wir Moschos's Klage auf den Tod des Bion wählen, bestätigt dies Urtheil!

Seufzet klagend, ihr Wälder, und seufzet, ihr dorischen Wellen,
Weinet ihr Ströme, weint mit mir den lieblichen Bion!

Auf, ihr Gewächse, jammert mit mir und röthnet, ihr Haine,
Welket, ihr Blumen, welkt auf eurem traurenden Stängel,
Rosen, erröthet für Schmerz, erröthet, ihr Anemonen!

Weint, Hyacinthen mit seufzendem Blatt, den schönsten der
Sänger!

Ach! beginnet die Klage, Sicilische Musen, beginnet!

Nachtigallen, die ihr jetzt klaget auf schattigen Aesten,
Saget den rieselnden Bächen, und seufzend sagt Arethusa,
Bion sei gestorben, der Hirt, gestorben mit Bion
Sei der Gefang, gestorben mit ihm die dorischen Lieder!

*) M. f. Manfo's Abhandlung über den Kallimachos in den Charakteren der vorzüglichsten Dichter aller Nationen S. 109. Der schlaffe Ton und der nüchterne Ausdruck, sagt der Verfasser dieser Abhandlung, ist der elegischen Dichtart eigenthümlich. Sie kann immer bei Kleinigkeiten verweilen, da sie keinen Anspruch auf Würde macht. Allein wenn der Hymnos, der Größe seines Gegenstandes uneingedenk, aus den Wolken in die niedern Regionen herabsinkt, so erfährt sie eine gänzliche Auflösung ihres Wesens.

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Mufen!
 Jammert auf Thrakiens Flüssen, ihr Schwäne, mit klagender
 Stimme,
 Singet, Schwäne, mit weinendem Laute Trauergefänge,
 Wie sie vormals ertönten an Strymon's waldigem Ufer!
 Saget allen Oeagrifchen Mädchen, saget, ihr Schwäne,
 Allen Bisthonischen Frauen: „dahin ist Doria's Orpheus!“

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Mufen!
 Ach er singt forthin nun nicht mehr, der Liebling der Heerden
 Singet fürder nicht mehr, gelagert an einsamer Eiche.
 Ach, nun singet er Todesgefänge dem Fürsten der Schatten!
 Stumm sind nun die Gebirge. Die Kühe, die Stöhnenden,
 irren,
 Sie verschmähen die blumigen Au'n, verschmähen die Stiere.

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Mufen!
 Deinen schleunigen Tod, o Bion, weinet Apollon,
 Alle Satyrn, alle Priapen in schwarzem Gewande,
 Seufzend sehnet sich Pan nach deinen Liedern. Es weinen
 Alle Nymphen des Hains, und Quellen werden die Thränen.
 Echo sitzt gebeugt auf den Felsen da, und verstummet,
 Nicht Nachahmerin mehr, ach! deiner Lippen. — Die Bäume
 Schüttelten ab die Frucht bei deinem Erblaffen, es welkten
 Alle duftende Blumen bei deinem Erblaffen, o Bion!
 Milch entträufelt den Schafen nicht mehr, nicht Honig den
 Körben,
 In dem Wachse zerschmolz er für Schmerz. Was sollen wir
 fürder

Honig lesen? Er starb mit deinem Honig der Honig!

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Mufen!
 Also trauerte nie der Delphin am Gestade des Meeres,
 Also sang die Nachtigall nie auf felsigen Höhen,

Also jammerte nimmer auf hohen Gebirgen die Schwalbe;
Also sehnte sich nicht nach seiner Halkyone Keyx.

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Musen!
Also klageten nimmer die Meven auf bläuligen Wogen,
Also besetzten in östlichen Thalen die Memnischen Vögel *)
Nimmer Aeos Sohn, die Hügel des Grabes umflatternd,
Wie dein Erblassen sie alle beweinten, o lieblicher Bion!

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Musen!
Alle Nachtigallen und Schwalben, die er Gesänge
Lehrte, die er ergötzte, die sitzen im Gipfel der Bäume
Gegen einander ächzend. Die Vögel des Waldes erwiedern
Ihren Klagegesang, und ihr, o seufzende Tauben!

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Musen!
Wer, o Verlangtester! spielt nun je auf deiner Schalmeie?
Wessen Mund erkühnet sich je zu berühren die Flöte,
Die noch duftet vom Hauche der Lippe von deinem Odem!
Echo lauschete deinen Gefängen im sauseinden Schilf. —
Deine Flöte bring' ich an Pan. Er wird es nicht wagen,
Seine Lippe zu nähern, auf daß er der zweite nicht heiße!

*) Memnon, der Sohn des Tithonos und der Eos, und König der Aethiopier, tritt vor Troja gegen die Griechen, und ward vom Achilleus getödtet. Kaum erblickte ihn Eos, wie er todt im Staube dalag, so eilte sie mit Klageschrei zu Zeus, und flehte ihn um ewigen Nachruhm für den Entseelten. Zeus erfüllte ihre Bitte: denn kaum war der Scheiterhaufen, worauf Memnon's Leichnam verbrannt wurde, verzehrt, so hoben sich feuerfarbene Vögel empor, umschwärmten dreimal mit Klageschrei den Scheiterhaufen, bekämpften sich dann, in zwei Heere getheilt, mit Schnäbeln und Klauen, und sanken getödtet auf den Hügel herab. Noch jährlich erneuerten darauf die beiden wiederbelebten Heere den Kampf und fielen von neuem. Man findet diesen Mythos im dreizehnten Buche der Verwandlungen des Ovidius.

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Mufen!
 Galatea weinet dein Lied, die du ehemals erfreutest,
 Als sie neben dir saß am Gestade des rauschenden Meeres.
 Denn du fangest nicht gleich dem Kyklopen: diesem entflohe
 Galatea, und lächelte dir aus Fluten, o Bion!
 Nun gedenkt sie der Wellen nicht fürder, sondern im Sande
 Sitzet sie einsam da, und weidet am Ufer die Heerden.

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Mufen!
 Alle Gaben der Mufen, sie sterben mit dir, o du Hirte!
 Ach, die entzückenden Küsse der Mädchen, der Jünglinge
 Küsse!

Klaglich weinen an deinem Grabe die Götter der Liebe.
 Theurer bist du Kytheren, als ihr der letzte der Küsse,
 Welchen die Traurende jüngst ausdrückte dem toten Adonis.

Lieblüthender unter den Strömen, du trauerst von neuem
 Deine andere Trauer, o Meles! Es starb dir Homeros,
 Ach! Kalliope's süßer Mund. Sie sagen, du habest
 Deinen geliebten Sohn mit thränenden Wellen bejammert,
 Und erfüllet das Meer mit deiner Klage. Nun weinst du
 Wieder um einen Sohn und schmilzest in bitterem Jammer.
 Beide Geliebte der Quellen. Es trank aus des Pegasos Brunnen
 Jener, und dieser trank aus Arethusehem Becher.
 Helena sang, die liebliche Tochter des Tyndaros jener,
 Sang der Thetis göttlichen Sohn und sang die Atriden.
 Nicht der Krieg' und der Thränen ein Sänger war Bion, die
 Pane
 Pries, und die Hirten, sein Lied, und weidete singend die Heer-
 den,
 Fügte rothene Flöten zusammen und melkte die Kühe,
 Lehrete süße Küsse die Mädchen und hegte Kytherens
 Knaben im pfliegenden Schoos, und war der Günstling der Mutter.

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Mufen!
 Dich beweinen die Städte, die Ruhmgekrönten, o Bion!
 Seufzender klaget um dich, als um Hesiodos, Askra.
 Nicht nach Pindaros sehnen sich so die Böotischen Haine,
 Also bejammert nicht ihren Alkaios die felsige Lesbos,
 Ihren Dichter besenft, wie dich, nicht Keos Gestade.
 Mehr, als Archilochos, bist du die Sehnsucht von Paros. Es
 singet
 Mitylene dein Lied statt des Gefanges der Sappho.

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Mufen!
 Alle, die liebliche Stimmen der Gunst der Kamönen verdanken,
 Stimmen zum Hirtengesang, beweinen das Schicksal des Todten.
 Theokritos, du weinst, du Liebling Sicilischer Mufen!
 Weinend sing' ich die Klag' Ausonia's, selbst nicht unkundig
 Sanfter Gefänge, die du, o Bion, deinen Vertrauten
 Lehrestest und zum heiligen Erbe der Muse sie weihdest. *)
 Deine Habe ließest du Andern, mir die Muse!

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Mufen!
 Wenn in dem Garten welker die Blüthe der duftenden Malven,
 Und die Ranke des grünlichen Epheus und blühender Fenchel,
 Sprossen sie wieder das kommende Jahr, und leben von neuem.
 Aber nur wir, die Großen, die Weisen, die mächtigen Menschen,
 Sind wir einmal erstarrt, so schlafen wir sinnlos im Grabe,
 Ach! den langen unendlichen Schlaf, aus dem man nicht auf-
 wacht.

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Mufen!
 Deinen Lippen nahete Gift, du trankst ihn, o Bion!
 Nahete deinen Lippen, und wandelte nicht sich in Honig.

*) Hieraus ergibt sich, daß Moschos ein Zeitgenoss des Bion war, welches einige leugnen. Weiter unten werden wir umständlicher davon reden.

Wer der Sterblichen war der Graufame? Sage, wer mischte
Deinen giftigen Becher, und tödtete deine Gefänge?

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Mufen!

Jeglichen halset die Strafe dereinst: Mir flossen des Schmerzes
Bittere Thränen bei deinem Tod! Ach, daß ich's vermöchte,

In des Tartaros Schlund, wie Odyseus, Herakles und Orpheus
Niederzusteigen! Ich eilte zum Schlosse des furchtbaren Königs,

Sah, ob Pluton dich habe zu seinem Sänger erkoren,

Hörte deinen Gesang! Ach, singe Sicilische Weisen,

Süße Hirtenlieder der Göttin. Persephone spielte

An Sicilia's Ufern dereinst, an der Wurzel des Aetna

Sang sie dorische Lieder. Es wird nicht ohne Vergeltung

Seyn der Gesang! Wie sie einst den leierkundigen Orpheus

Eurydikeia gab, ihr wiederzukehren vergönnte,

Also wird sie den Höhn dich wiederfenden, o Bion!

Mein Gesang — vermöcht' er es nur! dann wollt' ich verschö-
nen

Pluton, und wollte dir lösen, o Bion, die Bande des Todes!

5. Das Idyll.

20.

Theokritos's Idyllen.

Die Griechen bezeichneten mit dem Namen des Idylls nicht bloß das sogenannte Hirtengedicht, sondern überhaupt jedes kleinere Gedicht, es mochte nun lyrisch, oder episch sein. Kein Wunder also, wenn wir unter der Ueberschrift Idyllen Gedichte von der verschie-

densten Gattung finden. *) In den neuern Zeiten schränkte man dagegen diese Benennung bloß auf solche Gedichte ein, welche die Leidenschaften, Empfindungen und Handlungen derjenigen Menschenklasse schildern, die entweder noch in keinem Staate beisammenleben, oder deren Denk- und Handlungsart durch die Verbindung mit der großen Welt noch nicht verändert ist. Der Name Hirtengedicht ist für poetische Kunstbildungen dieser Art zu eng: denn nicht bloß der Hirte, sondern auch der Jäger, der Fischer, und überhaupt der von den Städten entfernter lebende Landmann, hat die Stimmung des Charakters, hat das Gepräge der Sitten, hat den Grad der Kultur, der dem Idyll eigenthümlich ist. Eine idealische Schäferwelt, wie sie uns neuere Idyllendichter in ihren Arbeiten vor Augen zaubern, dürfen wir in dem älteren griechischen Idyll nicht suchen, ja wir würden dieselbe bei keiner Nation der grauen Vorzeit finden, wenn sich dergleichen Poesien von mehreren Urvölkern erhalten hätten. Daher können wir auch die Frage: „wann das Idyll im neueren Sinne des Worts entstanden sei?“ leicht beantworten. Sobald sich ein besserer Kopf in so weit über seine, noch ohne das Band der bürgerlichen Gesellschaft lebenden, Stammesgenossen erhub, daß er seine Gefühle, Wünsche und Hoffnungen in kunstlosen Liedern offenbarte, daß er einfache unverschönernde Darstellungen von der ihn umgebenden Natur versuchte, so bald war auch das Idyll erfunden. Als hierauf die Menschen in Staaten zusammengetreten waren, als Despotendruck, Verderbnis

*) Die Griechen hatten zwei Arten kleiner Gedichte, wovon sie eine *ἑὸς* Bild, die andre *ἐὶδύλλιον* Bildchen nannten. Von der ersteren Art, so fern kleine Gedichtchen darunter verstanden werden, sind die Lieder Anakreon's die bekanntesten. Den Namen Idyll gab man nachmals kleineren Gedichten vermischten Inhalts.

der Sitten, Ueppigkeit und Schwelgerei, die ausgearteten Töchter einer engeren Verbindung, unangenehm auf die besseren Gemüther wirkten und ihnen eine Sehnsucht nach den früheren Zeiten der Einfachheit, der Freiheit, der Mäßigkeit einflößten; da kam die Dichtkunst ihren Empfindungen zu Hülfe, und stellte jene Tage der vermeinten Glückseligkeit in reizenden poetischen Bildern auf, die ihrer Neuheit und des Kontrastes wegen bald allgemeinen Beifall fanden. So entstand das Idyll als eine eigene Dichtart, die sich durch die in ihr empfindende, handelnde und leidende Welt unterscheidet. Ganz richtig schildert daher der Dichter Lukrezius die Entstehung des Idylls, wenn er singt:

Der West, der schmeichlerisch in Rosenfluren wehte,
 Der Vogel an dem Quell, des Teichs belebtes Rohr,
 Begeisterten zuerst des Hirten stumme Flöte,
 Und lockten Harmonie schon früh aus ihr hervor.
 Bald stiegen Klagen hier, dort feurige Gebete,
 Wie Lieb' und Schmerz sie lehrt, zur Aphrodit' empor.
 An Acis Ufern ließ die Göttliche sich nieder,
 Und ihrer Huld zum Preis ertönten neue Lieder.*)

Dafs man schon frühzeitig vorzugsweise Hirten in diesen Schöpfungen der Phantasie aufstellte, kam unstreitig daher, weil diese die schöne Natur immerfort vor Augen hatten, so dafs sie von ihren begeisternden Einflüssen unaufhörlich beseelt und mit angenehmen Empfindungen erfüllt werden konnten. Und ausserdem

*) M. f. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, I, I. 89. wo der Geist und die Manier des Theokritos sehr scharfsinnig angegeben werden. Hiemit vergleiche man Adumbratio quaestionis de Carminum Theocritorum ad genera sua revocatorum indole ac virtutibus, auctore H. C. A. Eichstadt, Lipsiae 1794.

hatten sie auch bei ihren Heerden mehr, als jeder andere Stand, die süßeste Muse, um ihre Empfindungen zu beobachten, über den Ausdruck derselben nachzudenken, ihn von Zeit zu Zeit zu verschönern und mit den holden Tönen ihrer ländlichen Flöte in Verbindung zu bringen. Als der griechische Sänger des Hirtenlebens Theokritos auftrat, war das Idyll, auch als Kind der nachhelfenden Kunst, schon längst bekannt und bearbeitet, ohne daß wir jedoch vom Diomos, vom Daphnis, vom Stesichoros, welche Erfinder, oder Verbesserer dieser Gattung von Gedichten seyn sollen, etwas Näheres wissen. *) Eben dieser Mangel an Nachrichten macht denn auch, daß wir nicht im Stande sind, Theokritos's Verdienste um diese Dichtart gehörig zu beurtheilen. Doch, wie viel, oder wie weniger auch zur Verbesserung derselben beigetragen habe, so muß man, um nicht ungerecht gegen ihn zu werden, seine Gedichte ganz im Geiste seines Zeitalters und seines Volks lesen, muß durchaus den Gedanken an eine idealische Schöpferwelt aufgeben, und nichts weiter bei ihm suchen, als treue Schilderung der Empfindungen und Handlungsart des Sicilischen Landvolks, mit allen ihm anhängenden Schwächen und Flecken. Thut man dieses, so wird man weder jenen hohen Grad von Naivetät, jene sanfte Unschuld, jene reizende Natur bei ihm suchen, die wir bei unserm Gesner finden, noch ihn auch zu einem Maler der Rohheit, der Unsittlichkeit, der Ueppigkeit herabwürdigen. Dann wird man nicht Gemälde von ihm verlangen, die reifen, am frühen Morgen gebrochenen Früchten gleichen, welche mit dem zarten Scheine, der einem frischen Thau ähnlich sieht, überzogen sind, **) sondern Naturmenschen

*) M. f. Athenaios, XIV. S. 619. Diodor, IV, 84. Aelian, X, 19. Var. Histor.

**) M. f. Batteux's Einleitung in die schönen Wissenschaften von Ram-

zu sehen sich gefallen lassen, die auf angenehmen und fruchtbaren Fluren weidend, keinen Schleier um sich werfen, sondern ihre Gefühle und ihre Art zu denken und handeln aller Orten so äußern, wie sie sind, nicht wie sie der Dichter hätte in das Schöne malen können.“ Was sie von dem Dichter entlehnen, ist grösstentheils Sprache und Rhythmus, und was uns anzieht, weniger ästhetische Schönheit, als Menschendarstellung und Charakterschilderung. Wir verweilen bei ihnen, theils weil oft schon die Richtigkeit einer Zeichnung allein hinreicht, das Auge zu fesseln, theils, weil gewisse leicht zu entdeckende Aehnlichkeiten zwischen dem alten und neuen Hirtenstande in der Vergleichung ergötzen. Uebrigens gehören nicht alle dem Theokritos beigelegte Gedichte zu dieser Gattung von Poesien, sondern sie lassen sich füglich in drei Klassen bringen. Die erste derselben enthält die eigentlichen bukolischen Gedichte, welche uns Gemälde von den Empfindungen und dem Zustande der Hirten liefern. In die zweite Klasse gehören diejenigen poetischen Stücke, welche Charakterschilderungen von Menschen liefern, die, ohne gerade Hirten zu seyn, doch weder einen höheren Rang in Absicht ihrer Glücksgüter und ihres Standes, noch ihrer Verfeinerung und Geistesbildung verdienen. Wir können die darunter begriffenen Poesien mimische Gedichte nennen. Endlich die letzte Klasse faßt alle diejenigen Dichtungen in sich, die nicht zu den beiden ersteren gehören, und die sowohl in Absicht der Materie, oder der darin herrschenden Ideenreihe, als in Hinsicht auf die Form der Darstellung

ler, I, 379. Hiermit vergleiche man Engel's Theorie der Dichtarten S. 68. Mit Unrecht verlangt Mendelssohn (Litteraturbriefe, V. 125.) höchst verschönerte Leidenschaften und Empfindungen für das Idyll. Wäre diese Forderung unnachlässig, so würden Theokritos's Gedichte aufhören müssen, diesen Namen zu führen.

verschieden sind. Die eigentlichen Idyllen, oder bukolischen Gedichte des Theokritos gehen wieder in verschiedenen Punkten von einander ab, und sind entweder Empfindungsausdruck, (lyrische Bukolien) oder Gegenstandsdarstellung, (beschreibende Bukolien) oder bloße Charakterdarstellung ohne bestimmten Empfindungsausdruck (mimische Bukolien.)* In allen diesen verschiedenartigen Idyllen singt der Dichter, was er auf den Fluren und unter den Heerden des kräuterreichen Siciliens sah und hörte, unbekümmert, ob spätere Jahrhunderte gewisse Nacktheiten und unverfleierte Empfindungsergüsse loben, oder tadeln würden. Der engere Kreis von Zeitgenossen, für welche zunächst seine Lieder tönten, war, so gut wie er, mit allen Eigenthümlichkeiten des Schäferlebens vertraut und so gut daran gewöhnt, die ungeschickliche Seite desselben ohne Widerwillen zu betrachten, als mit Vergnügen bei den Aeußerungen einer einfachen, kraftvollen und unverkünstelten Natur zu verweilen. Die meisten theokritischen Bukolien sind Wettgefänge, das heist Nachbildungen jener gefelligen Wechsellieder, die auf den glücklichen Fluren des gesegneten Siciliens zu dem angenehmsten Zeitvertreiber der Hirten gehörten, und die noch jetzt auf jenen Auen nicht ganz erstorben sind.** Ueberdies eignete sich

*) M. C. Eichstädts *Adumbratio quaestionis de Theocrit, Carm. indole etc.* 4. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, I, 1. S. 104.

**) M. F. Riedesels *Reise durch Sicilien und Großgriechenland* 175. Nach der Vermuthung des Herrn Grafen von Finkenstein, des geschmackvollen Uebersetzers der theokritischen Gedichte, ist das dramatische Idyll dieses Dichters eine Schauspielgattung, ein bukolischer Mimus, der, ohne weder Vollständigkeit der Handlung zu beabsichtigen, noch auf die Erfordernisse der dramatischen Einheit Rücksicht zu nehmen, einzelne Charaktere, oder Sitten, aus der Schäferwelt, nach dem Leben malt. Herr Prof.

keine Form zur Menschendarstellung und Charakterbezeichnung nach der Natur so gut als die dramatische. Da nun aber Theokritos es sich zum angelegentlichen Geschäfte machte, treue Gemälde von den Sitten, Handlungsarten und Charakteräußerungen der Sicilischen Hirten zu liefern; so mußte ihm diejenige Form der Darstellung die liebste seyn, wodurch er seine Absicht am besten erreichen konnte. Statt noch mehreres von der Natur und dem Geiste der theokritischen Gedichte zu sagen, die durch Einfachheit, Anmuth und Wahrheit das allgemeine Muster aller späteren Bukolien geworden sind, theilen wir unsern Lesern lieber einige Proben aus dem poetischen Vorrath des ländlichen Sängers mit, und setzen sie dadurch in den Stand, selbst zu urtheilen. Wie sehr sich Theokritos auf Menschen-darstellung und Charakterzeichnungen verstand, zeigt das Gedicht, welches der Fischer überschrieben ist, und das man zu den mimischen Idyllen rechnen muß. Gewiß wird keiner dies treue Bild einer redlichen Armuth, einer ächten Unschuld, einer unverdorbenen Einfalt der Sitten lesen, ohne den Sänger desselben liebzugewinnen.

Die Fischer.

Armuth nur, Diophantes, erweckt die betriebsamen Künste,
 Sie, die Lehrerin ist der Thätigkeit. Nicht ja zu schlafen,
 Wird arbeitenden Männern gegönnt von der finsternen Sorge.
 Wenn auch einer bei Nacht den flüchtigen Schlummer erhaschet,
 Plötzlich verscheucht ihn wieder die stets andringende Unruh.

Zween grauhaarige Männer des Fischfangs lagen gesellet
 Unter geflochtener Hütt' auf der Streu von trockenem Feldmoos,

Eichstade halt die Fischer für einen solchen Mimus. M. f. des Verfaßer's der Arethusa Versuch über das bukolische Gedicht, S. 15. 28.

Angelehnt an die Wand des Reifiges. Nahe bei ihnen
 Lagen der ärmigen Hand' Ausrüstungen, weidene Körbe,
 Angelhaken und Rohr' und mit Tang geröthete Kittel,
 Haarseil' auch und Büngen, und binfene Fanglabyrinth,
 Schnüre zugleich, Schafvließ', und ein alternder Nachen auf
 Stützen;

Unter dem Haupt ein Endchen von Matt', und hüllende Filze.
 Dieses war der Fischer Geräthschaft, dieses der Reichthum.
 Auch nicht Topf noch Nössel besaßen sie; alles, ja alles
 Reichlich genug schien ihnen der Fang: die Genossin war Ar-
 muth,

Auch kein Nachbar wohnt' in der Näh. Ringsher an der Hüte
 Spülete dichtgedrängt die sanftanplätschernde Meerflut.
 Noch nicht halb durchrollte Selenens Wagen die Laufbahn,
 Als ihr Geschäft die Fischer ermunterte. Schnell von den Wim-
 pern

Rieben sich beide den Schlaf und regten die Stimm' in der Seel'
 auf.

Erster Fischer.

Unwahr sagen doch alle, mein Freund! daß die Nächte des
 Sommers

Eher vergehn, wann Zeus die längeren Tage gewähret.
 Schon erschienen mir Träume bei Tausenden; aber der Tag
 säumt.

Irr' ich vielleicht? Was heißt das? Verlängern sich jetzt die
 Nächte?

Zweiter Fischer.

Straßt du den lieblichen Schlummer, Asphalion? Wandelt die
 Zeit doch

Nicht nach eigener Wahl aus der Laufbahn; sondern den Schlummer
 Jagt nur die Sorge hinweg und macht langwierig die Nacht dir.

Erster

Erster Fischer.

Haft du gelernt, wie man Traum' auslegt? Gar Köstliches
träumt' ich!

Billig ja wohl empfängst du ein Antheil meines Gesichtes,
So wie den Fang, so ehrlich die Traum' auch alle getheilet!
Wohl nicht Einer besiegt an Verstand dich. Wahrlich der beste
Traumausleger ist der, dem eigener Verstand es gelehret.
Auch ist Muße genug! denn was hat einer zu thun wohl,
Der auf Reifge liegt an der Meerküst, ohne zu schlafen
Gern am Nachesgewächs! Doch brennendes Licht — ist im
Stadthaus!

Schlaßes, sagen sie, leuchtet es dort.

Zweiter Fischer.

Wohlan, das Gesicht denn,
Was du gesehn in der Nacht, verkündige mir, dem Genossen!

Erster Fischer.

Als ich am Abend' entschlief, von Meerarbeiten ermattet;
(Nicht fürwahr mit Speise beschwert: denn wie zeitig wir assen,
Weißt du ja, auch wie des Magens geschont ward!) sah ich mich
selber

Einen Fels anstreben, und bald, auflaurend den Fischen,
Sah ich, und schwenkt' an dem Rohre hinab den trüglichen Köder,
Dem ein Leckerer nun nachtrachtete. Stets ja im Traume
Hat ein Hund von Brocken Erseheinungen; ich von den Fischen.
Jener biß an die Angel mit Heftigkeit, und ihm entloß Blut.
Aber das Rohr von den Rücken des Zappelnden bog sich mir
nieder.

Beid' anstrengend die Hand' um das Unthier fand ich zu thun jetzt,
Wie ich den mächtigen Fisch einholt' an den winzigen Haklein.
Hierauf kam mir die Wund' in Erinnerung. Willst du mich beißen?

Wieder beiß' ich dich scharf, und dem Kommenden strebt' ich
entgegen.

Siehe, vollbracht war die That, und ich zog den goldenen Fisch auf,
Den rings funkelndes Gold umstarrete. Furcht nur bezwang mich,
Ob er geheiligt sei zum Lieblingsfisch dem Poseidon,
Oder ein Kleinod etwa der bräunlichen Amphitrite.

Leise hatt' ich nunmehr ihn abgelöst von der Angel,
Dass ja nicht von dem Munde die Haklein Gold mir behielten,
Und mir huldigen liefs ich den trefflichen Landbewohner.
Nimmer hinfort, so schwur ich, das Meer mit dem Fusse be-
rühret,

Sondern ich bleib' auf dem Land' und beherrsche das Gold, wie
ein König!

Dieses ermunterte mich. Nun ruht' auf das Uebrige, Gastfreund!
Deinen Sinn, da der Eid mich beängstigt, den ich geschworen. *)

Zweiter Fischer.

Sei mir nicht so verzagt! Nicht schwurft du! Nicht ja den
Goldfisch

Haft, wie geträumt, du erlangt! Traumbilder sind Täuschun-
gen ähnlich!

Dann, wo du schlummernd allein die Gegenden künftig durch-
forschest,

Hoffe nur Hoffnung des Schlafs! Den fleischernen Fisch mir ge-
suchet,

Oder du stirbst vor Hunger, obgleich bei goldenen Träumen.

Mit diesem mimischen Idyll, worin Charakter-
schilderung der Hauptzweck des Dichters zu seyn scheint,

*) Diese vortreffliche Uebersetzung ist vom Herrn Hofrath Voss,
dem Meister im treuen und geschmackvollen Uebersetzen und in
Bildung des Hexameters. Die folgende ist aus des altern Gra-
fen von Stollberg Gedichten aus dem Griechischen, mit einigen
Veränderungen.

verbinden wir noch ein lyrisches Gedicht des Theokritos, um auch hiervon eine Probe zu geben. Ein zärtlicher Liebhaber schildert darin seine Empfindungen gegen den Gegenstand seiner Liebe mit einer Innigkeit und Wärme, die nicht leicht einen höheren Grad zuläßt. Doch man lese und richte selber!

Kommst du Geliebter? Bringt nach dritter Nacht mir die dritte
Morgenröthe dich endlich zurück? O Jüngling, die Sehnsucht
Macht den Liebenden oft in einem Tage zum Greise!

Lieblicher ist nach dem Winter der Lenz, nach dem Apfel die
Feige,

Lieblicher hüpfet, als das Kalb, das leichte Reh auf der Wiese,
Lieblicher tönet der Nachtigall Lied nach der Vögel Gezwitscher:
Lieblicher sind nach dem Kuß der Matrone die Küsse der Jung-
frau:

So ist's lieblich, o Jüngling! dich wieder zu sehn nach der Tren-
nung.

Welche Freude, wenn du mir erscheinst! Wie am sengenden
Mittag

Strebt zu der schattenden Buche der Wanderer, so streb' ich nach
dir hin.

Ach, daß dir einhauchten die Liebesgötter die Liebe!

Meine Liebe! dann würden von uns die Enkel einst singen: —

„Zärtlich liebten sich beid' einander“ — so würden sie singen —

„Wie den Geliebten der Freund, so auch den Freund der Ge-
liebten.

„Ach die glücklichen Menschen der goldenen Vorzeit! damals

„Wandelten Hand in Hand die Lieb' und die Gegenliebe.“

Also würden sie singen. O Zeus, und ihr himmlischen Götter,

Laßt es geschehn, und gebt, daß mir nach hundert Geschlechtern

Wenn mich der Acheron faßt, die kommenden Schatten ver-
künden:

„Deine Liebe lebt und die Liebe deines Erwählten,
 „Lebt in der Jünglinge Mund und lebt im Munde der Jungfrau.
 Doch das mögen die Götter des hohen Olympos nach Willkühr
 Uns gewähren, oder versagen! Ich aber, o Schönster!
 Sing' in meinem Gesang dein Lob, wie die Wahrheit mir's
 lehrte.

Wenn du zuweilen mich nach Mädchensttte verwundest,
 O so heilst du mich auch, und diese Heilung entflammt
 Mehr noch die Liebe. Wir gehn dann heim mit doppelter
 Wonne.

O des Glücks, das Megara geneust! Ihr frohen Gestade,
 Ihr nur, Glückliche! feiert der Liebe Fest, und es blühet
 Stets nur bei euch der Name der Liebenden und der Geliebten!
 Immer versammelt im Lenz bei dem Grabe des schönen Diokles
 Sich der Jünglinge Schaar und der Mädchen. Sie streben im
 Wettstreit

Nach der Siegespalme des Kusses, und wer mit der zarten
 Lippe die Lippen am süssesten rührt, den krönen die Kränze,
 Den begleiten nach Haus die preisenden Schaaren der Mädchen.
 Glücklicher aber ist noch der Küsse Richter, der aller
 Mädchen Küsse geneust, und genießend prüfet und richtet.
 Kypris Knaben stehet er an, daß er ihm die Lippe
 Weihe mit Kraft des prüfenden Steins, mit welchem der Wechsler
 Sorgsam forschet des Goldes Werth, und ihn endlich bestimmt.

Außer diesem lyrischen Idyll im weiteren Sinne des
 Worts, befinden sich noch einige andere Gedichte dieser
 Gattung unter Theokritos's Nachlaß. Hymnenartig
 sind Ptolemäos's Lob und die Chariten; allein,
 so sehr sie sich in diesem Punkte gleichen, so sehr
 ist ihr innerer Werth verschieden. Das erstere ist
 in der trockenen Manier des Kallimachos gedichtet, und
 verräth nichts, als Nachahmung. Unmöglich kann es
 daher eine Frucht des theokritischen Geistes seyn. Sehr

vorthailhaft zeichnet sich dagegen das andere aus, dessen Schönheiten ganz des Theokritos werth sind. Noch vorzüglicher aber ist das Brautlied der Helena, eines der züchtigsten, muntersten und angenehmsten Hochzeitlieder aus den Zeiten der griechischen und römischen Vorwelt. Der höhere Flug, den die Phantasie des Dichters in diesem Liede nimmt, ist kein Beweis, daß es nicht von Theokritos herrühre. Tief und innig ist die Empfindung in dem Klagegesange, der den Wankelmuth der Liebe bejammert. Von den mythischen Erzählungen, die sich unter Theokritos's poetischen Arbeiten finden, und an deren Aechtheit grofsentheils sehr zu zweifeln ist, haben wir schon bei Gelegenheit der kürzeren epischen Gedichte geredet. *)

21.

Bion's und Moschos's Idyllen.

Da die Bukolie die Empfindungen und Leidenschaften, oder die Beschäftigungen kleiner, von den Einschränkungen mächtiger Staaten noch unabhängiger, Gesellschaften schildert, so kann sie ihre Gemälde entweder nach der Natur entwerfen, oder nach einem der Seele vorschwebenden Ideal verfertigen. Das Erstere

*) Theokritos blühte in der 130sten Olympiade unter den Königen Hiero dem zweiten zu Syrakusa, und Ptolemäos Philadelphos zu Alexandrien. Wir haben unter seinem Namen dreissig Idyllen, oder Gedichte verschiedenen Inhalts. Ob sie ihn aber sämmtlich zum Verfasser haben, ist eine andere Frage — Theocriti, Bionis et Moschi carmina bucolica graece et lat. variis lectionibus instruxit Valkenaer. Lugd. Bat. 1779. — Theocriti Carmina graece et lat. ex recensione Harlesii, Lipsi. 1780 Arethusa, oder die bukolischen Dichter des Alterthums, erster Theil, Berlin 1789. vom Grafen von Finkenstein. Die neueste Uebersetzung ist von Herrn Prediger Bindemann. Sie ist eben, so treu, als geschmackvoll.

war grösstentheils der Fall bei Theokritos, dessen bukolische Gedichte ein treuer Spiegel von der Denkart und Handlungsweise, von den Empfindungen, Sitten und Leidenschaften der Sicilischen Hirten sind, die sie uns darstellen. Erfindung, Anlage, Kolorit, sagt ein Kenner derselben, verrathen den Dichter, dessen Absicht es nicht ist, unsrer Phantasie selbsterschaffene Bilder und Originale, sondern Gegenstände nach der Natur kopirt vorzuhalten, der uns nicht in ein Ideenland zaubern, sondern durch glücklich nachgeahmte Scenen der wirklichen Welt ergötzen will. In einigen der theokritischen Idyllen erscheinen die Sicilischen Hirten ganz wie sie sind: nicht das Geringste ist von dem Dichter ihren Empfindungen und ihrer Lebensart beige-mischt. In andern dagegen, so genau die Schilderungen derselben sich auch an die Natur anschliessen, ist die Theilnahme des poetischen Malers doch schon sichtbar, und in einer dritten Klasse reichen sich Dichtung und Wirklichkeit gemeinschaftlich die Hände. Diese letztere Art von Bukolien sind es vorzüglich, die sich Bion und Moschos in den wenigen eigentlichen Hirtengedichten, die wir von ihnen kennen, zum Muster genommen haben. *) Denn auch ihre Gedichte sind vermischten Inhalts, und eben so verschieden in Absicht des Stoffs, als der Form der Darstellung. Sie

*) Bion war aus Smyrna, Moschos aus Syrakusa gebürtig. Sie blühten um die 124ste Olympiade, wiewohl Suidas den letzteren zu einem Schüler des Aristarchos macht, der um die 156ste Olymp. 154 vor Christus berühmt war. Herr Prof. Manso hat den Suidas zu widerlegen gesucht. Bion und Moschos, griechisch und deutsch mit Anmerkungen und Einleitungen über der beiden Dichter Leben und Schriften von Manso. Gotha 1784. Die Uebersetzung ist metrisch, und treu und geschmackvoll, wie dies von einem Manso nicht anders zu erwarten ist. Bion's Klage auf den Adonis hat Voß sehr meisterhaft übersetzt im Almanach der Mufen vom Jahr 1793.

sind daher Idyllen nach dem Sprachgebrauch der Alten, nicht aber Bukolien. Höchstens können nur einige auf diesen Namen Anspruch machen, und auch diese sind mehr Ideale, als treue Gemälde der Hirtenwelt. Die meisten sind mythische Erzählungen, lyrische Empfindungsergüsse und poetische Tändeleien. Von den erstern behauptet Moschos's Europa gewiß eine vorzügliche Stelle unter allen griechischen Gedichten dieser Gattung, so wie der Klaggesang dieses Dichters auf den Tod des Bion, und Bions Klage auf Adonis unter den lyrischen Stücken des griechischen Alterthums hervorragen. Hauptfächlich empfiehlt sich die letztere Elegie durch Innigkeit und Glut der Empfindung, durch die glücklichste Darstellung derselben, durch die größte Mannigfaltigkeit in Gedanken, Ausdrücken und Wendungen, und durch einen Fluß und Wohlklang des Sylbenmaasses, der wie die reizendste Musik in das Ohr tönt. Ueberhaupt gebührt das Lob der angenehmsten Fülle, der lieblichsten Rundung, der vollendetsten Melodie der Verse allen dreien bukolischen Dichtern der Griechen, wozu ihnen der volltönende und prachthvolle dorische Dialekt nicht wenig zu Hülfe kam, der ihre Gedichte verschönert. Um auch von ihrer Manier eine Probe zu geben, wählen wir dazu einige kürzere Stücke. Das dritte Idyll des Bion erzählt, wie Aphrodite einem Hirten erschien, und ihn bat, ihren Sohn den Gefang zu lehren, wie aber jener bald der Schüler des Gottes der Liebe wurde.

Einft, da ich ruht' im Morgenschlummer, stand Aphrodite
Vor mir, und an der Mutter Hand, mit Blicken, die erdwärts
Schauten, ihr kleines Knäblein, und lächelnd sagte die Göttin:
„Singe, geliebter Hirt! und nimm den Knaben, und lehr' ihm
Deinen Gefang!“ Sie sagt' es und gieng, Da sang ich die Lieder,

Die wir zu singen pflegen, wir Hirten, und meinte, der Knabe,
 Ach! ich Thor, ich meinte, der Knabe lausche den Liedern!
 Und ich sang, wie Pan erfand die Pfeife, wie Pallas
 Ihre Flöte, wie Hermes die Leyer, wie Phöbos Apollon
 Sein süßstönendes Saitenspiel erfand, und beseelte.
 Also sang ich dem Knaben; allein er verschmähte die Lehren,
 Und er begann, er selbst, und lehrte mir Liebesgesänge,
 Lehrte der Götter und Menschen Buhlschaft mir, und die Thaten
 Seiner Mutter. Sogleich vergaß ich, daß ich der Lehrer
 Sei des Knaben, und lernte von ihm, und singe, was er sang.

Aus dem poetischen Nachlaß des Moschos wählen wir ein von Johannes von Stobi aufbewahrtes Bruchstück, worin der Dichter dem Landleben vor dem Leben des Fischers den Vorzug giebt. Er singt also:

Wenn das bläuliche Meer in sanftem Winde sich kräuselt,
 Reget mich auf mein schüchtern Muth. Die ländliche Muse
 Reizet mich nicht, es reizt mich mehr die Stille des Meeres.
 Aber erbrauset dann wieder die graue Tiefe, erhebt sich
 Wellenschlagend das Meer, und stürzen sich Wogen auf Wogen;
 Schnell dann wend' ich die Augen zur Erd' und den Bäumen,
 und fische

Den gefährlichen Grund: des Landes Boden allein scheint
 Mir dann sicher, allein gefällig der schattige Hain dann,
 Wo auch mitten im Sturm melodisch säuselt die Fichte.
 Wahrlich! ein Fischer lebt ein ärmliches Leben; ein Nachen
 Ist sein Haus, er ackert im Meer, er jagt in den Wellen
 Trüglisch, indess ich unter dem breitbeblätterten Ahorn
 Schlummere süßen Schlaf, und höre die murmelnde Quelle,
 Die uns Ländliche sanft ergötzt und nimmer erschrecket.*)

*) Die erstere Uebersetzung ist vom Grafen von Stollberg, die letztere von Herder aus dessen zerstreuten Blättern, II. Sammlung.

6. Das satyrische Gedicht.

22.

Parodien, Sillen, Hilarotragödien, eigentliche Satyren.

Dafs die Griechen schon frühzeitig nicht blos die Satyre überhaupt, sondern auch alle Formen derselben gekannt haben, ist bereits bei der Geschichte der vorigen Periode erinnert worden. Man hatte lyrische, epische und dramatische Satyren. Besonders fand man ein grosses Vergnügen daran, ernsthafte Gedichte zu parodiren. *) Wenn daher die Rhapsodisten mit Absingung der Gedichte des Homeros, Hesiodos, Archilochos, Mimnermos und anderer fertig waren, so traten nicht selten Parodisten auf, welche den Inhalt der von den Rhapsoden abgesungenen Stellen verdrehten, und statt ernsthafter Sachen lächerliche Gegenstände vortrugen. Indefs wurden die Worte der Dichter nicht jederzeit durch die Parodisten verändert, sondern oft zum Theil beibehalten. Hauptsächlich versuchte sich die Parodie an den Werken des Homeros, nicht so wohl um diesen ehrwürdigen Barden dem Gelächter preiszugeben, als vielmehr um dadurch, dafs sie ernsthaften Dingen einen komischen Sinn und lächerliche Wendungen zu geben suchten, desto sicherer das Zwergfell zu erschüttern. Leider! sind keine vollständige Parodien aus dem griechischen Alterthum auf unsere Zeiten gekommen, um uns einen ganz angemessenen und anschaulichen Begriff von dieser Art der griechischen Satyre machen zu können. Wir müssen uns da-

*) M. L. Flügel's Geschichte der komischen Literatur, I. 361.

her begnügen, aus Bruchstücken auf das Ganze zu schliessen. Vorzüglich erwarb sich der Dichter Hipponax, ein für alle Schurken äusserst furchtbarer Dichter, durch seine Parodien Ansehn und Beifall. Wie sehr das Laster seine Geißel empfunden haben müsse, lehrt eine späterhin gefertigte Grabchrift, die dem Satyriker sehr zum Ruhm gereicht. *) Die Aufschrift ist folgende:

Dies ist das Grab des Hipponax. Hinweg,
Wenn du ein Frevler bist! Doch bist du gut,
Und guter Aeltern Sohn; so setze dich
Getrost darauf: ja, schlummre, wenn du willst!

Außer dem Hipponax erwarben sich Euböos von Paros, ein Zeitgenoss des Königs Philippos von Makedonien, und ein gewisser Bäotos, als Parodisten, großes Ansehn. Der erstere schrieb vier Bücher Parodien, die an satyrischer Lauge und an Lustigkeit alle übrigen übertrafen. Auch die alte Komödie bediente sich häufig der Parodien: die Lustspiele des Kratinos, Hermippos, Aristophanes waren voll davon. Ein ziemlich weitläufiges, beim Athenäos erhaltenes, Bruchstück von einer Parodie macht ein attisches Gastmal zum Gegenstande des Gelächters. **) Sie bestand aus einigen tausend Versen, in denen der Sänger des Odyssus parodirt ward. So wie die Odysee sich anfängt:

*) Hipponax, aus Ephesos, lebte um die 60ste Olympiade und gehörte in die vorige Periode, wo seiner auch schon kürzlich erwähnt ist.

**) Henri Etienne gab dies Bruchstück mit andern Parodien und einer Abhandlung über die Parodie unter folgendem Titel heraus: *Homeri et Hesiodi certamen, Matronis et aliorum Parodiae. ex Homeri versibus parva immutatione lepide detortis concutata etc. graece et lat. Parisiis 1573.*

Sage mir Muse vom Manne, dem vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt, nachdem er die heilige Troja zerstört:

so beginnt diese Periode mit wenig veränderten Worten:

Sage mir, Muse, vom Schmause, dem vielgewürzten, der vielfach
Dampft', und womit zu Athen uns der Rhetor Xenokles ge-
pfropft hat!

Der Verfasser dieser Periode hieß *Matron*, ein in der Geschichte der griechischen Poesie sonst unbekannter Name. Uebrigens parodirte man nicht bloß epische und lyrische Gedichte, sondern auch Tragödien. Vermuthlich sind daher dergleichen Parodien gemeinet, wenn in den griechischen Schriftstellern von *Hilarotragödien*, und von *Phlyakographien* die Rede ist. Daß beide letztere Namen gleichbedeutend waren, sagt *Suidas* mit ausdrücklichen Worten, so wie *Stephanos* von *Byzanz* von dem vorgeblichen Erfinder der *Hilarotragödien*, *Rhinthon* aus *Syrakusa*, der zu den Zeiten des *Ptolemäos Lagi* zu *Tarent* berühmt war, behauptet, daß er tragischen Gegenständen eine lächerliche Wendung gegeben habe. Ein späterer Parodist und Satyriker von dieser Gattung, *Sotades* aus *Maronea* in *Thrakien*, von welchem die schamlosen und ungefitzten Verse *Sotadische Verse* heißen, ward für die Geißelhiebe, die er dem *Ptolemäos Philadelphos* ziemlich ungefitzt gegeben hatte, in einem bleiernen Gefäße in's Meer geworfen. *) Außer den bisher erwähnten mannigfaltigen Arten der Parodien, gab es in Griechenland auch noch eine andere

*) M. f. *Athenäos* XIV, 4. Auch *Sopater*, ein Komiker zu *Alexanders des Großen* Zeiten, schrieb *Phlyakographien*, die auch Parodien genannt werden. Discours sur l'origine et le caractere de la Parodie, par Mr. l'Abbé *Sallier*, in den *Memoires de l'academie des Inscriptions*, Tom. X.

Art der Satyre, die in der Geschichte der vorigen Periode gleichfalls schon kürzlich genannten Sillen. Worin sich diese von den Parodien unterschieden, mit denen sie, nach erhaltenen Bruchstücken zu urtheilen, sehr viel Aehnlichkeit hatten, läßt sich nicht gewiß bestimmen. Vielleicht lag der Unterschied hauptsächlich in den Zwecken, welche die Dichter beider Gattungen der Satyre erreichen wollten. Vielleicht war es den Parodisten, wenn sie ernsthafte Sachen lächerlich machten, bloß darum zu thun, das Zwerchfell zu erschüttern, da hingegen die Sillographen mehr darauf arbeiteten, die durch ihre Parodien gebrandmarkten Gegenstände dem Spotte und der Verachtung preiszugeben. So verspottete der Stifter der Eleatischen Philosophenschule, Xenophanes aus Kolophon, in heroischen, elegischen und jambischen Versarten die in den Werken des Homeros und Hesiodos vorkommenden Aeußerungen über die Natur und den Wirkungskreis der Götter: so machte der Pyrrhonische Weltweise Timon, ein Zeitgenoss des Ptolemäos Philadelphos, die sogenannten Dogmatiker mit ihren vorgeblichen ausgemachten Wahrheiten zum Gegenstande des schadenfrohesten Gelächters. Die Verse aber, die beide zur Erreichung ihres Zwecks gebrauchten, nannte man Sillen. Der letztere schrieb vier Bücher solcher Gedichte, worin er vorzüglich Stellen aus alten Dichtern parodirte. Wie dreist seine Satyre war, sieht man daraus, daß er selbst des königlichen Museums zu Alexandrien nicht schonte, sondern dasselbe einen Vogelbauer nannte, worin die Philosophen, als theure Vögel, gemästet wurden. Die wiederholten Erklärungen, welche man über Timon's Sillen schrieb, beweisen, daß sie nicht ohne Leser und Beifall blieben. *)

*) So schrieb Apollonides Nikaios einen Kommentar darüber, den er dem Kaiser Tiberius widmete. Auch Sotion aus

Zu den Zeiten der römischen Kaiser machten sich der witzige Lukianos aus Samosata in Syrien und der vortrefliche römische Herrscher und scharffinnige Weise Julianus durch griechische Satyren gleich berühmt und furchtbar. Obgleich der erstere sich zu seinen satyrischen Arbeiten nicht des Sylbenmaasses bedient hat, das wir auch bei dem letzteren grösstentheils vermiffen, so lebt und webt der Geist der Dichtkunst doch zu merklich darin, als dafs wir sie hier ganz übergehen dürften. Der Charakter seiner zahlreichen Schriften ist ein feiner, sich über alles verbreitender, oft äufserst beissender Witz, eine grofse tief in die innersten Falten des menschlichen Geistes und Herzens hineingehende Bekanntschaft mit den Thorheiten, Grillen und Albernheiten der Sterblichen, eine unerschöpfliche Fülle von Jovialität, Munterkeit und guter Laune und eine reine, edle und attische Sprache, die man in den blühendsten Zeiten Athens nicht angenehmer reden und schreiben konnte. Bald spottet er, in seinen Götterdialogen und Gesprächen der Todten, des religiösen Aberglaubens, geißelt das verächtliche Pfaffengeschmeifs seiner Zeiten mit unbarmherziger Peitsche, und stellt sie dar, als die Urheber aller Tücke und Bosheit; bald giefst er seine satyrische Lauge über die Sitten, Schoosfünden, Schwelgereien und Thorheiten seiner Zeit aus; bald straft er den Dünkel, die Unwissenheit und Unverschämtheit der Philosophen; bald züchtigt er die Schwärmereien und Betrügereien, wodurch Grofse und Niedere einander blendeten und sich blenden liessen. Kein Schriftsteller verstand, nach Erasmus Urtheil,

Alexandrien kommentirte dieselben. M. f. Diogenes von Laerte IX, 12. 1. Athenaios VIII, 3. Die von Timon noch übrigen Fragmente sammelte Henri Etiennes in seiner *Poesi philosophica*, M. vergl. auch Langheinrich Dissert. 2. de Timone Sillographo, Lipsiae 1720. 1721.

die Kunst das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinbaren so sehr, keiner wußte so treffliche, durchaus ähnliche Gemälde der Zeiten und Menschen zu entwerfen, keiner die Schurken so bis auf die Knochen zu brandmarken, als der frohe Lacher Lukianos. *) Gleich trefflich von Kopf und Herzen war der leider in seiner Jugendblüthe dahinwelkende Kaiser Julianus. Seine Satyre die Kaiser, oder das Gastmahl, ist ein Werk voll attischen Salzes, voll treffenden überströmenden Witzes, voll philosophischen Scharffsinns und in einer Sprache geschrieben, die man dem Verfall seines Jahrhunderts nicht anmerkt. Dies großentheils in Prosa geschriebene Werk ist mit Versen durchflochten, die theils eigene Arbeit des Verfassers, theils aus alten Dichtern entlehnt sind. Ungescheut, mit wahrhaftig kaiserlicher Freimüthigkeit, wie nur ein Friedrich der Einzige in neuern Zeiten es konnte, mustert er hier seine Vorfahren auf dem römischen Throne, und schildert sie mit eben so wahren, als treffenden, Zügen. Das Ganze ist eine Art von Drama, oder, um es noch näher zu bestimmen, von Satyrspiel. Silenos spielt vom Anfang bis zu Ende die Rolle des Spötters. Götter und Helden treten auf, und die Scene spielt im Olympos. Der Prolog schreibt die Erfindung auf die Rechnung des Hermes. Nach Spanheim zerfällt das Ganze in fünf Akte. Der erste Akt beschreibt den Ort und die Veranlassung des Gastmahls, die dazu eingeladenen Personen, die Götter und Kaiser. Im zweiten Akte kommt ein Kaiser nach dem andern an den Ort des Gastmahls.

*) Lukianos lebte um die 174ste Olympiade und starb als kaiserlicher Statthalter von einem Theil Aegyptens. Luciani Opera graece et lat. cum notis Tiber. Hemsterhusii ed. J. Fr. Reiz, Amstelod. 1743. 3 Vol. — Editio Bipontina 1789 seq. X. Vol. Uebersetzt in das Deutsche von Wieland 1788 etc. 6 Theile. Ein Meisterstück als Uebersetzung und Erläuterung.

Silenos sieht sie kommen und nimmt davon Gelegenheit, gute und nachtheilige Urtheile über sie zu fällen. Auch Alexander wird eingeladen und ermangelt nicht, zu erscheinen. Der dritte Akt enthält die Erzählung eines Wettstreits. Die daran theilnehmenden Helden werden genannt; Hermes ruft die Sieger aus, und die Helden eignen sich in besondern Reden den Sieg zu. Der Inhalt des vierten Akts sind Betrachtungen der Götter über das Betragen der Helden, eine Apologie des Markus Aurelius, und Spöttereien des Silenos. Der fünfte Aufzug endlich macht das Endurtheil der Götter durch Hermes bekannt, schildert das Benehmen der Helden während der Bekanntmachung, besonders aber des Konstantinus und seiner Söhne, die sehr hart dafür büßen, und schließt mit Julianus Verehrung gegen Phöbos. Markus Aurelius ist der Held des Verfassers, doch werden auch seine Fehler nicht verschwiegen. Sehr treffend sind die Vergleichen, wodurch der Dichter die Charaktere seiner Vorgänger veranschaulicht. So wird Augustus, seiner Wankelmuth und Unbeständigkeit wegen, mit dem Chamäleon, so Tiberius zur Bezeichnung seiner Ausschweifungen in der Wollust mit einem alten Satyr verglichen. So singt Silenos bei Klaudius's Ankunft Verse aus dem Aristophanes, weil jener Kaiser Verordnungen in Versen aus dem Homeros gegeben hatte. Die zweite Satyre des Julianus, der Antiochier, oder der Bartfeind, hat nicht den Werth der ersten. Die Einwohner von Antiochien, wohin sich der Kaiser, um seinen Zug gegen die Perser anzutreten, begeben hatte, spotteten seiner kleinen Statur und seines zugespitzten Bartes. Statt sie zu strafen, schrieb er jene Satyre, worin er ironisch gegen sich selber loszieht, um seinen Bart zu vertheidigen, im Grunde aber, um das lächerliche und strafbare Beneh-

men der Antiochier aller Welt zur Schau auszustellen. *)

7. Dramatische Poesie.

1. Trauerspiel.

23.

Einige vorläufige Bemerkungen.

Den Athenern war es aufbehalten, die griechische Poesie, die sich in der epischen Periode durch die Jonier einer leichten Fülle erfreute, die darauf von den Doriern zu energischer Einzelheit, oder zur Lyrik ausgebildet wurde, durch einige Verschmelzung dessen, was beide Perioden charakterisirte, endlich zu harmonischer Vollständigkeit und Einheit zu erheben. Das Drama, als die vollkommenste Form der Poesie, war das eigenthümliche Produkt der Athener: denn gesetzt auch, daß die ersten Anfänge dieser Dichtart anderwärts erfunden waren; so waren sie es doch, die ihm Bildung, Gestalt und Vollendung gaben. *) In Athen erhob sich die griechische Poesie

zu

*) Juliani Opera edidit Th. C. Harles Erlangae 1785. — Les Césars de l'Empereur Julien par Mr. le Baron de Spanheim Amsterd. 1728.

*) M. G. Schlegel's Abhandlung über die Schulen der griechischen Poesie im Novemberstück der Berliner Monatschrift vom Jahr 1794. S. 378. Mehrere aus dieser scharfsinnigen Schrift gehobene und benutzte Ideen sind dankbar bemerkt. Möchten wir

zu einer reinen Kunst des Schönen. „Die Darstellung war ganz ideal, und die Materie der Kunst nichts, als Organ und, als solches, vollkommen. Das Sylbenmaafs, das zum Drama gewählt ward, die Vereinigung der Jamben und des Melos, war ein Medium des höchsten pathetischen und ethischen Ausdrucks. Eben so die Diktion, die bei der höchsten sittlichen und gesellschaftlichen Regsamkeit und Ausbildung der Menschen die feinsten und verborgensten Aeusserungen seiner Natur bezeichnen lernte. Und gesetzt auch, daß sie im Anfange weniger schön gewesen wäre; so vereinigte sie doch in ihrer Vollendung mit der Schönheit des dorischen Ausdrucks Präcision und Umfang, woran es diesem fehlte. Nun gehörte nicht allein der Mythos, sondern auch das wirkliche, öffentliche und häusliche Leben zur Sphäre der Poesie. Und dadurch erhielt das schöne Pathos und schöne Ethos, das eigentliche Objekt der Poesie, bei den Athenern seinen weitesten Spielraum: von ihnen allein empfing es die ideale Behandlung, die sein ästhetisches Gesetz ist. Die Athener sind die Erfinder des Tragischen und Komischen: sie gaben den tragischen und komischen Darstellungen die Form, die allein den vollständigsten Umfang mit der höchsten ästhetischen Selbstständigkeit vereinigt: sie sind Erfinder des Drama's.“ Daß sie dies aber werden konnten, verdankten sie der vorzüglichen Lebhaftigkeit, Fruchtbarkeit und Gewandheit ihres Geistes, der ungestörten Regsamkeit und Thätigkeit ihres ganzen Wesens, der hohen Kraft und dabei nicht minder auffallenden Geschmeidigkeit ihres Charakters, dem feinen und richtigen Gefühl für Schönheit und Schicklichkeit, das sie

wir erst die Geschichte der griechischen Poesie, die so viel verspricht, von diesem gründlichen Gelehrten und geschmackvollen Aesthetiker besitzen!

durch alle Perioden ihrer selbstständigen Herrschaft begleitete, dem freien Gange der Poesie und Sitten, die, durch nichts beschränkt und gemodelt, ihrer eigenen Entwicklung überlassen wurden. *) Bei einer näheren Betrachtung des Athenischen Geschmacks in Hinsicht auf das Drama wird man vier Stufen desselben unterscheiden. Die erstere dieser Stufen zeichnet sich durch eine harte Gröfse, und durch ein gewaltfames Streben nach dem Höchsten aus. Die Tragödien des Aeschylus sind davon Beweise. Seiner Schönheit fehlt es an Anmuth, seiner Darstellung an Leichtigkeit, seinem Drama an innerer Vollständigkeit. Noch hat das Tragische das Uebergewicht über das Schöne. Allein nicht lang verweilte die Kunst auf dieser niederen Stufe. Bald erreichte sie ihr äußerstes Ziel, das höchste Schöne. Die Tragödien des Sophokles sind dazu Belege. Die Schönheit derselben ist der Gipfel der griechischen Poesie. O, daß sie nicht zu bald von diesem Gipfel herabgesunken wäre! Schon Euripides vergaß der Kunst und ihrer Gesetze, und erlaubte der Philosophie und Rhetorik einen verderblichen Einfluß auf die Tragödie. Die Harmonie des griechischen Geistes ging verloren, und eine zwar kraftvolle aber gesetzlose Schwelgerei ward herrschend. Das Lustspiel liefs sich von persönlichen Absichten mißbrauchen. Dieser Mißbrauch brachte sie endlich um ihr angebohrnes göttliches Recht, um die Freiheit, nur sich selber zu gehorchen. In kurzem sank man nun noch tiefer von der unter Sophokles erklimmenen Höhe der Vollendung. Die Schwelgerei der dritten Periode zog Ermattung nach sich. Man ward mäfsiger und sitlicher, bloß — aus Schwä-

*) Ueber den wahrscheinlichen Ursprung des griechischen Drama's ist schon bei der Geschichte der vorigen Periode das Nöthige gesagt worden. M. s. auch des verehrungswürdigen Eschenburg's Beispielsammlung VII, 3. f.

che. Die poetische Grazie der neueren Komiker machte die letzte Stufe der griechischen Schönheit aus.

24.

*Inhalt der Tragödien des Aeschylos:
Probe daraus.*

Schon lange hatten die Griechen die ersten rohen Versuche ihres Trauerspiels mit Vergnügen und Theilnahme gesehen, als Aeschylos dem vorhin einzelnen Erzähler, und Nachahmer des Erzählten, einen zweiten Schauspieler beigesellte, und deshalb für den eigentlichen Vater und Schöpfer der griechischen Tragödie angesehen wurde. Uebrigens tragen seine Stücke, deren er siebzig, ja, nach Suidas, so gar neunzig verfertigt haben soll, noch ganz das Gepräge der Rohheit nicht langbegonnener Versuche. Vergebens sucht man in den Planen derselben künstliche Verwicklung, Mannigfaltigkeit der Charaktere, Reichthum an Handlung; Dagegen zeichnen sie sich durch eine große, kühne, sehr eigenthümliche Manier aus. *) Alles ist auf starke herzerzitternde Wirkung angelegt, alles auf Erregung und Unterhaltung der Affekten berechnet. Von den drei Trauerspielen, worin der Dichter die Fabel von Prometheus zu Grunde legte, und die den Raub, die Fesselung und Befreiung des Heros zum Gegenstande hatten, hat sich nur das zweite erhalten. Dies beginnt mit der Anschmiedung des Prometheus, der hier als einer der Götter angeführt wird, durch den

Z 2

*) M. f. Clodius's Versuche aus der Litteratur und Moral I, 61. und Jenisch über das Genie des Aeschylos und die Menschendarstellung der Alten, vor dessen Uebersetzung des Agamemnon von diesem Dichter.

Hephästos. Unter heftigen Klagen, welche der Gefesselte gegen die Götter ausstößt, ruft er den Aether, die Winde, das Meer, die Sonne und die Erde zu Zeugen des ihm angethanen Unrechts an. Die Nymphen, die Töchter des Okeanos, vernehmen hierauf aus seinem Munde die ganze weitausgeholte Geschichte seiner Leiden. Im zweiten Akt erscheint der Oheim des Prometheus, Okeanos, bezeugt ihm sein Mitleid und giebt ihm den Rath, sich vor Zeus zu demüthigen. Zugleich verspricht er sein Vermittler zu seyn: allein der Leidende widerräth ihm dies, und der Chor beklagt lebhaft des Duldners Schicksal. Im dritten Akte fährt Prometheus in seinen Klagen fort, und die Nymphen wiederholen ihre Vorstellungen. Im Anfange des vierten Aufzugs erscheint Io. Nach verschiedenen, oft erneuten, Anfällen ihres Wahnsinns vernimmt sie von dem Gefesselten die Geschichte seiner Qualen. Zugleich hört sie auch, daß er nicht anders, als durch Zeus Entthronung zu retten sei, und daß einer ihrer Abkömmlinge sein Retter werden müsse. Im fünften Akte weißagt Prometheus die Geburt des Herakles. Hermes erscheint auf Zeus Gebot bei ihm, um sich die Weissagung erklären zu lassen; allein der Gefesselte fährt immer fort seinen Unwillen zu äußern, und sinnet auf Rache wider die Götter. Hermes vereinigt sich mit dem Chor, um ihn auf andre Gedanken zu bringen, allein vergebens. Statt sich zu legen, wird sein Zorn nur immer mehr aufgeregt und befeuert. Plötzlich rollt der Donner durch die zitternden Lüfte. Es erhebt sich ein furchtbarer Sturmwind, die Erde bebt und Prometheus wird in ihren Abgrund verschlungen. *) Der Charakter des Helden dieses Drama's hat sehr viel Kraft, und ist vom Dichter sehr glücklich bis an das Ende hin-

*) Eine Uebersetzung des Prometheus lieferte Schlosser, Basel 1784.

durchgeführt. Die Reden der Io sind äußerst lebhaft, stark und leidenschaftlich. Uebrigens trägt dies Trauerspiel mehr, als die übrigen, Spuren der noch ungebildeten und regellosen Manier des Aeschylos. — Die sieben Helden vor Theben geben dem zweiten Trauerspiel dieses Dichters den Namen. *) Oedipus zeugte mit seiner Gemahlin Jokaste zwei Söhne, den Polynikes und Eteokles, und zwei Töchter, die Antigone und Ismene. Nach des Vaters Tode wurden die beiden Brüder einig, ein Jahr um das andre die Regierung zu führen. Polynikes übergab nach Verlauf des ersten Jahres seinem Bruder den Scepter: allein Eteokles weigerte sich, nach verflissener Regierungszeit seinem Beispieler zu folgen. Polynikes begab sich hierauf zu dem Könige von Argos, Adraestos, vermählte sich mit der Tochter desselben, und foderte seinen Schwiegervater auf, ihn an seinem Bruder zu rächen. Nun ward Theben belagert, die beiden Brüder entschlossen sich ihre Sache durch einen Zweikampf zu entscheiden, und wurden beide das Opfer ihrer Erbitterung: Dies ist der Inhalt des gegenwärtigen Trauerspiels, eines der schönsten von den Ueberbleibseln dieses Dichters. Reichthum an Zügen heroischer Grösse, Stärke und Lebhaftigkeit der Gemälde, Kraft und Erhabenheit der Chorgefänge sind der Charakter desselben. Uebrigens hatte Aeschylos in drei vorhergehenden Stücken, Lajos, Sphinx und Oedipus, die vorläufigen Umstände des in dieser Tragödie zu Grunde liegenden Stoffs bereits behandelt; allein sie sind ein Raub der Zeit geworden. — Noch weit interessanter, als beide vorhergehende Stücke, müßten dem Griechen die Perfer seyn: denn nie waren sie ihrem Untergange

*) Eine sehr wohlgerathene Verdeutschung der sieben gegen Theben verdanken wir Herrn Süvern; Halle 1797.

so nahe gewesen, nie hatten sie ihre Freiheit und ihr Leben auf eine glorreichere Art gerettet, als im Kriege mit den Perfern. Aeschylos selber hatte dem Gefecht bei Salamin beigewohnt, um so anschaulicher und treffender mußten die Gemälde seyn, die er von den Wunderthaten der griechischen Waffen lieferte. In der That hat er diese Schlacht auch meisterhaft geschildert. Alles ist so lebhaft dargestellt, daß der Leser mitten auf den Kampfplatz versetzt und Augenzeuge des griechischen Heldenmuthes zu seyn glaubt. Schrecklich ist die Demüthigung, furchtbar die Verzweiflung der kurz zuvor übermüthigen, auf ihre Menge trotzbenden, Feinde. Im letzten Aufzuge erscheint Xerxes ganz seines königlichen Glanzes beraubt, nur noch mit einem leeren Köcher versehen, auf der Bühne, bereut, doch zu spät, die traurigen Folgen seines Uebermuthes, und zeigt durch sein Beispiel, wie bald sich Stolz und Vermessenheit in Muthlosigkeit und Verzweiflung enden können. Uebrigens zeichnet sich dies Trauerspiel, dem schon ein ähnliches Drama des Phrynichos vorausgegangen war, durch sehr lebhaftes Schildern und durch die größte Simplizität aus. *) — Von den Choephoren, oder Opferträgerinnen, dem vierten Stück des Aeschylos, sind die Anfangsverse der ersten Scene verloren gegangen. Der Chor besteht aus fremden jungen Mädchen, welche Sklavinnen der Klytemnestra und Vertraute der Elektra waren. Diese bringen dem Grabe des Agamemnon Libationen, und geben dadurch dem ganzen Stücke den Namen. Die Art, wie Orestes in dieser Tragödie seine Mutter ermordet, ist schrecklich. Vorzüglich aber schaudert das Naturgefühl der Mensch-

*) Phrynichos hatte diesen Stoff vermuthlich nur mimisch erzählt, ohne ihn zu einem förmlichen Drama zu verarbeiten. Uebersetzt sind die Perfer von Danz, Leipzig 1782.

heit bei der Scene, welche diesem Morde vorangeht: Und doch gebot die kindliche Pflicht dem unglücklichen Orestes, den Mord seines Vaters zu rächen. Auch zeigt er sich durch die herzlichste Geschwisterliebe, die zwischen ihm und Elektra herrscht, durch innige Anhänglichkeit an seinen Vater und durch andre Tugenden von einer so liebenswürdigen Seite, daß wir den Muttermörder nicht hassen, daß wir ihn nur bemitleiden können. Aeußerst rührend ist das Gebet beider Geschwister am Grabe Agamemnon's. — Das folgende Stück des Aeschylos, die Eumeniden, ist eine Fortsetzung der Choephoren. Nach dem Morde seiner Mutter wird Orestes unaufhörlich von den plagenden Eumeniden umhergetrieben. Nirgends findet er Ruhe vor ihrer Rache. Apollon rath ihm nach Athen zu gehn, und die Athene um Schutz anzurufen. Orestes erscheint hierauf vor dem Gerichte der Areopagiten, und wird durch Athenens Hülfe gerettet. Uebrigens hat dieß Trauerspiel in seiner ganzen Zusammenfassung etwas Unnatürliches und Widersinniges; doch fehlt es ihm nicht an grossen und starken Zügen. Besonders ist die Wirkung, welche der Chor der Eumeniden hervorbringt, äußerst erschütternd. — Weit mehr Einfachheit und Natur hat Aeschylos's sechste Tragödie, die Flehenden, oder Danaiden. Danaos herrschte eine Zeitlang gemeinschaftlich mit seinem Bruder Aegyptos über Aegypten. In der Folge aber behauptete der letztere den Thron allein, und beschloß seine fünfzig Söhne mit den fünfzig Töchtern seines Bruders zu vermählen. Allein die Danaiden hatten den grössten Abscheu vor dieser Verbindung, die sie als Blutschande betrachteten. Sie flohen daher sammt ihrem Vater nach Argos zum König Pelasgos, und flehten ihn um Schutz an. Hievon hat dies Stück seine Benennung. Pelasgos fürchtete einen Krieg mit Aegypten, wenn er die Bitten der Flehenden

erfüllte, und wankte daher lange, wozu er sich entschließen sollte. Eben dieses unentschlossene Wanken, und die nachmalige Gewährung des erbetenen Schutzes, ist der Hauptinhalt dieser Tragödie. Die Danaiden sind darin, wider den gewöhnlichen Mythos, nicht Mörderinnen, sondern reizende Kinder, voll Zärtlichkeit und Gehorsam gegen ihren Vater. „Rein, wie die unschuldige Taube, die dem räuberischen Adler entflieht, liegen sie an den Altären der Götter, und geben ein Schauspiel, das eben so erhaben ist, als die Chöre der Thebaide.“ Allenthalben trifft man auf die edelsten Gedanken, durch einen Pindarischen Schwung gehoben. Bescheidenheit, Zurückhaltung, Keuschheit sind nach der Denkart der Danaiden der unterscheidende Charakter des Weibes. Nichts ist rührender, als das dankbare Gebet derselben für das Wohl eines Staats und eines Königs, der sie aus den Händen ihrer Verfolger rettet. — Der Tod des Agamemnon, das siebente Stück des Aeschylos, ist eben so schrecklich, als vortreflich. *) Die Rückkehr Agamemnon's aus dem Trojanischen Kriege, sein Empfang von seiner Gattin Klytemnestra, die Verschwörung derselben durch Aegisthos und die dadurch beabsichtigte und vollzogene Ermordung des Königs, machen den Hauptinhalt dieses Stücks aus. Anfangs ist das Interesse des Trauerspiels nur schwach: allein allmählig steigt es immer höher, bis es sich im letzten Akte bis zur vollen tragischen Höhe erhebt. Die Charaktere sind alle stark und behaupten sich. Ein großer König sinkt unter den Streichen seines Nebenbuhlers; eine eben so wichtige, als erschütternde Begebenheit. Die prophetische Wuth der Kasta-

*) Eine metrische Uebersetzung dieser Tragödie, woraus folgende Probe entlehnt ist, lieferte von Halem im achten Stück des deutschen Museums vom Jahr 1785. Nach ihm verdeutschte dies Stück Herr Prediger Jenisch 1786.

Kassandra ist ein Meisterstück der poetischen Zeichenkunst. Man zittert, wenn sie an der Schwelle des Pallastes steht, und im Tausel der Begeisterung die zerfleischten Kinder des Thyestes und die Gräuel der Pelopiden zu sehen wähnt. Selbst der räthselhafte Ton, worin sie den Tod des Agamemnon weissagt, verräth eine sehr erschütterte Phantasie und ist im höchsten Grade feierlich. Die Chöre sind voll erhabener Gedanken von den Strafen der Götter, von der Gerechtigkeit und von der ehelichen Treue. *) Ein Theil der Unterredung der Kassandra mit dem Chor über den Tod des Agamemnon diene zur Probe von dem Geist und der Manier des Dichters!

Kassandra.

Den Tod des Agamemnon wirst du schaun!

Chor.

Halt ein, Elende, mit dem Unglückswort!

Kassandra,

Da ist kein Gott, der dieses Unglück heilt.

Chor.

Geschehnes nicht; doch mücht' es nie geschehn!

Kassandra.

Du siehst umsonst. Indessen morden sie!

Chor.

Und welcher Mann verübt die Schandthat? Sprich!

Kassandra.

Sehr wicbst du ab vom Sinn der Weissagung.

*) M. f. Clodius Versuch aus der Litteratur und Moral I. S. 67. Wie sehr der Chor beim Aeschylos in die Handlung verflochten ist, wie er an allem den innigsten Antheil nimmt, wie er deshalb beständig auf der Bühne bleibt, zeigt diese Probe. In der Folge wurden ihm von Sophokles engere Schranken gesetzt, so dass ihn der Zuschauer nicht immer vor Augen hatte,

Chor.

Obhandener Verrath fiel mir nicht ein.

Kassandra.

Ich rede doch, so denk' ich, Griechensprache?

Chor.

Und sprach' Apollon selbst, ich faßst es nicht.

Kassandra.

Ihr Götter, welche Glut ergreift mich! Ha!

Erbarmen, Gott Apollon! weh mir, weh!

Die zweigebeinte Löwin, die, so lang

Der edle Leu abwesend war, sich mit

Dem Wolf vermischte, will mich Arme morden!

Mein Tod nur wird des Zornes Sühne sein!

Denn ihrem Mann, der mich hieher geführt,

Vergilt sie es mit Mord, und rühmt sich des,

Indem sie wider ihn das Eisen scharft —

Was schlepp' ich mich noch mit dem Tand? Hinweg

Mit diesem Kranz, mit diesem Seherstab!

Vernichtet seid, bevor ich sterb'! Hinweg!

Vergelten will ich, was ihr mir gethan!

Bereichert nun, statt mich, ein ander Weib!

(Das Sehergewand entfällt ihr plötzlich.)

Sieh da, Apollon selbst entreißt mir das

Wahrlagerkleid. — Apoll! oft sahst du mich

Mit meinen Freunden, selbst in diesem Schmuck

Der Feinde Spott, so ungerecht er war;

Jedoch ertrug ich, unstat in der Welt,

Umitrend, Mangel, Elend, Hunger — Ach!

Nun treibt der Seher selbst, sie zu verderben,

Die Seherin in diese Todesnoth!

Statt Vateraltars blieb mir nur ein Blick,

Der einst, wenn ich ein Opfer falle, warm

Von meinem Blute wird, Doch werden wir
 Nicht ungeehrt von den Göttern sterben.
 Ein Andrer kommt den Mord zu ahnden, er
 Der Müttertmörder, Vatrerrächer kommt,
 Der fern' izt noch, ein Fremdling, irrt. Er kommt,
 Der Freunde Trübsal zu vollenden! — Bald
 Führt des gefallen Vaters Tod ihn her —
 Was feuz' ich denn hier vor dem Hause? Sah
 Ich Ilion nicht fallen, wie es fiel?
 Nicht fallen sie, die drinnen waren? So
 Wollt' es der Götter Schluss! — Und leiden will
 Auch ich den Tod, Indes beschwör' ich euch,
 Des Hades Pforten! mit dem größten Eid
 Der Götter, gebt, ich flehe, gebt mir bald
 Den Todesstreich, daß ohne Kampf, daß leicht
 Mein Leben mit dem Blut entrinnt, und sich
 Das Auge schließt.

Chor.

O Weib, vor allen elend,
 Vor allen weise! lange spracheſt du!
 Doch, war dein Tod dir schon vorher bekannt,
 Was kamst du denn so unerschrocken, wie
 Ein gottgetriebner Stier, her zum Altar?

Kassnadra.

Nun ist in Zögerung nur Heil für mich.

Chor.

Der Letzte freilich hat schon viel gewonnen.

Kassandra.

Gering ist mein Gewinnst, mein Tag ist da.

Chor.

Dein fester Sinn giebt dir zum Dulden Kraft.

Kassandra.

Wohl, wohl dem Menschen, der mit Ehren stirbt!

Chor.

Das hören wohl nicht gern die Glücklichen!

Kassandra.

Weh Vater dir! weh deinen edlen Kindern!

Chor.

Wie wird dir, sprich! was treibt für Furcht dich an?

Kassandra.

Weh, weh!

Chor.

Was schauerst du, und windest dich hinweg?

Kassandra.

Dem Hauf' entwallet Duft von Blut und Mord.

Chor.

Wie könnte der vom innern Opfer wehn?

Kassandra.

Ach! ein Geruch, wie er aus Gräbern steigt!

Chor.

Dann sind es, traun! nicht Düste Syriens.

Kassandra.

Tret' ich in's Haus, dann klag' ich meinen — ach!

Und Agamemnon's Tod! Nun wohl! genug

Hab' ich gelebt! Ich zitterte nicht scheu

Wie Vögel um's Gesträuch. Das zeugt mir, wenn

Ich nicht mehr bin, wenn auch das Weib durch Tod

Abbüßte meinen Tod, und wenn der Mann

Gefallen ist zu jenes Sühne, der

Des Weibes Opfer ward! Der Sterbenden

Ist wohl dabei, wie bei dem Gastgeschenke

Dem Gaste ist.

Chor.

Unglückliche, wer klagt

Nicht dein, von Gott verkündetes, Geschick!

Kassandra.

Gern sprach' ich noch das letzte Wort, die letzte

Der Klagen über mich. Ich flehe dich,

Da ich zuletzt dich schau', o Sonne! dich

Um Rache wider meine Feinde, die

So leichten Siegs die Sklavin tödteten!

Was ist des Menschen Thun? Ist's glücklich auch,

Leicht trübt's ein jeder Schatten. Unglück gar

Tilgt, wie ein nasser Schwamm, das ganze Bild.

Und wohl hab' ich — ach! — dies zu klagen Recht.

25.

Sophokles's Tragödien. Ajas der Geißelträger und Elektra.

Sophokles erhob die griechische Tragödie zum höchsten Gipfel der Vollendung. Von den hundert und zwanzig bis dreißig Stücken, die er verfertigt haben soll, sind nur sechs der zerstörenden Zeit entgangen. Diese aber gehörten unstreitig zu den schönsten und vollkommensten Schöpfungen seines dichterischen Geistes. War der Chor in den Trauerspielen des Aeschylus, anstatt sich mit dem bloßen Gesange zu begnügen, überall herrschend, so ward er von Sophokles in die gehörigen Gränzen verwiesen. War der Dialog des ersteren einförmiger, steifer und seltener, so ist er bei dem letzteren geschmeidiger, mannigfaltiger, häufiger.

*) Die Namen der verloren gegangenen Tragödien des Aeschylus sehe man im ersten Bande von Fabricius griechischer Bibliothek.

Kannte Aeschylos die Kunst noch nicht, eine Handlung zu verwickeln und aufzulösen, und waren deshalb seine Plane einfach, so ist, bei aller Einfachheit, die Handlung des Sophokles doch weit zusammengesetzter, lebhafter und interessanter. Zwar haben auch die Charaktere des letzteren heroische Grösse, allein dabei sind sie weit menschlicher und natürlicher. In der Kunst endlich Leidenschaften zu behandeln, zu erregen und bis zur innigsten Bewegung der Seele fortzuleiten, war Sophokles unter allen griechischen Tragikern am glücklichsten: „Die Rede seiner Personen ist die Sprache der hohen Leidenschaft; niemals entartend in Schwulst und Unnatur. In den Chören läßt er seinem Genius freien Flug: in welche Höhen heben ihn nicht dann seine Fittige! Doch diese Flüge sind beständig mit dem Inhalte auf das genaueste verbunden. Ihr Flügelschlag hält immer den Ton, zu dem uns die Wechselreden gestimmt hatten.“ *) Das erste Trauerspiel des Sophokles ist Ajas der Geißelträger, oder der Wüthende. Nach Troja's Falle stritten Odysseus und Ajas um die Waffen des Achilleus. Odysseus siegte, durch seine Gabe zu überreden, über die Tapferkeit seines Gegners und erhielt die Waffen. Diese Demüthigung machte auf Ajas einen so schrecklichen Eindruck, daß er seinen Verstand verlor. Von der Zeit an waren alle griechische Helden der Gegenstand seines Ingrimm's. Von seiner Raserei geblendet, sah er Heerden für Krieger an. Vorzüglich wüthete er gegen einen Bock, den er für den Odysseus hielt. Endlich ward er seines Verstandes wieder mächtig: allein sein Verdruss über die verfehlte Rache ward so groß, daß er sich selbst das Leben raubte. Das Ganze dieses Drama's ist mit vieler Kunst und Einsicht bearbeitet. Der stolze Charakter

*) M. f. des Grafen zu Stollberg Vorrede zu seiner Uebersetzung des Sophokles.

des Ajas enthält den Samen zu allen den schrecklichen Entwicklungen, die das Herz des Lesers erschüttern. Er ist von der Hand eines Meisters entworfen und durchgeführt. Sehr kontrastirend ist die sanfte Güte der unglücklichen Tekmessa, die selbst das fühlloseste Herz zum Mitleid stimmt. „Doch keine Situation ist rührender, als die von Ajas, Tekmessa und Euryfakes. Eine zärtliche Gattin, welche durch die sanftesten Vorstellungen und Thränen das unerbittliche Herz eines verzweifelnden Mannes bestreitet, ein unschuldiges Kind, das die Gefahr noch nicht kennt, ein Vater, der in dem Augenblicke, da er sich zum Tode bestimmt, seinen Sohn zum künftigen Helden und Rächer seines Schimpfes weiht, und, von den weiblichen Klagen einer Geliebten bestürmt, wider seinen Willen die Gewalt der väterlichen Liebe empfindet: alles dieses bereitet uns zu der furchtbaren Entwicklung und zu der grausvollen Scene des Selbstmordes, worin wir die ganze Stärke des Dichters erkennen.“ Ueberall sind treffliche Bemerkungen über die Folgen des Stolzes, über die Verachtung der Götter, über die Tugend, über die weibliche Treue und über die Pflichten eines Vaters eingewebt. — Der Stoff der Elektra ist derselbe, welcher den Choephoren des Aeschylos zu Grunde liegt. Auch Euripides behandelte denselben Gegenstand. Unter allen dreien aber hat Sophokles den Preis davon getragen. Er wußte die Handlung am besten zu vertheilen, zu motiviren und das wahre Tragische und Leidenschaftliche derselben auf das wirksamste zu benutzen. *) Agamemnon war bereits durch die Bosheit seiner Gattin und des Aegisthos gefallen. Alles, was nun Elektra, die edelmüthige Tochter des ermordeten Helden, zu thun vermochte, war, daß sie ihren Bruder, den jun-

*) M. f. Eschenburg's Beispielsammlung, VII, 385. Clodius Versuch aus der Literatur und Moral, I. S. 74.

gen Orestes, zum dereinstigen Rächer ihres Vaters, zu erhalten suchte. Erst nach Verlauf von zwanzig Jahren erscheint Orestes auf einmal und straft den Frevel seiner Mutter und des Aegisthos mit dem Tode. Die Schönheiten dieses Trauerspiels sind eben so groß und mannigfaltig. Der Charakter der Elektra hat nicht weniger Interesse, als moralische Güte. Sie konspirirt, wie im Aeschylos, wider ihre Mutter. Die Handlung ist äußerst grausvoll. Man schaudert, wenn der wüthende Orestes mit blutiger Hand vor der ermordeten Mutter da steht, wenn Aegisthos die Hülle von dem Leichnam wegnimmt und da die enseelte Klytemnestra findet, wo er den Orestes suchte. Gleich der erste Monolog an die aufgehende Sonne stellt Elektra, als die würdige Tochter des Agamemnon, dar, und die Anrufung der todtten Natur ist so pathetisch, als die Aufforderung an die Erinnyen, den Schimpf ihres Hauses zu rächen. Rührend ist die Schilderung, die Elektra von den Gräueln ihrer Familie und ihrem eigenen Elend mit den lebhaftesten Farben entwirft. Sie beweint die Trostlosigkeit ihres einsamen Standes, sie bejammert es als Erniedrigung, daß sie nicht den süßen Namen Mutter hören soll. Die Vorwürfe der Elektra gegen ihre Mutter, ihr Betragen bei der ersten Nachricht von dem Tode ihres Bruders und ihr Benehmen gegen die Chrysothemis sind Meisterzüge. Allein in keiner Stelle zeigt sich ihr weiches Herz, zeigt sich ihre Liebe zum Orestes doch mehr, als in der trefflichen und großen Scene, wo sie auf die Urne, welche die Asche desselben enthalten soll, herabweint. Orestes erscheint zu Anfange des vierten Aufzugs mit dem Pylades auf der Bühne, wendet sich an den Chor, und fragt nach dem Palast des Aegisthos. Man verweist ihn an Elektra, die mit zugegen ist. Er spiegelt ihr vor, daß er die Urne mit der Asche des Orestes bringe. Traurig empfängt Elektra die

Die Urne, und bricht, indem sie dieselbe anredet, in die bittersten Klagen aus. Diese Klagen verrathen dem Orestes, daß er Elektra vor sich sehe. Plötzlich ruft er daher aus: *)

Orestes.

Was sag' ich? Meiner Rede kann ich nicht
Gebieten, und die Zung' hemm' ich umsonst!

Elektra.

Was schmerzt dich, und was ist es, das du sprichst?

Orestes.

Seh ich Elektra's herrliche Gestalt?

Elektra.

Elektra ist es, doch von Gram entstellt.

Orestes.

Die Arme, welches Jammerloos ihr fiel!

Elektra.

Warum bejammerst du, o Fremdling! mich?

Orestes.

Wie unverdient, wie schuldlos lirst sie nicht!

Elektra.

Ich, keine andre, bin's, die er beklagt!

Orestes.

Die Gattenlose, Unglückselige!

Elektra.

Was schauest du mich an? Was seufzest du?

Orestes.

Wie wenig war mein Elend mir bekannt!

Elektra.

Hast du aus meinen Worten mehr gelernt?

*) Diese Uebersetzung ist vom Grafen zu Stollberg, I. S. 82,
Gesch. der Poesie 2. Th. A 8

Orestes.

Von vielem Schmerz belastet seh' ich dich.

Elektra.

Doch sahst du wenig meiner Leiden nur.

Orestes.

Ach! wer vermöchte grössere zu schaun?

Elektra.

Der Mörder Hausgenossin muß ich seyn.

Orestes.

Und wessen? Welches Unglück hülfst du auf?

Elektra.

Ach! meines Vaters! — Ihre Magd bin ich!

Orestes.

Und wer ist's, der dir diesen Zwang gebent?

Elektra.

Sie nennt sich Mutter, ach! und ist es nicht.

Orestes.

Durch Uebermacht der Hand, durch Darbenoth?

Elektra.

Durch Darben, durch Gewalt und viele Qual.

Orestes.

Ist denn kein Helfer da, der's ihr verbeut?

Elektra.

Der Eine, der mir war, ist dieser Staub.

Orestes.

Unglückliche, wie rührtest du mich gleich!

Elektra.

Du bist der Erste, den mein Leiden kränkt.

Orestes.

Ich bin der Erste, der sich dein erbarmt.

Elektra.

Kommst du durch's Band des Bluts mit uns vereint?

Orestes.

Wüßst' ich, ob jene Weiber treu dir sind!

Elektra.

O rede! liebend sind sie und mir treu,

Orestes.

Lass du, so sag' ich dir, die Urne ruhn.

Elektra.

O, bei den Göttern! wolle du nicht das!

Orestes.

Was ich dir sage, thu, so fehlst du nicht,

Elektra.

Bei deiner Wange, die ich flehend dir

Berühre, raube mir mein Liebstes nicht!

Orestes.

Ich laß' es nimmermehr gesehn.

Elektra.

Orestes, ach!

Wenn deine Asche mir entrissen wird!

Orestes.

Verzeiße nicht, du seufzest nicht mit Recht.

Elektra.

Beseufz' ich meinen Bruder nicht mit Recht?

Orestes.

Dir ziemen nicht die Worte, die du sagst.

Elektra.

Bin ich des Todten denn so wenig werth?

Orestes.

Sein bist du werth; doch dieser Schmerz nicht dein,

Elektra.

Und, was ich trag', ist doch Orestes Lieb?

Orestes.

Das ist Orestes nicht, nur Täuschung ist's.

Elektra.

Ach! wo ist denn des Unglücksfelgen Gruft?

Orestes.

An keinem Ort. Wer lebt, hat keine Gruft!

Elektra.

Was sagst du, Jüngling?

Orestes.

Nur was Wahrheit ist!

Elektra.

Lebt denn Orestes?

Orestes.

Lebensvoll wie ich!

Elektra.

Bist du's wohl selbst?

Orestes.

Schau diese Siegel an!

Das Denkmal unsers Vaters, zweifle nicht!

Elektra.

O schönster Tag!

Orestes.

Auch mir der schönste Tag!

Elektra.

Ach! deine Stimme!

Orestes.

Hier erschallt sie nur!

Elektra.

In meinen Armen!

Orestes.

Ewig, Schwester, so!

Elektra.

Geliebte Weiber unsrer Stadt, o seht,

Orestes, dessen Tod nur Tauschung war,

Und dessen Leben uns die List erhielt.

Chor.

Wir sehn ihn, Tochter, und es rinnt für ihn

Der Wonne Thrän' auf unsre Wang' herab.

Das ganze Trauerspiel ist ein treffendes Gemälde von den mannigfaltigen Sitten der Menschen. Aegisthos erscheint als der verworfenste Frevler, Klytemnestra als Mörderin mit allen den Farben gezeichnet, die das abscheulichste Verbrechen darzustellen im Stande sind. Elektra dagegen, der Lieblingscharakter des Dichters, glänzt in dem hellsten Lichte der Unschuld und Tugend. *)

26.

Antigone, Oedipus der König und Oedipus in Kolonos.

Gleich liebenswürdig, als Elektra, ist die Thebanische Antigone. Nach dem Tode ihrer im Zweikampf gebliebenen Brüder, des Eteokles und Polyneikes, übernahm ihr Oheim, Kreon, die Regierung von Theben. Gleich Anfangs untersagte er die Beerdigung des Polynikes. Wer ihn gleichwohl zur Erde bestattete, solle lebendig begraben werden. Antigone, die gute, zärtliche Antigone übertrat das Gebot, und ward dadurch ein Opfer ihrer schwesterlichen Liebe. Ismene, ihre Schwester, hatte sich Anfangs geweigert, an der Beerdigung ihres Bruders Theil zu nehmen. Jetzt aber, da sie sah, welch ein Loos ihrer Schwester warte, erklärte sie sich für Antigone's Mitschuldige. Umsonst verwendet sich Hämos, der Sohn des Kreon, für die Letztere, das Urtheil wird vollzo-

*) M. L. Clodius's Versuche aus der Litt. und Moral, I. S. 78

gen. Dafür aber findet Kreon seinen Sohn am Grabe der Antigone im Begriff, sich das Leben zu nehmen. Ja, er vollführt seinen Voratz, nachdem er vergeblich seinen Vater zu tödten versucht hat. Auch diese Tragödie gehört mit zu den trefflichsten Stücken des griechischen Alterthums. Antigone wagt es mit Gefahr ihres Lebens, den Befehl des Tyrannen zu übertreten, und dem Schatten ihres Bruders durch das Begräbniß zur Ruhe zu verhelfen. Da sie ihre Schwester nicht dahin bringen kann, an der kühnen That Antheil zu nehmen, so führt sie ihren großen und kühnen Plan selbst aus. Dafür aber hält sie die vorher muthlose Ismene nach entdeckter That auch nicht für würdig, als Theilnehmerin zu erscheinen. Vor den Tyrannen geführt, äußert sie die edelsten Empfindungen und eine unerschütterliche Entschlossenheit, die sich ganz auf ihre Unschuld und die Hoheit ihrer Seele gründet, und womit sie selbst ihr Todesurtheil fordert. Im Hämös zeigt sich uns der erste Liebhaber der tragischen Bühne der Griechen. Der Ton, worin derselbe mit seinem Vater spricht, verräth den Streit zwischen der einem Vater schuldigen Ehrfurcht, und der Gerechtigkeit und Liebe. Endlich reißt ihn die Glut der Leidenschaft bis zu den heftigsten Erklärungen fort. Voll von einer weichen Sanftmuth, zugleich aber auch von mehr als heroischer Grösse ist der Monolog, wo sich Antigone zum Tode vorbereitet, mit innigstem Schmerzgefühl auf die Freuden der ehelichen Liebe Verzicht thut, und ihr Grab zum Brautbette einweihet. Doch bei aller eigenthümlichen Schönheit wird das Stück doch bei weitem von dem folgenden, dem König Oedipus, an Vollendung übertroffen. Die Pest wüthet auf's schrecklichste in Theben. Das Volk liegt in feierlichen Chören an den Altären der Götter und flehet um Hülfe. Oedipus tröstet es durch die Verheissung eines Orakels. Ein Ver-

wandter des Königs, Kreon, kommt eben vom Apollon zurück und sagt: der Gott habe befohlen, einen Verbrecher aus Theben zu entfernen, auf dem der Fluch der Unsterblichen ruhe, und der den vorigen König Lajos getödtet habe. Nur wenn dies geschehen sei, werde die Pest verschwinden. Sogleich wird nun der Seher Tiresias herbeigefordert, um den Orakelspruch zu deuten. Der Seher weigert sich, und läßt dadurch etwas Außerordentliches ahnen. Durch seine Vorwürfe fällt ein Schatten von Verdacht auf den König. Ja, Oedipus wird als Mörder genannt, und ihm sein Schicksal vorher verkündigt. Allein der liebenswürdige Charakter des Oedipus läßt so etwas nicht glauben. Der König wüthet daher gegen den Seher. Sein Herz spricht ihn von dem Verbrechen frei: er wirft einen Verdacht auf den Kreon und hält ihn für einen Verräther. Kreon, von diesem Verdacht beleidigt, sucht ihn in einem Dialoge, worin er alle menschliche Gröfse, ja selbst den königlichen Purpur verachtet, von sich abzulehnen. Allein alle seine Mühe, seine Unschuld darzuthun, ist vergebens. Oedipus verkündigt ihm den Tod, oder die Verbannung. Nur die Ankunft der Königin Jokaste unterbricht den Hader der beiden Prinzen. Um den König von dem Leeren prophetischer Aussprüche zu überzeugen, erzählt ihm Jokaste ein Orakel von dem Lajos. Lajos, sagt sie, sollte nach dem Orakelspruch von seinem Solme getödtet werden. Ich gab daher meinen Sohn hinweg und setzte ihn aus auf das Gebirge. Nicht mein Sohn daher, sondern herumschweifende Räuber ermordeten ihn an einem Scheidewege. Dies ist der erste tödtliche Streich, den der König empfängt. Er wird von einer Betäubung ergriffen: seine Augen verdunkeln sich, die Bestimmung des Orts, der Zeit, der Gestalt erweckt in ihm das Andenken an ein jugendliches Vergehen, und zeigt ihm

die Möglichkeit, daß er der Mörder des Lajos seyn könne. Er erzählt der Königin sein Schicksal. Ich floh, sagt er, von meinem Vater Polybus aus Korinth durch einen heimlichen Verdacht, als wäre ich nicht sein rechtmäßiger Sohn, beleidigt, und geschreckt von dem Orakel, ich würde meinen Vater tödten und mich mit meiner Mutter vermählen. Unterwegs stieß ich in der Gegend, die du mir nennst, auf das Gefolge eines ehrwürdigen Greises. Es erhob sich zwischen uns ein Streit über den Weg, und mein Eifer vermochte mich, den Alten zu tödten. Vielleicht ist dies der Mord, weshalb der Zorn der Götter auf mir lastet. Ich Unglücklicher, was soll ich nun beginnen? Soll ich nach Korinth zurückkehren, um daselbst der Mörder meines Vaters zu werden? Wenn Lajos von einem Menschen, und nicht von vielen getödtet wurde, so bin ich der Mörder.“ Während des nähert sich ein Bote von Korinth und hinterbringt dem Oedipus den natürlichen Tod seines vermeinten Vaters. Jetzt durchbricht ein Stral von Hoffnung das von Sorgen umnachtete Herz des unglücklichen Königs, um bald dem schrecklichsten Sturme Platz zu machen. Oedipus schlägt die Krone von Korinth aus, um nicht in Gefahr zu kommen, seine Mutter zu heirathen. Um ihm diese Furcht zu benehmen, erzählt ihm der Korinther ganz treuherzig, daß er nicht der wahre Sohn des Polybus, sondern ein Kind sei, das man in dem Gebiet des Lajos ausgesetzt habe. Immer näher kommt nun die schwarze Wolke, die für Oedipus Verderben im Schooße trägt. Jokaste, durch diese Nachricht betäubt, geht ab: der Zuschauer erräth ihre Verzweiflung. *) Die Verwirrung steigt immer mehr,

*) Sehr weislich entfernt der Dichter die schrecklichsten Scenen von den Augen der Zuschauer, und handelt hierin klüger und einsichtsvoller, als viele neuere Schauspieldichter, die im Angesicht der Zuschauer morden und verstümmeln lassen.

bis endlich der Sklav herbeikommt, der von Oedipus's Schickfale in seiner Jugend unterrichtet ist. Vergeblich weigert er sich, die furchtbare Wahrheit zu entdecken. Der König denkt groß und edel genug, um selbst mit Gefahr der Verbannung seine Abkunft kennen zu lernen. Plötzlich sieht er sich nun als den Mörder seines Vaters, als den Gatten seiner Mutter, als den Bruder seiner Kinder. Trostlos nimmt er jetzt vom Licht der Sonne in einer feierlichen Anrede Abschied, stürzt sich dann in sein Zimmer, findet die getödtete Jokaste, reißt sich verzweifelnd die Augen aus, und kommt, von den Qualen des Gewissens geängstigt, auf die Bühne zurück. Herzerschütternd ist hierauf sein Anruf an die ewige Finsterniß, der er sich selbst geweiht hat, schrecklich die Erinnerung an die grausvollen Auftritte seines Lebens, rührend die zärtliche Sorgfalt für seine Kinder, die er Kreon's Obhut anempfiehlt. Unter allen Scenen dieser ganz auf die Erregung starker Leidenschaften berechneten Tragödie aber wirkt die Anrede des Oedipus an seine Tochter vorzüglich auf die Empfindung. Man denke sich einen Vater, von der Angst des Gewissens und der gräßlichen Blutschande gedrängt, in Thränen zerfließend, einen Verbannten in seinem eignen Reiche, noch blutend von den selbstgeschlagenen Wunden und einer ewigen Finsterniß preisgegeben. Er erkennt seine Kinder an dem Hauche ihres Odems und an dem Reize ihrer Stimme, und fühlt bei ihrer Annäherung die Schrecken seines Verbrechens noch einmal. Doch man höre den Dichter selber. *)

Oedipus. (zu Kreon)

Sei mir gesegnet, Fürst! Dich leite glücklicher,

Als mich, der Gottheit Hand auf diesen Pfaden fort!

*) Die folgende sehr schöne, wiewohl etwas freie Uebersetzung ist vom Herrn Professor Manfo. Auch Goldhagen hat dieses Stück metrisch übersetzt.

(zu seinen Töchtern)

Kommt, meine Töchter, kommt! Warum verweilt ihr? Kommt,
 Ich harre sehnstuchtvoll — in eures — Bruders Arm!
 Berührt des Vaters Hand, die diesen Quell des Lichts,
 Dies Auge mir entriss, mich blind, mich elend schuf!
 Unwissend naht' ich, ach! mich meiner Mutter, ward
 Ihr Gatte — Kinder, ihr seid — dieser Liebe Frucht,
 Strömt, Thränen, strömt! Nur dies ist meinem Auge noch
 Vergönnt. Sie strömen schon. Das Bild des tiefsten Harms,
 Der stündlich eurer harrt, dies Bild ruft sie hervor.
 O wehe! nicht ein Fest, nicht ein Gesellschaftskreis,
 Wird künftig euch erfreuen, Schmerz euch vom Mahl zurück
 Begleiten, euer Trank gemischt mit Thränen seyn.
 Und führt der Zeiten Lauf euch Hymens Freuden zu,
 Wer wird auf seinen Sohn muthwillig eine Last
 Von Schande häufen, wer mit meiner Mutter Schmach,
 Und eures Vaters Schuld sich gern befreunden? Wer?
 Graufames, schwarzes Loos! Der euch das Leben gab,
 Nahm's seinem Vater; er vereinte sich dem Weib,
 Das ihn gebar, und rief, o Jammer! aus dem Schoos,
 Der einst ihn selbst umfing, rief, Töchter! euch hervor.
 So wird des Vaters Schimpf der Eure. Harret nicht
 Auf eines Jünglings Hand! Ihr welket unvermählt,
 Und sinket kinderlos und unbeweint in's Grab.

(zu Kreon)

Du, Sohn Monekeus's, du bist einzig noch ihr Schütz
 Und Vater. Gieb, ich fleh's — wir Aeltern sind für sie,
 Ach! beide nun dahin — gieb, Edler! dein Geschlecht
 Nicht nackter Armuth, nicht schmachvollem Elend Preis!
 Warum soll denn mein Loos auch Loos der Unschuld seyn?
 O rette! Rettung heischt ihr zartes Alter, heischt
 Ihr Schmerz, der keinen Freund, als dich, dich Einen, kennt.

Sei Freund, und sichere mir's mit treuer Rechte zu!

(zu seinen Töchtern)

Noch schläft so mancher Rath in meiner Brust; allein

Ihr Schwachen faßt ihn nicht. Eins fehlt von des Olymp's
Beherrschern, mir ein Grab, — ein frühes Grab — und euch
Ein Leben, dessen Glück nicht, wie das meine, stirbt!

Kreon.

Wende' dich zur Burg! Wie lange

Klagst und stöhnst und weinst du schon!

Oedipus.

Harte Rede! doch ich folge!

Kreon.

Mir ist diese Harte Pflicht.

Oedipus.

Eins noch, Kreon! eins noch fleh' ich.

Kreon.

Sprich, ich hör' auch diesen Wunsch!

Oedipus.

Meine Wünsche sind Verbannung.

Kreon.

Vom Apoll empfängst du die.

Oedipus.

Folgt mir nicht der Haß der Götter?

Kreon.

Desto sicherer wünschest du.

Oedipus.

Glaubst du dies?

Kreon.

Mit leerer Hoffnung tauscht' ich meine Freunde nie,

Oedipus.

Nun so scheid' ich!

Kreon.

Deine Töchter harren nur des Lebewohls.

Oedipus.

Weh! mein Liebstes soll ich missen?

Kreon.

Hoff' und fordre nicht zu kühn!

Thron und Herrschaft, Ruhm und Freude

Raubte dir ein kühner Wunsch.

(Sie gehen ab.)

Der Chor.

Seht, o seht, ihr Bürger Thebens,

Euren König, euren Freund,

Ihn, der dunkle Räthsel löste,

Der ein Held und Weiser war,

Der des Schmeichlers süsse Töne,

Der der Hoheit Glanz bestand!

Welche Tiefen drohn dem Edlen?

Welche Wogen fassen ihn?

Harrt, Bewohner unsrer Erde,

Ruhig harrt des letzten Tags!

Segnet keinen eurer Brüder,

Bis das Glück ihn ungekränkt

Durch des Lebens Labyrinth

Hin zu Charons Nachen bringt!

Der aus Theben verbannte Oedipus ruht bald darauf in Kolonos an dem Tempel der Eumeniden. Hier erinnert er sich des Orakelspruchs, der ihm den Tod auf dieser Stelle weissagte. Er fleht die Eumeniden um ein Asyl und die Athener um das Recht der Gastfreiheit an. Zugleich verspricht er dem Theseus, dass seine Asche, nach dem Ausspruch des Apollon, den Athenern einen glorreichen Schutz gegen die Theber

geben werde. Theseus gestattet dem blinden König hierauf die Wahl zwischen Athen und Kolonos. Oedipus wählt das Letztere, wird von Kreon, der das Orakel ablehnen will, verfolgt und seiner Kinder beraubt. Allein Theseus giebt ihm seine Kinder wieder und vertheidigt ihn gegen Kreon. Der Belagerer von Theben, der Sohn des Oedipus, wirft sich seinem Vater zu Füßen, allein sein Flehen ist Eigennutz, nicht Reue, daher giebt ihm der Vater den Fluch, und stirbt auf eine wunderbare Art, nachdem er seine Töchter in Athen gesegnet hat. Rührend ist die Unschuld, bezaubernd die Liebenswürdigkeit einer unglücklichen Tochter, die ihren Vater nicht verlassen will, die ihn in seiner Blindheit mit Sorgfalt und Zärtlichkeit leitet, die ihn mit einem Feuer der Beredsamkeit gegen seine Feinde vertheidigt, das nur wahre, herzliche Empfindung entzünden kann. Der Chor bemerkt den von Antigone geführten blinden Greis, und ruft fragend aus:

Chor.

O wehe! warst du des Gesichtes
 Von Kindheit an, Unglücklicher! beraubt.
 Und bist es noch, da dich das Alter beugt!
 Bring diese Flüche nur nicht auch auf uns!
 Denn du durchwalst, durchwalst dies Land,
 Den unnennbaren Hain, wo im beblühten Thal
 Zum kleinen See sich Silberquellen sammeln,
 O den, Unglücklicher, vermeide ja,
 Entferne dich, entseuch von ihm!
 Noch weit sind wir von dannen jetzt.
 Vernimmst du es, du armer Fremdling, nicht?
 Wofern mein Wort nur etwas bei dir gilt,
 So fleuch hinweg von diesem Ort,

Den nie ein Fuß betreten darf,
Und rede dann, da wo es jedem ziemt.

Oedipus.

O Töchter! wie beklommen ist mein Herz!
Was soll ich thun?

Antigone.

Den Bürgern darf man sich
Nicht widersetzen, Vater. Ohne Zwang
Muß man sich unterwerfen. Leg die Hand
Auf mich!

Oedipus.

Wohlan, so leite mich! Allein,
Ihr Fremden, daß mir nicht Gewalt geschieht!
Denn, im Vertrauen zu euch, geh ich von hier.

Der Chor.

Nein, Alter! Niemand ist, der mit Gewalt
Dich je von diesem Orte führen soll!

Oedipus.

Soll ich noch weiter gehn?

Der Chor.

Ja, weiter noch!
Führ ihn noch weiter, Jungfrau! du verstehst's!

Antigone.

So folg, o Vater, mir, wohin ich dich
Mit schwachem Arme leit'. Ein Fremdling hier,
In diesem Lande, das uns aufnimmt, sei
Geneigt, zu haßen, was man haßt, so wie
Zu ehren, was man ehrt!

Oedipus.

So führe mich
Denn hin, wo unbesorgt, daß wir das Heiligthum

Verletzen, uns zu reden freisteht, und

Zu hören. Wer kämpft auch wohl ohne Noth?

Nachdem Oedipus an dem bestimmten Orte angelangt ist, setzt er sich auf einen Felsen, wo ihn Antigone zärtlich besorgt in ihren Arm schließt. Hierauf wiederholt der Chor seine Frage nach Oedipus Abkunft, und als er sie erfahren hat, ruft er aus: Hinweg, hinweg, entferntet euch von hier! Antigone beginnt erschrocken, daß man sich an ihrem Vater vergreifen möge, nun also:

Ihr Fremden, die ihr Schand' und Unrecht scheut,

Da dieser blinde Greis, mein Vater, nicht

Von euch geduldet werden soll, weil ihr

Den Ruf von seinen unverschuldeten

Verbrechen hörtet: o so laßt euch doch

Zum mindesten von mir, ihr Freunde, ach!

Von mir Unglücklichen erbitten. Habt,

Habt Mitleid doch mit mir, die ich für ihn,

Für meinen Vater fleh', und nicht wie er

Mit blinden Augen euch in's Antlitz schau'

Als eine, die von eurem Blute stammt!

Verschmähet den Elenden nicht. Auf euch

Ruht unsre Hoffnung, wie auf einem Gott!

Wohlan, schlagt mir die unerwartete

Wohlthat nicht ab! Bei allem, was du liebst,

Es sei ein Wort, ein Kind, ein Eigenthum,

Ein Gott, bei diesem allem fleh' ich dich.

Du wirst nicht einen Menschen sehen, der

Der Gottheit Antrieb widerstehen kann.

Der Chor.

Ja, glaube, Kind des Oedipus, uns rührt

Dein und sein trauriges Geschick. Allein

Wir scheun die Götter: darum können wir
Nichts anders sagen, als, was ihr vernahmt.

Oedipus.

Was nützet all' das herrliche Gericht?
Was hilft der Ruhm, der ohne Grund von euch
Sich ausgebreitet, da man sagt, Athen
Sei unter allen die gerechteste,
Die frömmste Stadt, wo jeder Fremde sich
Allein gewisse Zuflucht, Hülft' und Schutz
Versprechen könne? Denn, wo find ich dies?
Da ihr mich erst aus meinem Zufluchtsort
Hervorlockt, dann vertreibt? Aus bloßem Schein
Vor meinem Namen, wahrlich nicht vor mir
Und meiner That. Denn, ach! was die betrifft,
So hab' ich mehr gelitten, als verübt;
Wenn ich von dem ja reden soll, was ich
An Vater und an Mutter ausgeübt,
Weshalb ihr mich verabscheut, wie ich weiß.
Wie kann, dem Willen nach, ich strafbar seyn,
Da ich Beleidigungen nur vergalt?
Wär' es mit Vorsatz auch von mir geschehn;
Auch dann wär' ich nicht strafbar. Doch ich kam
Unwissend zu der That. Allein, die mich
In's Elend stürzten, thaten's mit Bedacht,
Drum bitt' ich um der Götter willen euch,
Ihr Fremden, schützt mich hier, da ihr mich erst
Von dort hervorgezogen habt. Ihr ehrt
Die Götter? O, so macht euch gegen sie
Nunmehr nicht der Verachtung schuldig! Glaubet,
Sie sehen auf der Menschen Redlichkeit,
Sehn auch auf den, der sie verachtet. Nie
Entging ein Feind der Götter ihrem Arm.

So lade denn durch Ungerechtigkeit
 Nicht ihren Zorn auf's glückliche Athen!
 Du nimmst mich, da ich bat, in deinen Schutz:
 Wohlan, so schütz und rette mich. Verschmäh
 Nicht dieses mißgestaltete Gesicht,
 Das du an mir erblickst! Ich komm' hieher,
 Als einer, der den Göttern heilig ist,
 Und, aus Gehorsam gegen sie, der Stadt
 Zum Heil. Kommt nur der Fürst, der hier regiert,
 Dann soll er alles hören. Bis dahin
 Bezeuge dich nicht grausam gegen mich!

Der Chor.

Wir müssen deine Gründe ehren, Greis:
 Du sprichst mit Nachdruck. Wir begnügen uns
 Mit der Entscheidung, die des Landes Fürst
 Nun bald, wie sie auch seyn mag, geben wird. *)

27.

Die Trachinerinnen und Philoktetes.

Den Trachinerinnen des Sophokles liegt Herakles Tod zu Grunde. Ein vergiftetes Gewand, welches Dejanira ihrem Gatten zur Erneuerung seiner Liebe gab, war die Ursache dieses Todes. Die Scene ist zu Trachina, einer Stadt in Theßalien. Die jungen Bewohnerinnen derselben machen den Chor dieses Stücks aus, und geben zu seiner Benennung Anlaß. Uebrigens hat diese Tragödie sehr viel Feuer und Leben, und ist mit vorzüglicher Kunst bearbeitet. Das Interesse wächst mit jeder Scene. Herakles wüthet, als das Gift

*) M. f. Goldhagen's Uebersetzung von Sophokles Oedipus in Kolonos, in der deutschen Bibliothek der Wissenschaften von Klotz, sechster Band S. 494.

des Kleides in seinen Körper dringt, immer weiter um sich frisst, und bis in sein innerstes Mark hineinbrennt. Unter den entsetzlichsten Schmerzen legt er sich selbst auf den dazu errichteten Holzstofs, läßt ihn anzünden, und geht so wie ein Held zur Apotheose über. So schwarz auch Anfangs Dejanirens Herz erscheint, so söhnt man sich doch bald wieder mit ihrem Charakter aus: Nicht Bosheit ist die Ursache ihrer That, sondern Liebe. Herakles ist ihr ungetreu, sie wünscht sich seiner Liebe von neuem zu versichern, und wählt dazu ein Mittel, das ihr zu Erreichung dieser Absicht gegeben ist, und dessen schreckliche Wirkung sie selbst nicht ahnet. Bei der Entdeckung, die ihr der Zufall von der wahren Natur des ihrem Gatten beigebrachten Giftes darbietet, geht sie daher von der Reue zur Verzweiflung über, und bestraft sich selber wegen eines Mordes, den sie nicht zur Absicht hatte. So wie wir aus diesem Grunde den mit den folterndsten Schmerzen kämpfenden und doch nicht unterliegenden Herakles bewundern müssen, so müssen wir mit einer Unglücklichen Mitleid haben, deren ganzes Verbrechen Leichtgläubigkeit und weibliche Schwäche war. *) — Nicht minder interessant ist das letzte Trauerspiel des Sophokles, Philoktetes. Dieser Gefährte des Herakles, der die furchtbaren Pfeile des wohlthätigen Abenteurers ererbt hatte, begleitete die Griechen auf ihrem Zuge vor Troja. Allein er ward unterwegs von einer Schlange gestochen, und die Wunde wurde so schrecklich, daß sie ihm die heftigsten Schmerzen verursachte, und ihm unaufhörliche Seufzer auspreßte. Das griechische Heer wählte ihn von der Hand der Götter geschlagen. Odysseus brachte ihn auf die Insel Lemnos, und ließ ihn daselbst,

*) Sophoclis Trachinae, graece ex recens. Brunkii edidit et perpetua annotatione illustravit Höpfer, Lipsiae 1791.

als er eingeschlafen war, allein zurück. Zehn Jahre verstrichen nun dem unglücklichen Helden in dieser Einsamkeit, wo der bitterste Schmerz sein einziger Gefährte, und der Gedanke, sich an dem Treulosen, der ihn hier allein zurück liefs, zu rächen, sein süfsester Trost war. Unterdeffen erfuhren die Griechen, dafs die Einnahme Troja's an Herakles's Waffen gebunden sei, und dafs man jene Stadt so lange vergebens belagere, als man sich der in Philoktetes's Besitz befindlichen Pfeile nicht versichert habe. Aus diesem Grunde wurden Odysseus und Neoptolemos nach Lemnos gesandt, um den Philoktetes herbeizuführen. Wie sie ihre Absicht erreichten, mufs man bei'm Dichter selbst lesen. Dies ganze Stück ist von einem durchaus heroischen Geiste beseelt, aus dem alles Niedrige und Weichliche verbannt ist. Nur Neoptolemos allein empfiehlt sich durch eine reizende Unschuld und lebenswürdige Offenherzigkeit. Rührend ist die Zärtlichkeit, womit Philoktetes den Sohn seines Freundes Achilleus erkennt, und an seinem Busen das von Schmerzen und Trostlosigkeit verengte Herz eröffnet und sein Elend ausweint, *)

28.

*Euripides's Tragödien.**Hekate, Orestes, die Phönikierinnen.*

Euripides war der Philosoph auf der Bühne. Er hatte sich in seiner Jugend sehr eifrig mit dem Studium

B b 2

*) Sophoclis Philoctetes: cum notis illustravit Fr. Gedike, Berolini 1781. Sophoclis Tragoediae in usum scholarum ad exemplar Brunkianum, Halae 1790. — Sophokles Trauerspiele übersetzt vom Grafen Christian zu Stolberg, Leipzig 1787. 2 Bände — Nachricht von den verlorenen Arbeiten des Dichters findet man in Fabricii Bibliotheca graeca II. S. 203, etc. Sophokles's Leben von Lessing, Berlin 1790.

der Weltweisheit beschäftigt, daher konnte er nicht unterlassen, selbst seinen Trauerspielen allerlei moralische Grundsätze und Betrachtungen einzustreuen. Schwerlich wird es eine auf die Sitlichkeit einfließende Maxime geben, wozu man nicht bei ihm eine poetische Parallelstelle fände. So wie ihm dieses die Aufmerksamkeit und Freundschaft des weisen Sokrates verschaffte, der fast nur seiner Stücke wegen die tragische Bühne besuchte, so macht' es ihn auf der andern Seite zum Gegenstande der Aristophanischen Satyre. Indessen vermehrte sich sein dichterischer Ruf doch immer mehr, und seine Talente für das Trauerspiel bildeten sich so glücklich aus, daß er selbst mit dem Fürsten der griechischen Tragiker, mit dem Sophokles, wetteifern konnte, und, wenn er ihm auch nicht gleich kam, doch den ersten Platz nach ihm behauptete. Wenn ihn Aristoteles den tragischsten aller Tragiker nennt, so sah er, nach Lessing's Bemerkung, nicht darauf, daß seine Stücke eine unglückliche Katastrophe hatten, sondern er ertheilte ihm in Hinsicht auf mehrere Eigenschaften diesen Charakter. *) Vorzüglich verstand Euripides die Kunst, seinen Zuschauern alle die Leiden, die seine Personen überraschen sollten, lange vorher zu zeigen, um jene schon dann mit Mitleiden zu erfüllen, wenn diejenigen, welche die unglücklichen Opfer derselben werden sollten, noch gar kein Mitleid zu verdienen wähnten. Und diese Kunst lernte er wahrscheinlich in dem gewisß äußerst bildenden Umgange mit Sokrates, dem er unstreitig die Kunst verdankte, die Menschen kennen zu lernen, auf unsre Empfindungen aufzumerken, in allen Stücken die ebensten und kürzesten Wege der Natur

*) M. f. Hamburger Dramaturgie St. 49. Uebrigens stammte Euripides aus Salamis und lebte von der 75ten bis zur 93ten Olymp. (geboren 480 vor Christus.) Er war ein Schüler des Philosophen Anaxagoras.

auszuforschen und zu lieben, und jedes Ding nach seiner Ablicht zu beurtheilen. „In den Entwürfen seiner Trauerspiele,“ sagt ein Kritiker von Einsicht und Geschmack, „in ihrer Vertheilung und Auspürung zeigt Euripides weniger Kunst, als Sophokles; aber selbst seine anscheinende Sorglosigkeit, seine unbefangene Befolgung des Ganges der Natur hat einen eigenthümlichen Reiz, wodurch die Wirkung seiner Stücke gewinnt. Im Ausdrucke leidenschaftlicher Empfindungen, besonders derer von der sanfteren und rührenderen Art, ist dieser Dichter ungemein glücklich und überaus fruchtbar in der Erfindung und Benutzung wahrer tragischer Situationen. Diese haben viel Mannigfaltigkeit und Verwicklung. Seine Schreibart hat einen leichten einfachen Charakter, und hebt sich selten bis zum Großen und Kühnen. Dafür aber haben seine Verse sehr viel Wohlklang, und verstärken dadurch den Eindruck auf Herz und Gedächtniß. *) Man sieht es ihnen nicht an, daß sie dem Dichter Mühe kosteten, so leicht und fließend sind sie. Unglücklich dagegen ist der Einfall des Euripides, den Stoff seiner Trauerspiele in einem langen, mit dem Stücke fast gar nicht in Verbindung stehenden, Prologe vortragen zu lassen. In Aeschylos's und Sophokles's Tragödien wird der Stoff sogleich von den ersten Auftritten an durch die Kunst in's Licht gesetzt. Noch fehlerhafter ist es, wenn so gar in einigen Prologen unsers Dichters, gleichsam um mit Fleiß die Theilnahme zu schwächen, die meisten Begebenheiten im voraus erzählt werden, die den Zuschauer in Erstaunen setzen sollen. Allein durch diese Mängel werden seine poetischen Schönheiten nicht verdunkelt, sondern seine Stücke gleichen einem reizenden Gesichte, dessen Zauber durch einige Pockengrübchen nur noch mehr geho-

*) M. f. Hr. Hofrath Eschenburg's Beispielsammlung zur Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften VII. S. 396. 397.

ben wird. Von seinen vielen Trauerspielen, deren an hundertundzwanzig gezählt werden, sind nur noch achtzehn vollständig, eins unvollendet, und außer diesen ein satyrisches Drama übrig. — Herzerschütternd ist das Unglück der gefangenen und doppelt verwaisten Hekabe. Nach Troja's Falle begaben sich die Griechen nach dem thrakischen Chersonesos. Auch die Gattin des letzten Trojanischen Königs, Hekabe, ward mit den übrigen Sklavinnen hieher gebracht, um mit den Gefangenen vertheilt zu werden. Man stellt dem Achilleus eine Leichenfeier an. Der Schatten des Helden erscheint bei dieser Feier und verkündet seinen vormaligen Kampfgenossen, daß die Aufopferung der Polyxena, der Tochter der unglücklichen Hekabe, das einzige Mittel sei, glücklich weiter zu kommen. Man beschließt sie daher zu opfern, trotz der bittersten Wehklagen der durch den meuchelmörderischen Tod ihres Sohnes, des Polydoros, noch trostlosen Mutter. Dies zweifache Unglück der tiefgebeugten Hekabe, verbunden mit der Rache, die sie am Polymestor, dem Mörder ihres Sohnes, nimmt, macht den Hauptinhalt dieses Trauerspiels aus. Unbegrenzt ist die Wuth, der sich die erhitzte Königin wider den Tyrannen überläßt, der ihre letzte Stütze, ihre einzige Hoffnung, mörderisch vernichtete. Die Grausamkeit des Verbrechers mildert das Unerwartete und Schreckliche eines Zorns, der sich auf die ersten Empfindungen der mütterlichen Liebe gründet. *) — Die Scene des Orestes spielt im Vorhofe des Palastes des Agamemnon zu Argos. Nach der Rache, die Orestes an seiner Mutter genommen hatte, wird er von den Erinnyen verfolgt, und verfällt in Raserei. Die Argiver halten über den

*) Hekabe, ein Trauerspiel des Euripides, übersetzt und mit Anmerkungen von Alxinger im deutschen Merkur, Aprilstück 1787. Clodius Versuche aus der Moral und Litteratur, I, 90 f.

Unglücklichen Gericht und verdammen ihn. Vergeblich bittet er den herbeigekommenen Menelaos um Hülfe. Nicht weniger fruchtlos ist auch der mit dem Pylades gefasste Voratz, sich an jenem durch den Tod seiner Töchter, der Helena und Hermione, zu rächen. Endlich erscheint Apollon und erklärt, daß er die Erstere unter die Götter versetzt habe, und daß Orestes, von seiner Blutschuld entündigt, sich mit der Letzteren vermählen und zu Argos herrschen solle. — Die Phönikerinnen sind gleichen Inhalts mit der Thebaide des Aeschylos, und mit den beiden Oedipen des Sophokles. Vergeblich ist Jokaste's Mühe, ihre erbitterten Söhne, den Polynikes, der zu Behauptung seiner Rechte vor Theben gekommen war, und den Eteokles mit einander zu vereinigen. Sie beginnen einen Zweikampf und werden beide das Opfer ihrer gegenseitigen Erbitterung. Die Nachricht davon ist der trostlosen Mutter so schrecklich, daß sie sich selbst ermordet. Nun besteigt Kreon den Thron, und ver sagt dem Leichnam des Polynikes die Beerdigung. Uebrigens wird dies Stück von dem Chor benannt, der aus Tyrischen, oder Phönikischen Frauen besteht. *)

29.

Medea, Hippolytos, Alkestis, Andromache.

Medea zeigt durch ihr Beispiel, was Eifersucht und die mit ihr verwandte Rache für schreckliche Auftritte herbeiführen könne. Es ist bekannt, wie sehr Jason, um das goldene Vlies zu erlangen, sich Medeens Hülfe bediente. Gleichwohl vergaß er am Ende ihrer Dien-

*) Versuch einer deutschen Uebersetzung der drei ersten Aufzüge von des Euripides Phönicierinnen von Ostertag, Wezlar 1771. Ein Stück aus diesem Trauerspiel überf. von Schiller in dessen Thalia VIII. Leipzig 1789.

ste, verbannte sie samt den Kindern, die sie von ihm hatte, und vermählte sich mit Glauka, der Tochter des Königs von Korinth. Medea's Rache ist der Inhalt dieses Trauerspiels. *) Von ihrem Gatten verachtet, den sie zärtlich liebte, ermattet unter den lebhaften Vorstellungen des erlittenen Schimpfes, heftet sie ihre starren Blicke auf die Erde, und verschließt ihre Ohren gegen den Trost ihrer Freunde. Endlich ergießt sie sich in einen Strom von Thränen. Sie beweint ihren Vater, den sie verrieth, ihr Vaterland, das sie betrog, die Götter von Kolchis, denen sie untreu wurde, und fordert den Himmel auf, sie zu rächen. Neben ihr stehen zwei schuldlose, mit allen Reizen einer blühenden Kindheit geschmückte Pfänder ihrer einst so glücklichen Liebe. Die trostlose Mutter vermag ihren Anblick nicht zu ertragen. Die in den Zügen der Unschuld entdeckten Züge ihres Vaters erregen Abscheu und Wut in ihrem Herzen. Finster und grausvoll wölkt sich ihre Stirn, ihr Blut stürmt in der größten Empörung durch die zuckenden Adern, und es keimt ein furchtbarer Entschluß in ihrem Geiste, den sie jedoch eine Zeitlang mit sichtbarer Mühe zu bekämpfen sucht. Endlich aber vermag sie den Zwang nicht mehr zu ertragen. Sie entdeckt sich dem Chore, athmet Rache, und wählt zwischen Gift und Dolche. Nach den bittersten Vorwürfen, womit sie ihren treulosen Gatten überschüttet, geht sie drohend ab, und beschließt den Mord ihrer Nebenbuhlerin und ihrer Kinder. Zur besseren Ausführung ihres schrecklichen Plans erzwingt sie eine sanfte Ruhe und eine stille Heiterkeit gegen ihren Gatten und den König von Korinth. Hierdurch erwirbt sie sich die Erlaubniß, noch einen Tag länger in Korinth zu verwei-

*) Medea, ein Trauerspiel des Euripides, übersetzt von Alxinger in dessen neuesten Gedichten, Wien 1794.

len, und nun zeigt sie sich in ihrem wahren Charakter. Die mütterliche Liebe, selbst von der tobendsten Leidenschaft nicht ganz erstickt, beginnt einen Kampf mit der, einem stolzen und beleidigten Charakter gemässen, Rache. Mit inniger Zärtlichkeit drückt sie Jason's Kinder an ihr klopfendes Mutterherz. Sie heftet ihren Mund auf ihre Lippen, und athmet den sanften Hauch der kleinen sorglosen Geschöpfe, die sie zärtlich umfassen. Bald aber erwacht ihr Zorn von neuem. Sie wüthet, beschliesst, erbebt, wankt, beschliesst wieder. Ihr Stolz ist zu sehr gekränkt, das Andenken an ehemalige Verdienste zu sehr unter die Füße getreten, als daß sie sich beruhigen könnte. Der Strom der Leidenschaft reißt sie unwiderstehlich mit sich fort; sie kann nichts denken, nichts wünschen, nichts beschliessen als — Rache. Der erste Schlag des furchtbaren Gewitters trifft die Nebenbuhlerin. Ein mit Gift getränktes Gewand, das sie ihr sendet, soll unter den bittersten Schmerzen ihr Leben enden. Was sie hoffte, wird erfüllt. Die Nachricht davon durchströmt sie mit sichtbarer Freude: und doch wähnt sie noch nicht hinlanglich gerächt zu seyn. Auch Jason's Vaterherz muß bluten! Sie ergreift den Dolch, sie zittert, sie tritt voll Schauer zurück. Endlich stürzt sie in den Palaß, und die schrecklichste That, über welche der Menschenfreund gern den Schleier wirft, ist — ausgeführt. Doch wir verlassen diesen gräßlichen Charakter, um uns beim Bilde der Unschuld und der männlichen Tugend von unserm Schrecken zu erholen. *) Hippolytos, ein schöner Jüngling, in der Blüthe seiner Jahre, härtet seinen Körper durch heroische Uebungen ab, und flieht nicht blos den verpestenden Arm der Wollust selbst, sondern sogar ihren Schatten. Daher verfast er der Göttin Aphrodite den Weihrauch, und huldigt nur der Gottheit, die seine ernsthafte Tugend

*) M. f. Clodius's Versuche I. S. 107.

unbefleckt bewahrt. Eine solche Verachtung konnte die Göttin der Liebe nicht verschmerzen, sie sann daher auf Rache. In dieser Absicht flößte sie der Mutter des Hippolytos, Phädra, Liebe gegen den schönen Jüngling ein. Lang bekämpft Phädra die aufkeimende Leidenschaft ihres Herzes: endlich aber verräth sie sich wider ihren Willen. Eine Vertraute derselben muß dem Jüngling ihre Neigung entdecken; allein er verwirft ihren Antrag, jedoch mit dem Versprechen, ihn geheim zu halten. Phädra wird indessen über die Verschmähung aufgebracht und schwört dem Hippolytos den Tod. Sie schreibt einen Brief, worin sie ihm strafbare Zumuthungen Schuld giebt, und ermordet sich dann selber. Theseus findet jene schriftliche Anklage in der ermordeten Phädra Aermen, wird dadurch getäuscht und überläßt seinen Sohn der Rache des Poseidon. Allein Artemis nimmt sich des Unglücklichen an, und belehrt den Theseus über den wahren Zusammenhang der Sache. Aeußerst rührend ist bei der von unerlaubter Liebe entbrannten Phädra die letzte Ueberwindung einer sterbenden Schamhaftigkeit, äußerst rührend sind die Wendungen, welche die Unglückliche nimmt, um ihr Geheimniß in der Liebe gegen Hippolytos zu unterdrücken. Endlich arbeitet sich das langzurückgehaltene Geständniß der sie verzehrenden Leidenschaft aus ihrem blutenden Herze. Doch auch hier noch zeigt sich die Würde, auch hier noch die Kraft der Unschuld und Tugend. Selbst in dem Augenblicke, wo sie die Herrschaft einer tadelhaften Neigung in ihrer Seele wahrnimmt, preist sie noch die Pflicht der ehelichen Treue und der Schamhaftigkeit, Selbst jetzt noch verabscheut sie den Gift des von vielen berühmten Frauen der Vorwelt ihr gegebenen verderblichen Beispiels. *) Das Leben mit allen seinen Freu-

*) Die Beispiele der Ariadne, Pasiphae und anderer wirken endlich

den steht ihrer Denkensart nach, noch weit hinter der Ehre zurück, deren Grundlage die Tugend ist. Ihr Enthusiasmus für Recht und Pflicht entglüht so sehr, daß sie beschließt, eher ihr Leben als ihre Unschuld aufzuopfern. Allein eine schwache Stunde — und das ganze schöne Gebäude, das ihre Vernunft erbaut hat, liegt über dem Haufen. Die gefällige Nachsicht einer Vertrauten, die von den Vorschriften abweicht und das Laster unter blendenden Masken zu verstecken weiß, trägt dazu das meiste bei. Schön und kraftvoll ist das Lied, welches der Chor nun auf die Gewalt der Liebe singt; doch noch schöner und stärker ist die Sprache der Unschuld und Tugend im Munde des Hippolytos, als die Vertraute der Phädra ihm das Geheimniß der Liebe kund thut. Der keusche Jüngling geräth bei der Entdeckung in Wuth und fordert Erd' und Himmel gegen Phädra auf. Vergeblich umschlingt die Verführerin sein Knie, und beschwört ihn um Mitleid gegen seine Freunde. Wer Verbrechen begeht, kann nicht sein Freund seyn, und wär' er auch noch so enge durch die Bande des Bluts mit ihm verbunden. Unglaublich bitter sind die nunmehr folgenden Aeußerungen des erzürnten Hippolytos über das weibliche Geschlecht, die dem Dichter auch den Namen des Weiberfeindes verdienen. Allein dadurch, daß der Jüngling zu sehr in das Kleine geht, sinkt er zum Komischen herunter. Phädra, von des Geliebten Haß belehrt, und der von ihr verletzten Ehre und Schamhaftigkeit eingedenk, fällt in Verzweiflung, fordert alle Blitze des Kroniden auf, ihre Verführerin zu zerschmettern, gebet ihr aus ihrer Nähe hinwegzufliehen, und beschließt zu sterben. Doch noch sterbend will sie an ihrem Sohne Rache

auf das weiche Herz der Phädra. Sie nennt den Hippolytos den Sohn einer Amazone, und sucht sich auf diese Art selbst zu rächen.

üben, und sie vollführt, was sie sich vornimmt. Theseus, von dem ganzen Vorgange nichts ahnend, kehrt nach Hause zurück. Man öffnet ihm die Thore des Palastes, er sieht den verhüllten Leichnam seiner Gattin, wirft sich im höchsten Schmerzgefühl neben ihn, findet einen Brief in den Aermen der Entseelten, öffnet und liest ihn. Schrecklich ist die darin enthaltene Anklage wider den Hippolytos; der getäuschte König verflucht seinen Sohn und weihet ihm der Rache des Poseidon. Die Vorwürfe des Theseus, das innige Gefühl der Unschuld, womit sich der beleidigte Jüngling vertheidigt, die rührende Beredsamkeit, womit er das harte Herz des Vaters erweichen will, seine Thränen, seine Anrufung an Artemis, seine Verbannung sind Meisterstücke von Kraft und Darstellung. Nicht minder kräftig ist das Gemälde vom Unglück des Hippolytos und von der Rache des Poseidon, und im höchsten Grade rührend die Scene zwischen dem reuenden Vater und dem sterbenden Sohne, womit sich das Trauerspiel endigt. *) — So wie der Dichter in der Phädra die gräßlichen Folgen einer unerlaubten, gesetzwidrigen Liebe schildert, so entwirft er in der Alkestis das bezaubernde Bild der ehelichen Zärtlichkeit und der Sorgfalt für die Erziehung der Kinder. Admetos, ein Thessalischer König, hatte den vom Olympos verbannten Apollon, so wie späterhin den Herakles, gastfreundlich in seinem Palast aufgenommen. Zur Dankbarkeit wirkte es Apol-

*) Seneka, in einem Trauerspiel gleichen Inhalts, behauptet den Charakter der Phädra besser, als Euripides. Die Güte des Herzens, welche der griechische Dichter der unglücklichen Königin Anfangs beilegt, gestattete selbst im Zustande der Verzweiflung keine so bittere Rache, als sie wider Hippolytos ausübt. Beim Seneka erwacht Phädra von ihrer Wuth und stirbt mit einer Art von Reue, nachdem sie den Muth gehabt hatte, sich selbst anzuklagen. M. f. Clodius Versuche aus der Litterat. und Moral I. S. 98.

lon, als der König an einer tödtlichen Krankheit darnieder lag, bei den Mören aus, daß er genesen und ein noch einmal so langes Leben genießen sollte, als er schon genossen hatte. Doch leider! war damit die Bedingung verknüpft, daß ein Anderer aus seinem Hause an seiner Stelle stirbe. Alkestis entschloß sich, für ihren Gatten als Opfer des Todes zu sinken. Der König geneßt, aber er ist untröstlich über den Verlust der trefflichen Gattin. Herakles erfährt dies und entschloß sich, in die Unterwelt hinabzusteigen, um die Königin in die Arme ihres trostlosen Gemahls zurückzuführen. Er vollführt seinen Entschluß und bringt die Wiederbelebte als Fremde zu Admetos. Ein Schleier macht ihm seine Gattin unkenntlich, er weigert sich daher, sie aufzunehmen. Desto größer ist sein Entzücken, als der Schleier sinkt, und er sich wieder im Besitze der höchsten Glückseligkeit des Lebens sieht. Die Moral dieses Stücks ist vortrefflich. Es giebt kein glänzenderes Beispiel von weiblicher Sanftmuth und bis zum Enthusiasmus aufgähender Treue, als Euripides uns in der Alkestis aufstellt. Die Scenen zwischen Herakles, Apollon und dem Tode scheinen uns nur darum abentheuerlich, weil wir die Rechte der Gastfreundschaft und die Sitten der Griechen nicht hinlänglich kennen. *) — Der Charakter der Andromache empfiehlt sich durch die sprechendsten Züge einer erhabenen und edlen Denkensart. Sie war nach Hektor's, ihres ersten Gatten, Tode und nach Troja's Fall, dem Neoptolemos zu Theil geworden, von dem sie Mutter des Mo-

*) Wieland und Buhle nennen die Alkestis, weil sie einen frohen Ausgang hat, eine Hilarotragödie. — Wer kennt nicht Wieland's Nachahmung dieses Stücks: Alceste, ein Singspiel, Leipzig 1773. Eine deutsche Uebersetzung des Originals gab Seybold unter dem Titel: Alceste, ein Trauerspiel des Euripides, Leipzig 1774.

lossos wurde. In der Folge vermählte sich ihr Gatte mit der Tochter des Menelaos, Hermione. Während nun derselbe einst zum delphischen Orakel gereist ist, sucht Hermione mit Hülfe ihres Vaters ihre Nebenbuhlerin aus der Welt zu schaffen: allein die Dazwischenkunft des Peleus macht, daß das Vorhaben scheitert. Bald darauf wird Neoptolemos todt zurückgebracht, und Andromache, auf das Geheiß der Thetis, von Peleus mit ihrem Sohne zu den Moloffern gesendet.

30.

Die Flehenden, Iphigenia in Aulis, Iphigenia in Tauris.

Die Fabel, welche den Flehenden zu Grunde liegt, gehört mit zur Thebanischen Geschichte. Nachdem Kreon zum Besitz von Theben gekommen war, ließ er die Leichname der bei der Belagerung gebliebenen Helden ohne Begräbniß, den Hunden und Vögeln zum Raube. Adraostos, über diesen Schimpf entrüstet, doch zu ohnmächtig, ihn allein zu rächen, geht, von den Müttern und Gattinnen jener Helden begleitet, nach Eleusis, um den Theseus zur Rache aufzufordern. Dieses Stück, ein würdiges Gegenstück zu den Danaiden des Aeschylos, macht die Wahrheit anschaulich, daß die Vorsehung der Gottheit am Ende alles wieder in's Gleiche bringe. Ueberall ist in den Schilderungen der verwaisten Gattinnen, und in den Sitten der Helden das Anständige und Edle mit einer unglaublichen Mannigfaltigkeit behauptet. — Doch noch schöner und vollendeter in jeder Hinsicht ist Iphigenia in Aulis, die beste Empfehlung des Dichters von Seiten seiner Erfindung und seiner Sitten.“ *) Ein Vater, der von

*) M. f. Clodius Versuche aus der Litteratur und Moral I. S. 100.
Wir können den Inhalt dieses Stücks nicht besser angeben und

dem Orakel gedrängt, die schreckliche Wahl hat, entweder seine siegreichen Waffen niederzulegen, und die Obergewalt, die so sehr seinem Stolz schmeichelt, zu verlieren, oder eine Tochter zu opfern, bald von der ersten Leidenschaft hingerissen, die väterlichen Empfindungen unterdrückt, bald von der Stärke der Natur überwunden, das Bluturtheil widerruft, und in dem Augenblicke, da er es widerrufen, und seine Tochter von dem Heere entfernen will, von der schlaun Sorgfalt eines Bruders, der ihn beobachtet, hintergangen, auf einmal seine zärtliche Gemahlin und ein lebenswürdiges Kind mitten in der Gefahr der Waffen und der Politik sieht, macht den ersten Theil der Fabel für das Herz des Lesers interessant, der nur das allgemeine Gefühl des Mitleidens hat. Der Schrecken des Agamemnon, der sogar das auf seine Rache eiferfüchtige Herz des Menelaos erschüttert, theilt sich auch dem Zuschauer mit. Das Interesse steigt mit der Ankunft der Iphigenia, je mehr man mit ihrem Charakter bekannt wird. Man sieht eine Mutter von einem Chore aus dem Heer umringt, in der schmeichelhaften Hoffnung, die Hymenäen ihrer Tochter mit einem Helden zu feiern, voll Sorgfalt für ein unschuldiges Kind, das sie in ihren Armen hält, und mit einer Art von Stolz auf den Reiz und die Unschuld der Iphigenia. Man sieht die ruhige Sicherheit, womit sie sich ihrem unglücklichen Schicksale nähert, und blickt mit ängstlicher Erwartung in die Zukunft. Wer bewundert nicht das offne Herz; wer empfindet nicht für die lebenswürdige Einfalt der schuldlosen Jungfrau! Die Wolke auf ihres Vaters Stirne scheint ihr Ernst der Majestät zu seyn. Sie beschwört ihn daher, dieselbe zu verschonen, und Heiterkeit in seine Blicke aufzunehmen. Die Thränen, die

seine Schönheiten nicht besser zergliedern, als indem wir diesem geschmackvollen Führer folgen.

ihm entfallen, dünken ihr Rührung des väterlichen Herzes, dünken ihr Kinder der Liebe. Agamemnon antwortet ihr in einem Tone, aus dem sie nichts Böses ahnet, der aber den Zuschauer mit Schrecken erfüllt. Er spricht von einem Opfer, das in ihrem Beiseyn gebracht werden soll, und sie fragt mit ruhiger Unbefangenheit: „werden wir Hymnen singen, mein Vater?“ Auch die Scene zwischen Klytemnestra und Agamemnon ist ein Meisterstück. Vergebens bemüht sich letzterer, seine Gattin von den vorgeschützten Hymenäen und vom griechischen Heere zurückzubringen. Achilleus's unerwartete Ankunft und die Aussage eines von Mitleid dazu vermochten Greises lüften den Schleier, der bis dahin für Mutter und Tochter auf dem schrecklichen Geheimniss ruhte. Kaum entdeckt nun Klytemnestra die Gefahr ihrer Tochter, so wirft sie sich weinend zu den Füßen des Helden, und beginnt die rührendsten Bitten. Achilleus behandelt sie mit aller Großmuth und Bescheidenheit, welche der Charakter eines damaligen Kriegers zuließ. Von ihrem Schicksale unterrichtet, eilt die unglückliche Mutter mit ihrer tiefgebeugten Tochter hierauf zum Agamemnon, der schon von fern auf Klytemnestra's Stirn und in Iphigeniens Thränen, die Entdeckung des Geheimnisses wahrnimmt. Voll des höchsten Pathos ist die Rede der Fürstin, die edle Jungfrau hingegen kennt nichts als Thränen.*). Zu den Füßen ihres Vaters geworfen, hat sie nichts, als den Namen einer Tochter, um sich damit zu vertheidigen. „Ich nannte dich zuerst Vater, ruft sie endlich aus, und du mich zuerst Tochter. Ich lag zuerst auf deinem Schoo-

*) Des hohen Pathos wegen, welches der Charakter mehrerer Reden ist, die Euripides seinen Helden und Heldinnen in den Mund legt, empfiehlt Quintilian die Tragödien des Dichters den zu bildenden Rednern zum sorgfältigen Studium.

Schoofe, und entlockte dir durch sanfte Schmeicheleien Liebkosungen. Damals sagtest du zu mir: werd' ich dich, mein Kind! wohl je in dem Hause eines glücklichen Gemahls, dich je in einer Lage finden, die deiner werth ist? Und da antwortete ich dir, da küfst' ich dir die Wangen, die ich jetzt mit meinen Händen berühre: „Wie werd' ich dich als Greis einst verehren! Werd' ich je in meinem Hause dich würdig genug aufnehmen und dir für deine mühsame Erziehung ein erkenntliches Herz zeigen können?“ Alle diese Unterredungen schweben noch deutlich vor meiner Seele. Du aber, o Vater! hast sie vergessen und willst mich tödten. O, bei'm Pelops und Atreus, bei deinem Vater und meiner Mutter, die mich mit Schmerzen gebahr, und jetzt die Schmerzen der Geburt noch einmal empfindet, beschwör' ich dich: war es denn meine Schuld, daß Paris Helenen entführte? Warum soll mir sein Verbrechen das Leben rauben? Gönn' mir noch einen Blick, mein Vater! laß mich dein Antlitz sehen, und wenn ich sterben muß, wenn dieser Strom von Thränen dich nicht rührt, o so drücke wenigstens zum Andenken deiner Liebe noch einen väterlichen Kuß auf meine Lippen!“ Nach diesen Worten führt das weinende Mädchen den unschuldigen Orestes zu ihrem Vater. „Zwar bist du, o Bruder, so sagt sie, nur noch ein schwacher Beistand der Leiden; aber dennoch komm und laß deine Thränen für mich reden! Bitte deinen Vater, daß er deine Schwester nicht tödte: Sieh, mein Vater, schweigend bittet dich dies gute Kind: Erbarme dich meines Lebens; zu deinen Füßen stehen wir beide, deine Kinder, dich darum an! — Entflammt von der Liebe zum Vaterlande, und voll Ehrfurcht gegen die Götter, entschließt sich Helene endlich zu einem heroischen Tode.“ Achilleus, voll von dieser Großmuth, sucht ihren Voratz zu erschüttern, aber vergebens;

Die edle Jungfrau entreißt sich den Aermen ihrer Mutter und geht dem Chore entgegen, der sie im feierlichen Pompe dem Altare zuführt. Ohne Klagen über Agamemnon's Härte empfiehlt sie nun der Klytemnestra die Erziehung des Orestes. Durch eine wunderbare Dazwischenkunft der Artemis wird am Ende die Heldin gerettet und dem Tode entrissen. Um die Manier des Dichters dem Leser noch anschaulicher zu machen, rücken wir noch eine Scene aus diesem meisterhaften Stück ein. Wir wählen dazu die letzte Unterredung der Iphigenia mit ihrer Mutter unmittelbar vor der bevorstehenden Opferung. *)

Iphigenia.

O Mutter! stille Thränen fließen dir?

Klytemnestra.

Wohl hab' ich, Arme! Grund zum bitterm Gram.

Iphigenia.

Lass ab! ich wanke sonst. Versprich mir eins!

Klytemnestra.

Sag' es; ich mehre deine Kränkung nicht.

Iphigenia.

So schneide keine deiner Locken ab,

Und hülle dich um mich in keine Trauer!

Klytemnestra.

Das fordre nicht! Sollt' ich um dich nicht klagen?

Iphigenia.

Ich werde leben; Ruhm wird dir durch mich.

Klytemnestra.

Wie? deinen Tod — sollt' ich ihn nicht bejammern?

*) M. C. Eschenburg's Beispielsammlung, VII. S. 401. In das Deutsche übersetzt hat diese Tragödie D. J. B. Köhler. Berlin 1778.

Iphigenia.

Nein Mutter, denn kein Grab erwartet mich.

Klytemnestra.

Kein Grab? O Kind! sind Tod und Grab nicht eins?

Iphigenia.

Nein, Artemis's Altar, der wird mein Grabmal.

Klytemnestra.

Wohl! ich gehorche dir: du redest weise.

Iphigenia.

Ich bin beglückt, und rette Griechenland.

Klytemnestra.

Und was soll ich von dir den Schwestern sagen?

Iphigenia.

Auch sie verhüll' in Trauerkleider nicht!

Klytemnestra.

Und was werd' ich von dir den Jungfrau'n melden?

Iphigenia.

Mein Lebewohl; und den Orest erzeug!

Klytemnestra.

Umarm' ihn, denn du wirst ihn nicht mehr sehn!

Iphigenia (zu Orestes).

Du Lieber! was du konntest, thatst du mir.

Klytemnestra.

Kann ich zu Argos dir was Liebes thun?

Iphigenia.

Nie zürn' auf meinen Vater, deinen Gatten!

Klytemnestra.

Ein schwerer Kampf steht ihm um dich bevor.

Iphigenia.

Er opfert ungern mich für Griechenland.

Klytemnestra.

Sprich, treulos, unwerth des Attidenstamms!

Iphigenia.

Wer führt mich, daß mein Haar man nicht zerrauft?

Klytemnestra.

Ich selbst begleite dich.

Iphigenia.

Nein, nimmermehr!

Klytemnestra.

Ich hang' an dir!

Iphigenia.

Nein! Mutter, höre mich!

Bleib! für uns beid' ist dieses besser.

Der Sklaven meines Vaters Einer führe

Mich in den Hain der Artemis zum Tode.

Klytemnestra.

© Kind! du gehst?

Iphigenia.

Und kehre nie zurück.

Klytemnestra.

Und lässest deine Mutter?

Iphigenia.

Ach! ich muß!

Klytemnestra.

Nein; bleib zurück, bleib!

Iphigenia.

Keine Thränen mehr!

Iphigenia in Tauris ist eine Fortsetzung der vorigen Fabel. Nach der gewöhnlichen Sage, der auch Euripides treu ist, wird eine Hündin statt der Tochter des Agamemnon geopfert. Wenn aber im

Verfolg der Sache die mythische Erzählung Iphigenien in den Olympos versetzen läßt, so wird sie hier nach der Halbinsel Tauris verpflanzt, um daselbst eine Priesterin der Artemis zu seyn. Keiner der Griechen wußte ihr Schicksal, und Orestes glaubte, sie sei in Aulis wirklich geopfert. Als er hierauf nach dem Morde seiner Mutter von den Erinnyen überall umhergetrieben wurde, so kam er nach Tauris, um dort die Bildsäule der Artemis zu entwenden und nach Attika zu bringen. Er wird ergriffen und soll als Opfer bluten. Auf einmal entdeckt sich's nun, daß die Priesterin, die ihn opfern soll, seine Schwester ist. Iphigenia rettet den Orestes, samt seinem großmüthigen Gefährten Pylades, verhilft ihnen zu der Bildsäule der Artemis und flieht mit ihnen nach Griechenland. Selbst zu Tauris hat sich, ungeachtet der zahllosen Opfer, die unter ihren Händen bluteten, ihr sanftes Herz nicht abgehärtet. Die Liebe zur Menschheit und die Zärtlichkeit gegen ihren Bruder bleiben auch hier Hauptzüge ihres Charakters. Die Freundschaft des Orestes und Pylades, die sich hier im schönsten Lichte zeigt, ist bezaubernd. *)

31.

Rhesos, die Trojanerinnen, die Bakchantinnen, die Herakliden, Helena.

Rhesos, der Anführer einer Thrakischen Mannschaft, kam in der Nacht in das Trojanische Lager, um den Troern gegen die Griechen beizustehen. Allein

*) Sehr meisterhaft ist die Bearbeitung desselben Stoffs vom Herrn von Göthe. Sie verdient nicht nur dem griechischen Trauerspiel an die Seite gesetzt zu werden, sondern übertrifft dasselbe noch an Anordnung und Ausführung. — Iphigenie auf Tauris, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, im dritten Theil von Göthe's Werken.

auf Antrieb der Athene ward er von Odyßeus und Diomedes unvermuthet überfallen und getödtet. Die Scene dieses Stücks ist an den Mauern von Ilion im Trojanischen Lager. Weil der ganze Ton desselben merklich von der eigenthümlichen Manier des Euripides abweicht, so haben sich einige Kritiker dadurch bewogen gefunden, es unserm Dichter abzusprechen. *) — In den Trojanerinnen spielt Hekabe die vorzüglichste Rolle. Das unter dem Namen dieser Fürstin bereits angeführte Trauerspiel ist eine Fortsetzung von den Troerinnen. Wenn die unglückliche Gattin des Priamos dort auf der untersten Stufe des menschlichen Elends, ihrer Krone und ihrer Kinder beraubt, erscheint; so ist sie hier im Kreise der Trojanerinnen, welche die siegreichen Griechen als Beute theilen und mit sich fortzuführen bereit sind. Ihre Tochter Polyxena sinkt dem Achilleus zum Opfer. Von demselben Loose wird auch ihr Enkel, Astyanax, getroffen. Uebrigens nehmen auch Kassandra und Andromache sehr eingreifenden Antheil an der Handlung. — Die Bakchantinnen nähern sich mehr dem satyrischen Drama, als der Tragödie. Doch nehmen keine Satyrn Theil daran, auch ist die Sprache weniger frei und spottend, als im Kyklopen unsers Dichters. Bakchos's Ankunft in Theben und das traurige Schicksal des dortigen Königs, Pentheus, den Mutter und Schwester, von ihrer Bakchantenwuth geblendet, in Stücken zerrissen, macht die Fabel des Stücks aus. — **) Die Herakliden treffen in vielen Punkten mit den Flehenden des Euripides

*) M. f. Herrn Prof. Beck in seiner Ausgabe des Euripides Th. III. 444. Einige haben dies Stück sogar dem Sophokles beigelegt.

**) Man konnte dies Stück, so wie die Alkestis, zu der Art Dramen rechnen, die man jetzt unter dem Namen Schauspiele, oder Dramen überhaupt begreift.

zusammen. Euryſtheus, nicht zufrieden, daß Herakles durch einen grausvollen Tod von der Erde vertilgt iſt, giebt ſich Mühe, auch die Nachkommen des Heros auszurotten. Daher verfolgt er ſie bis nach Athen hin, wo ſie am Altare des Zeus Schutz und Sicherheit ſuchten. Die Athener erbarmten ſich ihrer und Euryſtheus büßte ſeine Rachſucht mit dem Tode. — Die der Helena zu Grunde liegende Fabel entfernt ſich ganz von der gewöhnlichen Sage. Nach derſelben kam ſtatt der Helena eine ihr ähnliche luſtige Geſtalt nach Troja. Die wahre Helena dagegen ward ſamt ihrem Verführer nach Kanope in Aegypten verſchlagen. Hier verweilte ſie beim Könige Proteus, deſſen Sohn Theoklymenos ſich nach ſeines Vaters Tode mit ihr zu vermählen wünſchte. Allein ſein Wunſch blieb ohne Erfüllung, weil Menelaos hier gleichfalls landete, ſeine vormalige Gattin erkannte, und mit ihr nach Griechenland entwiſchte. *)

32.

Jon, der raſende Herakles und Elektra.

Jon, ein Kind der Liebe von Apollon und Kreuſa, der Tochter des Erichtheus, war unerkant zu Delphi erzogen worden. Kreuſa hatte unterdeſs ihre Hand dem Xuthos gegeben, der wegen ſeines den Athenern geleisteten Beiſtandes mit der königlichen Krone beſchenkt war. Die Ehe war ganz glücklich, aber kinderlos. Xuthos fand es daher für rathſam, das Orakel wegen ſeiner Nachkommenschaft zu befragen. Nun ſchenkte ihm Apollon den Jon zum Sohn, allein Kreuſa, die ihn nicht kannte, gieng damit um, ihn aus der Welt zu ſchaffen. Ihr Vorſatz ward verrathen, und ſie ſollte für das beabſichtigte Verbrechen büßen. Allein zum

*) M. ſ. Heydenreich's System der Aeſthetik, I. S. 280.

Glück erkannte man sich nun, und es ward von neuem Friede und Freundschaft geschlossen. — Herakles war zuerst mit Megara, der Tochter des Thebischen Königs Kreon's, verheuratet. Nachdem er bereits Vater mehrerer Kinder geworden war, gieng er, um Abenteuer zu bestehen, nach Argos, und stieg selbst in die Unterwelt hinunter. Da er sich auf diese Art lange Zeit nicht sehen liefs, so glaubte man, er sei nicht mehr am Leben. Während dessen entstand in Theben eine Empörung. Der Anstifter derselben, Lykos, suchte sich auf den Thron zu schwingen, und erreichte seinen Zweck auch völlig. Allein mit eben der Grausamkeit, womit er das Scepter errungen hatte, suchte er es auch zu behaupten. Alles was ihm verdächtig schien, ward ein Opfer des Todes. Kein Wunder, wenn auch Amphitryon, Megara und das ganze Geschlecht der Herakliden mit dem Leben büßen sollten. Allein sie sollten es auch nur: denn plötzlich erschien Herakles von neuem und Lykos sank unter der Rechte des erbitterten Helden. Dafür aber verfiel der Heros, durch Here's Rache, in Raserei, worin er selbst seiner Gattin und seinen Kindern das Leben nahm. Nachdem er wieder zu sich gekommen war, ergriff ihn die bitterste Reue. Theus aber suchte ihn zu beruhigen, und nahm ihn, um ihn zu sühnen, mit sich nach Athen hin. — Der Stoff der Elektra ist mit der Fabel der Choephoren einerlei und nur verschieden bearbeitet. Ausser diesen achtzehn vollständigen Tragödien des Euripides hat sich auch noch der Anfang von einer Danae erhalten. Das satyrische Schauspiel der Kyklope wird weiter unten erwähnt werden. *)

*) Euripides Tragoediae c. notis perpetuis curavit Samuel Musgrave Oxoniae 1778. IV Vol. Wiederholt und mit trefflichen Zusätzen versehen vom Herrn Professor Beck, III Volum, Lipsiae 1778 — 79. Die Titel der vom Euripides ver-

33.

Nachricht von einigen andern griechischen Trauerspieldichtern.

Die tragische Bühne der Griechen war ein sehr ergiebiges Feld, um Ruhm und Ansehn darauf einzuärnten. Daher gab es nicht leicht einen Dichter, der sich nicht auch Talente zur Tragödie zugetraut und nach diesem Lorbeer getrachtet hätte. Dafs indeß sehr viele derselben die Ruhmlosigkeit verdienten, die ihre Namen vor den Augen der Nachwelt verbirgt, ist leicht zu begreifen. Denn nicht alle, die zu einem Epigramme oder einem Liedchen Geschicklichkeit hatten, befaßen auch Geist und Odem zur Tragödie. Ihre Werke sind daher frühzeitig vergessen worden, und höchstens nur unbedeutliche Bruchstücke und die Titel ihrer Arbeiten auf unsre Zeiten gekommen. Es würde zu weit führen, alle diejenigen zu nennen, welche die griechische Tragödie versuchten, oder den Titel ihrer Stücke aufzustellen. Nur von einigen der Vorzüglicheren erlaube man mir noch etwas Weniges! Phrynichos, ein Schüler des Thespis, und Nebenbuhler des Aeschylus, führte, der Sage nach, die Weiberrollen auf die Bühne. Sein Trauerspiel, die Eroberung von Miletos, rührte die Zuschauer dergestalt, dafs sie beinahe in Thränen zerfloßen. Der Grund davon war die lebhafteste Schilderung der Unglücksfälle, welche die Athener hätten verhüten können. Von den Trauerspielen des Jon sagt Longinos, man könne es ihnen zum Vorwurf machen, dafs sie keinen Tadel verdienten. Sie waren so sorgfältig gearbeitet, dafs selbst das Auge des strengsten Richters keinen Flecken darin finden konnte.

Ionnen Trauerspiele findet man in Fabricii Biblioth. graeca II, 245.

Indessen war doch alles, was er schrieb, nicht mit dem einzigen Oedipus des Sophokles zu vergleichen, weil er, aller seiner Mühe ungeachtet, doch nur immer die Vollkommenheit des Mittelmässigen erreichte. Agathon, der Freund des Sokrates und Euripides, wagte zuerst erdichtete Stoffe. Allein seine Tragödien waren zu voll von Antithesen und symmetrisch abgemessenen Verzierungen, als dafs sie einem gebildeten Geschmack gefallen könnten. Ein andrer griechischer Tragiker Philokles, der eine sehr grofse Anzahl von Stücken verfertigte, zeichnete sich durch nichts weiter, als einen sehr bittern Styl aus, welcher ihm auch den Beinamen die Galle zuzog. Bei aller Mittelmässigkeit seiner Arbeit aber konnte ihm dennoch das Athenische Volk einst, als Sophokles das Meisterstück der griechischen Schaubühne, den Oedipus, gegeben hatte, den Preis über diesen Fürsten der Tragiker zugestehn.*) Noch fruchtbarer als Philokles und nicht minder schlecht, war sein Neffe Astydamas, der an Asklepiades, Apharrus und Theodektes wichtige Nebenbuhler hatte. Allein, so wenig er sich zu seinem Vortheil auszeichnete, so trug er gleichwohl fünfzehnmal den Preis davon. Auch Dionysios der Aeltere, König von Syrakusa, siegte einigemal durch seine Trauerspiele bei den öffentlichen Wettstreiten des Geistes. Allein nicht er sowohl als die geistreichen Männer an seinem Hofe, die ihm ihre Feile liehen, und der Name eines Königs trugen dazu wohl das meiste bei. Denn die Menge, die über den Sieg entschied, hatte Gönner, deren Leidenschaften sie zu den ihrigen machte, hatte Günstlinge, deren Privatabsichten sie unterstützte. Daher die mancherlei Ränke und Ungerechtigkeiten, welche sich in dem Augenblicke der Entscheidung am stärksten zeigten. Auch der bef-

*) M. f. Reisen, des Anacharsis nach Griechenland, übersetzt von Bießer, VI. S. 39. ff.

fere, aufgeklärtere und geschmackvollere Theil der Nation liefs sich nicht selten durch geringe Schönheiten in mittelmässigen Werken blenden: und der Reiz der Neuheit that oft mehr, als die entschiedenste Vollendung schon bekannter Dichter. Wie ist es nun zu erwarten, dafs man in den spätern geschmacklosern Zeiten, wo man nur mit Gelehrsamkeit zu prunken suchte, immerfort der wahren Schönheit werde gehuldigt haben? Wie ist es zu erwarten, dafs in diesen Zeiten Tragiker von ächtem Verdienste, die sich mit einem Sophokles und Euripides messen konnten, werden aufgetreten seyn? Immerhin mochte man daher im Alexandrinischen Zeitalter die sieben vorzüglichsten Trauerspieldichter desselben mit dem Namen des Siebengestirns zu ehren suchen; sie wurden dadurch nicht besser, sondern ihr Glanz war der Schimmer dieses Gestirns gegen das allbelebende Licht der Sonne, das aus Sophokles schöpferischen Darstellungen hervorstrahlte. *)

2. Komödie.

34.

Allgemeine Bemerkungen über den Gang der Entwicklung des griechischen Lustspiels.

Die griechische Komödie war ursprünglich nichts anders, als eine öffentliche religiöse Handlung. **) Das

*) Ein sehr reichhaltiges Verzeichniß von griechischen Tragikern, deren Werke verloren gingen, findet man in Fabricii Bibliotheca graeca II. S. 279 f.

**) M. C. Schlegel's Abhandlung vom ästhetischen Werth der griechischen Komödie in der Berliner Monatschrift, Decemberstück 1794. S. 485.

Fest des Dionysos, des Sinnbildes der Lebenskraft und des Genusses, gab ihrer ersten rohen Urgestalt das Daseyn. Der Rausch der Fröhlichkeit mit heiliger Begeisterung verbunden erzeugte sie: denn nach der Denkart der Griechen liebten selbst die Unsterblichen Scherz und Freude. Warum hätten sie daher Bedenken getragen, das Fröhliche mit dem Göttlichen zu vereinigen? Um welche Zeit sich die Komödie von der ihr verschwiferten Tragödie völlig trennte, ist unbekannt. Schon den ältesten Griechen fehlte es an Nachrichten, um darüber Auskunft geben zu können. Selbst die Zeitpunkte der nach und nach gemachten Verbesserungen liegen in nächtlichem Dunkel. Dafs sie sich aber hauptsächlich in Athen entwickelte und ihrer Vollendung entgegenzielt, daran ist kein Zweifel. „Die Komödie ist ein Kind der Freude. Die Freude aber, wenn sie rein und schön seyn soll, bedarf der Freiheit. Selbst die kleinste Beschränkung ist der Freude gefährlich, raubt ihr ihre hohe Bedeutung und ihre Schönheit. Zwang der Freude ist immer hässlich, ein Bild der Vernichtung und der Schlechtheit. Kein Wunder, wenn Athen, der Wohnsitz der gränzenlosen Freiheit, diese Dichtart vorzüglich in ihrem Schoofe nährte, sie, die schon ihr religiöser Ursprung und die Heiligkeit des Chors zur Freiheit erzog und bildete. Aber bald ward aus einem religiösen Institute auch ein politisches, aus dem Feste eine öffentliche Angelegenheit, aus der Unverletzlichkeit des Dichters eine symbolische Darstellung der bürgerlichen Freiheit. Der Chor besonders deutete auf das Athenische Volk, welches in der Schönheit des Lustspiels seine eigene Heiligkeit erblickte. Unter dem Deckmantel der Religion und Politik erschlich sich die Kunst das, worauf sie ein ewiges Recht hat, und was ihr die Menschen raubten, unbeschränkte Autonomie. Wenn irgend etwas in menschlichen Werken göttlich

genannt werden kann, so ist es die schöne Fröhlichkeit und die erhabene Freiheit in den Komödien des Aristophanes. Aber was die Freiheit der alten griechischen Komödie möglich machte, veranlasste und erzeugte auch ihre Fehler, die den Verlust ihrer Freiheit und ihrer Schönheit nach sich zogen.“ Ehe der griechische Geschmack noch gehörig ausgebildet war, verlor sich das freie Komische in Rohigkeit, und als die öffentliche Sittlichkeit verloren gieng, in Verderbtheit. Von beidem finden wir die Belege im Aristophanes. Dafs die griechische Komödie, die zu dem ganzen Volke, nicht bloß zu den höheren Ständen, redete, sich der Sprache desselben bediente, ist nicht fehlerhaft. Denn die Freude ist nicht das Eigenthum der Reicheren und Gebildeten, sondern der ganzen Menschheit. Davon waren nicht nur die griechischen Komiker, sondern alle griechische Dichter so sehr überzeugt, dafs sie ihre Schönheiten selbst dem ungebildetsten Verstande verständlich zu machen suchten. Die Pflicht des Komikers aber ist es vorzüglich, sich nach dem Grade der Reizbarkeit und der Fassungskraft seines Publikums zu richten. Daher darf es uns auch nicht wundern, wenn uns manches in den Werken des Aristophanes in einem widrigen und zweideutigen Lichte erscheint, wenn hier und da die Farben seiner Gemälde zu grell, und seine Bilder Karrikaturen sind. „Denn um eine weniger empfindliche Reizbarkeit zu beleben, werden stärkere Reize, heftigere Erschütterungen erfordert; die Widersprüche und Kontraste, überhaupt die Verhältnisse, welche der ungebildete Verstand fassen soll, müssen gröber und falscher seyn. Weit weniger zu verzeihen ist es, dafs die griechische Komödie gar zu bald in politische und persönliche Nebenabsichten entartete. Die Satyre des Aristophanes ist nicht selten persönlich und eben so demagogisch, als die Art, mit der er den Wünschen

und den Launen des Volkes schmeichelt. Mit zügelloser Freiheit spottete man über alles, selbst das Ehrwürdigste und Heiligste, und wer nur irgend eine Blöße gab, der ward namentlich dem öffentlichen Gelächter ausgestellt. Diese Frechheit zeigte sich besonders, nachdem sich die Verfassung des Athenischen Freistaats in eine völlige Demokratie verwandelt hatte, und der Geist der Freiheit und Gleichheit merklicher, als je in den Köpfen der Athener spukte. Jetzt wurden so gar die ersten Männer im Staat, selbst die verdienstvollsten und unsträflichsten Bürger von der Geißel der Komiker verunstaltet und geschändet, *) und man strafte diese Frechheit nicht, indem man jene Lustigmacher als eine Art von öffentlichen Cenforen betrachtete, die dem Staate mehr wohlthätig als gefährlich werden könnten. Doch auch ohne diese Hinsicht würde das suveräne Volk von Athen es nicht leicht gestattet haben, wenn die Policei es sich hätte einfallen lassen, dieses Mißbrauchs wegen die komischen Dichter im Besitze ihres verjährten Rechts zu stören. Denn die gemeinen Athener sahen es nicht ungern, wenn die Großen und Angesehenen eben so mitgenommen wurden, wie Leute aus dem niedrigsten Pöbel. Dies gehörte einmal zur Freiheit und Gleichheit, wovon auch der Geringste zu Athen sehr hohe Begriffe hatte. Unter diesen Umständen machten die griechischen Komiker ihre witzige Laune immer mehr zum Organe eigener oder fremder Bosheit, wurden immer mehr die Werkzeuge der Partheilichkeit, Rachsucht, oder Bestechung. Dadurch ward die Komödie zu Athen am Ende eine wahre privilegierte Lästerschule, wo Witz und Laune zur Belustigung des großen Haufens der Zuschauer sich alles erlau-

*) Sokrates, der in den Wolken des Aristophanes auf das schrecklichste mitgenommen wurde, ist davon ein Beispiel.

ben durften, um Angesehene, Reiche, durch Talente oder Verdienste ausgezeichnete Männer zum Pöbel herabzuziehen, ja den Pöbel selber zum Gegenstande ihres Gelächters zu machen. Indessen machten sich doch nicht alle Komiker aus der Periode der alten Komödie der Ausgelassenheit und Frechheit schuldig, sondern wir finden von einigen Lustspieldichtern dieses Zeitraums ausdrücklich angemerkt, daß sie sich keiner schmähsüchtigen Ausfälle auf angesehene und verdiente Männer, keiner Angriffe auf Staatsverfassung und Religion, keiner namentlichen Aufstellung wirklicher Personen schuldig machten. Allein diese waren vermuthlich nur Ausnahmen von der Regel, und genossen darum auch sicher den Beifall und die Freundschaft des großen Haufens nicht. So blieb die Sache, bis die Athenische Demokratie durch die Oligarchie verdrängt ward. Jetzt ertheilte Lamachos ein Gesetz, daß kein Lustspieldichter es wagen sollte, jemand namentlich auf die Bühne zu bringen. Dem Gesetze zuwider zu handeln, war gefährlich: man nahm daher zu falschen Namen und Masken seine Zuflucht, und that unter diesem Schilde allerlei Ausfälle auf wirkliche Charaktere. Hierdurch also ward dem Uebel so wenig abgeholfen, daß die Ausgelassenheit im Grunde noch größer wurde. Der Spott ward feiner, aber bitterer und nicht weniger anzüglich. Endlich nachdem die komische Kraft des griechischen Geistes erloschen, und aus Sittenlosigkeit Erschlaffung entstanden war, nachdem die dramatische Kunst, die Sprache der philosophirenden Poesie und des geselligen Lebens, so wie das gesellige Leben selbst, den höchsten Grad der Ausbildung erlangt hatte; da bildete sich die neuere griechische Komödie von selber. Sie besaß alle die Schönheiten, welche der Komödie ohne Freiheit und komische Kraft erreichbar sind: Grazie im Styl, Humanität in den Charakteren, An-

moth der Diktion und Feinheit des Dialogs. Der Mangel der komischen Energie ward durch tragische Energie ersetzt und dem Trauerspiele die sanfte Wärme der Leidenschaft, welche sich oft dem tragischen Ernste nähert, so wie der eigenthümliche Zauber der dramatischen Kunst entlehnt, vermöge welcher sie das Interesse durch die leichte Entwicklung einer schongeordneten vollständigen Handlung zu spannen weiß. Die Attische Urbanität und Sprache, die Vorbilder der alten Komödie und Tragödie und die Reminiscenzen der vormaligen Freiheit waren ihr zu ihrer Ausbildung sehr behülflich, und Menander's philosophischer Geist brachte sie bald zur Vollendung. Die moralische Grazie war der Hauptcharakter dieses Dichters, und diese war das Höchste, was der öffentliche Geschmack noch zu fassen vermochte. *)

35.

Epicharmos, Magnes, Kratinos, Krates, Pherekrates, Eupolis, Aristophanes.

Nach einer langen Kindheit erfreute sich die griechische Komödie in Sicilien eines schnelleren Wachstums. Statt einer Sammlung von unverbundenen und unzusammenhängenden Auftritten führte der Philosoph Epicharmos eine ordentliche Handlung ein, verknüpfte alle Theile derselben, behandelte sie in einem gehörigen Umfange, und brachte sie ohne Abschweifungen bis an's Ende. Kaum wurden seine Stücke in Griechenland bekannt, als die Athener nicht nur sie, sondern

*) Mehrere der hier vorgetragenen Ideen verdankt der Verfasser der bereits gerühmten vortreflichen Abhandlung des Hr. Prof. Schlegel's über den ästhetischen Werth der griechischen Komödie.

Uebern die Komödie überhaupt, mit Entzücken aufnahmen, und ihr gleichen Schutz mit der Tragödie angedeihen ließen. *Magnes* suchte sie dem gemeinen Volke durch Possen und Anzüglichkeiten zu empfehlen, und erlangte sehr viel Beifall. In der Folge ward er sittsamer und gemäßigter: allein nun sah man seine Stücke nicht mehr mit Vergnügen. Dem *Kratinos* gelang die Anordnung der Fabel weniger, als die Schilderung der Laster. Mit *Archilochos's* Bitterkeit und einer Kraft ohne ihres gleichen fiel er über Privatpersonen her, und zerfleischte sie mit seiner satyrischen Geißel. Der Charakter des *Krates* war Munterkeit und jovialische Laune, die sich überall in seinen Einfällen offenbarten, und ihnen ein eigenes lachendes Gepräge gaben. *Pherekrates* dagegen zeichnete sich durch Feinheit des Witzes aus, war, wie sein Vorgänger, in Absicht der Erfindung glücklich, und enthielt sich, so wie jener, der Persönlichkeiten. Desto heftiger waren die Ausfälle, die sich *Eupolis* gegen seine Mitbürger erlaubte. Er schien ganz von *Kratinos's* Geist belebt zu seyn, doch war er edler und angenehmer, als dieser. Sein Nachfolger *Aristophanes* milderte oft die Bitterkeit des *Kratinos* mit *Eupolis's* Grazie. Daß er ein entschiedenes Talent für die komische Bühne hatte, beweisen die von ihm noch übrigen Stücke. Ungemein war sein Scharfblick und seine Darstellungsgabe, unererschöpflich sein Witz, bewundernswürdig sein Talent, die Gegenstände seiner satyrischen Laune bald mit seinem Spotte zu strafen, bald mit der bittersten Lauge des Hohngelächters zu überschütten. Dabei ist seine Sprache äußerst korrekt und klassisch. Um ihn nicht ungerecht zu beurtheilen, um seine oft in Ausgelassenheit entartende Freiheit nicht falsch zu deuten, muß man mit dem ganzen Geiste der damaligen Staatsverfassung und der unter den Athenern herrschenden Denk-

art und Sitlichkeit bekannt seyn. Die Tendenz der von ihm auf unsre Zeiten gekommenen Stücke ist meistens politisch. Nicht blos die Demagogen, sondern das souveräne Volk selbst fühlt die Kraft seiner Geißel. Wenn er so gar würdige Männer, wie einen Sokrates, dem Spotte öffentlich preisgab; wenn er die beliebtesten Verse eines Euripides parodirte: so war dies nicht so wohl Bosheit, als der Wunsch, durch den Kontrast des Ernsthaften und Komischen, welches er hier paarte, um so mehr zu lachen zu machen. Vielleicht war auch der gefährliche Sophist der Gegenstand seines Hohngelächters, und er nannte diesen Sophisten Sokrates, weil dieser als ein solcher verschrien war. *) Ist dies letztere der Fall, so erklären sich hieraus eine Menge auf den Sokrates nicht passender, wohl aber die wirklichen Sophisten treffender Züge. Ueberhaupt schöpfte Aristophanes, so wie die alte Komödie im Ganzen genommen, nicht aus der möglichen Welt, sondern aus der wirklichen. „Die schlaue Politik lacht in dramatischer Gestalt auf der Bühne, urtheilt mit republikanischer Tollkühnheit über die geheimsten Intriguen des Staats, belauscht die Grossen im Volke in ihren öffentlichen Unternehmungen, und begleitet sie in das Privatleben. Die alte Komödie bringt ihre Gestalt und ihre Gesichtszüge auf das Theater. Lamachos mag an der Spitze eines Heeres stehen, und Kleon die oberste Gewalt in den Händen haben; sie müssen sich's gefallen lassen, vor dem Richterstuhle des Lustspiels zu erscheinen. Religion, Geschmack, Regierungsform, Krieg und Frieden, Weltweisheit, ja so gar die verwandte Tragödie, unterwirft sich der boshaften Kritik des komischen Witzes.“ **)

*) M. f. Lessing's Hamburgische Dramaturgie, II, 305.

**) M. f. Clodius's Versuche aus der Moral und Litteratur, II, 182.
Aristophanes blühte um die 85ste Olympiade, 422 vor Chri-

36.

*Aristophanes's Komödien.**Die Ritter.*

Der Menge zu gefallen, war die Hauptabsicht der griechischen Komiker, vorzüglich in der ersten Periode des Lustspiels. Daher bedienten sie sich aller nur möglichen Mittel, welche zu diesem Zwecke führten. Parodie, Allegorie, Satyre, alles war ihnen dazu willkommen. Man behandelte nicht selten die nämlichen Gegenstände, welche den Arbeiten der Tragiker zu Grunde lagen: allein man behandelte sie auf eine ganz entgegengesetzte Weise. War man bei Euripides's Niobe in Thränen zerfloßen, so lachte man bei der Niobe des Aristophanes aus vollem Halbe. Götter und Helden wurden travestirt, und das Lächerliche erwuchs hauptsächlich aus dem Mißverhältniß ihrer Verkleidung gegen ihre Würde. So ward Dionysos in verschiedenen Stücken, die seinen Namen führten, ein Feiger, der sich durch jedes Lüftchen in Schrecken setzen ließ, und Herakles ein Vielfraß, dem Epicharmos alle zu seiner Zeit bekannten Fisch- und Muschelarten aufzischen läßt. Besonders gefiel man sich auch bei allegorischen Stoffen, wie bei der Schilderung des goldenen Zeitalters, dessen Vorzüge man auf das sinnlichste auszumalen und manchem armen Schlucker wünschenswerth zu machen wußte. Damals, sagte man, strömten die Flüsse eine wohl-schmeckende und nahrhafte Brühe einher. Damals ergoss sich der Wein, wie Regen vom Himmel; der Mensch saß im Schatten fruchtbeladener Bäume, und sah gebrä-

D 2

stus. Sein Geburtsort ist unbekannt. Aristophanis Comoediae ex optimis exemplaribus emendatae studio R. Fr. Ph. Brunk, Argentorati 1783.

tene Vögel um sich her fliegen, die ihn baten, sie aufzunehmen. Sie wird einst wiederkehren, versicherte ein anderer, diese Zeit der Glückseligkeit, wo ich dem Tische gebieten kann, sich selbst zu decken, der Flasche, mir Wein einzuschenken, und dem halbgebratenen Fische, sich auf die andre Seite zu legen und sich selbst mit Oele zu betröpfeln. *) Dafs das gemeine Volk sich an dergleichen weidete, läfst sich leicht denken, und diesem zu gefallen liehen selbst berühmte Verfasser ihren Schauspielern die unanständigsten Kleidungen, Gebärden und Ausdrücke. Sie machten nicht nur Weltweise und Trauerspieldichter lächerlich, sondern verfolgten sich einander selbst mit Schmähungen auf der Bühne. So warf Aristophanes dem Kratinos seine Liebe zum Wein, die Schwäche seines Verstandes, und andre dem Alter beiwohnende Fehler vor. Zur Rache brachte Kratinos die Diebstähle seines Gegners zur Sprache, und zeigte, wie viel er dem Eupolis entwendet habe. Durch den Aristophanes ward endlich das Gebiet der Komödie ungemein erweitert. Von Kreon beschuldigt, er habe sich mit Unrecht den Namen eines Bürgers angemafst, dachte er nach der deshalb vorangegangenen Vertheidigung auf nichts, als auf Rache. Er schrieb daher gegen diesen Demagogen ein Stück voll Schmähungen und Galle. Als es aufgeführt werden sollte, wollte niemand die Larve eines so furchtbaren Mannes zeichnen, und kein Schauspieler die Rolle desselben übernehmen. Aristophanes beschmierte sich daher das Gesicht mit Hefen und trat selber auf. Mit lautem Beifall beklatschte die Menge die bittern Einfälle des Dichters gegen ihr Oberhaupt und die Schmähungen, womit er sie selbst überschüttete. Der gute Erfolg dieses ersten Versuchs be-

*) M. f. Reisen, des Jüngern [Anacharsis] nach Griechenland VI. S. 45 f.

stärkte" ihn in seiner Kühnheit, und nun fuhr er fort, unter allegorischer Einkleidung die wichtigsten Angelegenheiten des Staats zu behandeln, wobei ihm zwei vortreffliche Schauspieler, Kallistratos und Philonides, unterstützten. Von der großen Menge von Komödien, welche die Alten dem Aristophanes beilegen, und die sich über fünfzig belaufen, haben sich nur noch eilf erhalten. Die Ritter sind unter diesen für uns und unsre Zeiten am merkwürdigsten und interessantesten. *) Das Wesen dieses Stücks, das in das siebente Jahr des Peloponnesischen Kriegs fällt, ruht ganz auf dem Charakter des Kleon, der damals am Ruder des Athenischen Staats saß. Durch mannichfaltige Kunstgriffe, durch eine starke Stimme von einem rednerischen Anstande begleitet, durch eine außerordentliche Hefigkeit, und durch eine trotzig Zuversicht auf sein Verdienst hatte sich dieser die Gunst des Pöbels erworben, und von einem Lederhändler zur Würde eines Demagogen emporgeschwungen. Vergebens haßten ihn die Edleren im Volk, die Ritter, die nach Solon's Einrichtung den zweiten Rang im Staate hatten. Seine schlaue Kabale, gehüllt in das Gewand der Unschuld und der Vaterlandsliebe, verlachte sie, und sein schnell verbreiteter Ruhm unterdrückte die um ihn her aufblühenden Verdienste durch einen eiferfüchtigen Schatten. Er verstärkte seine Partei durch die Erhöhung des Soldes, der von der Republik zur Unterhaltung der Richter ausgesetzt war, und mißbrauchte mit heuchlerischer Demuth die Religion seines Volks, indem er sich immerfort auf die Orakel eines Gottes berief, der seit vielen Jahren im Solde der Politik stand. Hierauf sich verlassend, und berauscht von seiner vermeinten Grösse, wagte er eine

*) M. S. Attisches Museum 2ten Bandes I. Heft, der eine meisterhafte Uebersetzung von den Rittern des Aristophanes durch Wieland enthält.

unbefonnene Unternehmung, welche die Klugheit verwerfen mußte, die aber dennoch durch günstige Umstände mit einem glücklichen Erfolge gekrönt ward. Der Krieg ward für die Athener vortheilhaft, und die Lakedämonier standen in Gefahr, einen Theil ihres Heers zu verlieren. Sie schickten daher eine Gesandtschaft nach Athen, ließen sehr annehmliche Friedensvorschläge thun, und ein Bündniß anbieten. Allein Kreon widersetzte sich aus allen Kräften dem vorgeschlagenen Bündnisse. Nun bot Sparta alle Kräfte auf, um den Stolz der sichern Ueberwinder zu züchtigen. Athen ermüdete jetzt unter der beschwerlichen Vertheidigung von Pylos und bereute die vernachlässigten Vorthelle. Um die verdienten Vorwürfe von sich abzulehnen, machte Kreon den Muth und die Klugheit des Nikias und Demosthenes verdächtig, welche Pylos vertheidigen und Sphakteria erobern sollten. Ja er vermaß sich so gar, allein an der Spitze eines Heers binnen zwanzig Tagen die Insel zu erobern, und die Lakedämonier in Ketten dem Volke zu überliefern. Das Volk und Nikias hielten ihn beim Worte: lang suchte er durch schlaue Wendungen zu entkommen, endlich aber mußte er sich doch entschließen, an der Spitze eines Heeres abzureisen. Demosthenes, der bei ihm war, gewann durch eine Kriegslift einen entscheidenden Vortheil über die Lakedämonier. Sphakteria ward erobert, Kleon vergaß der Dankbarkeit, und eignete sich den glücklichen Ausgang der Sache allein zu. Triumphirend und mit Lorbeern umwunden, kehrte er nach Athen zurück, und hing die Schilder der Ueberwundenen zum Zeichen des Siegs in den Tempeln auf. Durch dies alles machte er den Haß der Edlen nur noch reger, die er bei jeder Gelegenheit zu demüthigen suchte. Auf diesen Haß nun gründet sich die Fabel, welche den Rittern des Aristophanes zu Grunde liegt. Kleon ist der Held des Stücks, und die Ritter

machen den Chor aus. Der Charakter des Volks, sein Verhältniß mit Lakedämon, die Geschichte des streitigen Oberbefehls, die geheimen Anekdoten der Großen, die Sitten und Denkart des Kleon und Nikias, und eine bittere Satyre wider die öffentliche Verfassung ist in den Plan hineingeflochten. Das Volk, das unter dem Namen *Demos* kenntlich genug ist, um beim ersten Blick bekannt zu seyn, wird als ein alter milzfüchtiger Greis in seiner zweiten Kindheit geschildert. Es ist ungestalt an Geist und Körper, blödsinnig und schwelgerisch, wird aber doch am Ende zur beschämenden Erkenntniß seiner Thorheiten gebracht. Kleon ist nicht der glorreiche Eroberer von Sphakteria, sondern ein schlauer Bösewicht, ein paphlagonischer Gärber, der sich in die Familie des *Demos* einschleicht, unter der Maske des Genies tiefe Unwissenheit verbirgt, die Geheimnisse des Staats auspäht, ihm treue Bedienten verdächtig macht, Religion und Orakel des Apollon entheiligt, oder zu seinen schlaunen Absichten mißbraucht, sich heimlich mit dem Erbfeinde des Volks versteht, und den Tod schon zehnmal verdient hat. Sein Glück ist der Ruin der Familie, sein Tod das einzige Mittel, ein Haus zu beruhigen, in welchem er Tyran war. *) Um den Kleon noch tiefer herabzusetzen, giebt ihm der Dichter einen Nebenbuhler aus den Hefen des Volks, einen Wursthändler, der die zweite Rolle spielt. Je abscheulicher dieser Agorakritos ist — das ist sein Name — desto mehr wächst der Unwille des Zuschauers und Lesers gegen die Hauptrolle der Fabel. Demosthenes und Nikias stellt der Dichter als zwei unglückliche Knechte des *Demos* auf, welche die Opfer der Wuth des paphlagonischen Sklaven werden. Der Chor hat endlich den Auftrag, den Unwillen der Edleren im Staate gegen die

*) Man vergleiche Brumey Theatre des Grecs V. 426. Clodius's Versuche S. 183.

unmäßige Gewalt des Kleon zu äußern. Aus diesen kurzen Gemälden der handelnden Personen dieses Lustspiels kann man schon auf das Interesse des Ganzen schließen. Die Scene spielt vor dem Hause des alten Demos. Sie beginnt mit einer lustigen Unterhaltung des Demosthenes und Nikias. Von den Schlägen des wüthenden Kleon wund, theilen sie dem Hause, und verfluchen den neuangekauften Fremdling, der sich zu ihrem Verderben in das Haus geschlichen habe. Endlich entschlossen sie sich zur Flucht, nachdem sie sich durch mancherlei komische Wendungen das Geständniß ihres Vorfaizes abgeloct haben. Demosthenes schildert hierauf, indem er sich nach den Zuschauern wendet, den Demos mit folgenden Zügen:

Uns beiden ward ein ziemlich seltsamer
 Patron zu Theil, ein sauertöpfischer,
 Heißgrätger Mann, der sich mit Bohnen füttert,
 Viel Galle macht, und etwas übel hört,
 Kurz, ein gewisser Demos aus dem Pnyx, *)
 Ein grillichter, griesgrämiger alter Kauz.
 Am letzten Neumond kaufte dieser Herr
 Sich einen Sklaven, einen Gärberburschen *)
 Aus Paphlagonien, aber den durchtriebensten
 Boshafsten Buben in der weiten Welt,
 Der, weil er flugs des Alten schwache Seite
 Weghatte, sich durch Lecken, Schwänzeln, Schmeicheln

*) Den Platz, wo die Volksversammlung gehalten wurde, nannte man Pnyx. Da sich nun das Athenische Volk hier sehr gern aufhielt, so laßt der Dichter es daher abstammen.

*) Kleon, eines Gärbers Sohn, war vor der Epoche seiner Größe entweder gleichfalls Gärber, oder wenigstens Lederhändler. Zum Paphlagonier macht ihn der Dichter, weil die Sklaven aus Paphlagonien in Absicht ihres Verstandes und ihrer Sitten sehr verrufen waren.

Und kleine Lederschnitzel, die er zum Geschenk
Ihm brachte, bald in Gunst bei ihm zu setzen,
Und seiner ganz sich zu bemeistern wußte.
Da hieß es: lieber Demos, geh in's Bad;
Du hast nun dein Triobolon verdient, *)
Lafs es dabei! Nimm einen Biß zu dir, schlürf!
Ein Brühchen, laß dir was belieben. Soll ich dir
Dein Abendessen bringen? — Alles, was
Wir andern dann bereitet haben, schnappt
Der Paphlagonier weg, und macht bei'm Herrn
Sich ein Verdienst daraus. Erst neulich, da ich ihm
Zu Pylos ein Lakonisches Backwerk backte, kommt
Der Bube nicht um mich herumgeschlichen,
Reißt mir den Kuchen aus der Hand und setzt ihn,
Als selbstgemacht, ihm vor! Uns aber jagt er weg,
Und will nicht leiden, daß ein anderer,
Als er, den Herrn bei Tisch bediene, sondern steht
Mit seinen Riemen hinter ihm und peitscht
Die Leute, die was vorzutragen haben, fort.
Auch singt er ihm Orakel, und nun träumt
Dem Alten immer von Sybyllen. Jener
Hingegen, da er sieht, daß diese Dinge
Den blöden Graukopf ganz zum Kinde machen,
Treibt nun sein Wesen ungestört, und laßt
Im ganzen Hause niemand ungehudelt;
Nicht einer ist vor seiner Lästerzunge

*) Müßiggang und Staatsangelegenheiten gingen dem Athenes über alles. Daher entzog sich selbst der Handarbeiter gern seinen häuslichen Geschäften, wodurch er sich sein Brod erwarb, und saß zu Gericht, wozu es in dem so processflüchtigen Athen niemals an Gelegenheit fehlte. Die Entschädigung dafür war für jede Sitzung drei Obolen, oder eine halbe Drachme. Die Anzahl der Richter in allen Dikasterien belief sich gewöhnlich auf fünf bis sechs tausend Köpfe.

Und feinen Lügen sicher. Immer fühlen wir
 Die Peitsche auf dem Rücken — immer läuft
 Der Paphlagonier hinter dem Gefinde her,
 Verlangt bald dies, bald das, und angstigt sie,
 Um ihnen Gaben abzapressen. „Seht ihr da
 Den Hylas, spricht er, wie erbärmlich er
 Bloss auf mein Wort gegeißelt wird? Laßt 's euch
 Zur Warnung dienen, oder rechnet drauf,
 Ihr seid verloren!“ und so geben wir
 Ihm alles hin; wo nicht, so müssen wir's
 Dem Alten achtfach mit der Haut bezahlen.

(zu Nikias)

Und nun, mein Lieber! laß uns unsre Köpfe
 Zusammenstecken, um ein Mittel auszufinnen,
 Wie und durch wen uns noch zu helfen sei.

Nikias schlägt nochmals die Flucht vor. Allein Demosthenes erwiedert: wie ist dies möglich? Wer kann vor dem Paphlagonier etwas verborgen halten? Nun wählt Nikias den Tod, und will sich mit Stierblut vergiften. Statt des Blutes aber bringt Demosthenes den Wein in Vorschlag. Von diesem begeistert, sagt er, erfinnen wir vielleicht ein Mittel zu unsrer Rettung. Und nun wird beschlossen, dem Paphlagonier einen Krug mit Wein zu entwenden. Nikias führt den Entschluß aus, und ruft, indem er zurückkommt:

Wie glücklich, daß ich nicht auf frischer That
 Ertappt ward!

Demosthenes.

Sag', was macht der Paphlagonier?

Nikias.

Mit konfiscirten Kuchen vollgepfropft
 Bis an die Kehle, liegt der Schaker stark berauscht
 Auf Lederpolstern, reckt die Bein' empor, und schnarcht.

Demosthenes.

Nun hurtig eingeschenkt bis obenan!

Nikias.

Erst einen Opferguss dem guten Dämon!

Dann einen tüchtigen Zug dem Genius

Des Pramner - Weins *) zu Ehren!

Demosthenes.

O guter Dämon, dein ist dieser Einfall,

Nicht mein! **)

Nikias.

Sag an, ich bitte dich, was ist's?

Demosthenes.

Schleich eilends wieder dich hinein und stieh!

Dem Paphlagonier, eh er aufwacht, sein

Orakelbuch,

Nikias.

Das war' es also, was ein Dämon

Dir eingeblasen? Ich fürcht', es war ein böser!

Das Orakelbuch wird geholt. Demosthenes trinkt sich mit jedem Zuge weiser. Er blättert und findet zuletzt ein entscheidendes Orakel vom Kleon. Begeistert ruft er aus:

Hier steht's geschrieben, was den Buben

Zu Grunde richten wird.

Nikias.

Und was denn?

*) Pramner - Wein war ein guter Wein aus der Gegend von Smyrna.

**) In diesen Ausruf bricht Demosthenes wie begeistert aus, nachdem er einen Becher geleert hat.

Demosthenes.

Was? Da steht's mit dürren Worten, das Orakel sagt,
Erst werd' ein Werrighändler den Geschäften
Der Stadt sich unterziehn.

Nikias.

Ein Händler also, und wer dann?

Demosthenes.

Der zweite wird' ein Schafehändler seyn.

Nikias.

Das wären nun zwei Händler, und was soll
Aus diesem werden?

Demosthenes.

Regieren soll er und dies zwar
So lang, bis daß ein ärgerer Schelm, als er,
Geboren wird, dann mag er vor die Hunde gehn!
Denn nach ihm kommt der paphlagonische Lederhändler,
Ein Mann mit langen Fingern und der Donnerstimme
Von einem Scharlatan.

Nikias.

Das Schicksal will demnach,
Der Schafehändler soll von einem Lederhändler
Gefchlachtet werden?

Demosthenes.

Ohne Gnade!

Nikias.

So erbarm' es Gott!
Wo nehmen wir noch einen Händler her,
Der diesen stürze?

Demosthenes.

Es giebt noch einen, der,
Der gar ein trefliches Gewerbe treibt.

Nikias.

Ich bitte dich, wer ist das?

Demosthenes.

(emphatisch) Ein Blutwursthändler wird ihn stürzen!

„Wohlan, ruft Nikias aus, laß uns diesen vom Schicksal bestimmten Sterblichen auffuchen, und ihn zu seinem grossen Amte feierlich vorbereiten.“ Noch hat er diese Worte nicht geendigt, so tritt ein Mann von dieser Art auf die Bühne. Man begrüßt ihn mit spottender Ehrfurcht, um ihn zum Nebenbuhler des Tyrannen einzuweihen. „Weg mit der Fleischbank, sagt Demosthenes zu ihm, bete die Erd' und die Götter an, denn du bist zu etwas Grossen auserkoren. Jetzt bist du noch nichts, doch morgen bist du alles. Dann wirst du den Senat mit Füßen treten, die Feldherren krumm und lahm schlagen, und ungestraft im Prytaneion Unzucht treiben. Der Wursthändler traut sich's nicht zu, daß er ein so wichtiger Staatsmann werden könne. Demosthenes macht ihm daher Muth, indem er sagt:

Ei was! Ein Mann, wie du,

Was sollte der sich selbst nicht zutraun dürfen?

Bald muß ich denken, du seyst dir mehr bewußt,

Als man dir ansieht. Solltest du vielleicht

Aus gutem Hause seyn?

Wursthändler.

Bei Gott, aus einem

Der allerschlechtesten!

Demosthenes.

O desto besser

Für dich! Da hast du einen grossen Vorsprung,

Um deinen Weg im Staat machen.

Wursthändler.

Aber

Bedenke, daß ich in der Schule nichts
Gelernt hab', als ein wenig lesen, und
Auch dieses schlecht genug.

Demosthenes.

Dies einz'ge könnte allenfalls
Dir schaden, daß du lesen kannst, wie schlecht
Es immer sei. Demagogie, mein Freund,
Ist keine Sache mehr für einen Mann
Von Sitten und Erziehung; Ungelehrte
Und ungezogene Leute schicken sich dazu
Am allerbesten. Weigre dich daher
Nicht länger, dem Beruf zu folgen, den
Die Götter dir durch das Orakel senden.

Wursthändler.

Was sagt denn das Orakel?

Demosthenes.

O sehr schöne Sachen,
Wiewohl ein wenig bunt und räthselhaft.

(Er liest aus dem Orakelbuche)

„Denn so bald der krummschnablichte Lederadler mit seinen
„Starken Kinnbacken den dummen bluttrinkenden Drachen er-
faßt hat,

„Wird die Garberlauge der Paphlagonen verderben,
„Grossen Triumph hingegen ein Gott den Kaldaunenverkäufern
„Schenken, wosern sie nicht selbst den Handel mit Würsten ihm
vorziehn.

Hierauf wird das Orakel gedeutet und der bluttrin-
kende Drache von einer Blutwurst erklärt. Der Wurst-
händler sieht es ein, daß er gemeint sei, und kann sich
doch nicht genug wundern, wie er dazu taugen könne,

die Geschäfte des Demos zu besorgen. Demosthenes spricht ihm wieder Muth ein:

Die leichtste Sache von der Welt! Was du
 Bisher gethan, das thust du ferner, hackest
 Und rührest die Geschäfte durcheinander,
 Als ob es Wurstgut wäre; und beim Demos immer
 In Gunst zu seyn, bedarf es nichts, als ihm
 Recht süsse Wörtchen in den Mund zu streichen.
 Auch hast du jedes andre demagogische
 Erforderniß, die ungeheure Stimme,
 Die Schelmerei von Haus aus, und die Krämerkniffe,
 Zudem sind die Orakel, selbst das Pythische,
 Ja offenbar für dich. — Geh also, kränze dich,
 Und opfre dem Koalemos, *) damit
 Du über diesen Menschen Meister werdest.

Nunmehr eilt die Handlung ihrer Auflösung entgegen. Kleon, vom Rausch erwacht, tritt auf die Bühne und erhebt ein rasendes Geschrei. Er findet die beiden Verschwornen bei dem chalkedonischen Pocal. „Ihr seid Auführer, ruft er aus: das Gefäß, aus dem ihr trinkt, zeigt ein geheimes Verständniß mit Chalkedon an.“ Der Wursthändler entflieht, und die Ritter eilen dem Demosthenes zu Hülfe. „Tödtet, tödtet den Betrüger, den Aufwiegler, den Abschaum der Bosheit! erschallt es von allen Seiten. Umsonst ruft Kleon die durch erhöhten Sold für ihn eingenommenen Richter zu Hülfe. Sie wagen es nicht sich seiner anzunehmen. Nun tritt auch der Wursthändler wieder auf die Bühne und sagt zu Kleon:

*) Koalemos, ein Halbgott, wahrscheinlich von Aristophanes eigener Erfindung, ist das Genie der Dummheit.

Wenn's auf's Schreien ankommt, sollst du bald die Flucht ergreifen müssen!

Der Chor zum Wurfthändler.

Siegtest du auch nur im Schreien, so verdienst du ein Triumph-
lied,

Siegst du gar in Unverschämtheit, ha! so ist der Kuchen unser!

Jetzt fängt der possierlichste Zweikampf der beiden Haupthelden des Stücks an. Sie rühmen sich beide wetteifernd ihrer Ränke und Bosheit, wie man sich sonst seiner Verdienste wegen über einander zu erheben pflegt, und machen sich durch Verbrechen den Rang streitig. Endlich da sie unter einander nicht einig werden können, gehen sie beide ab, um ihre Sache beim Senate vorzutragen. Das Theater wird dadurch leer, und der Dichter benutzt diese Gelegenheit, um mit dem Publikum, ohne Allegorie über den herrschenden Geschmack und die Wankelmuth des Volks in seinem Urtheile über die komische Bühne zu rechten. Hierauf folgt ein Chorgesang zum Ruhme der alten siegreichen Athener, und ein Lob der Ritter und ihrer streitbaren Rosse. Während dessen kommt der Wurfthändler siegreich und frohlockend aus dem Senate zurück, und erzählt dem Zuhörer seine Thaten.

Ich hab' euch hörenswerthe Dinge zu berichten.

Als er von hinnen weglief, folgt' ich, wie ihr wißt,

Ihm auf der Ferse nach, wiewohl er schon

Den Vorsprung vor mir hatte. Wie ich nun

Beim Rathhaus ankam, hört' ich ihn bereits

Mit einer Stimm', als schlug' der Donner krachend ein,

Die ungeheuersten Beschuldigungen

Wie Felsentrümmer auf die biedern Ritter

Herunterwerfen, weil sie, wie er vorgab,

Sich

Sich alle gegen den Staat verschworen hätten.
 Das wußt' er nun dem Rathe so begreiflich
 Zu machen, daß die Leute von seinen Lügen
 Zusehends schwollen, und Gesichter schnitten,
 Als ob sie Senf gegessen hätten. Ich,
 Sobald ich merkte, daß er Eingang fand,
 Und daß der Rath durch seine Gauklerkünste
 Sich täuschen ließ, o! (sprach ich bei mir selbst)
 Ihr Götter aller Schurken, Ränkeschmiede,
 Schalksnarren, Schaker, Einfaltspinsel, und o du,
 O Markt, wo ich vom Knabenalter an
 Zum Manne, der ich bin, gebildet wurde,
 Jetzt leiht mir eine fertge Zunge, freche Stirn,
 Und unverschämte Stimme! — Wie ich dies
 So bei mir selber denke, läßt ein Pflastertreter
 Zu meiner Rechten ein lautes Omen streichen.
 Gleich fiel ich auf mein Knie und küßte
 Die Erde, *) stieß dann mit dem Hintern vor die Thür
 Der Schranken, daß sie aufsprang, drang hinein,
 Und schrie aus vollem Halße: „Gute Zeitung,
 Hochedler Rath! Ich eilte, um der Erste
 Zu seyn, der Euch die frohe Botschaft bringt;
 Seitdem es Krieg ist, sind die Aphyen **)
 Noch nie so guten Kaufs, wie jetzt, gewesen.“
 Auf einmal klären sich alle Gesichter auf,
 Und für die gute Nachricht wird ein Kranz
 Mir zuerkaant. Nun geb' ich ihnen mit der Mine

*) Um ein gutes Vorzeichen sich auf der Stelle zuzueignen und den Göttern dafür zu danken, fiel man auf die Knie und küßte die Erde.

**) Aphyen waren kleine Seefische, aber welche Art derselben, läßt sich nicht bestimmen. Wahrscheinlich gehörten sie zu den Sardellen oder Grundeln.

Des Myſtagogen, der das Unausſprechliche
 Uns offenbart, den Rath: flugs alle Schüſſeln
 Bei allen Töpfern in Beſchlag zu nehmen,
 Um eine deſto gröſte Menge Aphyen
 Um einen Obolos erſtehn zu können;
 Und alle klatschen laut mir Beifall zu,
 Und ſtaunen mich aus groſſen Augen an.
 Kaum merkte dies der Paphlagonier,
 Der ſehr wohl weiß, womit man den Prytanen
 Am beſten ſich empfehlen kann, ſo ſchlug
 Er vor, der angeſagten glücklichen
 Ereigniß halben eine Hekatombe
 Der Göttin darzubringen. Alsbald nickte
 Der Rath auf ſeine Seite wieder hin.
 Ich, um den Sieg mir nicht durch Ochſenfladen
 Entziehn zu laſſen, überbot ihn auf
 Der Stelle mit zweihundert Ochſen und
 Vermahnte ſie, noch obendreis der Artemis
 Zweitaufend Ziegen zu geloben, wenn
 Die Alfen morgen das Hundert um acht Pfennige
 Zu haben wären. Alsbald drehte ſich
 Der Rath mit langen Häſſen gegen mich;
 Er aber ſtand verblüfft und wußte ſich nicht mehr
 Zu helfen, und Rathsherrn und Trabanten zogen ihn
 Im allgemeinen Auſtand mit ſich fort.
 Inſtändig hat er ſie, nur einen Augenblick
 Zußbleiben, bis man wüßte, was der Herold
 Zu ſagen hätte, der von Lakedämon
 Mit einem Friedensantrag angekommen ſei:
 Umſonſt! Sie riefen all' aus einem Munde:
 Was? einen Friedensantrag? Nürrſcher Menſch!
 Jetzt, da ſie wiſſen, daß die Aphyen
 So wohlfeil bei uns ſind? Wir brauchen nun

Den Frieden niehr, der Krieg mag seinen Weg
Gemächlich fortgehn! Und nun schrieen sie,
Die Sitzung sollte aufgehoben seyn, und sprangen
Von allen Seiten über die Schranken weg.
Ich lauf' indeß dem Markte zu, kauf' allen
Koriander und Schnittlauch, den ich fand, zusammen,
Und theile ihn den Armen gratis aus,
Um ihre Aphyen damit zu würzen,
Dafür erhoben sie mich aber auch
Bis in den Himmel, und das Bravorufen nahm
Kein Ende. Kurz ich, wie ihr mich hier seht,
Ich bracht' euch mit acht Pfennig Koriander
Den ganzen Rath auf meine Seite.

Der Demos, von dem Lärme der beiden Neben-
buhler herbeigezogen, kommt nun selbst zum Vorschein.
Alle Vorstellungen, alle Ränke vermögen ihn nicht ge-
gen den Wurfthändler zu sichern. Von allen Seiten
regnen Vorwürfe auf ihn hernieder, und der Demos
giebt seinem Gegner Beifall. Der Wurfthändler beweist,
daß Kleon nur darum die Schilde der Lakedämonier in
den Tempeln aufgehangen habe, um damit Athen im
Tumulte zu bewaffnen. Auch verspricht er dem Demos,
um ihn noch mehr zu gewinnen, Geschenke. Ueber
diese Großmuth außer sich nimmt der Demos dem
Kleon den Ring vom Finger, und mit demselben das
äußere Kennzeichen seines Standes. Die letzte Zuflucht
des schlauen Tyrannen sind nun Orakel. Er sucht
alles auf, was dem Volke der Athener schmeicheln
kann: allein vergebens. Sein Gegner übertrifft ihn an
Ränken und Kunstgriffen. Umsonst wird von dem ge-
fallenen Demagogen eine ganze Kiste voll Göttersprüche
auf die Bühne gebracht. Der Blutwurfthändler deutet
alle Orakel auf sich, die Kleon als auf ihn gehend aus-

legt. Auch das Versprechen großer Geschenke will dem Letzteren nichts helfen; er wird hinter die Scene geschleppt, wobei er ausruft:

Gehab dich wohl, mein Kranz, ich scheide mich
Nicht gern von dir ! Dich wird ein andrer tragen,
Zwar nicht ein größrer Dieb, doch glücklicher, als ich.*

Auf die Frage des Demos an den neuen Demagogen, wie er den Paphlagonier, wegen des vielen von ihm verübten Unheils bestrafen wolle, versetzt er:

Härter nicht, als daß er mein
Ehmalig Handwerk treibe, vor den Thoren Würste,
Aus Hundefleisch und Eselsfleisch gehackt,
Verkaufe, sich im Rausch mit Gassendirnen zanke,
Und Wasser aus den Badewannen trinke!

Der Demos findet diese Strafe gerecht und schließt das ganze Stück mit den Worten:

Demos.

Gar richtig hast du, was er werth ist, ausgedacht.
Dich aber ruf' ich nun in's Prytaneion, an
Den Platz, den dieser Galgenvogel einnahm.
Empfange dieses grüne Kleid, und folge mir!
Ihn aber führe jemand fort, dahin,
Wo er zur Lust der Fremden, die er sonst
Mißhandelte, sein neues Handwerk treibe! *)

*) Um dem Leser einen recht anschaulichen Begriff von dem Geiste und der Manier des Aristophanes zu geben, haben wir den Inhalt der Ritter etwas weülaufftiger auseinandergesetzt, wobei wir hauptsächlich dem geschmackvollen Auszuge des verewigten Clodius gefolgt sind. Die eingewebte musterhafte Uebersetzung ist von Wieland. Müchte doch der Schutzgott der schönen Litteratur diesen vortreflichen Mann noch lang erhalten, um uns auch

Die Acharner, die Wespen, der Friede:

Auch in den Acharnern werden die Geheimnisse der Politik entfaltet, und durch muthwillige Anspielungen zu verstehen gegeben, daß der peloponnesische Krieg eine ähnliche Veranlassung hatte, als der trojanische, und daß mehr die Eifersucht eines beleidigten Liebhabers, als die Begierde nach dem Oberbefehl Athen wider Sparta bewaffnet habe. Zugleich webt der Dichter in seine Fabel den Kunstgriff des Perikles ein, der Acharne, eine nicht beträchtliche Stadt von Attika, den Verheerungen der Feinde preisgab, um sich desto mehr zu Athen zu sichern. Die Acharner vertreten in diesem Stück den Chor, und geben dadurch zu der Benennung desselben Anlaß. Dikäopolis, ein patriotischer Bürger, und aller Staatsgeheimnisse kundig, ärgert sich über den Verfall des Staats, über den herrschenden Geschmack in Athen und über den Eigennutz der Feldherren. Um sich wegen des muthwillig verzögerten Friedens schadlos zu halten, schließt er einen listigen Partikularfrieden mit den Lakedämoniern. Die Vortheile, welche er sich dadurch verschafft, bewirken, daß man die Drangsale des fortwährenden Kriegs noch in hellerem Licht erblickt, daß man sich herzlich nach dem Frieden sehnt, und die träge Nachlässigkeit des Volks verabscheut. Auch in diesem Stücke, dessen Hauptabsicht ist, die Athener zur Abschließung eines Friedens mit Sparta zu vermögen, zeigt sich allenthal-

die übrigen Stücke des Satyrikers, nebst vielen anderen Produkten seines unerschöpflichen Genies zu liefern! Man findet die Uebersetzung der Ritter von diesem Meister in der Kunst zu übersetzen im Attischen Museum, II, 2. Auch Herr Clodius hat mehrere Scenen aus dieser Komödie übersetzt in seinen Versuchen aus der Litteratur und Moral. II. S. 183.

ben der Geist und die satyrische Laune des Dichters; Der Tragiker Euripides blutet auch hier unter der Geißel des Komikers. Er hatte in verschiedenen seiner Trauerspiele das Herz des Zuschauers durch das Aeußerliche und Zufällige der Personen, durch die Stellung und das Gewand zu rühren gesucht. Dies war für einen Spötter, wie Aristophanes, hinreichend, um seinen Gegner zu parodiren. Er läßt daher den Dikäopolis zu dem Tragiker gehen, um von ihm das Talent zu erlernen, Mitleid zu erregen, und durch äußerliche Formen und Ansichten Eindruck auf das Gemüth zu machen. Welche Sprache dieser Dikäopolis führe, wie er denke und handle, wird man aus einem Theil der Rede sehen, welche derselbe im zweiten Aufzuge mit dem Kopfe auf dem Hackblocke hält:

Ihr Herrn Zuschauer, legt mir's nicht zum Argen aus,
 Daß ich, obschon ich nur ein armer, lumpichter
 Komödienmacher bin, zu Athenern über Sachen
 Gemeiner Stadt zu reden mich erdreuste.
 Auch die Komödie kennt, was wahr und recht ist.
 Ich werd' euch harte Dinge sagen; aber wahre.
 Auch wird mich Kleon nicht beschuldgen können,
 Ich rede Böses von der Republik vor Fremden;
 Hier sind wir unter uns, wie am Lenäenfeste
 Gewöhnlich; noch sind keine Fremden da;
 Denn weder die Kriegssteuer von den Schutzverwandten, noch
 Die Kontingente von den Bundsgenossen kommen;
 Kurz wir, so viele unsrer hier zugegen sind,
 Sind lauter ächte ausgereiterte
 Athener, ganz von fremden Spreuen rein.
 Auch ich bin den Spartanern herzlich gram,
 Und meinetwegen möchte der Gott auf Tanaros
 Poseidon ihnen mit einem tüchtgen Erdstoß allen

Die Häuser auf die Köpfe werfen — denn
 Auch meinen Weinstock haben sie verbrannt.
 Inzwischen, weil ich hier vor lauter Freunden rede,
 So sag' ich: warum klagen wir die Sparter
 Deswegen an? In eurer Mitt', ihr Herren —
 (Ich nenne nicht die Stadt, das merkt euch wohl,
 Die Rede ist nicht von der Stadt) — ich sage,
 Es gab in eurer Mitte Männerchen
 Von schlechtem Schrot und Korn, verdienstlos, übel
 Berufen, deren Stand sogar im Zweifel war,
 Die ihr Geschäft draus machten, sich über die gestutzten
 Kaputte der Megarer aufzuhalten,
 Und wo sie einen Kürbis sahen, oder
 Ein Haschen, eine Ferkel, oder einen Knoblauch, ein
 Paar Körnchen Salz, das alles mußte gleich
 Megarisch seyn, und wurde eingezogen,
 Und selben Tags verkauft. Doch dies sind Kleinigkeiten;
 Die Landsart bringt es mit sich — Etwas Wichtigers!
 Ein paar milchbärtige Schwärmer waren nach Megara
 Gegangen, und hatten, trunknen Muthes, dort die Hure
 Simätha weggestohlen. Die Megarer in
 Des Schmerzes erster Wuth nun holten sich dafür
 Zwei andre Huren aus Aspasiens Hause.
 Das war der Anfang eines Kriegs, in welchen
 Nun alle Griechen sich verwickelt sehn,
 Um dreier Metzen willen. *)

In den Wesp^{en} gießt der Dichter seine satyrische
 Lauge hauptsächlich über die Proceßsucht der Athener,
 und über den Eigennutz und die Ungerechtigkeit der

*) Die Acharner, oder der Friede des Dikäopolls, übersetzt von
 Wieland im neuen deutschen Merkur, Jahrgang 1794. 8 — 9
 Stück.

Richter aus, die in der Gestalt der Wespen den Chor in diesem Stück ausmachen. Diese Gestalt bezeichnet mit einem Bilde das Müßige, das Eigennützig und Braufende von einer Menschengattung, die ohne Mühe auf andrer Kosten lebt, und leichtsinnig aufzehrt, was sich jene durch saure Arbeit zu erwerben suchten. Hierauf beruht das ganze Wesen dieses Lustspiels, einer der lebhaftesten Satyren, die jemals auf die Denkart einer Nation gemacht sind. Der Plan dazu ist folgender: Phyllokleon, ein Athener, läßt sich von der allgemeinen Seuche, den Richter zu spielen, anstecken. Vergebens drängen ihn Privatgeschäfte, Pflichten gegen seine Verwandten und Kinder, Verhältnisse der Freundschaft und der Nutzen seines ganzen Hauses. Sobald das Hahnengefchrei ihn weckt, steht er auf, vergiftet alle seine Angehörigen, und thut auf alle Bequemlichkeiten, auf alle erlaubte Aufheiterungen und Vergnügen Verzicht, um für eine geringe Belohnung vom Morgen bis zum Abend auf dem Richterstuhl zu sitzen. Sein weiserer Sohn, Bdelykleon, sieht das Verderbliche dieser Art des Wahnsinns ein, und sucht seinen Vater davon zu heilen. Da ihm Vorstellungen hiezu nicht helfen, so sucht er ihn mit Gewalt dem Richtstuhl zu entreißen, und ihn einzusperren. Kaum aber haben seine Amtsgenossen, die übrigen Richter davon Nachricht erhalten, so machen sie eine Verschwörung und suchen ihn frühe, vor Tagesanbruch, aus seinem Gefängnis zu befreien, und im Triumphe zu seinem vorigen Wirkungskreise zurückzuführen. Allein Bdelykleon hintertreibt ihr Vorhaben, läßt sich mit ihnen in einen Wortstreit ein, widerlegt ihnen alle ihre Einwürfe, und spottet über die eingebildeten Vorzüge, womit sie prunken. Sie verstummen endlich vor seiner Beredsamkeit und entfernen sich. Um aber seinen Vater nach und nach auf bessere Gedanken zu bringen, giebt er für's erste noch

den tiefgewurzelten Vorurtheilen desselben nach, und bereitet ihm in seinem eigenen Hause einen Richterstuhl, wo Hund und Katze die Klienten sind. Allmählig verschwindet nun der Wahnsinn des Alten immer mehr, und der Ausgang der Fabel zeigt, daß es mehr als Thorheit sei, sich durch die müßige Beschäftigung eines angemaßten Richteramts, um Zeit und Vermögen zu bringen. Die Form des Attischen Processus zeigt sich hier in einem sehr komischen Lichte, und die geheimsten Kunstgriffe der Sachwalter und Richter werden aufgedeckt. *) — Ein schönes Gesellschaftsstück zu den Acharnern, und von ähnlicher Absicht und Behandlungsart ist der *Friede*. Auch hier bezieht sich der Plan auf die Geschichte des peloponnesischen Kriegs; auch hier werden die Anstalten der Athener verspottet. Trigäos, der Hauptheld der Fabel, ist ein gemeiner Bauer, ein Abenteurer von der seltsamsten Gattung. So wie sich im Aesopos ein Käfer zum Zeus hinaufwagt, um den ihm verhassten Adler zu verklagen, so besteigt Trigäos jetzt diesen Käfer, den der Dichter einmal gesattelt vorfand, und schwebt auf dem Rücken desselben zur Burg des Kronides, um für Athen den Frieden zu erflehen. Unterwegs bespricht sich der Reiter mit seinem sumfenden Pegafos in einem Tone, der jedes zarte Ohr beleidigt, und in Absicht des Pöbelhaften der Attischen Bühne charakteristisch ist. Sobald er zu Zeus Pallaste gelangt ist, empfängt ihn Hermes trotzig, wird aber durch ein Stück Fleisch vom schlauen Trigäos, dem die schwache Seite der Götter nicht unbekannt war, besänftigt. Nunmehr tritt Polemos (der Krieg) in eigner Person auf die Bühne. Sparta, Megara, Sicilien werden in einen Mörser geworfen, und zwar eine jede Stadt mit einem witzigen Einfall, der auf ihr Verhält-

*) M. f. Clodius Versuche, 227 f.

nifs mit Athen anspielt. Zum Glück für die Städte fehlt der Stempel zum Mörser. Polemos sendet den Tumult nach Athen, allein er kommt mit leerer Hand zurück. Athen hat keinen Kleon, das heisst, kein Werkzeug mehr, um Hellas zu Grunde zu richten. Er sendet hierauf nach Lakedämon: aber auch hier fehlt es am Brasidas. Unwillig beschliesst Polemos daher, einen neuen Stempel zum Verderben der Menschen zu schaffen, und entfernt sich. Trigäos benutzt indessen die Abwesenheit desselben und fordert Edle, Kaufleute, Künstler, Handwerker, Einheimische und Fremde auf, die Göttin des Friedens aus der Höhle, worin sie Polemos spernte, mit Stöcken und Hebeln und Seilen zu erlösen. Nur Hermes, von Zeus dazu befehligt, widersetzt sich der Befreiung der Irene durch mancherlei komische Wendungen, welche die ganze griechische Götterlehre lächerlich machen, noch mehr aber durch die Verehrung einer goldenen Schale, gewinnt er den Vollbringer der Befehle des Kroniden von neuem: Hermes öffnet sogar die Höhle selbst, indem er den davor liegenden Felsen hinwegwälzt. Nachdem ihm das nur mit vieler Anstrengung gelungen ist, tritt Irene aus dem Felsen hervor und mit ihr zwei ihrer Gespielinnen, Theoria und Opora. Nun unterhalten die versöhnten Provinzen sich in freundschaftlichem Tone und trinken aus vollen Bechern. Ein Chor entzückter Landleute äussert seine dankbare Freude durch fröhliche Tänze, die ganze Natur frohlockt, und alle Geschöpfe sonnen sich im Strale des erneuten Friedens. Nur gegen die Lobsprüche des Attischen Chors ist Irene unempfindlich, und Hermes entdeckt die Ursachen ihrer Entfernung und ihres Unwillens. Hyperbolos, Sophokles, Phidias werden im Vorbeigehn mitgenommen, und Kratinos, der vor Schrecken über das Unglück eines zertrümmerten Weinfasses starb, verspottet. Von den

beiden Freundinnen der Irene wird hierauf die *Opora* (Göttin des Ueberflusses) dem Trygäos, und die *Theoria* (Einsicht) dem Athenischen Senate zur Gattin bestimmt; die erstere, um Wohlstand zu verbreiten, die andere, um dem Rathe Klugheit zu verleihen. Trunken vor Freude über den glücklichen Ausgang seines Unternehmens, denkt er nun daran, auf die Erde zurückzukehren: allein, o Schrecken! er vermisst seinen Käfer. Zeus hat das gutmüthige Thier an seinen Wagen gespannt und es der Ehre gewürdigt, seine Donner zu tragen. Wie soll sich der unglückliche Trygäos nun helfen? Er eilt endlich mit seiner neuen Gattin ohne Pegasos zurück, und feiert seine Vermählung durch friedliche Gefänge. *)

38.

Die Vögel, Lystrata, die Wolken.

Aeschylos, der in Absicht des Wunderbaren in seinen Tragödien oft die Gränzen überschritt, und auf die Bühne brachte, was dem Dichter blos episch zu erzählen vergönnt war, hatte einst die Verwandlung des Tereus in einen Wiedehopf auf dem Theater vorgestellt. Aristophanes lachte des mit einem ungeheuren Schnabel und mit Flügeln verummten Helden, und wartete nur auf eine Gelegenheit, den Tragiker deshalb dem allgemeinen Gelächter preiszugeben. Der Entwurf dieser Fabel setzte ihn in den Stand, seine Wünsche zu erfüllen. Alkibiades war aus Unwillen über Athen zu den Lakedämoniern übergegangen, und hatte den Feinden seines Vaterlandes den Rath gegeben, Dekelia, eine Stadt im Athenischen Gebiete, zu besetzen und mit

*) Der Friede, grossentheils übersetzt von Goldhagen, im zweitem Theile seiner Anthologie, S. 65.

den Perfern zum Nachtheile der Athener Friede zu schliessen. Diese Flucht des weichlichen Alkibiades nun, die Befestigung von Dekelia, das Verhältniß der Spartaner gegen Athen nimmt der Dichter zum Gegenstande dieses politischen Lustspiels. Zugleich verwebt er mehrere leichtfertige Spöttereien über die lyrischen Dichter, über die Betrügereien der Seher, und über die Athenischen Sykophanten in dasselbe. Epops (der Wiedehopf) und sein Chor, die Vögel, sind Symbole von den Sitten der Spartaner. Pisthetäros, ein Athener, der zu dem Epops übergeht, ist kein anderer als der Zärtling Alkibiades. Die in den Wolken zu erbauende Stadt bezeichnet Dekelia und der Plan, den Zeus auszuhunzen, geht unsireitig auf den Rath des Alkibiades, den Athenern durch Dekelia, die Kornzufuhr abzuschneiden. Aufgebracht auf Athen, verlassen Pisthetäros und Euelpis den Staat, um den verwandelten Attischen Tereus aufzusuchen. Sie finden ihn durch Hülfe eines weissagenden Raben, und erstaunen nicht wenig über seine wunderbare Gestalt und seinen Schnabel. Nach einer kurzen satyrischen Unterhaltung nimmt Pisthetäros das Wort: „Wie wenig, sagt er, verthehn die Fürsten der Vögel ihren Vortheil. Sieh empor zum Olympos, o Tereus! Diesen Himmel kannst du mit allen Göttern dir unterwürfig machen. Schau hinunter zur Erde: auch diese ist in deiner Gewalt. Eine Stadt in die Luft gebaut, würde die Unterhaltung der Götter und Menschen aufheben, und dir deine alte Majestät wieder schenken. Epops, von der ihm gemachten Hoffnung entzückt, beruft alle geflügelten Bürger seines Staats zusammen und hält Musterung. *) Der Vorschlag

*) Mehrere muthwillige Anspielungen auf die Gestalt und Natur verschiedener Vögel, verglichen mit dem Charakter vieler Athener, der mit ihren Attributen irgend eine Aehnlichkeit hat, macht diese Scene sehr lustig.

des Pifihetäros wird von dem luftigen Chore mit Vergnügen angenommen. Das gefiederte Völkchen fieht schon im Geifte den Olympos des füßeften Opfergeruchs beraubt, die Götter von Hunger gequält, in ihren verliebten Abenteuern gehindert, die Tempel der Erde einsam und öde, und sich von neuem in die verlorne Oberherrschaft eingefetzt. Voll dieser entzückenden Ausficht fingt der Chor einen Hymnos zum Lobe feines Gefchlechts, wodurch der Ton der Orphifchen und Hefiodifchen Theogonie parodirt wird. Pifihetäros wird hierauf nebst feinem Freunde in den Schoofs der gefangreichen Nation aufgenommen. Er umgürtet seine Lenden mit Gefieder und lacht über sich selbst in diefem neuen Aufzuge. Der Plan zur Erbauung der Stadt, wozu Pifihetäros gerathen hatte, wird entworfen, und sie erhält nach der Gegend, die sie bevölkern foll, den Namen Stephelokokkygia (Wolkenkuckucksstadt). Der erste, welcher der neuen Republik seine Dienste anbietet, ist ein Opferpriester, der zweite ein Dichter. Der letztere fingt bereits im erhabensten Tone die bald beginnende Wolkenstadt, deren Bürger zu werden er Luft hat. Pifihetäros erschrickt bei diefem Gefange. Seit wie lange, fragt ihn der Staunende, hast du denn dein Lied verfertigt? Meine Stadt ist ja noch nicht einmal erbauet, und sie hat dich schon begeistert! Schon lange, ist die Antwort, war deine Stadt der Gegenstand meiner Gefänge. Um der lyrischen Zudringlichkeit zu entgehen, fchenkt Pifihetäros dem halbnackenden Dichter einen abgelegten Oberrock, und, da er noch nicht vom Singen abläfst, auch ein Hemde. Befriedigt, und mit einem schwülftigen Liede, geht nun der Priester der Mufen nach Hause. *) Allein kaum hat Pifihetäros sich

*) Eine sehr beißende Satyre auf hungrige Dichter, die weiter keinen Beruf zur Dichtkunst haben als den, sich durch Hülfe derselben eine Art von Almosen zu verdienen!

diefes entledigt, fo erscheint ein Seher, redet ungebeten von den Schickfalen der neuzuerbauenden Stadt und rechnet dafür auf eine Belohnung. Dreimal fodert Pifithäteros die Beweife feiner prophetifchen Gefichte, und dreimal beruft fich der fchlaue Seher auf die Orakelfprüche des Bakis. Um fich des Heuchlers zu entledigen, hält ihm Pifithetäros einen Auspruch des Apollon entgegen, worin der Gott gebietet, ungebetene Seher und Dollmetscher der Zukunft mit Schlägen zurückzufchrecken. Kaum hat er dies gethan, fo meldet fich ein Geometer, um die Lage der neuzuerbauenden Stadt aufzunehmen, und den Lußraum abzumeffen. Er fpricht von einem viereckigen Cirkel, und geht mit Spott beladen von der Bühne. Nunmehr erhält Pifithetäros Nachricht von dem guten Fortgange des Baues und von dem Fleiffe der gefiederten Architekten; dreißigtaufend Kraniche verfchluckten in Libyen Steine und trugen fie den Erbauern zu. Auch die übrigen Vögel förderten den Bau, ein jeder nach feinem Vermögen. Kaum ift dies erzählt, fo verbreitet fich das Gerücht, man habe in den Ringmauern der neuen Stadt eine Göttin entdeckt, von dreißigtaufend Habichten verfolgt, fei fie entflohen, und der ganze Aether halle von Getümmel. Pifithetäros erfchrickt und entdeckt Iris. Sie war zur Erde gekommen, um den Bewohnern derfelben die den Göttern verflagten Opfer abzufodern. Unter lauten Drohungen des Pifithetäros kehrt fie in den Olympos zurück. Der Ruf der Wolkenftadt wird immer größer: alle Verbrecher aus Athen verfammeln fich dafelbft und fuchen eine Freiftatt. Pifithetäros empfängt alle Müßiggänger, Dithyrambendichter und Sykophanten, und fielt fie an, wie ihre Talente es geftatten. Während des kommt Prometheus, der den Verfammlungen der Himmlifchen entwischt ift, und entdeckt dem Pifithetäros die elende Verfaßung des Olym-

pos. Zeus und alle Unsterblichen hungern und schreien nach den süßen Düften der Opfer. Sie werden Gesandte schicken: gieb ihnen aber nicht eher Frieden, als bis dir Zeus den Scepter ausliefert und seine Tochter Basileia vermählte. Also rath ihm Prometheus, und es währt nicht lange, so kommen Herakles und Poseidon als Gefandten an die Republik des Epops. Lange sind ihre Unterhandlungen fruchtlos, endlich demüthigen sie sich und verkaufen, von den Düften eines Bratens verführt, die Obergewalt des Zeus und alle Vorrechte der Unsterblichen. — Lyfistrata, die Heldin der nach ihr benannten Aristophanischen Komödie, und eine Athenerin von Geburt, besitzt alle die erhabenen und glänzenden Eigenschaften, die zu außerordentlichen Unternehmungen erfordert werden. Unwillig über die Sorglosigkeit ihrer Mitbürger in Absicht des Friedens mit Lakedämon, denkt sie auf eine List, den Frieden zu erzwingen. Sie rath ihren Mitschwestern, ihren kriegserischen Gatten die Freuden der ehelichen Liebe zu versagen, die Burg und den Tempel der Athene einzunehmen, sich der öffentlichen Gelder und Schätze des Staats zu bemächtigen, und dadurch ihre unsinnigen Männer zum Frieden zu zwingen. Die Damen verschworen sich durch einen feierlichen Eid, alles zu thun, was ihnen Lyfistrata rathe. *) Kaum ist dies geschehen, so wird die Burg bestürmt und erobert. Ein Chor erschrockener Männer versammelt sich vor derselben und zündet ein Feuer an, um die siegreichen Weiber durch den Rauch zur Uebergabe zu nöthigen. Die Heldinnen dagegen vertheidigen sich mit Wasser. Die Ankunft des Staatschatzmeisters macht dem Streite ein Ende:

*) Der Eid, wodurch sie sich zur Erzwingung des Friedens verpflichten, ist eine schmutzige Parodie einer der erhabensten Stellen des Aeschylos. M. s. Longinos vom Erhabenen, Abschnitt 15.

denn von seinen Bogenschützen verlassen, sieht er sich genöthigt, eine friedliche Unterhandlung einzugehen. Lange genug, hebt Lyfistrata an, gaben wir eurer rasenden Neigung zum Kriege nach, lange genug verwarft ihr unsre vernünftigen Vorstellungen mit stolzer Verachtung. Nun steht es bei uns, dem Streite ein Ende zu machen. Nehmt ihr den Putz der Weiber, der euch gehört, und überlaßt uns die Sorge für das Beste der Republik, die ihr verabsäumt. Diese Scenen sind voll des beissendsten Spottes und der satyrischsten Wendungen. Den höchsten Grad der Schamlosigkeit aber erreicht die Stelle, wo Kinesias, einer der verlassnen Männer, kommt, um seine Frau zu besänftigen. Unterdeffen bringen Gesandte von Lakedämon Nachricht vom Aufruhr der Weiber in Sparta, und bitten um Frieden. Lyfistrata in einem Kreise von Athenern und Spartanern zeigt beiden Völkern in richterlichem Tone das unrechtmäßige Verfahren im peloponnesischen Kriege. Den Lakedämoniern, die Athen im Messenischen Kriege unterstützte, wird Undankbarkeit vorgeworfen, und dasselbe Laster auch den Athenern zur Last gelegt. Hierauf wird der Friede geschlossen und die Eintracht zwischen Männern und Weibern hergestellt. Ein Chor verherrlicht die Segnungen des Friedens, und fröhliche Päanen beenden die Handlung. — Die Wolken sind durchgehends gegen Sokrates, oder die durch eine Karrikatur des Weisen lächerlichgemachten Sophisten, gerichtet. *) Einige Schüler des Philosophen spielen die Rolle der Pedanten. Strepfiades, ein Muster der höchsten Einfalt, der gegen die Ernsthaftigkeit des Sokrates sehr komisch absteht, hat den zweiten Hauptcharakter. Der Chor besteht

*) Die Wolken des Aristophanes aus dem Griechischen übersetzt von Schütz in des Verfassers literarischen Spatziergängen, Monat April, Halle 1784.

besteht aus weiblichen Gestalten, die in das lustige Gewand der Wolken gekleidet, die sokratischen Götter vorstellen. Die Scene eröffnet sich und stellt ein Schlafzimmer vor. Strepsiades wirft sich im Bette herum, flucht auf seine Heirath, die ihn zum Sklaven machte, ärgert sich über die Ausschweifungen seines Sohnes, nimmt seine Rechnungsbücher zur Hand, und überzählt Schulden und Zinsen, die er auf den Neumond zu bezahlen hat. Drauf beschwört er, an das Bette seines vom Wagen und Rossen träumenden Sohnes eilend, diesen Ungerathenen, sein Leben zu ändern, und eine Wissenschaft zu lernen, die ihm unentbehrlich sei. „Komm in die Wohnung der Philosophen, sagt er, die den Himmel für einen Backofen und die Menschen für Kohlen ansehen. Lerne von ihnen jene Beredsamkeit, wodurch sie selbst den offenbarsten Ungerechtigkeiten einen siegenden Nachdruck zu geben wissen. Die Kunde dieser Geschicklichkeit ist das einzige Mittel, meine Gläubiger zu übertauchen, ohne denselben einen Pfennig zu bezahlen.“ Phidippides — dies ist der Name des ungerathenen Sohnes — verwirft den Rath seines Vaters, und nun entschliesst sich dieser selbst, ein Schüler des Sokrates zu werden. Mit Ungeßüm klopft er an die Thür des Philosophen und macht durch diesen Lärm, daß ein tief sinniger Gedanke desselben als unreife Geburt auf die Welt kommt. Der Weise war nämlich gerade damit beschäftigt, auf eine mathematische Art den Sprung eines Flohes zu berechnen. Die Thür des Hauses wird hierauf geöffnet. Strepsiades tritt hinein, sieht Sokrates's Schüler gebückt bis auf die Erde in tiefer Betrachtung sitzen, und den Lehrer, der viel von der Pflicht des Menschen, sich vom Sinnlichen abzuziehen, zu reden gewohnt war, zwischen Himmel und Erde in einem Korbe hängen. Auf die Frage, was er da mache, versetzt er: „Ich wandle hoch durch die Luft und betrachte die Sonne.“

Nie beurtheile ich himmlische Gegenstände richtiger, als mit einer über die Erde erhobenen Seele, mit einem Nachdenken, das sich mit dem meinem Geiste verwandten Aether vermischt. Tief auf die Erde gestellt, vermag ich das, was über mir ist, nicht zu ergründen: denn durch eine verborgene Kraft zieht die Erde die Feuchtigkeit meiner Gedanken an sich.“ Strepfiades entdeckt nun dem Sokrates die Quelle seines Unglücks, und verlangt von ihm in der Beredsamkeit Unterricht, durch welche er der Nothwendigkeit, Schulden zu bezahlen, entgehen könne. Zu gleicher Zeit schwört er bei den Unsterblichen, erkenntlich zu seyn. „Die Götter, wobei du schwörst,“ versetzt der Philosoph, „gelten bei mir nichts, lerne die meinigen kennen.“ Er sagt es und betet zu der Luft, dem Aether und den Wolken, worauf der Gesang des Chores eintritt. Entzückt von diesem Gesange, fragt Strepfiades, ob dies Stimmen der Götter seien. „Dies sind,“ antwortet Sokrates, die himmlischen Wolken, die Schutzgöttinnen müßiger Köpfe, denen wir Verstand, Beredsamkeit, die Kraft, Wunder zu thun, Schwatzhaftigkeit, Betrug und Gewißheit in der Erkenntniß verdanken; durch die wir jeder Meinung widersprechen und Sentenzen gegen Sentenzen zu stellen lernen. Sie allein erhalten einen Schwarm von Sophisten, von thurischen Dichtern und Aerzten, von kyklischen und dithyrambischen Sängern, die nichts, als Luftzeichen und Aether im Kopfe haben.“ Die Wolken kommen indess näher, und der Weise beweist ihre Gottheit. „Das Chaos, die Wolken und die Zunge seien deine Götter! sagt er, nur diese mußt du verehren!“ Strepfiades erfleht sich nun von den Wolken bloß die Kunst, das Recht zu beugen. „Vortreflich! ruft Sokrates aus, du wirfst noch das Orakel deiner Zeit seyn. Aber laß uns zuvor ein wenig prüfen, wie weit deine Kräfte reichen. Hast du ein gutes Gedächtniß?“ „Ja, ist die

Antwort, wenn es darauf ankommt, zu merken, wer mir schuldig ist: aber, wenn ich bezahlen soll, bin ich sehr vergesslich.“ — „Hast du von Natur einen gewissen Fluß der Rede?“ — „Ja, aber nur nicht, um zu betrügen.“ — „Nun dann wirst du bei mir nicht weit kommen: doch wir wollen es versuchen und den Unterricht beginnen!“ Nach dieser Einleitung überläßt es Sokrates seinem neuen Schüler, sich selbst zu wählen, was er lernen wolle, die Lehre vom Rhythmos, vom Sylbenmaasse, oder die Sprachlehre. Strepsiades wählt die letztere, allein er zeigt so viel Stumpfheit des Kopfs, daß ihn der Lehrer von sich jagt. Die Wolken rathen dem Alten, nun seinen Sohn in die Sokratische Schule zu schicken. Er gehorcht ihrem Rathe, verläßt die Bühne, und kehrt bald darauf mit dem Phidippides zurück. Jetzt tritt die wahre und falsche Beredsamkeit auf, und spricht und handelt ganz nach dem einer jeden eigenthümlichen Charakter. Die erstere wird endlich durch die Sophistereien ihrer schlaunen Feindin überwunden, und tritt auf ihre Seite. *) Während Sokrates den Phidippides im Hause unterrichtet, überlegt der Alte in einem Monologe sein Schicksal. Sokrates lobt die Gelehrigkeit des Jünglings ungemein, und erhält einen Sack voll Mehl zur Belohnung. Zwei von den Gläubigern des Strepsiades werden nun durch Verdrehung des Rechts zum Schweigen gebracht und aus dem Haase geworfen. Der Vater freuet sich herzlich über die Fortschritte des Sohnes, fühlt aber bald auch die Ueberlegenheit seiner körperlichen Kräfte, und muß sich noch dazu beweisen lassen, daß er mit Recht geschlagen werde. Dies erbittert den Vater gegen Sokrates: er sucht sich daher zu

F f 2

*) Phidippides verlacht seinen Vater, der eine ganz seltsame, in Sokrates's Unterricht erlernte, "Sprache redet, und folgt ihm nur gezwungen zum Philosophen.

rächen. Er legt eine Strickleiter an das Haus des Sophisten, ersteigt dasselbe mit der Fackel in der Hand und schwört ihm das Verderben. *)

39.

*Die Frösche, das Fest der Demeter und Persephone,
die Rednerinnen und Plutos.*

In den Fröschen wählt Aristophanes den so oft von ihm lächerlich gemachten Tragiker Euripides zum Gegenstande seines Spottes. Vorzüglich wird der Vorzug des Aeschylos und Sophokles vor jenem zur Sprache gebracht, doch so, daß auch diese von der Geißel des Satyrikers nicht ganz verschont bleiben. Die handelnden Personen sind: Dionysos, der hier als wahrer griechischer Donkischott erscheint, mit der Löwenhaut des Herakles bedeckt und mit der heraklischen Keule bewaffnet ist, und sein Bedienter Xanthias auf einem Esel, ein zweiter Sancho Panza, der den Poffenreißer spielt, sich die liederlichsten Scherze erlaubt, allein mit unter auch viel Naives zu sagen weiß. Die Scene spielt im Reich der Schatten, und die in die Handlung verflochtenen unterirdischen Personen sind Aeakos, Aeschylos, Charon, Euripides, Pluton und einige andre. Auch erscheint ein doppelter Chor, wovon der letztere mit in die Handlung verwebt ist. Der erstere besteht aus Fröschen und giebt dem ganzen Stück den Namen, der andere ist aus Eingeweihten in die Mysterien des Dionysos zusammengesetzt. Xanthias auf seinem Esel, und Dionysos in seiner heraklischen Rüstung, auf der Reise in das Schattenreich begriffen, eröffnen die Bühne. Die erste Scene enthält lustige Spottereien auf die Komiker Phrynichos, Lykis und Anuphas, die das niedrig Komische übertrieben, und die Xanthias dafür durch Pa-

* Aristophanis Nubes curante Chr. Godofr. Schütz. Halae 1786.

rodien züchtigt. In Herakles Wohnung angelangt, entdeckt Dionyfos dem staunenden Helden die Ablicht seiner Reise. „Ich eile in das Reich der Schatten, sagt er, um einen guten Dichter auf die Erde zurückzuholen. Meine Absicht geht auf Euripides.“ Herakles erkundigt sich nun nach einigen Tragikern und erfährt, daß sie theils todt sind, theils lebendige Behältnisse schwatzhafter Schwalben heißen können. Hierauf fragt ihn Dionyfos nach dem sichersten Wege zur Unterwelt, und vergißt nicht, sich selbst über die Wirthshäuser und verdächtigen Orte Auskunft geben zu lassen. Herakles schlägt den Strick, das Gift, das Hinabstürzen vom Thurme, als die bequemsten Wege in das Schattenreich vor: allein alle diese wollen dem Dionyfos nicht behagen. Vielmehr erkundigt sich derselbe nach dem Wege, den der Heros mit dem Theseus ging, und Herakles beschreibt ihm denselben ganz ausführlich. Die Beschreibung ist äußerst satyrisch. Nun geht die Reise vor sich; sie gelangen zu Charon's Nachen, und Dionyfos muß selbst das Ruder ergreifen. Indem er dies thut, erhebt sich plötzlich ein lautes Geschrei um ihn her aus dem Sumpfe. Der schreiende Chor besteht aus Fröschen, dem Symbole schlechter Dichter, die sich, trotz der Rauigkeit ihrer Stimme, dennoch schmeichelten, vom Pan und den Mufen begeistert zu seyn. Ermüdet von dem schrecklichen Gequake, erreicht der Gott das jenseitige Ufer. Hier hört er von weitem den Klang der Flöte, und erfährt, daß ein Chor von Geweihten Bakchanalien feiere. Mannigfaltig sind die Anforderungen des Chors an Dionyfos und Demeter, und nicht ohne Witz und Satyre. Am Thore des Pluton angelangt, klopft man an und ein Sklav eröffnet die Pforte. Aeakos hält den Gott für Herakles und zürnt mit ihm über den geraubten Kerberos. Bakchos wird bang und wechselt mit Xanthias die „Kleidung, bereut aber bald

darauf diesen furchtlichen Einfall, als Persephone den vermeinten Herakles auf eine Mahlzeit, auf Musik und auf den vertraulichen Umgang mit einigen reizenden Mädchen einladen läßt. Dionysos wird nun wieder Herakles, um diese Rolle bald wieder mit der Rolle des Xanthias zu vertauschen. Der heifshungrige Sohn der Alkmene ist in der Unterwelt noch eine Zeche schuldig. Zwei tobende Wirthinnen stürzen daher auf den vermeinten Herakles los, fordern mit Drohungen ihre Bezahlung und eilen, da er die Zahlung verweigert, den Schatten des Kleon und des Hyperbolos zu Schiedsrichtern herbeizuholen. In ihrer Abwesenheit beredet Dionysos seinen Bedienten, zum zweitenmale Herakles zu werden, und Xanthias läßt sich's gefallen. Allein kaum erscheint Aeakos mit einigen Sklaven, denen er befiehlt den falschen Herakles zu binden; so schwört dieser, daß er nie zuvor im Reich der Schatten gewesen sei, und daß er deshalb seinen Bedienten auf der Folter verhören könne. Endlich nachdem Aeakos Herrn und Bedienten weidlich mit der Geißel zugedeckt hat, überläßt er das Uebrige der Entscheidung des Ais und der Persiphone. Nun wird die Handlung unterbrochen, und der auf der Bühne erscheinende halbe Chor vertraut den Zuschauern die bittersten Wahrheiten. Aeakos und Xanthias eröffnen darauf einen neuen Akt. Der letztere fragt um die Ursache eines Lärms, der sich im Hause des Ais erhob. „Es ist eine Art von Aufruhr unter den Todten über Aeschylos und Euripides, versetzt Aeakos. Denn es herrscht hier ein Gesetz, daß die Meister in jeder Kunst auf öffentliche Kosten im Prytaneion des Ais unterhalten werden, und so lang neben dem König der Schatten sitzen, bis ein größerer Meister ankommt. Aeschylos behauptete nach diesem Gesetze als Dichter bisher den ersten Platz. Allein kaum war Euripides herabgekommen, so versammelte er eine Menge Stras-

Isenräuber, Beutelschneider, Mörder und Diebe um sich, und bemächtigte sich durch ihre Hülfe des obersten Sitzes. Als ist nun Willens, die Dichter einen Wettstreit anstellen zu lassen, und dann ihre Kunst zu beurtheilen. Auch Sophokles, der dem Aeschylos freiwillig bei seiner Ankunft im Schattenreich den ersten Platz einräumte, wird nun an dem Wettstreit Antheil nehmen.“ Aus Mangel an geschmackvollen Männern überträgt man dem Dionysos das Richteramt. Nach einem lebhaften Gezänke zwischen Aeschylos und Euripides beginnt der Wettstreit. Die bittersten Ausfälle auf Euripides, dessen Verse sogar mit den Arbeiten seines poetischen Gegners auf der Wage gewogen werden, erfüllen diesen ganzen Auftritt. Dionysos giebt dem Aeschylos den Vorzug, und da die Absicht seiner Reise in die Unterwelt war, einen guten Dichter nach Athen zurückzuholen, so wählt er diesen Tragiker. Pluton giebt dem Dichter die Lehre mit auf den Weg, die Narren allenthalben zu züchtigen, und der Chor wünscht ihm eine glückliche Reise, und den Athenern Klugheit. Hiemit geht die Handlung zu Ende. — Nicht viel schonender wird Euripides im Fest der Demeter und Persephone behandelt. An diesem Feste, das hauptsächlich die Frauen feierten, werden die Klagen des weiblichen Geschlechts über die öfteren Ausfälle desselben auf ihre Sitten und Lebensart zur Sprache gebracht. Der Dichter will dieser weiblichen Rache zuvorkommen und versucht mannigfaltige Kunstgriffe, um seinen Zweck zu erreichen. Dadurch erhält der Komiker erwünschte Gelegenheit, sehr viele Verse des Euripides zu parodiren. Endlich söhnt sich der Dichter mit seinen schönen Feindinnen aus, nachdem er sein Unrecht erkannt hat. Der Plan der Rednerinnen hat einige Aehnlichkeit mit der Lysistrata. Der Hauptgegenstand ist die Beredsamkeit und ihr Einfluß in die Staatskunst. Die Heldinnen der Fabel sind

Weiber, über welche der Dichter die schärfste Lauge der Satyre ausschüttet. Praxagora, die Gattin einer der vornehmsten obrigkeitlichen Personen, sucht einen grossen Theil der Athenerinnen durch geheime Unterhandlungen dahin zu vermögen, daß sie das Volk überlisten und es geneigt machen, dem weiblichen Geschlechte die von dem männlichen so schlecht verwaltete Regierung zu übergeben. Die Frauen erreichen in der That ihre Absicht, und es werden nun die sinnlosesten und lächerlichsten Gesetze gegeben. Dahin gehört der Befehl, daß alle Verhältnisse des Ranges, des Vermögens und des Standes verbannt, und die Verwaltung des allgemeinen Schatzes der Klugheit und Sparsamkeit der weiblichen Regierung überlassen seyn solle. Dahin die Aufhebung der gewöhnlichen Vermählung und die Einführung einer allgemeinen Verbindung, wodurch für die Hässlichen so gut gesorgt werde, als für die Reizenden. Durch die Ungewissheit in Absicht seiner väterlichen Abkunft glaubte man, werde der Jüngling sich bewogen fühlen, jeden Greis als seinen Vater, jeden jungen Menschen als seinen Bruder anzusehen. Dadurch würden alle Räuber, Betrüger, Spieler und Ehebrecher von selbst wegfallen, und alle Häuser als Wohnungen des gemeinschaftlichen Vergnügens immerfort offen stehen. Endlich sollten auch alle Gerichtsplätze und Tribunale zerstört und in Speisesäle verwandelt, die Plätze an den öffentlichen Tafeln aber durch das Loos vertheilt werden. Bei Beschreibung dieser neuen Einrichtungen fand Aristophanes erwünschte Gelegenheit, mehrerer Gesetze von Athen zu spotten. — Der *Plutos*, das letzte von den noch erhaltenen Lustspielen des Satyrikers, *) enthält mehr gesunde Moral als

*) Aristophanes's *Plutos* aus dem Griechischen übersetzt von Goldhagen im ersten Bande der griechischen und römischen Anthologie. Brandenburg 1767.

die übrigen Stücke. Der Gott des Reichthums geht seiner Blindheit wegen vor rechtschaffenen und verdienstvollen Männern vorüber, und ertheilt Frevlern und Sykophanten seine Schätze. Viele, die im Schoosse des Ueberflusses leben, würden ihre Güter dem Elenden, auf den sie verächtlich hinabsehn, abtreten müssen, so bald Plutos von seiner Blindheit geheilt würde. Dies ist die Wahrheit, die Aristophanes in diesem Stücke veranschaulicht, und wovon er Gelegenheit nimmt, die unbegrenzte Habsucht der Athener zu züchtigen. Der Plan dieses Lustspiels ist folgender: Plutos kommt beschmutzt aus dem Hause eines gewissen Patrokles. Chremylos sieht ihn, fragt nach seinem Namen und erfährt, wer er sei, woher er komme, und daß er der Grausamkeit des Kroniden seine Blindheit verdanke. „Dieser feindselige Gott, setzt Plutos hinzu, mißgönnt dem Redlichen ein frohes Schicksal. Noch als Jüngling versprach ich ihm meine Reichthümer mit gerechten und weisen Männern zu theilen. Um dies zu verhindern, war er grausam genug, mich zu blenden. So wenig achtet er der Opfer, welche ihm die Rechtschaffnen bringen!“ Auf die Frage, ob er auch, zum Gebrauch seines Gesichts verholfen, künftig die Frevler meiden und die Freunde der Tugend aufsuchen wolle, antwortet er: „dies würd' ich gewiß thun: denn ich habelange keinen redlichen Mann gesehn.“ Chremylos ladet darauf den Gott des Reichthums zu sich, als einem Rechtschaffenen, ein, und verspricht ihm für seine Heilung Sorge zu tragen. Zugleich räth er ihm den Zorn des Zeus zu verachten: denn als Gott der Reichthümer herrsche er unumschränkter und allgemeiner, als der Kronide. Drauf wird Karion, der Sklav des Chremylos, auf's Land geschickt, um alle Verlassenen und Dürftigen herbeizuholen, und Plutos nimmt die Einladungen des alten Biedermanns, in sein Haus zu kommen, mit Schüchtern-

heit an. Kaum aber bemerkt Blepsidemos, der Nachbar des Chremylos, den Wohlstand desselben, so kommt er, um die Sache genauer zu untersuchen. Nur durch Frevel, glaubt er, könne man zum Wohlstande gelangen, und wähnt daher, daß auch sein Nachbar auf diesem Wege zu demselben gelangt sei. Allein Chremylos erzählt ihm, daß er den Plutos bei sich habe, und daß er ihn von seiner Blindheit geheilt zu sehen wünsche. Indem nun beide den Plutos der Heilung wegen in den Tempel des Asklepios führen, begegnet ihnen die Armuth und fordert Genugthuung dafür, daß sie sich von ihr losreißen wollen. Es entsteht ein Streit über die Vorzüge des Wohlstandes und der Dürftigkeit. Chremylos führt die Sache des Reichthums, die Armuth ihre eigene. „Mir, sagt die letztere, haben die Menschen Fleiß und Gesundheit zu verdanken, mehr also, als Plutos zu geben im Stande ist. In seinem Gefolge sind nichts als Podagriften, als gemästete Schwelger: in dem meinigen hingegen schlanke und den Feinden furchtbare Leute. Bei mir wohnt Mäßigkeit und Bescheidenheit, bei ihm Zwietracht und Beleidigung. Man sehe nur die Redner und die Großen im Staate; so lange sie arm sind, sind sie gerecht; bereichern sie sich aber, so werden sie ungerecht, und kündigen der öffentlichen Ruhe den Krieg an.“ Allein aller dieser Gründe ungeachtet, wird die Armuth weggestoßen und Plutos in den Tempel des Asklepios gebracht. Bald darauf kommt Karion aus dem Tempel zurück, und erzählt seiner Patronin die wunderbare Heilung des Gottes in einem eben so schmutzigen als naiven Tone. Dies giebt dem Dichter Gelegenheit, der Asklepischen Priester und ihrer Gaukeleien sehr bitter zu spotten. Während nun Karion noch von den Folgen der Heilung Bericht giebt, tritt Plutos selbst auf die Bühne, begrüßt das Licht der Sonne und verheißt den Verdiensten Schutz und Belohnung.

Vor allen wird Chremylos von dem Gott der Reichtümer begünstigt, allein bald hat er dafür auch keinen geringen Schrecken. Hermes kommt von Zeus gesendet, und läßt der ganzen Familie des Reichgewordenen sagen, daß er sie zusammenwerfen und in den untersten Abgrund schleudern wolle: denn seitdem Plutos von seiner Blindheit geheilt sei, bringe niemand den Unsterblichen mehr Opfer. Doch Karion's Drohungen machen den Hermes bald so kleinlaut und kriechend, daß er demüthig um den niedrigsten Dienst im Hause bittet, weil er sonst verhungern müsse. Karion läßt sich zuletzt erweichen, und trägt dem flehenden Gotte das Geschäft auf, die Eingeweide der Opfertiere am Altare zu reinigen. Bald nachher erscheint auch ein Priester des Zeus, der gleichfalls wegen der ausbleibenden Opfer verzweifelt, und flehet um Anstellung. „Bleib nur hier, sagt ihm Karion; wir wollen dem Plutos einen Tempel weihen, wobei du deinen Unterhalt finden kannst.“ Er sagt es, und macht durch einen komischen Aufzug der Handlung ein Ende.

40.

Komödien des Menander.

Von den Dichtern der neuen Komödie war Menander bei weitem der vorzüglichste. *) Durch den Unterricht des Theophrastos ward er unstreitig mit der moralischen Welt und den mancherlei Charakteren der Menschen hinlänglich bekannt, um in seinen Schilderungen und Charakterzeichnungen glücklich zu seyn.

*) Menander, aus Athen gebürtig, ward im dritten Jahre der 109ten Olympiade geboren. Er war ein Schüler des Theophrastos. Am besten finden wir die dichterischen Ueberreste des Menander und seines Zeitgenossen, Philemon, in Brunks *Gnomicis poetis graecis*, Argentorati 1784.

Hauptsächlich scheint ihm das Studium der Welt und der Menschen zu der Bildung einer gemäßigteren und lehrreicheren Gattung von Lustspielen zuträglich gewesen zu seyn. Plutarchos, in seiner Vergleichung dieses Dichters mit dem Aristophanes, giebt dem Menander vor jenem sehr große Vorzüge. Besonders legt er ihm das als Verdienst bei, daß er die Sprache seiner Personen ihrem Charakter sehr glücklich angepaßt, die wahre komische Stärke jedesmal am rechten Orte angebracht, und das Komische nicht übertrieben, sondern die Natur durchgehends beibehalten habe. Hierin erlangte er, wie Plutarchos zeigt, einen höheren Grad der Vollendung, als irgend ein bildender Künstler. Denn wer, fragt der Biograph, hat je die Kunst erfunden, eine Maske zu verfertigen, die sich gleich gut für Kinder und Weiber, für Junge und Alte, für Göttheiten und Heroen schickte? Menander aber hat dies große Geheimniß in der Wahrheit und Schicklichkeit seiner Sprache ausfindig gemacht, die sich im Grunde immer gleich bleibt, und dennoch, nach Erforderniß der Umstände, verschieden ist; gleich dem klaren reinen Gewässer, welches verschiedene gekrümmte Gestade vorbeifließt, und davon die Gestalten, die Buchten und Krümmungen annimmt, ohne seine Natur und seine Klarheit im mindesten zu verändern. Um so mehr ist es zu bedauern, daß von seinen zahlreichen Komödien, deren Charakter, statt der hohen komischen Kraft und Schönheit des Aristophanes, moralische Grazie war, nur wenige Bruchstücke gerettet sind. *) So wenig diese litterarischen Trümmer auch hinreichen mögen, uns von der ganzen Manier und von der eigentlichen Oekonomie der Menandrischen Stücke zu belehren; so lassen

*) Die Titel der von den Alten angeführten Menandrischen Komödien findet man in Fabricii Biblioth. gr. ex edit. Harlesii, II, 460 ff.

ſie uns doch auf die moralische Tendenz derſelben ſchließen, indem ſie größtentheils aus ſittlichen Bemerkungen beſtehen. Ein Paar derſelben mögen zur Probe dienen. In dem erſten wird die Gefahr der Verheurathung lebhaft geſchildert:

A. Bleib ledig, wenn du weiße biſt,

Und lebe ferner, wie bisher! Ich ſelbſt

Beweibte mich: drum rath' ich, thu' es nicht!

B. Ich nahm's mir einmal vor: die Sach' iſt ausgemacht:

A. So ſei's denn! Jetzt biſt du noch wohl, allein du wagſt

Dich auf ein offnes Meer von Ungemach;

Nicht auf's Aegäiſche, Libyiſche, Aegyptiſche,

Wo doch drei Schiffe kaum von dreißigen verſinken;

Nein, auf ein wilderes: denn in der Eh' entkommt

Dem Schiffbruch nicht ein einziger!

Das zweite Fragment enthält die Wahrheit, daß die Sorge nicht bloß den Armen, ſondern auch den Reichen umhertreibe:

Stets wähnt' ich, Phaniſ, daß Reiche, die

Der Schulden Laſt nicht drückt, auch nicht des Nachts

Mit Seufzern ſich im Bette wälzten, und

Wehklagten, ſondern, daß ihr Schlummer ſüß

Und ſtärkend ſei, und nur der Arme ſöhn̄e.

Nun aber ſeh' ich, daß es euch, ihr Glücklichen!

Nicht beſſer, als uns Armen, geht.

In dem letzten Bruchſtück ſchildert der Dichter die Vortheile des verheuratheten Zuſtandes.

S. Mir iſt nicht wohl bei dieſer Sache.

A. Das macht, du nimmſt ſie ganz verkehrt,

Du siehst dabei nur die Beschwerd' und Last,
 Allein das Gut' entfliehet deinem Blick.
 Zwar ist ein reiches Weib beschwerlich: denn
 Sie läßt den Mann nicht leben, wie er will.
 Doch dankt er ihr auch manches Gut', als Kinder —
 Erkrankt er, dann verpflegt sie ihn mit Fleiß,
 Sirzt bei ihm, wenn er klagt, und stirbt er,
 So sorgt sie für ein stattliches Begräbniß.
 Etwäge das, wenn Ungemach dich drückt;
 Dann trägst du leichter deine Last. Allein
 Nagst du am Bittern nur, und suchst nicht auch,
 Was süß ist, auf; so ist dein Leben Qual!

41.

Philemon's Komödien.

Philemon, ein Zeitgenosse des Menander, eiferte mit diesem Dichter um den Vorzug in Bearbeitung des neuen griechischen Lustspiels. Allein so sehr auch die Kabale seine Verdienste zum Nachtheile Menanders zu vergrößern suchte, so urtheilten doch unparteiische Kenner, daß er jenem Komiker weichen müsse. Auch von ihm hat der Neid der Jahrhunderte kein ganzes Stück auf unsre Zeiten kommen lassen, um seinen Geist und seine Manier daraus beurtheilen zu können. Die wenigen von ihm erhaltenen Bruchstücke sind nicht hinreichend, um daraus mit Zuverlässigkeit auf seinen poetischen Charakter zu schließen. Doch wollen wir auch hiervon einige Proben mittheilen. In dem einen wird Ruhe das höchste Gut genannt, auf dessen Erforschung die Philosophen so viele fruchtlose Mühe verwendeten.

Die Philosophen forschen, wie ich höre,
 Mit vielem Zeitverlust, was gut sei: und

Doeh hat es keiner noch ergründet. Bald
Nennt man die Tugend, bald die Weisheit gut,
Und wickelt sich darin noch stärker zu,
Als in der Frage, was das Gute sei.
Den Spaten in der Hand entdeckt' ich's nun
Fern von der Stadt: die Ruh', die Ruh' ist es.
Beim gütigen Zeus, die menschenfreundliche,
Die liebenswerthe Göttin — sie nur ist's!
Hochzeiten, Feste, Kinder, Freunde,
Gesundheit, Reichthum, Speis' und Trank
Und jede Lust gedeiht durch sie. Dann fehlt
Uns dies, wer lebte länger noch allhier?

In folgender Stelle wird das Gemälde eines wahren
Biedermanns entworfen:

Ein Biedermann ist nicht, wer Keinem Unrecht thut;
Nein, wer es kann, und doch es unterläßt.
Nicht, wer von Kleinigkeiten sich enthält;
Nein, wer auch großes Gut nicht an sich zieht,
Wo leicht der Raub, und nicht gefährlich, ist.
Ein Biedermann ist nicht, wer blos die Pflicht erfüllt;
Nein, dessen Herz stets rein und offen ist,
Der redlich seyn, nicht redlich scheinen will.

Außer dem Menander und Philemon haben sich
zwar noch eine Menge griechischer Dichter, unter de-
nen sich Philippides, Diphilos, Posidippos,
Apollodoros, Anaxippos und andre vorzüglich
auszeichneten, um die Komödie verdient gemacht:
allein wir wissen, außer ihren Namen und den Titeln
ihrer Stücke, fast nichts von ihnen. Ueberhaupt ver-
schonte das traurige Loos, welches nach dem Verluste
der griechischen Freiheit die übrigen Zweige der Dicht-

kunst traf, auch die Komödie nicht. *) Nicht lange nach den Zeiten des Menander, in dessen Tagen die hohe komische Schönheit, das Produkt der demokratischen Verfassung, schon dahin war, nahm das Lustspiel immer mehr und mehr ab. Die vielen traurigen Kriege, welche Griechenland verheerten, verscheuchten auch die Muse, die lachend Wahrheit verkündigt. Man hörte auf, auf den Ruhm seines Vaterlands stolz zu seyn; wie konnte man also noch lange darauf denken, es durch schöne Denkmäler der dramatischen Kunst zu verherrlichen? Der Geschmack ward immer mehr verderbt, die Beurtheilungskraft durch die schändlichsten Lüste abgestumpft, die Sprache immer mehr entstellt und verunreinigt, und wahre Schönheit und Vortrefflichkeit eben so wenig gekannt, als durch Beifall geehrt und durch Belohnungen der Nachahmung empfohlen. Wer konnte sich unter solchen Umständen, gesetzt auch, daß die Musen sein Herz mit ächter Begeisterung erfüllt hätten, gedrungen fühlen, etwas Vollendetes zu liefern, für welches schon längst aller Sinn dahin war? Daß das Lustspiel in Alexandrien nicht gedeihen konnte, wo das Gefuchte, das Weithergeholte, das Ungewöhnliche das Liebste war, läßt sich leicht von selbst begreifen. Denn wie konnten treue Schilderungen von Menschen, Sitten und Vorfällen, wie wir sie täglich vor uns sehen, wie Gemälde aus dem häuslichen Leben, das nichts Fremdes für uns hat, wie Unterredungen in der natürlichen, einfachen und kunstlosen Sprache des Umgangs in einem Zeitalter gefallen, wo man nur nach alten Formen, Wörtern und Redensarten haschte, wo man die seltensten Mythen und Vorstellungsarten aufsuchte, um den ver-

*) Eine lange Reihe von griechischen Komikern, deren Werke nicht auf unsre Zeiten gekommen sind, findet man in Fabricii Bibliotheca graeca, II. S. 405. ff.

verderbten Geschmack zu reizen. Hiemit aber verträgt sich eine gute Komödie so wenig, daß sie vielmehr unausbleiblich an diesen Klippen scheitern muß. Man kann sich daher leicht vorstellen, wie die Lustspiele des Kallimachos und andrer Alexandriner mögen beschaffen gewesen seyn, und daß wir ihren Verlust nicht sonderlich zu bedauern haben.

3. Satyrisches Drama, oder tragischsatyrisches Schauspiel.

42.

*Charakter und Geschichte des satyrischen Drama's,
oder Satyrspiels. Euripides's Kyklops.*

Auch das Satyrspiel verdankt den Festen des Dionysos sein Daseyn. Der an diesen festlichen Tagen gefeierte Gott war nicht bloß ein, wegen ausnehmender Verdienste um die Menschheit in den Olympos versetzter, Heros, sondern auch der Gott der Lebenskraft und der jugendlichen Munterkeit. Man feierte daher seine Feste nicht bloß durch dankbare Hymnen, die seine Verdienste in das Gedächtniß der Sterblichen zurückriefen, sondern es traten auch Chöre von Satyrn und Silenen auf, die allerlei Possen unter die Loblieder mischten. Der Beifall, den diese fanden, gab unstreitig den ersten Gedanken zu dem satyrischen Drama: einer Dichtart, worin die ernsthaftesten Gegenstände zugleich auf eine rührende und komische Weise behandelt wurden. Denn die Satyrn, welche dieser Gattung von Schauspielen den Namen gaben, hatten einen döp-

pelten Charakter. Durch ihre groteske Gestalt, und durch ihre drolligten Einfälle belustigten sie den gemeinen Mann, so wie sie durch ihre tieffinnige Weisheit den Gebildeten auf eine belehrende Art unterhielten. Besonders trugen sie unter der Maske einer ländlichen Simplicität allerlei wichtige Klugheitslehren des bürgerlichen Lebens, allerlei interessante Anspielungen auf Staatsangelegenheiten, allerlei feinere Bemerkungen aus dem Gebiete der Moral vor, die, aus ihrem Munde kommend, leichter Gehör und Beifall fanden, als wenn sie die ernstere Sittenlehre mittheilte. *) Kaum bemerkte dies daher ein aufmerksamer Beobachter der menschlichen Charaktere und Neigungen, so benutzte er diese Wesen der Einbildungskraft, um durch ihre Hülfe allerlei nützliche Wahrheiten in Umlauf zu bringen. Gewöhnlich nennt man Thespis als den Erfinder dieser Dichtart. Doch sollt' er es auch nicht seyn, so hat er sich wenigstens um die Ausbildung derselben sehr große Verdienste erworben, indem er den Satyrn noch andre Personen an die Seite stellte, den vorher ungebundenen Tanz und Gesang gewissen in der Natur der Sache gegründeten Gesetzen unterwarf, und eine ordentliche Fabel der Handlung zum Grunde legte. Nachdem sie auf diese Art eine eigene Gestalt und Bildung erhalten hatte, so konnt' es auch nicht fehlen, daß sie mit dem Fortgange der Kultur sich immer mehr entwickelte, und mit ihren Schwestern, der Tragödie und Komödie, in Absicht ihrer Vervollkommenung gleichen Schritt hielt. Die Dichter Chörilos, Aeschylos, Piätina und andere erwarben sich große Verdienste um dieselbe, indem sie besonders die Handlung zu vervollkommen suchten. Auch kam ihr die Gewohnheit

*) De fabula satyrica Graecorum nonnulla; scripsit J. G. Buhle. Gettingae 1787.

sehr zu Statten, die seit Aeschylos's Zeiten herrschend wurde, daß man bei den an den Festen des Dionysos angestellten Wettstreiten der tragischen Dichter immer auf die Tragödien ein satyrisches Drama folgen ließ. So sehr schon hierdurch ihr Zurückbleiben hinter den übrigen Schauspielarten verhindert wurde, so waren doch diese Tage der öffentlichen Freude nicht die einzigen, wo sich das Satyrspiel auf der griechischen Bühne sehen lassen durfte, sondern es erschien darauf zuweilen auch ausserdem, und ohne vorangegangene Tragödien. *) Am günstigsten war indess für das satyrische Drama das Zeitalter des Sophokles, des Achäos, des Jon, des Xenokles, des Euripides und mehrerer seiner Zeitgenossen. Denn da alle Zweige der dramatischen Poesie in dieser Periode den höchsten Gipfel der Vollendung erlangten, so konnte unmöglich das Satyrspiel allein vergessen werden, das selbst ein Platon der Bearbeitung würdigte. Allein in dieser schönen Blüthe erhielt es sich nicht lange, der giftige Hauch des Sittenverderbnisses und der Knechtschaft, der den übrigen Dichtarten so verderblich wurde, brachte auch diesem bald den Untergang. Als die neue Komödie zu Athen ihr Haupt erhob, so fand sie bald so viele Freunde und Bewunderer, daß man des Satyrspiels nicht sonderlich mehr achtete. Dazu kamen noch die Einschränkungen, welchen sich die komische Laune und der spottende Muthwille der Satyrn, nach dem Verluste der griechischen Freiheit, unterwerfen mußten, und die sie um allen Frohsinn brachten. Sie flohen da-

G g 2

*) M. f. Eichstadt's treffliche Abhandlung: *De Dramate graecorum comico-satyrico*, Lipsiae 1793. S. 29. Anmerkung 40. Flögel's Geschichte der komischen Literatur, I, 335, wo indess die Sache nicht genau und sorgfältig genug entwickelt ist.

her in andre Gegenden, wo sie zwar mehr Freiheit fanden, sich aber auch allmählich an eine Sprache und einen Ton gewöhnten, der ihnen in den Augen der Kenner unmöglich zur Empfehlung gereichen konnte. In Athen verschwanden sie ganz von der Bühne, und man gebrauchte das Satyrspiel nur noch, theils um sich durch die darein verwebten Spöttereien und Schmähungen an Andern zu rächen, theils um durch die Bearbeitung desselben seinen Vortrag zu bilden, theils um seine Gelehrsamkeit zu zeigen. *) Statt des grossen Publikums, nach dessen Beifall es vormals strebte, mußte es sich nun auf einen kleinen Kreis von Bekannten und Freunden des Dichters einschränken, dem es sein Daseyn verdankte. Man las es im stillen Schoosse des häuslichen Lebens, ohne dafs es ausserhalb desselben bekannt wurde, und ward eben so bald vergessen, als es entstanden war. Zwar floh es nicht minder als die übrigen Gattungen der griechischen Poesie nach Alexandrien; allein sein Schicksal war durch seine eigene Schuld dafelbst nicht günstiger. Denn der muthwilligste Spott, die ausgelassenste Satyre, der schamloseste Muthwille ward jetzt der herrschende Charakter desselben, weshalb es auch, statt wie vormals seine Fabel aus der mythischen Geschichte zu entlehnen, seinen Stoff aus dem täglichen Leben schöpfte. So schrieb Lykophron ein satyrisches Drama, Menedemos, worin er den Stifter der Eretrischen Schule in der Person des Silenos, und die Anhänger desselben, als Satyrn, dem muthwilligsten Gelächter preisgab. So schrieb auch Timon, dessen wir schon als des Verfassers didaktischer, unter dem Namen der Sillen, bekannter Satyren erwähnt haben, mehrere Satyrspiele, die sich durch die schmäh-

*) Sehr scharfsinnig findet man dies ausgeführt in Eichstädt's angeführter Schrift, S. 31.

flüchtigste Laune auszeichneten. Vermuthlich wurden auch diese nicht für die Bühne, sondern nur für den häuslichen Gebrauch verfertigt und durch Abschriften bekannt gemacht. So viel übrigens der satyrischen Schauspiele, besonders in der schönsten Periode des griechischen Drama's, gearbeitet wurden, so hat sich doch nur der einzige *Kyklops* des Euripides vollständig bis auf unsre Zeiten erhalten. Nach diesem sowohl, als aus den Nachrichten der Alten, von dieser Dichtart zu urtheilen, unterschied sich das Satyrspiel von der Tragödie durch die Personen, die als Chor darin auftreten, durch den muntern Ausgang des Stücks, durch die komischen Einfälle, die witzigen Bemerkungen, und die lachenden Neckereien, die das Wesen derselben ausmachten. Vor dem Lustspiele hingegen zeichnete es die Art des Stoffs, der meistens aus der mythischen Geschichte der griechischen Vorwelt gewählt ward, der würdevollere Ton in einigen Auftritten, und die sorgfältigere Vermeidung aller Persönlichkeiten aus. Endlich ward es noch durch die ihm eigenen Gesangsarten, durch die Einfachheit der Fabel, und durch die kurze Dauer der Handlung kenntlich. Die Scene zeigte Gebüsche, Grotten, Berge und Landschaften aller Art: kurz, solche Orte, welche nach der herrschenden Vorstellung von Satyrn bewohnt werden konnten. Der Chor führte bald lebhafte und muthwillige Tänze auf, bald redete oder sang er mit Göttern und Helden. Aus der Ungleichheit der Gedanken, Gefinnungen und Ausdrücke entsprang ein angenehmer Kontrast, der zur Unterhaltung des Zuschauers nicht wenig beitrug. Den Stoff zum *Kyklops* des Euripides lieferte *Homer*, in seiner Erzählung von der Ankunft des *Odyssens* beim *Polyphe*mos, von den daselbst bestandenen Gefahren, von der Blendung des *Kyklo*pen und von der glücklichen Flucht des *Ithakers*. Der Chor des Si-

lenos und der Satyrn ist eigene Dichtung des Euripides, der dessen nicht entbehren konnte. *) Silenos erscheint zuerst auf der Bühne und jammert über den von Seeräubern ihm entrissenen Dionysos, dessen Erziehung er besorgte. Zugleich erzählt er in klagendem Tone, daß er, um den Gott aufzufuchen, mit den Satyrn nach Sicilien geschifft, und in die Hände des grausamen Polyphemos gefallen sei. Hier sei nun sein trauriges Geschäft, die Höhle desselben zu reinigen, und ihn bei Tische zu bedienen, während die Satyrn die Heerden desselben hüteten. Hierauf singt der Chor der Satyrn Loblieder auf Dionysos, und äußert sein Verlangen, ihn bald wieder zu finden. Während dieses mit gottesdienstlichem Tanze verbundenen Hymnos landet Odysseus, steigt aus dem Schiffe, bringt dem Silenos Wein und erzählt ihm viel von Helena und Troja's Zerstörung. Den Wein vergilt der Erzieher des Dionysos dem Odysseus mit Schafen, Fleisch und Käse, und rath ihm, sich so bald, als möglich, von der Grotte des Kyklopen zu entfernen. Allein bevor Odysseus wieder zu den Schiffen gelangen kann, kommt Polyphemos vom Aetna zurück, auf welchem er gejagt hatte, erblickt den Odysseus nebst seinen Gefährten und hält sie für Seeräuber, welche gekommen wären, ihn seiner Heerden, seines Käses und seines Milchvorraths zu berauben. Silenos, von Schrecken außer sich, stellt sich nun, als habe ihn Odysseus gemißhandelt, weil er die Sachen des Polyphemos gegen ihn in Schutz genommen, und setzt hinzu, der Ithaker habe selbst gegen den Kyklopen gewaltige Drohungen ausgestoßen. Polyphemos, nach Menschenfleisch begierig, das ihm Silenos als sehr wohlschmeckend anpreist, giebt Befehl die Gefährten des Odysseus

*) M. f. Homeros's Odyssee, IX, 196. Buhle über das satyrische Drama, S. 12. 13.

zu schlachten. Vergebens straft der Ithaker den Silenos der Lügen und bittet den Kyklopen um Schonung. Er bekommt den Befehl, in die Grotte zu gehen, worauf der Chor die Gefräßigkeit und Grausamkeit des Kyklopen züchtigt. Heimlich der Grotte entronnen, erzählt der Held alsdann dem Chor, der Wüthrich habe vor seinen Augen zwei seiner Gefährten verschlungen, und mehrere Becher seines Weins geleert, so daß er hoffentlich bald in Schlaf verfallen werde. Zugleich eröffnet er ihm seinen Plan, den Barbaren zu blenden, und bittet ihn dazu um Beistand: denn hierdurch werde auch er in den Stand gesetzt werden, von Sicilien zu entkommen. Der Chor verspricht alles, und die Hoffnung, Griechenland bald wieder zu sehn, erfüllt ihn mit der lebhaftesten Freude. Der Kyklop, bereits trunken, stößt die albernsten Scherze aus, und trägt dem Chor auf, den Schlauch aus der Höhle zu seinen Brüdern zu tragen, damit sie sich gleichfalls gütlich thäten. Während des bringt ihm Silenos einen Becher voll Weins nach dem andern, bis der Barbar in den tiefsten Schlaf verfällt. Hierauf macht Odyßseus Anstalten zu der beabsichtigten Blendung. Die Sache gelingt, wiewohl die Satyrn ihr Versprechen nicht erfüllen, und der Ithaker entflieht, nachdem er den Tod seiner Gefährten hinlänglich gerächt hat. Das Satyrische und Komische dieses Satyrspiels ist nicht zu verkennen. Umringt von einem Chor von Satyrn, und vom Wein des Odyßseus begeistert, schwärmt Silenos herum, spricht Zweideutigkeiten, bringt platte Scherze hervor, und macht nicht selten ziemlich schmutzige Anspielungen. Polyphemos ist nicht der, wie ihn Theokritos uns schildert. Sein Charakter ist epikurisch: er spottet der Donner des Königs der Götter, und lacht in seiner Grotte des himmlischen Blitzes. Auch das Gemälde des Odyßseus ist sehr grotesk und in Hogarth's

Manier gearbeitet. Allein trotz alles dessen, was einen gebildeten Geschmack und die Beschaffenheit unsrer jetzigen Sitten beleidigt, kommen doch auch witzige Züge und lachende Wahrheiten genug vor, die das Genie eines Euripides kenntlich machen. *)

4. Komischsatyrisches Drama.

43.

Charakter und Geschichte dieser Dichtart.

Außer dem tragischsatyrischen Drama oder dem Satyrspiel entwickelte sich in Griechenland bald noch eine andre mit ihr verwandte dramatische Dichtart, das komischsatyrische Drama. Die eigentliche Zeit des Ursprungs dieser Gattung von satyrischer Poesie läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht bestimmen. So viel ist indess gewiß, daß sie zu den Zeiten des Sophokles und Euripides, wo das Satyrspiel sich zur schönsten Blüte entfaltete, bereits vorhanden war. Die von dem Mitylener Alkäos, dem Zeitgenossen des Aristophanes, erwähnte Komödotragödie gehört unstreitig in diese Klasse. Eben so erwarben sich auch Anaxandrides aus Rhodos oder Kolophon, im Zeitalter des Philippos, Ophelio, Jophon und andre um diese Dichtart nicht unbeträchtliche Verdienste. **)

*) Man sehe Clodius's Versuche, 123. Der Kyklop des Euripides drei Akte, übersetzt von Höpfner, 1792. Euripides Cyclops recensuit et perpetua annotatione illustravit J. G. Chr. Hoepfner, Lipsiae 1789.

**) M. sehe über diese Dichtart vorzüglich H. Prof. Eichstädt: De Dramate Graecorum comico-satyrico, wo alles sehr deutlich auseinander gesetzt ist.

Am meisten aber fing sie an ihr Haupt zu erheben, als die neuere Komödie in Verbindung mit mehreren andern Umständen dem Satyrspiel einen tödtlichen Stofs gab. In dieser ihrer blühendsten Periode trug besonders der Athener Timokles, ein Dichter von sehr munter und witziger Laune, sehr viel zu ihrer Vervollkommenung bei. Von einer Menge dramatischer Arbeiten, die er verfertigte, und die bis auf einige Bruchstücke ein Raub der Zeiten geworden sind, werden zwei satyrische Dramen genannt, obgleich sehr wahrscheinlich ist, daß er mehrere Stücke dieser Art geliefert hat. Ueberhaupt sind die Nachrichten der Alten von den verschiedenen Arten des Drama's, theils so unvollständig, theils so verworren, daß oft der Faden der Ariadne erfordert wird, um sich aus diesem Labyrinth herauszufinden. Vorzüglich mischen sie unter dem Namen des Satyrspiels alle dramatischsatyrische Dichtarten unter einander, ohne zu ihrer Unterscheidung auch nur einen Wink zu geben. Dazu kommt noch, daß das komisch-satyrische Drama nicht immer seinen alten Namen beibehielt, sondern denselben hin und wieder, entweder wegen der damit vorgenommenen Veränderungen, oder um die Zuschauer durch neue Benennungen zu reizen, mit andern vertauschen mußte. So nannte man es wahrscheinlich bald Komödotragödie, bald Hilarotragödie. Zum wenigsten führen die satyrischdramatischen Arbeiten des Rhinthon, die durchaus das Gepräge des komischen Schauspiels trugen, den Namen der Hilarotragödien. Vielleicht sind auch die von mehreren Alten erwähnten Phlyakographien nichts anders, als komischsatyrische Dramen. *) Doch genug von einer

*) Das Wort *φλυαγ* wird von Hesychios durch *γελωπότης* erklärt, welches einen Lustigmacher bedeutet. Hieraus ist wahrscheinlich, daß Hilarotragödie und Phlyakographie nur verschiedene

Sache, die sich nicht leicht zur Gewissheit bringen läßt! Statt dessen wollen wir lieber den Charakter dieser Dichtart, so gut er sich aus bloßen Bruchstücken erkennen läßt, anzugeben suchen. Das Erste, was bei einer Vergleichung des komischsatyrischen Drama's mit dem Satyrspiel in's Auge fällt, ist die Verschiedenheit des darin behandelten Stoffs, oder der Fabel. Das letztere schöpfte seinen Stoff, so wie die Tragödie, aus dem Mythenkyklos, wobei die Dichtung jedoch noch immer freies Spiel behielt. Das komischsatyrische Drama hingegen, wiewohl es die Mythengeschichte nicht ganz verschmähte, entlehnte seinen Inhalt doch meistens aus dem alltäglichen Leben. Seine Absicht war, durch Spötereien und lustige Einfälle aller Art, ja nicht selten durch kindische Possen und schamlose Scherze, das Zwerchfell der Zuschauer zu erschüttern. Mit einer lachenden Mine Wahrheiten zu sagen, und durch Spott zu bessern und Nutzen zu stiften, wie die Komödie, daran lag ihm eben so wenig, als, nach dem Beispiele des Satyrspiels, zugleich den Kenner auf eine vernünftige Art zu unterhalten, und den gemeinen Mann zu belustigen, wozu der zweifache Charakter der Satyrn sehr geschickt war. Nicht das Satyrischlächerliche war es, worauf es arbeitete, sondern das Komischlächerliche: es stellte lachende Personen auf, nicht verächtlichwerthe. Daher wählte es gern Tragödien zum Gegenstande seiner Laune, die es durch eine muthwillige Nachäffung entstellte, deren Inhalt es verdrehte, deren Personen es verlachte. Zwar that die sogenannte mittlere Komödie häufig dasselbe: allein sie parodierte nur einzelne Stellen der Trauerspiele, da das komischsatyrische Drama hingegen sich auf das Ganze bezog,

Namen für eine Sache waren. Dieser Vermuthung stimmt auch Suidas unter dem Worte *φλαγος* bei.

das es veränderte, entstellte, verdrehte. Die erstere begnügte sich mit der blossen Parodie; das letztere hingegen travestirte. Durch dergleichen Travestirungen that sich besonders Rhinthon sehr hervor, dessen Stücke sämmtlich Namen mythischer Personen führten. *) Uebrigens fehlte es dem komischsatyrischen Drama an der zu einer Tragödie oder Komödie durchaus nöthigen Verwicklung, an der Schürzung und Auflösung eines Knotens, an einer richtigen und klugen Vertheilung der Handlung. Hierauf kam es ihm entweder gar nicht an, indem es bloß darauf ausging, durch seltsame Pöffen und Einfälle das Zwerchfell zu erschüttern, oder es erhob sich nie zu dem Grade der Vollkommenheit, daß es sich auch hierin gehörig entwickelt hätte. Endlich unterschied sich diese dramatische Dichtart vom Satyrspiel, so wie von der Komödie, (wenigstens in den beiden ersten Perioden) und vom Trauerspiel, noch durch die Abwesenheit des Chors, dessen wir nie bei der Hilarotragödie erwähnt finden. Wenn nun gleichwohl diese Schauspielgattung selbst dem Namen nach unter die Klasse des satyrischen Drama's gerechnet wurde, so liegt der Grund davon entweder in der Gleichgültigkeit der Alten gegen bloße Namen, oder in einer gewissen Sorglosigkeit und weniger ängstlichen Genauigkeit, oder endlich darin, daß man bei Travestirung der Tragödien, um desto mehr Lachen zu erregen, die Heroen oft in einem so sonderbaren und lächerlichen Aufzuge auf die Bühne führte,

*) Von der Parodie ist schon oben bei der Geschichte der griechischen Satyre gehandelt worden. Parodie giebt dem Gedicht durch Aenderung einzelner Wörter und durch Verknüpfung der Nebenvorstellungen mit einem andern Hauptgegenstande einen veränderten Sinn. Wird hingegen die Manier beibehalten, und die Hauptgedanken eines Gedichts mit Nebenvorstellungen andrer Art verbunden; so wird es Travestirung.

daß sie den Satyrn nicht unähnlich waren. Ja, zuweilen pflegte man auch wohl, wenn man einen seiner Zeitgenossen zum Gegenstande des Hohngelächters machen wollte, ihn zu mehrerer Sicherheit, in einen Satyr verkappt, auf das Theater zu bringen. Je lächerlicher nun schon die bloße äußere Gestalt des Satyrs war, desto mehr fanden die übrigen Personen des komischsatyrischen Drama's Stoff, sich über ihn lustig zu machen, und dem allgemeinen Gelächter preiszugeben. Die Absicht der Aufstellung der Satyrn war dann aber durchaus von dem Zweck verschieden, weshalb man sie im eigentlichen Satyrspiele auf die Bühne brachte. Denn im letzteren Falle sollten sie unter der Hülle der ländlichen Einfalt und Munterkeit allerlei nützliche Wahrheiten in Umlauf bringen, im ersteren aber ward bloß das Lächerliche ihrer Figur und ihres Charakters beabsichtigt. Wollte man außerdem auch noch darin einen Unterschied zwischen dem komischsatyrischen Drama und dem Satyrspiel setzen, daß jenes vom Lustspiel unabhängig auf die Bühne gebracht wurde, dieses aber gleichsam zur Erheiterung hinter der tragischen Muse auftrat; so wäre dieses unterscheidende Merkmal nur nicht wesentlich und dauerhaft, indem es noch nicht erwiesen ist, daß das tragischsatyrische Drama nie anders, als hinter Tragödien aufgeführt wurde.

5. Mimen.

44.

Charakter und Eintheilung der griechischen Mimen:

Andre nachzuahmen, ist dem menschlichen Geiste so eigen, daß man Kinder und ungebildete Völker nichts so gern thun sieht, als dies. Wer aber ist den Trieben und Eingebungen des Herzens wohl noch getreuer und folgsamer, als diese, von der Kunst und dem geselligen Zwange noch unveränderte, Zöglinge der Natur? Allein fast eben so gern, als der Mensch auf der niedern Stufe der Kultur und gesellschaftlichen Verfeinerung Andre nachahmt, verweilt auch selbst der Gebildete bei mimischen Darstellungen der Sitten und Handlungsarten Anderer. Nur ist dabei der Unterschied, daß der Mann von Geschmack und Erziehung nur an solchen Nachbildern fremder Charaktere, Sitten und Unterhaltungsart Vergnügen findet, die sein Zartgefühl nicht beleidigen, und sich durch Wahrheit, Feinheit und Interesse auszeichnen. Der rohe Natursohn, oder der große Haufe, dagegen wird sich mehr bei der nachahmenden Darstellung solcher Dinge gefallen, welche den Sinnen näher liegen, und ihm mehr Gelegenheit zum Lachen, als zum Nachdenken und zur Bewunderung der Aehnlichkeit geben. Kein Wunder also, wenn es auch in Griechenland schon frühzeitig nicht nur überhaupt poetische Darstellungen fremder Eigenheiten, Sitten und Manieren gab, sondern wenn diese Mimen nach Verhältnis derjenigen Volksklasse, für welche sie verfertigt wurden, sich auch durch größere oder geringere Feinheit, Sitte und Würde auszeichneten. *) So lange

*) M. f. über die Mimen der Griechen Valkenaer ad Theocriti Adoniazusas 193 — 209.

die Griechen noch von Wohlstande und Sittsamkeit schwache, oder gar keine Begriffe hatten, so lange sie noch ihrer Sinnlichkeit lieber folgten, als dem noch ungebildeten Verstande, so lange waren ihre Mimen auch noch schmutzige und unanständige Possen. Ja dies blieben sie auch noch in der Folge, so fern man sie für den grossen Haufen bearbeitete. Sorgte der Mimendichter dagegen für die gebildete Klasse seiner Nation, so ertheilte er seiner Arbeit einen höheren Grad des Ernstes und der Würde. So viel wir aus den Nachrichten der Alten schliessen können, waren die griechischen Mimen Gesellschaftstücke, oder Gemälde geselliger Kreise in dialogischer Form, worin durchaus die Sitten, Manieren und der Ton der jedesmal dargestellten Personen aufstreuft nachgeahmt wurden. Schon frühzeitig gab es daher in Griechenland zwei Arten von Mimen, eine lustige und eine ernsthafte. Zu der ersteren Gattung rechnen einige die Magoden, und Lyfioden, zu der letzteren gehörten die Mimen des Sophron von Syrakusa. Jene waren voll von Zügellosigkeit und Ueppigkeit, indem Kuppler, Trunkene, Wollüstlinge und andre sittenlose Menschen darin redend und handelnd dargestellt wurden. Die Spartaner nannten ihre Mimen Dikelisten, und es traten darin bald fremde Aerzte, bald Diebe auf, die Früchte stahlen. Die Mimen des Sophron hingegen waren ernsthafter Gattung, hatten die dialogische Form, und waren in sehr wohlklingender Prosa geschrieben. Wie wahr und interessant diese Gesellschaftstücke müssen gewesen seyn, zeigt der grosse Beifall, womit der geistvolle Platon sie las, der sie so gar bei Verfertigung seiner Dialogen als Muster gebrauchte. Mehreren derselben lag eine Art von Fabel zu Grunde, weshalb Sophron von einigen der Alten mit unter die Komiker gerechnet ist. In allen aber redeten und handelten die darin aufgestellten Per-

sonen durchaus, wie ihr Charakter, ihr Stand, ihr Geschlecht und der Grad ihrer Bildung es mit sich brachte. *) Nach seinem Muster soll Theokritos mehrere seiner Idyllen, hauptsächlich das Adonisfest, gearbeitet haben.

*) Die griechischen Mimen waren nicht für die Bühne gearbeitet, wie die römischen, sondern bloße Gesellschaftsstücke. Sophron lebte zur Zeit des Euripides. M. f. Fabricii Bibliotheca graeca II, 493 f.

II. Römische Poesie.

1. Sprache.

I.

Ausbildung und Verfall der lateinischen Sprache.

Die Sprache einer Nation steht mit der Kultur derselben in der genauesten Verbindung. *) Kein Wunder also, wenn die lateinische Sprache, so lange die Römer noch an nichts dachten, als an Krieg und Waffen, noch sehr roh, ohne Wohlklang und Bildung war. Als die Römer mit der Zeit durch die gebildeteren Hetrusker, durch ihre auswärtigen Eroberungen und besonders durch die Bezwingung des untern Theils von Italien, an Kultur gewannen; so machte auch ihre Sprache einige Fortschritte. Allein so lange es einem Volke noch an Schriftstellern mangelt, so lange geht es mit der Entwicklung und Ausbildung seiner Sprache auch nur langsam. Daher bemerkte man die Fortschritte der römischen Sprache erst da recht deutlich, als man es versuchte, sich derselben zum schriftlichen Ausdruck seiner Gedanken und Empfindungen zu bedienen. Dies geschah, nachdem man mit den Griechen in einen näheren Verkehr gekommen war, und die Werke ihres Geistes

*) Jo. Georgii Walchii historia criticae latinae linguae, Lipsiae 1761.
Jo. Nic. Funck de origine, pueritia, adolescentia, virili aetate, imminente senectute etc. latinae linguae, Marburgi 1720 — 36.

Geistes kennen lernte. Die dramatische Dichtkunst eröffnete die Bahn, auf welcher sich das römische Genie nachmals so viel Lorbeern verdiente. Schon sehr gebildet war der römische Ausdruck, als Ennius sich denselben zu mehreren poetischen Werken bediente. Nun begann auch die Prosa ihre Vervollkommnung. Kato der Aeltere schrieb in ihr seine Geschichte und seine Bücher vom Ackerbau. Die Sprache des Terentius und Varro hat bereits einen beträchtlichen Grad von Gewandheit und Reinheit. Allein erst mit dem Zeitalter des Sylla beginnt die schönste Blüthe der römischen Sprache. Jetzt wurden mehrere griechische Provinzen ein Raub der römischen Waffen, eine Menge Hellenen suchten in Rom ihren Unterhalt, und die Großen fingen an den Umgang mit den Mufen angenehm und lehrreich zu finden: lauter Umstände, wodurch ein allgemeiner Wettstreit rege wurde, der Sprache mehrere Vollkommenheit zu verschaffen. Redner, Dichter und Geschichtsschreiber boten sich dazu gemeinschaftlich die Hände: es wäre daher ein Wunder gewesen, wenn der römische Ausdruck nicht bald seiner Vollendung nahe gekommen wäre. Jetzt erhielt derselbe über alle übrigen Dialekte den Vorrang, und ward Sprache des Hofes und der Schriftsteller. Man unterschied von ihm die Sprache des Landes (*sermo rusticus*) und der eroberten Provinzen. (*sermo peregrinus*.) Die erstere war eine fehlerhafte Art zu reden so wohl in der Biegung, Aussprache und Verbindung der Wörter, als auch im Gebrauche vieler Idiotismen, Solöcismen und schlechter Ausdrücke. Sowohl der vornehme, als der niedere Pöbel bediente sich dieser Sprache, und zwar nicht allein auf dem Lande und in den Municipien, sondern auch zu Rom. Die Sprache in den eroberten Provinzen endlich, war voll von fremden Ausdrücken, Wortfügungen und Biegungen, die aus der ursprünglichen Mundart des bezwungenen

Volks in die Sprache der dafelbst lebenden Römer übergingen. Die Sprache der Schriftsteller und der gebildeteren Klasse des römischen Volks (*sermo urbanus*) dagegen erhob sich bald zur Eleganz, wofür es selbst dem Pöbel nicht an feinem Gehöre fehlte. Cicero, Cäsar, Virgilius, Horatius, Ovidius, Nepos, Livius und einige andre trugen durch ihre Bemühungen zu dieser hohen Ausbildung nicht wenig bei. Doch leider erhielt sich die lateinische Sprache nicht lange auf dieser hohen Stufe der Bildung. Nach Augustus's Tode verschwand der sogenannte Originalgeist aus der römischen Litteratur, und man war zufrieden, die früheren Muster in Poesie und Prosa nachzuahmen. Schon hierdurch verlor die Sprache beträchtlich, noch mehr aber begann sie auszuarten, als die Schriften der Römer auch außerhalb Italien gelesen wurden, und ihr Ausdruck sich selbst über die Provinzen verbreitete. Nun entstellte man sie allenthalben mit fremden Wörtern und Wendungen, und raubte ihr dadurch ihre Originalität und Reinigkeit. Dennoch fehlte es auch jetzt noch nicht an einigen guten Schriftstellern, die selbst in Absicht des Ausdrucks zu empfehlen sind, als Paterculus, Valerius Maximus, Celsus, Quintilianus, Plinius der ältere und jüngere, Tacitus, Suetonius, Phädrus, Lucanus, Silius, Martialis und einige andere. Allein bei allen Vorzügen ihrer Schreibart fehlt es ihnen doch an jener edlen Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks, die man bei einem Cäsar, Cicero und Nepos findet. Noch weit beträchtlicher aber ward das Verderbnis der Sprache in der folgenden Periode. Die Schreibart und der mündliche Ausdruck der Römer ward nicht weniger ein Gemisch von fremdartigen Worten, als die Nation aus Landsleuten aller Himmelsstriche zusammengesetzt wurde. Eine Menge neuer Redensarten, Wortfügungen, Wendungen und Eigenheiten ging in dieselbe über: die alten

Bedeutungen gingen nicht selten verloren und neue traten an ihre Stelle: die poetische Diktion drängte sich in die Prosa. Auf diese Art ward die Sprache gerade mit den Mängeln und Fehlern wieder behaftet, aus welchen sie sich zur Zeit ihrer höchsten Blüthe glücklich herausgearbeitet hatte. Affektation, Schwallst oder Mattigkeit sind meistens das Gepräge der Schriften aus diesem Zeitraum. Dennoch giebt es noch einige Römer, die sich nicht durch die Flut des grossen Haufens mit fortreissen liessen, sondern sich den edlen und klassischen Ausdruck durch das Studium früherer Muster zu eigen zu machen suchten. Die Panegyriker dieser Periode würden in Absicht der Sprache nicht zu verwerfen seyn, wenn ihre Geschmacklosigkeit und ihre armfelige Schmeichelei und Witzelei sie nicht unangenehm und verächtlich machte.

2. Gedichte.

2.

Kurze Uebersicht der römischen Poesie in diesem Zeitraum.

Die dramatische Poesie fand am ersten in Rom Eingang und Aufnahme. Sie sorgte für das Vergnügen, dies diente ihr am meisten zur Empfehlung. Livius Andronikus, ein Grieche von Geburt, verdrängte die Possenspiele toskanischer Histrionen von der römischen Bühne und besetzte sie mit regelmässigen Trauerspielen. Auf gleichem Wege brachen sich Nævius, Attius und Pakuvius Lorbeern. Allein noch mehr Verdienste um das römische Drama, einen fruchtbaren Sprössling des saftreichen griechischen Stammes, erwarb

sich Ennius, dessen Studium dem Lukretius und Virgilius äusserst nützlich wurde. Dennoch darf man noch von keinem dieser Dichter einen reinen Geschmack erwarten. Der Charakter derselben ist Stärke der Gedanken und des Ausdrucks, mit einem ziemlichen Grade von Rauigkeit verbunden. Man begnügte sich, in den Spuren der Griechen einherzugehen, ohne an eigene Originalität zu denken. Selbst in den späteren Zeiten trägt die römische Poesie noch das Gepräge dieses griechischen Geistes. So grosse Köpfe es auch unter den Römern gab, so fanden sie es doch bequemer, auf einem schon gebahnten Pfade, an der Hand erfahrner Wegweiser, einherzugehn, als sich ohne Führer eigene Wege zu bahnen. Plautus verräth bei allen seinen eigenthümlichen Schönheiten doch allenthalben, daß er sich in der Schule griechischer Komiker bildete, und Terentius würde vielleicht noch vollendetere Muster des Geschmacks, der Einsicht und der Charakterzeichnung geliefert haben, wenn er sich nicht zu sehr an den griechischen Menander angeschlossen hätte. Nach dem Zeitalter des Terentius, stand die dramatische Poesie der Römer mit einemmal stille. Der Grund davon lag theils in der Bequemlichkeit der römischen Dichter, die, nachdem sie keine griechischen Dramatisten zur Nachahmung mehr vorfanden, lieber diese ganze Dichtart aufgaben, als neuen Stoff aufsuchten, theils in dem veränderlichen Geschmack des grossen Haufens, auf dessen Vergnügen alle Schauspielarten zu Rom berechnet waren, und der bald an elenden Fechterspielen und andern öffentlichen Grausamkeiten mehr Unterhaltung fand, als an den geistvollsten Komödien. *) Und da die römischen Drama's dieser Gattung weder den Kennt-

*) M. s. die kurze Geschichte der römischen Dichtkunst in den Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen I, 1.

nissen und Geisteskräften der Römer angemessen waren, noch Dinge vorstellten, die aus dem Kreise des alltäglichen Lebens gehoben, ihre Neugierde reizten und unterhielten, noch ihnen durch Darstellung ihrer Sitten und ihrer Denk- und Empfindungsart schmeichelten, so war ein solcher Wankelmuth nicht sehr zu verwundern. Dieselben nachtheiligen Umstände hielten auch das römische Trauerspiel zurück, und ließen es noch um so weniger zur Vollkommenheit emporstreben, in je höherem Grade die darin vorkommende Welt griechisch war, als im Lustspiel. Denn die mythische Geschichte der Griechen, woraus man die Personen der Tragödie wählte, war dem großen Haufen eben so unbekannt, als die Sitten der Griechen. Unmöglich konnt' er daher so vieles Vergnügen daran finden, als sie dem patriotischen und des mythischen Alterthums seiner Nation vorzüglich kundigen Griechen gewährte. Mit dem Verfall der dramatischen Dichtkunst aber war es noch nicht um alle Zweige der römischen Poesie geschehen, sondern es begannen nach und nach immer neue Aeste Knospen zu treiben, und Früchte zu tragen. Lukretius Karus verfertigte ein didaktisches Gedicht über das Wesen der Dinge, wozu er den Stoff aus dem System des Epikuros geschöpft hatte. Noch berühmter wurden Virgilius und Horatius, beide nicht minder, als jener, Zöglinge der Griechen. Der erstere hatte große und mannigfaltige Kenntnisse, einen gebildeten Verstand und einen Geschmack, dem nichts an Feinheit und Richtigkeit gleichkam. Er schuf sich eine neue poetische Sprache, und gab derselben den höchsten Grad des Wohlklangs und der Vollendung. Theokritos, Hesiodos und Homeros waren seine Muster, die er jedoch mit eigener Originalität nachahmte. Horatius zeichnete sich durch eine feurige Phantasie aus, woran es dem Virgilius in etwas scheint gefehlt zu haben, besaß eine zarte Em-

pfandsamkeit, und übte eine unbeschränkte Herrschaft über die Sprache in dem mechanischen Theile der Dichtkunst. Was Virgilius für das Epos wurde, das ward Horatius für die Lyrik, wobei Archilochos, Alkaios, Sappho, Alkman und Stesichoros ihm als Muster dienten. Allein so hoch er auch die lyrische Poesie durch seine glückliche Bearbeitung emporhob, so fand er doch wenig Beifall und Nachahmung. Sie ward zu wenig durch die politische Verfassung der Römer begünstigt, als daß sie sich hätte erhalten können. Die aus dem Griechischen verfertigten Uebersetzungen des Katullus kommen nicht sehr in Anschlag. In seinen Sermenen behandelte Horatius mit vieler Einsicht und Menschenkenntniß verschiedene Gegenstände des gemeinen Lebens. Die darein verwebten Schilderungen, Thorheiten und Lächerlichkeiten seines Zeitalters waren nur Nebensache. Seine Episteln verrathen den Mann von feinem Ton und Witze, von großer Bekanntschaft mit der Welt, von tiefem Verstande, zugleich aber auch von edlen Gefinnungen, von unerschütterlicher Rechtschaffenheit, von warmen Zutrauen zur Menschheit. Nicht minder bewundernswürdig von Seiten des witzigsten Kopfs, der seltensten Talente und der unerschöpflichsten Fülle des Geistes war Ovidius, ein Dichter, dem es nur an Weisheit und an Gründlichkeit des Verstandes fehlte, um alles zu verdunkeln. In welchem Fach der Dichtkunst er um den Lorbeer rang, er verdiente es, damit gekränzt zu werden. Seine mythischen Erzählungen, seine Lehrgedichte, seine Heroiden, seine Elegien, alles trägt den Stempel eines geschmackvollen und fruchtbaren, aber nicht selten nur gar zu üppigen, Geistes. Als Elegiker erhielt er an Tibullus, Katullus, Propertius und Gallus nicht zu verachtende Nebenbuhler. Der erste trug seine Empfindungen in einer schönen, blühenden und edlen Sprache vor, und war natür-

licher als Propertius. Dieser verwandte zu viele Zeit auf das Studium der Alexandrinischen Dichter, besonders des Kallimachos, als daß er nicht, nach dem Beispiele seines Mußters, den Flitterstaat einer gefuchtem Gelehrsamkeit einer edlen Einfalt und Natürlichkeit vorgezogen hätte. Die besten Werke des Katullus aber sind dem Anschein nach grofsentheils Uebersetzungen aus dem Griechischen. Sehr traurig ist die dem aufmerksamen Forscher allenthalben sich aufdrängende Bemerkung, daß die Kultur des Geistes nicht lange auf dem Gipfel ihrer Vollendung verweilen kann, ohne allmählig wieder in die Barbarei zurückzusinken. Diese Bemerkung machen wir leider! auch an den Römern. Kaum hatte mit der Kultur derselben sich die Poesie zu einer gewissen Blüthe erhoben, so begann sie auch schon wieder ihrem Untergange entgegenzuwelken. Der Despotismus tödtete mit dem letzten Reste von Freiheit auch alles Edle, Schöne und Grofse in der Dichtkunst. Die grofsen Köpfe, welche die Natur nicht aufhörte hervorzubringen, wurden unterdrückt und scheu gemacht, oder erhielten eine schiefe Richtung. An die Stelle des Grofsen, Schönen und Edlen trat der Geist der Kleinigkeiten und die unselige Sucht, mit einem schimmernden Witze zu blenden. Die Poesie ward ein Gewerbe: nicht Begeisterung entflamnte, wie sonst, den Geist zum Gesange, sondern der Wunsch sich irgend einem Grofsen zu empfehlen, in dessen Glanze man sich sonnen wollte. Versmacher gab es jetzt die Menge, aber nicht von der Natur geweihte Dichter. Vorzüglich trug der Stoiker L. Annäus Seneka durch sein Hantieren nach Antithesen, durch seine Jagd nach schön klingenden Sentenzen, durch seine gezwungene Kürze dazu bei, den Geschmack seines Zeitalters zu verderben. Denn die besten Köpfe folgten seinem Beispiel und suchten durch Künstlichkeit und Gernwitz zu gefallen. Die

vorzüglichsten Dichter dieser Periode waren noch diejenigen, die sich nach dem Muster eines Virgilius, Horatius und andrer Sänger des goldenen Zeitalters der römischen Poesie zu bilden suchten. Unter diese gehörten hauptsächlich *Lukanus* und *Silius*, die sich beide durch das Studium der Aeneis zu begeistern und auszubilden wußten. Sie wählten Vorfälle aus der vaterländischen Geschichte zu ihren epischen Gedichten: allein es fehlte ihnen an jenem Leben und Feuer der Phantasie, das alles zu beseelen und interessant zu machen weis. Die scheinbar aus ihren Werken hervorathmende Begeisterung ist ein kalter Stral, der weder erwärmt noch verschönert. Auch strebten sie sichtbar, durch Gelehrsamkeit ihrem Vortrage Würde und ihrer Schreibart Feierlichkeit zu geben. Allein noch weit auffallender haschten ihre Nachfolger *Statius* und *Valerius Flaccus*, nach dem Beispiet ihrer Vorbilder, der Alexandriner, nach dem Scheine tiefer Kenntnisse und gründlicher Einsichten in das Alterthum. Das Ungewöhnlichste war ihnen das liebste, das Seltsamste das willkommenste. Auch die beiden Satyriker dieses Zeitalters, *Juvenalis* und *Persius*, wußten die Gränzlinie des Schönen und Wahren nicht immer sorgfältig genug in Acht zu nehmen. Dem letzteren fehlte es an dem gehörigen Maasse Welt- und Menschenkenntniß, an Feinheit des Tons und an der nöthigen Darstellungsgabe. Statt der feinen Ironie des Horatius findet man bei ihm dunkle Allegorie, statt geläuterter Lebensweisheit rauhen Stoicismus, statt sanfter Wärme deklamatorische Hestigkeit. *Juvenalis* ging noch weiter, er vertauschte die sanfte Spöttei des *Venusiners* mit Galle. *) Statt die Thorheiten und Laster seines Zeitalters nur

*) Umständlicher wird dies weiter unten ausgeführt werden, wenn wir zur eigentlichen Beurtheilung seiner Werke kommen.

zufällig zu züchtigen, wie in den Sittengemälden des Horatius geschehen ist, macht er die Rüge derselben zur Hauptsache. Am meisten gefällt er sich in der Malerei verderblicher Ausschweifungen und Laster, wo ihm die grellsten Farben und die härtesten Striche die liebsten sind. Wo Horatius's lachender Satyr mit leichter Hand die Geißel schwingt, da zerfleischt Juvenalis mit blutiger Peitsche die Gegenstände seines censorischen Eifers. Kurz, seine Satyren verrathen allenthalben den gesunkenen Geschmack und die deklamatorische Künstlichkeit des Zeitalters, worin sie entstanden. Noch mehr aber tragen die unter Senekas Namen erhaltenen Tragödien dieses abschreckende Gepräge. Vergebens sucht man in denselben glückliche Nachbildungen griechischer Tragiker. Sie sind nichts als deklamatorische Uebungen, und einzig darauf berechnet, alles, was in einer gegebenen Lage gedacht und gesagt werden konnte, auszukramen. An einem wohlangelegten Plane, an Natur und Wahrheit fehlt es gänzlich. Die Helden dieser Stücke sind, wie ein geschmackvoller Kenner sagt, insgesamt Ungeheuer in Tugend und Laster; Fatalisten und Stoiker. Sowohl deshalb, als vorzüglich darum, weil die Zeit der dramatischen Poesie zu Rom längst dahin war, fanden sie auch bei den Zeitgenossen des Verfassers keinen Beifall. Man hatte jetzt nur noch Sinn für die Mimen und Pantomimen, die man sogar mit einer Art von leidenschaftlicher Wuth besuchte. Durch Hadrian's Begünstigungen hätten die römischen Musen sich wieder heben können: allein die Zeiten der Blüthe waren vorüber. Auch pflegte dieser Kaiser, der sich selbst als ein Kenner der Dichtkunst zeigte, mehr das Seltsame und Ausländische, als das wahre Schöne. Alte verschlagene Wörter und Ausdrücke des Ennius und Lucilius wieder aus dem Schutt des Alterthums hervorzufuchen und in Umlauf zu bringen, war ihm lie-

ber, als der Dichtkunst ihre verlorengegangenen Reize wieder zu verschaffen. Er selber schränkte sich meistens auf die Verfertigung von Epigrammen ein, wozu ihm Martialis gute Muster hinterlassen hatte. Ausser ihm, der auch im Griechischen nicht ganz verwerfliche poetische Versuche wagte, zeichneten sich in diesem Zeitalter auch noch Petronius und Klaudianus aus. Der erstere kannte die wahre Schönheit, allein sein Zeitalter führte ihn häufig irre. Dem letzteren fehlt es nur an Erfindung und lebhafter Darstellung, um den besten lateinischen Dichtern an der Seite zu stehen. Die folgenden lateinischen Dichter zeigten nichts als Armuth des Geistes und Künstlichkeit. Am meisten zeichnete sich unter ihnen noch Apulejus aus, dem es nicht an dichterischen Talenten mangelte, wohl aber an Geschmack und feinem Gefühl für Wahrheit und Schicklichkeit. Sein aus den Ueberbleibseln der ältesten römischen Dichter zusammengeplündert Styl verrieth nur zu deutlich, daß er die wahre Schönheit nicht kenne. Die bald nach ihm eintretende Barbarei machte durch ihren Schatten, daß die wenigen ihm eigenen Verdienste noch heller strahlen, als dies ausserdem geschehen wäre. Eine genauere Auseinandersetzung der verschiedenen Produkte der römischen Poesie in dieser Periode mögen nun die einzelnen Züge dieses kurzen Gemäldes bewahrheiten.

1. Das Epos.

a. Vollständigere Epöen.

3.

Virgilius's Aeneis, Lukanus's Pharsalia.

Virgilius verdient unstreitig eben so sehr der erste Epiker unter den Römern genannt zu werden, als Homeros unter den Griechen. *) Der Beifall, den er bei den Gebildeteren seiner Zeitgenossen erhielt, hat sich bis auf unsre Zeiten erhalten, und wird ihm auch in Zukunft bei allen Kennern wahrer Schönheit bleiben. Der Plan seines Epos ist sehr weitläufig. Er schränkt sich nicht bloß auf die Niederlassung des Aeneas in Italien ein, sondern umfaßt auch noch die Zerstörung der Stadt Troja, als die erste Veranlassung zu dem Zuge des Helden, die auf seinen weitläufigen Reisen bestandenen Abenteuer, und die nach seiner Niederlassung erfolgten Kriege. Allein ungeachtet dieser Weitläufigkeit ist der Plan doch eben so fein und richtig angelegt, als meisterhaft ausgeführt. Die Vorfälle und Begebenheiten sind insgesammt auf das natürlichste und schönste unter einander verbunden. Ueberall bemerkt man das Band der Einheit, das sie zusammenhält. Ob Mangel an Zutrauen in die schöpferische Kraft seines Geistes den Dichter vermochte, seinen Plan so weit auszudehnen, und ob eben dies Mißtrauen ihn auch zu den beständigen Nachahmungen des Homeros verleitete, wer

*) P. Virgilius Maro ward 70 Jahre vor Christus, 684 nach Erbauung Rom's geboren. Andes, ein geringer Ort bei Mantua, war sein Geburtsort. P. Virgilii Opera perpetua annotatione illustrata a Chr. Gottl. Heyne 1788. Virgil's Aeneis, übersetzt v. Jani, 1 Theil. Halle 1785.

vermag dies jetzt mit Gewissheit zu entscheiden? An poetischem Geiste fehlte es ihm wenigstens nicht, um sich selbst zum Original zu erheben. Ausserdem waren seine Kenntnisse groß und mannigfaltig, sein Verstand gebildet und tief, sein Geschmack fein, richtig und gründlich. Mit solchen Talenten ausgerüstet, konnte er alles wagen. Allein die Meisterwerke der Griechen hatten einmal, und dies mit Recht, ein so hohes Ansehen zu Rom erlangt, daß man sie für unwandelbare Ideale der Schönheit hielt, an die sich jeder, der den dichterischen Lorbeer zu erringen suchte, so dicht als möglich anschließen mußte. Wenn die Charaktere der handelnden Personen sich in der Aeneis bei weitem nicht so stark entwickeln, als in der Ilias, so liegt der Grund davon zum Theil in dem großen Umfange der Materie, zum Theil in dem veränderten Geiste der Zeiten. Homeros stellt Heroen auf mit allen Leidenschaften und Eigenheiten eines noch rohen, nur für körperliche Stärke, kühne Tapferkeit und Unererschrockenheit Sinn habenden Zeitalters. Virgilius hingegen formt die Charaktere seiner Personen schon mehr nach dem Geiste seiner gebildeteren Zeiten, ohne jedoch gegen die Gesetze des Kostums zu sündigen. Unmöglich können daher die Umrisse der letzteren so scharf, so auffallend, so ausdrucksvoll seyn, als die Zeichnung der ersteren. Die Reden, welche Virgilius seinem Epos hier und da einwebt, bestehen zum Theil aus etwas zu allgemeinen Sprüchen, welche die Gemüthsart derjenigen, denen sie in den Mund gelegt werden, nicht genug bezeichnen. Die Gedanken derselben erheben sich selten zu einer beträchtlichen Stärke und Grösse; doch sinken sie auch nie in das Matte und Alltägliche. Man sieht es allenthalben, daß der Dichter für ein Zeitalter arbeitete, welches von dem Homerischen sehr verschieden war, und daß er auf dieses Zeitalter, so viel es ihm sein

Stoff erlaubte, Rücksicht nahm. So sehr er deshalb Lob verdient, so sehr ist es zu bedauern, daß er in Absicht des Wunderbaren, oder der Maschinerie seines Epos, den Geist und die Beschaffenheiten seiner Zeiten nicht genug im Auge hatte. Der Mythos begünstigt die Poesie nur dann im höheren Grade, wenn er noch lebendig ist, das heisst, wenn er als Mythos, als unwillkürliche Dichtung der kindlichen Menschheit, wodurch sie sich der Natur vermenscht, noch Gegenstand des herrschenden Glaubens ist. Dies aber war die Dazwischenkunft der Götter zu den Zeiten des Virgilius gewiss nicht mehr; sie gehörte nicht mehr zu dem Bilde des Weltganzen, welches die Phantasie des epischen Dichters aus der Wirklichkeit auffassen und gestalten muss. Am meisten aber beleidigt von diesem Wunderbaren der Aeneis die Verwandlung der Schiffe in Nymphen die poetische Wahrheit. Die Schilderungen und Gemälde dieses Heldengedichts sind größtentheils vortrefflich; sie verbinden die höchste Mannigfaltigkeit der Farben mit der größten Fülle von Kraft und Leben. Vorzüglich ist der Tod der Dido ein Meisterstück der dichterischen Malerei. Um desto sicherer zu wirken, sind sie nicht zu sehr überhäuft, sondern der weise Dichter hat, wie allenthalben, so auch hier, dem Gesetze einer klugen Sparsamkeit Gehör gegeben. Ueberhaupt sieht man, daß Virgilius, bei allem Feuer der Begeisterung, sich doch durchausin der Gewalt zu behalten wufte. Allenthalben hat er seinen Plan im Auge: nirgend läßt er sich durch Ungestüm der entglüheten Einbildungskraft aus seiner Bahn hinwegreißen. Daher weiß er auch jede Gelegenheit zu benutzen, wo er dem Hause der Cäsaren, oder andern Großen Roms, ja selbst dem römischen Volke, etwas Schmeichelhaftes sagen kann. Die Hoheit des römischen Reichs, die Veranstaltung der Götter, dasselbe über alle Mächte der Erde zu erheben,

der besondere Glanz der Julier, die alte Abkunft mehrerer Großen von den vornehmsten Gefährten des Aeneas, dies sind die Angeln, um welche sich allenthalben seine Erzählungen drehen. Dabei ist sein Ausdruck und die Mechanik seiner Sprache unverbesserlich. Was vom saturnischen Roste der alten Zeiten die Werke des Ennius verunstaltete, und selbst noch an dem erhabenen Gedichte des Lukretius haftete, das wußte er abzuschleifen. Allein hiemit noch nicht zufrieden, gab er dem Gebiet der poetischen Sprache auch noch regelmäßige Gränzen, und erhob dieselbe durch die sorgfältigste Ausbildung bis zur höchsten Vollendung. Selbst den Versbau wußte er so zu vervollkommen, daß er auch in dieser Hinsicht allgemeines Muster und vollgültiger Richter wurde. „Den Wohlklang zu finden, war bis dahin nur dem Zufall geglückt, und das ungebildete Ohr des Römers hatte seinen Dichtern Rauigkeit und Härte leicht verziehen. In den Werken des Virgilius aber herrschte überall die ewig junge Harmonie, die Schwester und Gespielin der Grazien, deren Hauch jedem Verse den Wohlklang, jeder Periode den Rhythmus verleiht, der die Analogie des Gedankens und Ausdrucks vollendet.“ Die schönsten Stellen dieses durchaus mit eben so vielem Fleiß als Dichtertalent gearbeiteten Epos sind: Amors Verwandlung in die Gestalt des Askanius, um der Dido die Ankunft des Aeneas zu melden, die Erzählung des Aeneas von Troja's Zerstörung, die Liebe des Helden und der Dido, die Flucht des erstern und die Verzweiflung der letztern; hauptsächlich die Schilderung der Leichenfeier, die Aeneas seinem verstorbenen Vater Anchises anstellt. Auch hat die Hinabfahrt des Helden in die Unterwelt, nebst seinen dortigen Wahrnehmungen und Unterredungen, so wie die episodische Erzählung vom Nisus und Euryalus, sehr mannigfaltige und hohe Schönheiten. Ein so überall gelesenes Werk,

als die Aeneis, ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, von dem Geist und der Manier desselben Proben zu geben. *) — Weit unter derselben, wiewohl nicht ohne viele Schönheiten, ist Lukanus's *Pharsalia*. Schon in den älteren Zeiten suchte man diesem Gedichte seinen Platz unter den römischen Epopöen streitig zu machen, und in der That ist es mehr historisch, als episch. Der Inhalt desselben ist der bekannte bürgerliche Krieg zwischen Cäsar und Pompejus, und die denselben entscheidende Schlacht bei Pharlalos. Das poetische Genie des Dichters war vortrefflich; allein der von ihm verarbeitete Stoff erlaubte ihm nicht, es in seiner ganzen Kraft und Fülle zu zeigen. Außerdem ist die *Pharsalia* das Werk eines Jünglings, dessen Talente noch nicht ganz zur Reife gediehen waren. Im Ganzen genommen, schließt sich dies Werk zu ängstlich an die Geschichte an, ist zu arm an Fiktion, und zu einförmig in der Erzählung. Uebrigens enthält es treffliche Charakterschilderungen und schönausgearbeitete Reden der in die Handlung verflochtenen Personen. Unter den letzteren zeichnen sich besonders die Reden und Gespräche des Cäsar, Pompejus, Kato, Brutus und einiger anderer aus. Die poetische Diktion des Lukanus ist ohne Tadel, und erhebt sich sehr weit über die Sprache seiner Zeitgenossen. Die Maschinerie, oder Dazwischenkunft der Götter, die in einem historischen Gedichte sehr widersinnig gewesen wäre, ersetzt er durch Orakelsprüche und Anzeichen. Seine Absicht, dies Werk bis zu Cäsar's Triumphe fortzusetzen, ward leider durch Nero's Grausamkeit unterbrochen, die seinem Leben

*) M. f. Sulzer's Theorie der schönen Künste unter dem Namen Aeneis, Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen I, I, Eschenburg's Beispielsammlung, V, 221. und vorzüglich Heyne de Carminibus epico Virgiliano bei seiner vortrefflichen Ausgabe des Dichters.

ein Ende machte. Am glücklichsten sind die Schilderungen, die er von den Verwirrungen in Rom bei Cäsar's Ankunft, von der Seeschlacht zwischen beiden Parteien, vom Ungewitter das Cäsar erlitt, vom Abschiede des Pompejus von der Kornelia und von einigen andern Vorfällen liefert. Zur Probe von Lukanus Manner und Geiste diene des jüngeren Kato's Antwort, als er in Afrika auf Labienus's Verlangen das Orakel des Jupiter Hammon befragen sollte. *)

Was, Labienus, soll ich erforschen? Ob frei ich den Waffen
Lieber erlieg', als in's Joch der Knechtschaft biege den Nacken?
Ob das längste Leben mehr sei, denn Aufschub des Todes?
Ob die Gewalt den Biederen nicht erdrücke? ob gegen
Tugend die Tücken das Glück verliere? ob schon es genug' sei,
Gutes zu wollen, und nie der Erfolg erhöhe die Tugend?
Selber weiß ich das schon! ja stärker bekräftet's nicht Hammon.

Siehe, wir leben und weben in Gott! Ob die Tempel auch
schweigen,

Thun wir doch alles auf Gottes Geheiß: denn nicht Stimmen
bedarf er.

Als er uns schuf, verkündet' einmal für immer der Vater,
Was uns zu wissen vergönnt ist; und Wüsten sollt' er erwählen,
Wenigen sich zu enthüllen? im Sande verscharren die Wahrheit?
Gottes Sitz ist die Erde, das wogende Weltmeer, der Luftkreis,
Ist der Himmel, die Tugend! Gott ist, da wo du nur hinblickst,

Ist, was du denkst, empfindest, und was die Sinne dir kund
thun!

*) M. Annäus Lukanus wurde im Jahr 38 nach Christus geboren, und starb im J. 65. Lucani Pharsalia c. notis variorum ed. Burmann, Lugduni Bat. 1740. Eschenburg's Beispielsammlung V, 221.

Laufhe dem Seher doch, wer ob der Zukunft besorgt ist.
 Mich bestimmt kein Orakel, des Todes Gewissheit bestimmt
 mich!

Feig, oder tapfer — da fallst! — Dies ist des Allwaltenden
 Ausspruch,

Und er genügt!“ So redet voll Weisheit der göttliche Kato,
 Und dem Bekenntniß getreu, geht er dem Tempel vorüber.

4.

*Silius Italikus, Valerius Flakkus, Papinius
 Statius.*

Weit unter Lukanus's *Pharsalia* steht in Absicht des poetischen Werths das historische Gedicht des *Silius Italikus*. *) Der zweite Punische Krieg von der Belagerung Sagunt's bis auf den Triumph des Scipio ist der Gegenstand desselben. Ungeachtet der epischen Form, die ihm der Verfasser gab, und trotz der epischen Maschinerie, oder des Wunderbaren, verdient dies Werk doch weit eher den Namen einer Geschichte, als eines Epos. Es fehlte dem *Silius* zu sehr an einer blühenden und lebhaften Phantasie, an einem feinen und richtigen Geschmack, an einem gebildeten Verstande, als daß er sich auf der dichterischen Laufbahn Lorbeeren sammeln konnte. Er erzählt daher, wie ein Geschichtschreiber, Jahr für Jahr die Vorfälle des zum Gegenstande seiner Bearbeitung gewählten Kriegs, und hält sich in dieser Hinsicht genau an Polybios und Livius. Weder gelingt ihm die Vertheilung und Behandlung seines Stoffs, noch weiß er seine Hülfsmittel ge-

*) *Silius Italikus* starb gerade am Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus. *Silii Italici bellum Punicum perpetua annotatione illustratum* a G. A. Fuperti, Goettingae 1792. Eschenburg's Beispielsammlung V, 240.

hörig anzuwenden. Seine Erzählungen sind kalt und frostig, seine Gemälde todt und einförmig, seine Charakterschilderungen flach und ohne Leben, Er weiß nicht, was seinem Zeitalter angemessen ist, daher kommen ihm seine Urbilder, Homeros und Virgilius, sehr wenig zu statten. Auch seine epische Sprache ist tadelhaft, so wie seine Schreibart überhaupt äußerst ungleich. Bei allen Fehlern des Ganzen aber hat dies Gedicht doch einige schöne Episoden. Dahin gehört vorzüglich der Kampf des Satirikus mit seinem Sohne, und die Erscheinung der Tugend und Wollust vor Scipio. — Weit vorzüglicher ist die Argonautenfahrt des Valerius Flakkus, eines Dichters, dessen zu frühen Tod Quintilian, als einen sehr großen Verlust für die römische Poesie, bedauert. *) Kein Wunder, wenn ihn mehrere ältere und neuere Kritiker daher sogar dem Virgilius an die Seite zu stellen wagten. Das ähnliche Epos des Apollonios von Rhodos scheint ihm zum Muster gedient zu haben, und man muß gestehen, daß er ihm sehr nahe kam. Allein, indem er sich die Vorzüge seines Vorbildes zu eigen zu machen suchte, ist er auch von den Fehlern desselben nicht frei geblieben. Auch dem Epos des Valerius Flakkus fehlt es im Ganzen genommen an Interesse, Lebhaftigkeit und Anmuth, seine Sprache ist zu studirt, sein Ausdruck zu ungeschmeidig, abgebrochen und dunkel. Uebrigens hat dieses nicht ganz vollendete Gedicht mehrere glückliche Schilderungen, Gemälde und Situationen, wohin besonders der Kampf der Medea zwischen der Liebe zum Jason und zu ihrem Vater zu rechnen ist. Die zum Grunde lie-

*) Valerius Flakkus, vermuthlich aus Padua, lebte unter Vespasianus und Domitianus. Wahrscheinlich bestand dies Gedicht aus zwölf Gesängen, wovon sich nur sieben ganz erhalten haben. Valerii Flacci Argonauticon c. notis selectis ed. Hartes. Altenburg 1781. Eschenburg's Beispielsamml. V. S. 227.

gende Fabel ist aus dem Apollonios bekannt genug. Die Thebais des Papinius Statius enthält die in der heroischen Periode der griechischen Geschichte vorgefallene Eroberung der Stadt Theben durch den Theseus. Homeros und Virgilius sind die Muster unsers Dichters, hinter denen er jedoch sehr weit zurück bleibt. Dafs dies der Fall sei, fühlte er selber; daher sagt er auch, nicht, die göttliche Aeneis zu erreichen, sei seine Absicht, sondern ihr von weitem voll Ehrfurcht zu folgen. *) Seine Schreibart trägt schon allenthalben das Gepräge des verdorbenen Geschmacks seines Zeitalters. Sie ist nicht selten schwülstig, dunkel und gezwungen. Ueberall sieht man es ihr an, dafs sie nicht die Frucht der Natur, sondern des Studiums und der Kunst war. Das Gedicht des Antimachos gleichen Inhalts ward sehr fleissig vom Statius benutzt, wie die noch erhaltenen Bruchstücke des Griechen beweisen. Uebrigens ist dieses Werk kein Epos in der Manier des Homeros, dazu fehlt es ihm am Faden der Einheit; dennoch enthält es viel schöne Stellen und Situationen. Die darin mitgetheilte Schilderung einer grossen Dürre und des dadurch im Argivischen Heere entstandenen Durstes ist eben so lebhaft, als anschaulich und mannichfaltig. Ausser der Thebais begann Statius auch noch ein andres, dem Plan nach, viel weitläuftigeres Gedicht, die Achilleis, wovon er nur zwei Gefänge lieferte. Hierin war er Willens, alle Thaten und Schicksale des Achillens von Anfang an zu erzählen. Auch dieses Gedicht verleugnet seinen Verfasser nicht, sondern hat alle die Vorzüge und Fehler der Thebais.

I i 2

*) P. Papinius Statius aus Neapel lebte in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts. Eine brauchbare Ausgabe besorgte Veenhufen, Leiden 1671. Eschenburg's Beispielsammlung, V. S. 235.

*Kurze Nachricht von verlorengegangenen
Epopöen.*

Schon ehe Virgilius sich durch seine Aeneis Unsterblichkeit des Namens verschaffte, hatten mehrere lateinische Dichter im Epos Versuche gemacht. Der vorzüglichste davon, der zu Rom in mehreren Dichtarten die Bahn brach, und daher mit Recht der Vater der römischen Dichtkunst genannt wird, war Quintus Ennius, aus Rudia in Kalabrien gebürtig. Der ältere Kato vermochte ihn, nach Rom zu kommen, wo er griechischer Sprachlehrer wurde. Er erreichte als epischer Dichter einen solchen Grad von Vollkommenheit, daß ihn noch späthin auch die besseren Schriftsteller, vorzüglich Cicero und Virgilius, mit Vergnügen und Nutzen lasen. Er schrieb römische Annalen, ein episches Gedicht in achtzehn Gefängen, welches von dem Ursprung der Stadt Rom anfangt. *) Bis wie weit es von dem Dichter fortgeführt wurde, ist unbekannt: denn leider! haben sich nur einzelne Bruchstücke davon erhalten. Stärke der Gedanken, Kraft des Ausdrucks, und eine gewisse Rauigkeit waren der Charakter dieses Epos. Nirgends vermißte man darin das große Genie des Dichters, nirgends den Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse. Woran es ihm fehlte, waren Kunst und Bearbeitung. Auch war sein Geschmack noch nicht fein und geläutert genug, um überall das wahre Große, Erhabene und Schöne von dem bloßen Scheine unterscheiden zu können. Kein Wunder, wenn daher in seinen Gedichten manches Alltägliche, Mathe, Frostige mit unterlief. Schon früher als Ennius behan-

*) Am besten sind die Fragmente des Ennius gesammelt von Franz Hessel, Amsterdam 1707.

delte Nāvius den ersten punischen Krieg in Saturninischen Versen, das heisst, in einem kurzen jambischen Sylbenmaasse. Die Sprache in diesem historischen Gedichte war eben so rauh, als die Verse ungelenkig und holpricht. Dennoch war sowohl dieses, als die übrigen poetischen Werke des Dichters für den lateinischen Ausdruck sehr vorthellhaft. *) Livius Andronikus übertrug die Odyssee des Homeros und Cnejus Mattius, ein Zeitgenoss des Julius Cäsar, die Ilias des griechischen Bardens mit vielen Freiheiten in lateinische Verse, und erwarben sich dadurch um die Ausbildung der epischen Sprache der Römer nicht geringe Verdienste. In ihre Spuren trat nicht ohne Nutzen für die römische Poesie und das Epos insbesondere P. Terentius Varro Attacinus, ein Zeitgenoss des Sallustius. Dieser schrieb aufer einer Europa, deren Propertius und Ovidius gedenken, auch noch ein episches Gedicht in vier Gefängen, worin er die Fahrt der Argonauten behandelte. Nach aller Wahrscheinlichkeit war dies Werk nichts weiter, als eine freie Uebersetzung des Apollonios Rhodios. In den von diesem Gedichte übriggebliebenen Bruchstücken herrscht eine schöne poetische Sprache. **) Vermuthlich hatte Valerius Flakkus diesem Werke vieles zu danken. Von den späteren Epikern, deren Werke verloren gingen, als dem L. Valerius, Valerius Rufus, Pontikus, Peto Albinovanus wissen wir nichts weiter, als dass sie in dieser Dichtart nicht ohne Namen gewesen sind.

*) Kn. Nāvius war aus Kampanien gebürtig, und lebte, so wie Ennius, im J. d. St. 519. 233 vor Christus.

**) Die Bruchstücke dieses Dichters findet man in Stephanus Fragment. veterum poetarum. Parisius 1564. und in Jo. Chr. Wernsdorffii Poetis lat. minorib. Altenburgi 1780 fqq. V. Volum.

b. Epische Erzählungen.

6.

Katullus, Ovidius, Kornelius Severus.

Außer eigentlichen Heldengedichten besitzt die poetische Litteratur der Römer auch mehrere kurze, in epischer Manier gearbeitete, Erzählungen. Sie sämmtlich durchzugehen würde die Mühe nicht lohnen, wir schränken uns daher nur auf die vorzüglichsten ein. Zu diesen gehört bei allen seinen Fehlern das *Epithalamium* des *Peleus* und der *Thetis*, das unstreitig nach einem griechischen Muster aus den Zeiten der Alexandriner gearbeitet wurde. *) Nehmen wir dieses an, so erklärt sich daraus die auffallende Verschiedenheit in Absicht des Tons und Kolorits, die zwischen diesem und den meisten übrigen Gedichten des Katullus stattfindet. Man erkennt darin durchaus die eigenthümliche Manier des Dichters, durchaus den Odem des römischen Genius, der so fühlbar aus den lyrischen Tändeleien des süßen Schwärmers athmet. Die Ideen sind größtentheils nüchtern und ohne Interesse, und der Ausdruck gesucht und kunstreich. Sowohl dies, als die anspruchsvolle Gelehrsamkeit, welche zu den charakteristischen Zügen dieser Erzählung gehört, verrathen es nur zu deutlich, daß der Dichter auch hier, wie in seinen Elegien, ein alexandrinisches Vorbild hatte. Uebrigens scheint das Ganze einer Episode wegen gedichtet zu seyn, die ohne gehöriges Verhältniß zu demselben ihm gewaltsam angefügt wurde. Weit vorzüglicher ist die lange Reihe episch-dargestellter Sagen und Verwandlungen, wodurch sich

*) Catulli carmen de nuptiis Pelei et Thetidis illustravit Lenz, Altenb. 1787.

Ovidius ein bleibendes Denkmal gestiftet hat. *) Sie beginnen von der Entwicklung des Chaos und erstrecken sich gleich einer an einander hangenden Kette fort bis auf den Tod des Julius Cäsar. Alle in dies große und künstliche Ganze verwebten Sagen waren dem größten Theile nach seit langen Zeiten unter den Griechen und Römern im Umlauf, und durch verschiedene Kanäle zu ihnen gebracht, oder erfunden worden. Ovidius hatte unstreitig Gelegenheit, diese mannichfaltigen Sagen, so viel ihrer den Griechen Ursprung, Ausbildung und Verschönerung verdankten, aus den Sammlungen zu schöpfen, welche die Alexandriner mit großem Aufwande von Fleiß und Gelehrsamkeit von diesen Verwandlungsgeschichten veranstalteten. Hauptsächlich war es wohl die Metamorphosenammlung des Griechen Parthenios, eines Lehrers und Freundes des Virgilius, welche, des Beifalls wegen, womit sie von den Römern gelesen wurde, nicht nur den Ovidius auf die Gedanken brachte, ein ähnliches poetisches Gebäude aufzuführen, sondern ihm auch den Stoff dazu lieferte. Wie glücklich er dabei war, und welches Interesse er seinem Werke zu geben wußte, erhellet aus dem beinahe zwei Jahrtausende hindurch genossenen Beifall, und aus der Bewunderung, die ihm, seiner Mängel ungeachtet, die geschmackvollsten Kenner aller Nationen schenkten. Das größte Lob verdient indessen die eben so geschickte und künstliche, als meistens leichte und natürliche Verkettung so vieler höchstungleichartiger Mythen zu einem fortlaufenden Ganzen. Zu einem solchen in einander greifenden Gedichte hatte, so viel wir wissen, noch niemand vor Ovidius die Sagen der Vorwelt zu

*) P. Ovidius Naso lebte bis zum sechzehnten Jahre nach Christus. Sein Hauptwerk sind die Metamorphosen. P. Ovidii Nasonis Metamorphoses ed. Gierig. Lipsiae 1784. 87. tibersetzt Halle 1785. Opera omnia ed. Fischer, Lipsiae II. Vol. 1753.

verarbeiten, sich Kraft und Geschicklichkeit genug zutrauet. Selbst Nikander's aus mehreren Büchern bestehende Mythenammlung ward durch keinen bindenden Faden zusammen gehalten. „Die Wege, welche Ovidius einschlug, um sämtliche Verwandlungsgeschichten an einen Faden aufzureihen, sind ungemein mannichfaltig. *) Bald findet sich eine Aehnlichkeit zwischen der vorhergehenden und nachfolgenden Geschichte, bald beziehen sich mehrere Vorfälle auf einen und denselben Gott oder Menschen; bald führt das mehreren Mythen gemeinsame Lokal die Erzählung weiter. Zuweilen werden Verwandlungen als Hymnen gesungen, zuweilen im Gespräch beigebracht, zuweilen von Frauenzimmern in Teppiche gewebt. Das einmal wird in einem Cirkel von Glückwünschenden, oder Leidtragenden jemand vermisst, den ein Familienunglück, eine Verwandlung, die man sich bei Gelegenheit mittheilt, zurückhält; das andermal erinnert eine so eben vorgetragene Erzählung die Anwesenden an einen früheren Unfall, wovon sie selber Zeuge waren. Zwar ist mancher Uebergang gesucht, unnatürlich und gezwungen: allein dies war bei der gar zu grossen Verschiedenartigkeit der Mythen nicht anders möglich. Ja, selbst die Länge des Werks, und die fast unübersehbare Anzahl der mit einander zu verknüpfenden Mythen, mußte das grösste Genie erschöpfen. Es ist genug, daß die meisten Verwandlungsgeschichten so geordnet sind, daß sie nicht gesucht, sondern gefunden, nicht herbeigeführt, sondern selbst in die Reihe eingetreten zu seyn scheinen. Und nicht bloß die Verbindung der einzelnen Theile zu einem schönen und unterhaltenden Ganzen verräth die Kunst und

*) M. f. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, III, 2. S. 381. und Gierig in seiner Ausgabe der Metamorphosen; so wie Mellmann de causis et auctoribus narrationum de mutatis formis, Lipsiae 1786.

das Genie des Dichters, sondern auch die Wahl und Behandlung der Fabeln. Er überging, was der poetischen Darstellung wenig empfänglich war, und hob aus den abweichenden Vorstellungen eines und desselben Mythos immer diejenige aus, welche seinem Urtheil die anziehendste, sinnreichste und glänzendste schien. Allein im hellsten Lichte strahlt die dichterische Kraft und Fülle seines Geistes in der Bearbeitung und Ausführung der ausgehobenen Sagen. "Ein ausgedehnteres Feld hatte noch niemals vor ihm gelegen, sich noch nie ein weiterer Spielraum vor seinen Augen eröffnet. Erde und Wasser, Himmel und Hölle, Zeit und Unzeit, das Chaos in aller Verwirrung, die Deukalionische Wasserfluth in aller ihrer Fruchtbarkeit, die Welt durch Phaeton's Sturz in Flammen und hundert ähnliche Scenen mehr — welch ein reicher, ergiebiger Stoff für eine so lebendige Einbildungskraft, als die seine. Auch ein mittelmäßiger Dichter würde hier mit Glück gearbeitet haben, wie vielmehr ein Dichter von so fruchtbarer Ader, als Ovidius. Man kann daher mit Grunde behaupten, daß man sein bestes Werk nicht gelesen hat, wenn man seine Metamorphosen nicht las. Allen Fabeln, die sich poetisch ausbilden ließen, hat er diejenige Ausbildung gegeben, die sich für sie schickte, an allen diejenige Seite in's Licht gestellt, die es verdiente. Wir empfinden mit dem in Daphne verliebten Apollon die ganze Grausamkeit seines Schicksals, und ruhen gern mit ihm an der Rinde des Baums, unter der noch ihr Herz schlägt. Wir bemitleiden die zu ihrem Verderben schöne Kallisto, und hören mit Wohlgefallen in der Rede der Juno an den Ocean und an die Thetis die stürmische Sprache der Eifersucht. Wir verfolgen mit dem flüchtigen Alpheus die noch schnellere Arethusa, und sehen sie nicht ohne Furcht für ihre Tugend sich hinter den Schleier der Wellen verbergen. Wir keh-

ren mit Jupiter und Merkur willig in die friedliche Hütte des Philemon ein, und fühlen uns bei der einfachen Kost und bei der traulichen Bewirthung so glücklich, wie die Götter selber. Fast überall finden wir die Alter, Sitten und Leidenschaften der Menschen, der Natur und Wahrheit gemäß geschildert, die eingestreuten Reden den Zeiten und Umständen angemessen, die eingemischten Personendichtungen, wie des Neides und des Hungers, wohl erfunden, und meisterhaft ausgeführt, den ganzen Redeschmuck endlich jedesmal, nach dem Charakter der Erzählung, gehörig verändert, aber selbst in den lebhaftesten Beschreibungen so gemäfsigt, daß der Ton des feierlichen Epos mit der zwanglosen Leichtigkeit einer fließenden Prosa verbunden ist. “ *) Allein bei allen den Metamorphosen eigenthümlichen Schönheiten fehlt es ihnen auch nicht an Fehlern. Die Einförmigkeit, welche daraus entsteht, daß die Mythen alle von einer Art sind, und sich alle mit der Verwandlung eines Wesens in ein anderes endigen, war zwar von dem Dichter nicht zu vermeiden: denn sie war von dem Gegenstande selbst nicht zu trennen. Dagegen aber paarte sich in keinem Werke des Ovidius so viel Ueppigkeit mit Reichthum, so viel kindische Tändelei mit wahren Witze, so viel falscher Schimmer mit ächtem Glanze, als in diesem. Der Gelegenheiten, von dem Pfade der Einfachheit und Natur abzuschweifen, waren zu viel und ihre Lockungen zu groß, als daß ihnen ein so üppiger und leichtverführbarer Dichter, als Ovidius, hätte widerstehen können. Kein Wunder, wenn seine lebhaftere Phantasie nicht selten den Zügel der Urtheilskraft zerriss, und den Sänger über die Grenzen des Schicklichen hinausrauste. Um eine Probe seiner Manier zu geben, wählen wir das schöne Gemälde der Schöpfung

*) M. f. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nat. III, 2: 388.

nach Vossens meisterhaften Verdeutschung, womit das treffliche Ganze anhebt:

Vor dem Meer, und der Erd', und dem allumschließenden Him-
mel

War im ganzen Bezirk der Natur ein einziger Anblick,
Chaos genannt, ein roher und ungeordneter Klumpen:
Nichts mehr, als unthätige Last, nur zusammengewirte
Und mißthätige Samen der nicht einträchtigen Diage,
Niemals kreisete jetzt ein welterleuchtender Titan,
Noch erneuete Phöbe des Monds anwachsende Hörner,
Auch nicht schwebte die Erd' in ringsumgossenen Lüften,
Wagend sich selbst durch eignes Gewicht; noch streckte die

Aerme

Weit um den Rand der Länder die mächtige Amphitrite.
Wo die Erde nun war, dort war auch Luft und Gewässer.
Nicht zum Stehen war jetzt das Land, noch die Woge zum
Schwimmen,

Noch voll Lichtes die Luft: kein Ding hatt' eigne Gestalt noch.
Anderes war dem anderen fremd: in demselbigen Körper
Uebete Kaltes den Kampf mit Hitzigem, Feuchtes mit Trocknem,
Weicheres rang mit Hartem, und Lastendes gegen das Leichte.
Solchen Streit hub endlich die bes're Natur und die Gottheit.
Welche vom Himmel das Land, von dem Land abtrennte das
Wasser,

Und von der dunstigen Luft den geklärten Himmel emporhub.
Dieses, nunmehr entwickelt, und frei aus der blinden Verwir-
rung

Schied sie in eigene Räume, und stiftete Frieden und Freund-
schaft.

Siehe, die feurige Kraft des gewichtlos wölbenden Himmels
Schimmert' empor, und wählte den obersten Ort in den Höhen,
Ihm ist nahe die Luft, wie an Leichtigkeit, also an Wohnung.

Dichter denn beid' ist die Erd', und zog den größeren Urstoff
Niedergedrückt durch Schwere von sich; die umflutende Nasse
Nahm den äußersten Sitz und band den gediegenen Erdkreis.

Als in Ordnungen nun, wer jener auch war von den Göttern,
Abgeschichtet den Wust, und die einzelnen Schichten gegliedert;
Formt' er die Erd' im Beginn, und schuf, daß nirgend ihr ungleich
War' ein Theil der Gestalt der großgeründeten Kugel.

Dann ergoß er die Sunde, damit sie empor in den Sturmwind
Schwollen, und rings die Gestad' umwallter Lande bestürmten.
Quellen auch rief er hervor, Landseen und unendliche Sümpfe;
Und abschüßige Ström' umdämmpt' er mit schlängelnden Ufern,
Die in verschiedenem Lauf theils untergeschlürft sich verlieren,
Theils in das Meer ausgehn und, geherbergt von dem Gefilde
Freieret Flut, anschlagen für grünende Borde den Felsstrand.
Weit auch streckt' er die Ebenen aus und senkte die Thäler,
Deckte mit Laube den Wald, und erhob die steinigen Berge.
Wie zwei Zonen zur Rechten, und zwei zur Linken den Him-
mel

Quer durchziehn, und dazwischen die heißere Fünfte sich aus-
dehnt;

So begränzte die innere Last mit derselbigen Anzahl
Sorgsam der Gott; und es ruhn gleichviel Erdgürtel darunter.
Der in der Mitte sich dehnt, ist unbewohnbar vor Hitze;
Zwei deckt thürmender Schnee; zwei ordnet' er zwischen den
beiden,

Welchen er Mäßigung gab, mit Frost die Flamme vermischend.
Ueber sie raget die Luft, die so viel, als gegen die Erde
Leichter wiegt das Gewässer, an Last vor dem Feuer gewinnt.
Dort auch hieß er die Nebel und dort die Gewölke sich lagern,
Und, um menschliche Herzen zu bändigen, hallende Donner,
Und, mit leuchtenden Blitzen, die kaltanstürmenden Winde.
Diesen auch verstattete nicht der Erschaffer des Weltalls

Wild zu durchschwärmen die Luft. Kaum jetzt wird ihnen ge-
wehret,

Da doch jeder für sich herweht, aus gesonderter Gegend,
Dass sie die Welt nicht zerreißen: so uneins toben die Brüder!
Eurus entwich zu Aurora zur Nabathäischen Herrschaft,
Und zu dem Persergebiet und den Höhn am Lichte des Mor-
gens.

Hesperus, und die Gestade von westlicher Sonne gewärmet,
Sind dem Zephyrus nah. Der schauernde Boreas nahm sich
Scythia, sammt dem Wagen des Pols. Im entgegenen Lande
Trieft aus stetem Gewölk der regenstürmende Aufser.
Oben verbreitet' er dann die geklärtere Reine des Aethers,
Ohne Gewicht und ganz von irdischer Hefe gereinigt.
Kaum nun hatt' er das Alles verzäumt in sicheren Gränzen,
Als, die lange gepresst in der wirrenden Masse sich bargen,
Alle Gestirn' anfangen hervorzuglühn am Himmel.
Dass auch keinerlei Raum lebendiger Wesen entbehrte,
Herrschen Stern' auf himmlischer Flur und Gestalten der Götter.
Eigen ward das Gewässer den blinkenden Fischen zur Woh-
nung,

Thiere durchstreiften die Erd', und die Luft ein Getümmel von
Vögeln.

Aber ein heiligeres, hochherziger denkendes Wesen
Fehlt' annoch, das beherrschen die Anderen könnte mit Ob-
macht,

Und es erhob sich der Mensch: ob ihn aus götlichem Samen
Schuf der Vater der Ding' als Quell der edleren Schöpfung;
Oder ob frisch die Erde, die jüngst vom erhabenen Aether
Los sich wand, noch Samen enthielt des befreundeten Himmels,
Aber Japetus Sohn, mit fließender Welle sie mischend,
Bildete jen' in Gestalt der alivorsorgenden Götter.
Und da in Staub vorwärts die anderen Leben hinabschaun,

Gab er dem Menschen erhabenen Blick, und den Himmel be-
trachten

Lehret' er ihn, und empor zum Gestirn aufheben das Antlitz.

Also ward', die neulich so roh noch war, und gestaltlos,

Umgeschaffen die Erde zum Wunderbilde des Menschen.

Von weit geringerem poetischen Werthe ist das dem Kornelius Severus beigelegte epische Gedicht, der Aetna. Dies ist das Werk eines erst aufkeimenden Genies, dessen gewiss viel versprechende Entwicklung und Blüthe durch einen frühzeitigen Tod verhindert wurde. Daher würde man zu viel verlangen, wenn man davon einen höheren Grad von Reife und Vollendung fordern wollte. Wie viel der junge Dichter in höheren Jahren, bei mehr entwickelten Fähigkeiten, hätte werden können, sieht man aus dem gewichtvollen Urtheil des Quintilianus über die jugendlichen Versuche des Severus. Er räumt ihm nämlich ein, was er selbst dem Ovidius nicht einmal zugesteht, daß er von Seiten des feinen Geschmacks in der Schreibart mit dem ersten römischen Epiker, dem Virgilius, auf Einem Wege gewesen sei. Uebrigens gesteht jener scharfsinnige Kritiker selber zu, daß die Erstlingsversuche des Severus, wohin besonders der erste Gesang eines den Sicilischen Krieg zum Inhalt habenden epischen Gedichts gehört, mehr glücklich versificirt, als gedichtet wären. Der Aetna, sofern derselbe den Severus und nicht vielmehr einen viel späteren Dichter, den jüngeren Lucilius, zum Verfasser hat, zeigt, daß Quintilianus nicht Unrecht hatte. Man bemerkt hier nur noch die ersten Strahlen eines anbrechenden Tages, die aber schon heiter genug sind, um einen durchaus hellen und glanzvollen Mittag erwarten zu lassen. Einige Stellen dieser

*) Kornelius Severus war ein Zeitgenoss des Ovidius. Lateinisch und deutsch von C. A. Schmid, Braunschw. 1769.

epischen Erzählung zeugen von einer sehr lebhaften Phantasie und einem feinen Geschmack; auch sehen wir, daß der Dichter seine ganze Geschicklichkeit aufbot, um die Hindernisse, die sich ihm bei einem so schwer zu bearbeitenden Stoffe entgegenstellten, aus dem Wege zu räumen. Um der Ermüdung des Lesers zuvorzukommen, die eine fortlaufende Schilderung des feuer-speienden Berges, so wie eine ununterbrochene Aufzählung der Ursachen dieser wunderbaren Naturerscheinung nothwendig erzeugen mußten, hilft sich der Dichter theils durch Digressionen in das Reich der Sittenlehre, theils durch angenehme Episoden. Zu den letzteren gehört die Geschichte der beiden geretteten Brüder in der eingescherten Stadt Katana. — Endlich verdient auch Klaudianus Raub der Proserpina noch eine Stelle unter den in epischer Manier gearbeiteten Erzählungen aus diesem Zeitraum. Der Verfasser derselben, der zu Ende des vierten und zu Anfang des fünften Jahrhunderts nach Christus lebte, behauptet einen vorzüglichen Rang unter den späteren römischen Dichtern. Eine sehr glückliche poetische Anlage, eine reiche, lebhafte und blühende Phantasie, eine vorzügliche Stärke in bildlicher Darstellung ist der Charakter seiner Gedichte. Nur zuweilen artet der Reichtum seiner Ideen in üppige Verschwendung der Bilder und der Verschönerungen aus. Seine Sprache hat Würde, Kraft und Wohlklang: seine Verse sind leicht, ungezwungen und melodisch. Virgilius und Statius waren die Vorbilder des Klaudianus. Die Gigantomachie desselben ist nicht vollendet. Seine historischen Gedichte vom getischen und geldonischen Kriege ha-

*) Klaudianus war aus Aegypten gebürtig. Claudiani Carmina ed. Gesner, Lipsiae 1759. Auch im Propertius finden wir einige epische Gedichte.

ben besonders für die Zeitgeschichte grossen Werth, wiewohl sie auch von dichterischer Seite Beifall verdienen.

2. Didaktische Poesie.

a. Denksprüche und Fabeln.

7.

Publius Syrus, Dionysius Kato, Phädrus, Avienus.

Die Mimen, eine Art von Schauspiel, woran die Römer sehr viel Vergnügen fanden, waren nicht bloss possenhast und lächerlich, sondern es gab auch eine ernsthafte Gattung derselben, die voll moralischer Bemerkungen und Denksprüche war. Dergleichen Mimen schrieb vorzüglich Publius Syrus, ein Zeitgenoss des Julius Cäsar. Die sittliche Tendenz derselben war Ursache, dafs man im Zeitalter der Antonine die fruchtbarsten Stellen daraus aushob, um sich ihrer beim Unterricht der Jugend zu bedienen. Auf diese Art entstand eine Sammlung von Lehrsprüchen dieses Dichters, deren jeder einen Vers ausfüllt. Sowohl ihre Kürze und Fruchtbarkeit, als die moralische Absicht, die ihnen das Dasein gab, empfehlen sie. Einige Proben davon mögen den Ton und Inhalt derselben kennen lehren.

Das Glück führt Freund' uns zu; die Noth bewähret sie.

Den Freund behandle so, als würd' er bald dein Feind!

Ein kurzer Zwist macht oft die Eintracht fester noch.

Trägt' du des Freundes Fehl; bald steckt er dich auch an,

Den guten Vater lieb', und duld' ihn, ist er hart!

Geliehn dem Leben ist der Mensch, und nicht geschenkt,

Glück ist der Tod, wenn er des Lebens Jammer hebt.

Zwiefach erliegt, wer durch eigne Waffen fällt.

Am besten stirbt man, wenn noch süß das Leben ist.

Der Verfasser der unter Kato's Namen bekannten zweizeiligen Denkverse lebte wahrscheinlich im zweiten christlichen Jahrhundert. *) Die Absicht, warum er ihnen den Namen des berühmten Sittenrichters vortsetzte, war keine andre, als warum man im Orient so manche moralische Sentenzen und politische Bemerkung auf Salomon's und Lokmanns Rechnung schrieb. Der berühmte Name sollte den Produkten des unbekannten Verfassers zur Empfehlung dienen. Auch diese an Kato's Sohn gerichteten Denksprüche enthalten viele gute praktische Bemerkungen und Lehren, daher auch von ihnen einige der scharfsinnigsten zur Probe!

Halt' es für's erste Verdienst, dem Laufe der Zunge zu wehren:

Der ist der nächste nach Gott, welcher zu schweigen versteht!

Ungewiß und zerbrechlich ist das Leben des Menschen;

Darum hoffe du ja nie auf des Anderen Tod!

*) Dionysius, vielleicht aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus, schrieb Sentenzen, deren Sinn in zwei Versen immer geschlossen ist, und gab diesen vermuthlich die Aufschrift, Kato, weil ihr Inhalt moralisch ist. Dionysii Disticha ex recens. Ammisenii, Misenaë 1790.

Traue dem Menschen nicht, der gar zu freundlich dir zuspricht;
Süß ist des Vogelers Ton, wenn er den Vogel berückt.

Lerne durch Anderer Beispiel, was dir zu thun, was zu fliehn ist;
Anderer Leben ist uns immer das nützlichste Buch.

Was dir verdächtig ist, das erforsche gleich, wie's bestellt sei:
Thust du das Anfangs nicht, siehe so blüest du's nachher.

Samme dir Kenntniß ein, wenn dann das Glück dir entfliehet,
Bleibt, was du lerntest, dir doch, bleibt, und verläßt dich nie.

Lächelt das Glück dir zu, so besürchte, daß bald es dir zürne:
Zürnt dir's, so hoffe, daß es wieder dir lachle dereinst.

Schäme dich nicht, das was du nicht weißt, noch lernen zu wollen!
Wissen bringt Ehre, und Sehnach trifft, wer in Dummheit beharrt.

Was die Fabel betrifft, so fanden auch die Römer an dieser Dichtart nicht wenig Vergnügen. Hauptsächlich liebte man jene natürliche und einfache Gattung derselben, welche von ihrem Erfinder, oder Vervollkommner Aesopos die Aesopische genannt wird. Daher wählte Phädrus, ein Thrakier von Abkunft, und durch seine fünf Bücher äsopischer Fabeln berühmt, den Stoff zu denselben aus dem Aesopos, und erzählte mit aller der natürlichen Leichtigkeit und Simplicität, deren eine poetische Einkleidung der Fabel nur immer empfänglich ist. Der Styl desselben ist rein, korrekt und deutlich, sein Witz gefällig und natürlich, und die Verse wohlklingend, leicht und natürlich. Trotz der wenigen Nachrichten, die sich von Phädrus aus dem

Alterthum erhielten, läßt sich seine Existenz doch wohl nicht bezweifeln. *) Die zwei und vierzig Fabeln des Avianus aus der Regierungszeit der Antonine im zweiten Jahrhundert sind mit den Phädrischen nicht zu vergleichen. Sie haben bei weitem nicht die natürliche Leichtigkeit und Simplicität, die zu dieser Dichtart erfordert wird, woran zum Theil wohl das elegische Sylbenmaafs, worin sie geschrieben sind, Schuld ist. Der fünffussige Jambos des Phädrus verträgt sich mit dieser Dichtart, welche durchaus die Kunst verschmäh't, weit besser. Ein Paar Fabeln dieses Dichters mögen seine Manier bezeichnen: **)

Die Fuchsin und der Adler.

So hoch auch jemand steht, muß er doch Niedre fürchten;
Denn Rachsucht ist erfinderisch. —
Ein Adler räubt einst junge Füchse,
Und legte sie, zum Fraß den Seinen, in das Nest;
Die Mutter lief ihm nach und bat, so viel sie konnte,
So großen Jammer doch ihr ja nicht anzuthun.
Allein er hört sie nicht, auf seinem Platze sicher.
Drauf raubet vom Altar die Fuchsin einen Brand,
Und setzet ringsumher den ganzen Baum in Flammen;
Um zu vergelten Schmerz mit Schmerz.
Der Adler in Gefahr, die Seinen zu verlieren.
Gab stehend gleich dem Fuchs, was er geraubt, zurück.

K k 2

*) Phaedri fabulae Aesopicae ed. J. G. Schwabe, Halae 1779 — 81. III. Tom. metrisch übersetzt von Gericke, Breslau 1788. Phädrus war vermuthlich ein Freigelassener des Augustus.

**) Avianus's Fabeln besorgte mit vielem kritischen Fleisse Nodell, Amsterd. 1787.

Die Krähe und die Pfauen.

Nie prahle stolz mit fremden Gütern,
 Vielmehr begnüge dich mit dem, was du bekommst!
 Das Beispiel, das Aesop erzählt, mag dich belehren.
 Voll eiteln Stolzes hob die Kräh' einst Federn auf,
 Die einem Pfau entfallen waren,
 Und schmückte sich damit. Verachtend ihr Geschlecht,
 Gefellte sie sich drauf zum schönen Chor der Pfauen.
 Doch dieser rupft den Schmuck der Unverschämten aus,
 Und beißt sie von sich weg. So übel aufgenommen,
 Kehrt sie mißmuthig drauf zu ihrem Volk zurück.
 Auch hier weist man mit Schimpf sie ab und Hohngelächter,
 Und Eine spricht von den vorher Verachteten:
 Sieh! nahmest du vorlieb mit unserm Aufenthalt,
 Und gnügte dir das Loos, das die Natur dir gab;
 So traf die Schmach dich nicht, die nunmehr auf dir lastet,
 So hättest in der Noth du einen Zufluchtsort.

Das Lamm und der Wolf.

Zu einem Bache kam, den heißen Durst zu stillen,
 Zusammen Wolf und Lamm. Der Wolf stand oben an,
 Und unten tief das Lamm. Da sucht, von Fressbegierde
 Gereizt, der Räuber sich Gelegenheit zum Zahn.
 „Was machst du, ruft er, mir, o Lamm, das Wasser trübe,
 Hier, wo ich trinken will?“ Mit Zittern spricht das Lamm:
 „Wie ist das möglich, Wolf, weshalb du dich beschwerest,
 Von dir läuft ja der Fluß herab zu mir.“
 So von der Wahrheit Kraft besiegt, beginnt der Räuber:
 „Sechs Monden sind es nun, da sprachst du schlecht von mir!“
 „Ich? sagt das Lamm, da war ich ja noch nicht einmal.“
 „So hat's, beim Herkules! dein Vater doch gethan.“
 Er spricht's, ergreift das Lamm und würgt es, als ein Räuber.

In dieser Fabel sieht der Böfewicht sein Bild,
Der durch Erdichtungen der Unschuld Fall bereitet.

b. Vollständigeres Lehrgedicht.

8.

Ennius, Lukretius Karus, Virgilius.

Schon Ennius, der Vater der römischen Dichtkunst, versuchte das didaktische Gedicht. Er schrieb ein Lehrgedicht über die Natur der Dinge, welches er Epicharmos nannte. Vermuthlich war es einem ähnlichen Werke des griechischen Dichters Epicharmos nachgebildet, und kam dem Lukretius Karus bei einer ähnlichen Arbeit sehr zu statten. Die wenigen davon übriggebliebenen Fragmente lassen uns kein Urtheil über das Ganze fällen. Ein zweites Lehrgedicht des Ennius, Phagesia, oder wie sonst der Titel lautete, handelte von den schmackhaftesten Fischen, und war vielleicht Uebersetzung eines griechischen Werks vom Arhelstratos. Der Euhemeros des Dichters endlich war vermuthlich gleichfalls auf griechischen Boden gewachsen, und von dem Vater der römischen Poesie auf Latiums Gefilde verpflanzt worden. Euhemeros, ein griechischer Philosoph unter Kassander, bemerkte, daß sich der Ursprung verschiedener Gottheiten historisch verfolgen lasse. Aus diesem Grunde behauptete er, daß alle Bewohner des Olympos vergötterte Sterbliche wären. Um nun seine Muthmaßung auszubilden und mit Beweisen darzuthun, durchreiste er mehrere Länder, und war besonders auf die Tempelüberschriften und Steinschriften aufmerksam. Sein nachher darauf gegründetes Werk lag vermuthlich der ähnlichen Arbeit des Ennius zu Grunde. Mit Gewissheit läßt sich bei dem Mangel an Nachrichten nichts

davon behaupten. Ueber den Verlust seines Lehrge-
dichts von der Natur der Dinge tröstet uns das treffliche
Werk des Lukretius Karus, eines der ältesten und
ehrwürdigsten römischen Dichter, dem ein gleicher
Stoff zum Grunde liegt. Es besteht aus sechs Gesän-
gen, und enthält die metaphysischen Lehrsätze seines
mit dem heiligsten Enthusiasmus von ihm geliebten und
bewunderten Lehrers Epikuros, mit blendendem Scharf-
sinn vorgetragen, mit vieler Kunst zu einem Ganzen
verbunden, und da, wo es der Inhalt erlaubte, mit
dichterischen Farben verschönert. Vorzüglich sucht
Lukretius zu beweisen, daß der Mensch ganz ruhig
seine Laufbahn auf Erden vollenden könne, indem es
weder Vorsehung, noch Fortdauer der Seele nach der
Auflösung der körperlichen Hülle gebe, und folglich
auch die Furcht vor den Göttern und vor dem Tode
grundlos sei. Da, wo sein Stoff der poetischen Behand-
lung entgegenkommt, zeigt sich sein dichterisches Ge-
nie im vollsten Glanze. Bei der Wahl eines fruchtbaren
Gegenstandes würd' er selbst den Virgilius übertroffen
haben. Ja er würde auch bei diesem Stoffe sich weit
mehr als Dichter der ersten Klasse haben zeigen kön-
nen, wenn er nicht lieber die Rolle eines poetisirenden
Philosophen als eines philosophischen Dichters hätte
spielen wollen. Dennoch findet man einzelne Stellen,
besonders die Eingänge zu den verschiedenen Büchern,
die sich durch unübertreffliche Schönheiten empfehlen.
Im Ganzen genommen fehlt es fast durchaus an dichte-
rischem Schmucke: die Uebergänge und Wendungen
sind fast alle trocken und einförmig. Allein bei dem
allen belebt dies Werk doch ein gewisses Etwas, das

*) Lukretius Karus ward im Jahr der Stadt 658, 95 vor Christus
geboren. Lucretius Carus de Natura rerum c. interpretatione
et notis ed. Th. Creech, Lips. 1776. metrisch übersetzt und er-
läutert von Meinecke, Leipzig 1795. 2 Bände.

die Sprache über die Prosa erhebt und zuweilen sogar durch einen Schein von poetischem Kolorit zu täuschen weifs. Die alten Formen der Sprache, deren Gebrauch dem späteren Dichter versagt war, kommen ihm sehr zu statten. Nicht wenig thut auch der volle Klang des römischen Dialekts, so wie der feste Tritt des Hexameters, dem Lukretius sammt Katullus erst Rhythmus ertheilte, und dem die ihm noch anhängende Rauigkeit sogar eine Art von Würde zu geben weifs. *) Unter mehreren trefflichen Epifoden, die das Ganze schmücken und mannichfaltiger machen, zeichnet sich vorzüglich die Schilderung aus, welche der Dichter unter den zahllosen Uebeln des Lebens von den Krankheiten und Seuchen entwirft, die zur Zeit des peloponnesischen Kriegs in Athen wütheten. Sehr lebhaft und treffend sind besonders die Züge und Farben, woraus er das Gemälde der Pest zusammensetzt. Dafs Lukretius übrigen griechische Dichter benutzt habe, ist sehr wahrscheinlich: allein welche? läßt sich nicht bestimmen. Vermuthlich kam ihm das ähnliche Werk des Empedokles zu statten. Dafs er aber kein sklavischer Nachahmer war, zeigt der ganze Geist und Ton seines Lehrgedichts: denn allenthalben spricht die vollste Ueberzeugung eines ganz von der Wahrheit des vorgetragenen Stoffs durchdrungenen Herzens. Um von den dichterischen Schönheiten der besseren Stellen des Lukretius eine Probe zu geben, wählen wir den Anfang des ersten Gesanges, der so lautet:

Mutter der Aeneaden, du Wonne der Götter und Menschen,
 Holde Venus, die du des Himmels weites Gewölbe
 Oben mit Sternen zierst, und unten die fruchtreiche Erde,

*) M. s. die Beurtheilung der Uebersetzung des Lukretius von Meinecke in der Allgemeinen Literaturzeitung, Jahrgang 1797. N. 325.

Und das schiffbare Meer zu einem Leben beseelest:
 Denn du allein befruchtest der zahllosen Thiere Geschlechter,
 Freudig sprießen sie auf, das Licht der Sonne zu schauen.
 Dich, o Göttin! dich fliehen die Stürme, die Wolken des Him-
 mels

Klären sich auf und weichen zurück, sobald du erscheinst:
 Dann verbreitet vor dir die Erde den Teppich von Blumen,
 Schimmernd lachen des Meeres Wogen, der ruhige Himmel
 Glänzt im ätherischen Blau, von einem Ende zum andern,
 Tritt nun der schöne Lenz in seiner holden Gestalt vor,
 Und Favonius hauchet den lebenschwangeren Odem
 Ueber die Flur, so feiert der Vögel liebliche Stimme
 Deinen Einzug zuerst, dein reizender Stachel durchdringt sie.
 Alsdann springen durch tüppige Triften die zaumlosen Heerden,
 Setzen über reißende Ströme; von deinen Reizen,
 Ja, von deinem Zauber besiegt, reißt alle Natur sich
 Ungebündigt nach dir, und jedes lebende Wesen
 Folget dir nach, und lenket sich willig, wohin du es führst.

Zu den vollendetsten Lehrgedichten, die in irgend
 einer Sprache geschrieben sind, gehört unstreitig auch
 Virgilius's Gedicht vom Landbau in vier Gesän-
 gen. *) Man hat dies Werk zu allen Zeiten für ein
 wahres Meisterstück der didaktischen Poesie und das
 vollkommenste von allen poetischen Denkmalen gehal-
 ten, wodurch sich der Dichter Unsterblichkeit erworben
 hat. Die Darstellung darin ist vortreflich. Die trocken-
 sten Gegenstände haben Leben und Interesse erhalten. Das
 poetische Kolorit ist aus den schönsten und passendsten
 Farben zusammengesetzt. Bezaubernd sind die Schil-
 derungen, Gleichnisse und Gemälde, wodurch der Dich-
 ter seinem Vortrage Anschaulichkeit, Mannichfaltigkeit

*) Des P. Virgilius Gedicht vom Landbau, übersetzt und erklärt
 von J. H. Voss. Eutin 1790.

und Odem giebt. Die gewähltesten und unterhaltendsten Epifoden geben ihm eine Abwechfelung, die jeder Ermüdung der Aufmerksamkeit vorbeugt. Der Plan dieses Lehrgedichts ist leicht, natürlich und ohne Mühe im Auge zu behalten. Er allein schon verräth die Hand des Meisters. Noch mehr aber überzeugt uns die Ausführung desselben von der dichterischen Kraft und Grösse des Verfassers. Schon der blühende Anfang verspricht uns einen grösseren Schmuck der Poesie, eine malerischere Dichtersprache, als bei der Aeneis. Der Eingang besteht aus zwei Theilen. Zuvörderst liefert der Dichter einen Abriss seines sämtlichen Werks und meldet, wovon jeder Gesang ins besondere handeln werde. Alsdann ruft er mit vielem Aufwand von dichterischer Beredsamkeit die vornehmsten Göttheiten an, die der Landmann zu verehren gewohnt war. Der erste Gesang beschäftigt sich hierauf mit den Vorschriften zur Bestellung der Erde und mit Angabe der rechten Bestellzeit. Der zweite lehrt die Pflege der Bäume, hauptsächlich des Weinstocks. Der dritte giebt Anleitung zur Viehzucht, und der vierte zeigt, wie man der Bienen warten müsse. Alles dies gehörte zu den Zweigen einer vollständigeren Landwirthschaft: vielleicht waren es auch diejenigen Gegenstände, wovon Virgilius sich getraute, am würdigsten in der Dichtersprache reden zu können. Die Sprache in diesem ganzen Werke ist bis zur Bewunderung schön, wie in der Aeneis. Lukretius hatte ihm in Ausbildung und Abründung derselben schon merklich vorgearbeitet; er legte daher gleichsam die letzte Hand an, um ihr den höchsten Grad der Geschmeidigkeit und Politur zu geben. Auch der Versbau ist vortrefflich und vereinigt ernste Würde mit leichter Grazie. Niemand kann den Wohlklang und bezaubernden Rhythmus desselben verkennen. Dafs Virgilius auch bei diesem Werke griechische Muster

vor Augen hatte, ist mehr als wahrscheinlich. Dafs er aber, ungeachtet ihrer Leitung, Original blieb, und von keinem derselben übertroffen wurde, hat gleichfalls seine Richtigkeit. Um den Geist und Ton dieses Lehrgedichts kennen zu lehren, wählen wir das Gemälde, welches der Dichter von den Beschäftigungen und der Thätigkeit der Bienen entworfen hat. *)

Bienen wissen von eignem Besitz nichts. Kinder und Städte
 Bleiben gemein, die Gesetze für jedes Alter derselben,
 Theurer, als alles, ist ihnen ihr Vaterland, ihre Behausung
 Heilig, und, was sie besorgt vor'm kommenden Winter im Som-

mer

Mühsam gewinnen, des Staats gemeinen Bedürfnissen heilig,
 Alle rufen Verträge zur Arbeit. Futter sich sammelnd,
 Streift ein Haufe durch's Feld, ein andrer sorgt für den innern
 Bau der Häuser, und sondert zur Gründung der Waben Nar-

cissus

Thränen, und weiches, dem Baum entquillendes Harz, und be-

festigt

Zähe Kuchen von Wachs, indeß ein andrer des Volkes
 Hoffnung, die wachsende Brut, ausführt, ein anderer lautes
 Honig zu häufen, und Zellen mit Nektar zu schwellen sich
 mühet.

Denen das Loos es bestimmt, die wachen an Thoren und forschen,
 Ob ein Regenguß nahe, Gewölk am Himmel sich sammle,
 Oder empfangen die Last der Wiedergekehrten, und fernem
 Drohen, ein träges Geschöpf, mit vereinter Macht von den
 Keppen.

Elfer fördert das Werk, und Thymus duftet der Honig.

*) Die folgende Uebersetzung ist vom Herrn Professor Manso: Virgil von der Landwirthschaft in vier Büchern übersetzt und erklärt von Manso, Gotha 1783.

Wie wenn jämsig die Schaar des Vulkan zu den Keilen des Don-
nets

Zähes Eisen erweicht, der eine Luft in der Stierhaut
Aufnimmt und aus ihr entläßt, der andr' in zischenden Seen
Erz kühlt: unter dem Ambos erbebt die Feste des Aetna.
Jen' erheben hoch die Aerme rüstiger Stärke,
Wechseln empor, und wenden mit scharfer Zange das Eisen.
So, ziemt's anders mit Dingen von Werth geringe zu messen;
Treibt Gewinnfucht, der Trieb der Natur, Gekropische Bienen,
Jede zu sonderm Geschäft. Der Verlebten Sorg' ist der Waben
Festigung, Sicherung der Stadt', und Bildung dadalischer Häuser,
Nicht so die Jugend. Sie weilt bis spät in die Dunkelheit, ihre
Füße mit Thymus beschwert, und kostet dunkelgefleckte
Hyacinthen, die Blüten der Kasia, feurigen Krokus
Graue Weiden, das Fett der Linden und Arbutus Früchte.
Alle feiern zugleich und eilen zugleich an die Arbeit.
Früh entreißen sie sich — Verzug herrscht nirgends — den
Thoren.

Wiederum, wenn sie der Abend von Flur und Weiden zu wei-
chen

Mahnt, ziehn alle vereint in die Hütten und pflegen des Leibes,
Lärm folgt ihnen und Summen erfüllet Mündung und Schwellen.
Bald, wenn jedes Gemach besetzt ist, herrscht in der Nacht hin
Schweigende Still', und die Müden beschleicht erquickender Schlum-
mer.

Drohet aber ein Regen vom Himmel, so flattern sie niemals
Weit von den Körben hinweg, vor'm schleichenden Eurus sich
fürchtend;

Sondern schöpfen ihr Wasser zunächst an den Mauern der sichern
Städte, verkürzen die Zeit des Ausflugs und nehmen, wie der auf
Wogen schwankende Kahn Sand einnimmt, zur Mehrung der
Schwere,

Kleine Steinchen: mit diesen bewegen sie leicht in der Luft sich.

Horatius, Ovidius.

Die unter dem Namen der Poetik des Horatius bekannte Epistel an die Pisonen wird gewöhnlich ebenfalls unter die Lehrgedichte der Römer gerechnet. Allein man würde sehr irren, wenn man darin eine vollständige Theorie der Dichtkunst suchte. Des Dichters Absicht bei dieser Epistel war höchst wahrscheinlich, den jungen Piso, der ohne entschiedene Dichtertalente eine zu große Vorliebe für die Musen hatte, von der leidenschaftlichen Anhänglichkeit an die Poesie dadurch loszumachen, daß er ihm die vornehmsten Regeln und gleichsam die Mysterien der poetischen Kunst vor Augen legte. Denn nöthigte in der Uebersicht derselben das Gefühl seiner Schwäche ihm die Ueberzeugung ab, daß er sie unmöglich in ihrem ganzen Umfange erfüllen könne; so war nichts vermögender, ihn von seiner Versmacherei zu heilen, als gerade eine solche Auseinandersetzung. Dann aber hatte der Dichter auch nicht nöthig, bei der Angabe der poetischen Geheimnisse alle Dichtarten zu erschöpfen, noch sich an eine strenge Ordnung, an eine Art von System zu binden. Vielmehr konnte er ganz die in seinen Sermonen und Episteln herrschende Manier zu philosophiren beibehalten und seine Gedanken ganz nach seiner Laune verbinden; ja sogar sich kleine Digressionen und Episoden erlauben. Alsdann fällt es auch recht auf, daß die Vorschriften des Dichters hauptsächlich in Warnungen vor Fehlern bestehen; denn dieser bedurfte der junge Piso gerade am meisten. Endlich erklärt sich's aus dieser Hypothese auch, warum die vom Horatius vorgetragenen Regeln der poetischen Kunst in ein solches Dunkel gehüllt sind, daß sie nur der Eingeweihte ver-

stehen kann *). Des Dichters Absicht war ja nicht, den jungen Piso zu einem Jünger des Apollo zu weihen, sondern ihm vielmehr die Liebe zu den Musen zu verleiden. Daher denn auch die harten Ausfälle auf die elenden Versmacher der damaligen Zeit: daher die Warnungen vor den verführerischen Reizen der Kamönnen: daher die lebhafteste Darstellung der Gefahren des poetischen Selbstbetrugs: daher endlich die strengen und einem angehenden Dichterling ganz unerträglichen Bedingungen, die er dem jungen Piso auferlegt. Die Regeln, welche Horatius in dieser Epistel vorträgt, erstrecken sich hauptsächlich auf das Drama, entweder weil der junge Freund des Dichters vorzüglich Lust hatte, sich auf diesem Felde der Poesie Lorbeern zu brechen, oder weil die Bühne damals der Hauptturnmelplatz der elenden Versler war. Die hier gegebenen Vorschriften aber erschöpfen eben so wenig die ganze Theorie des Schauspiels, als die angegebenen Fehler alle die Verstöße enthalten, welche in dieser Dichtart gemacht werden können. Die ganze Manier in dieser Epistel ist übrigens, wie in den andern poetischen Discursen des Horatius, und der Gang derselben hat, wie Wieland sehr schön sagt, das Ansehn eines Spatziergangs, wobei man keinen andern Zweck hat, als zu gehen; wo ein kleiner Abweg nichts bedeutet, wo man bald bei einer schönen Aussicht stille steht, bald seitwärts ablenkt, um eine Blume zu pflücken, oder der Kühlung eines schattenreichen Baums zu genießen; wo immer der nächste Gegenstand, der in das Auge fällt, das Gespräch fortführt, und man doch am Ende, ohne zu wissen wie, sich auf einmal da befindet, wohin man wollte. Man thut daher nach diesem allem Unrecht, wenn man dieser Epistel eine Stelle unter den römischen

*) M. v. Wieland's vortrefliche Einleitung zur Uebersetzung dieser Epistel, wo diese Hypothese höchstwahrscheinlich gemacht ist.

sehen Lehrgedichten anweist. Mit allem Rechte aber verdienen mehrere poetische Arbeiten des Ovidius Naso diesen Namen. Die vorzüglichste davon und eins der vollendetsten didaktischen Gedichte ist die *Kunst zu lieben* *). Eine solche Kunst kann in nichts anderm bestehen, als in einer Anweisung für das männliche Geschlecht, sich seiner Vorzüge und Einsichten zur Besiegung der Schönen zu bedienen, so wie in einer Aufforderung für das Frauenzimmer, ihre körperlichen und geistigen Reize geltend zu machen. Dem zufolge ist das Lehrgedicht des Ovidius eine für die damaligen Zeiten und Sitten Rom's ziemlich vollständige Sammlung aller der feinen Maafsregeln und schlaun Erfindungen, deren Ausübung Natur und Neigung beiden Geschlechtern empfehlen, um zu dem letzten Ziele aller Liebe zu kommen und sich die Freuden der Aphrodite eben so angenehm, als dauerhaft zu machen. Der erste Gesang giebt Anleitung, sich einen Gegenstand der Liebe zu wählen, der zweite, ihn zu gewinnen, und der dritte ihn zu erhalten. Der Plan ist meisterhaft angelegt und mit gleicher Kunst ausgeführt. Der Dichter, der allenthalben die grösste Kenntniss des menschlichen Herzens, und der weiblichen Schwächen insbesondere, an den Tag legt, hat nichts vergessen, um seinen Gegenstand zu erschöpfen, ja, ihn auch durch Hülfe der poetischen Kunst so anschaulich, reizend und mannichfaltig zu machen, als möglich. Was dem Dichter hierzu nur irgend von Bildern, Gemälden, angenehmen Wendungen, Situationen, Episoden, zu Gebote stand, das hat er angewendet, um diesem Werke einen hohen Grad von Vollendung zu geben. In Absicht des Inhalts aber, hatte niemand mehr

*) Ovidius's Kunst zu lieben, ein lyrischdidaktisches Gedicht in drei Gesängen, metrisch verdeutscht. Leipz. 1790. — Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen III, 1, 333.

Gelegenheit die schöne Welt mit allen ihren Ränken der Lüsterheit und Sinnlichkeit, mit allen Verführungskünsten und Thorheiten besser kennen zu lernen, als Ovidius, der selbst zu den Jünglingen gehörte, denen verliebte Abenteuer über alle Vergnügen der Erde gehen, und denen Siege über weibliche Herzen den schönsten Lorbeer zu verdienen scheinen. Dafs übrigens auch in diesem Lehrgedicht des Dichters Reichthum an Gedanken nicht selten in Ueppigkeit übergehe, sein Witz in leere Spielerei ausarte, und die unererschöpfliche Fülle seines Ausdrucks, verbunden mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit im Versbau ihn zu Wiederholungen verleite, ist dem Genie des Ovidius zu eigen, als dafs wir es hier noch besonders mit mehrerem erwähnen dürften. Von weit geringerem Werthe ist ein anderes Lehrgedicht desselben Dichters, welches Mittel gegen die Liebe vorträgt. *) Die Absicht dieses didaktischen Werks ist, den Verliebten von seiner Leidenschaft zu befreien, oder die Wunden seines Herzens zu heilen. Vergeblich sucht man hier die gefälligen Schölderungen der Denkart und die Sitten der schönen Welt, umsonst die Schalkhaftigkeit und Schlaueigkeit in den Bemerkungen, umsonst die üppigen Wendungen und glühenden Farben, welche die Kunst der Liebe auszeichnen. Man glaubt hier mehr den betrachtenden Philosophen, als den begeisterten Dichter reden zu hören, und fühlt sich selten durch das Neue und Treffende seiner Beobachtungen und Erfahrungen überrascht. So gar an Episoden fehlt es diesem Lehrgedicht gänzlich. Dennoch würde man dem Dichter Unrecht thun, wenn man glaubte, dafs er hier seine Pflicht vergessen und nachlässig gearbeitet hätte. Vielmehr ist auch diese Arbeit des Ovidischen Geistes würdig: auch hier findet

*) Eine wohlgerathene Uebersetzung davon im Versmaafs des Originals hat Herr von Strombeck geliefert.

der Denker mehr, als eine feine Bemerkung und Beobachtung über die Neigungen des menschlichen Herzens und den Gang der Leidenschaften; auch hier weht der Odem des Ovidischen Lebens, auch hier zeigt sich die Manier des talentvollen Dichters. „Wenn dies spätere Gedicht, sagt ein Kenner der Schönheit, von dem früheren verdunkelt, oder in Schatten gehalten wird, so ist die eine Ursache diese, daß der an sich schon beschränkte Gegenstand keine solche Menge von Gemälden und Ausritten darbot, als wir in der Kunst zu lieben bewundern, und die zweite, daß er der Leichtfertigkeit und Laune des Dichters, die dort so sehr zu seinem Vortheil einnimmt, dadurch, daß er ihn seine Aufmerksamkeit mehr auf sich selbst, als auf die Gegenstände außer ihm zu richten zwang, engere Gränzen setzte, und ihm auf diese Art eines der vorzüglichsten Mittel zu glänzen und zu gefallen entzog. — Von den Mitteln zur Erhaltung der Schönheit des Gesichts, einem dritten Lehrgedicht des Ovidius, besitzen wir nur ein Bruchstück von hundert Versen. Wir sind daher auch nicht im Stande den poetischen Werth desselben zu würdigen. Die Trümmer, die sich aus einem didaktischen Gedicht vom Fischfang und von der Natur der Fische erhalten hat, und gewöhnlich dem Ovidius beigelegt wird, ist gar nicht in der Manier dieses Dichters gearbeitet, und hat daher wahrscheinlich einen andern Verfasser. Der Festkalender des Ovidius endlich gehört mehr unter die erzählenden, als didaktischen Poesien. Der Dichter handelt darin von dem Auf- und Untergange der Gestirne, von den Festtagen, deren Entstehung und andern dahin einschlagenden Sachen. Er war auf zwölf Gefänge angelegt; allein nur die ersten sechs Monate sind vollendet. Wenigstens finden wir von den sechs letzten keine Fragmente,

woraus

woraus wir schliessen könnten, daß das Werk vollständig gewesen sei. Auch diesem Gedichte fehlt es nicht an Schönheiten und Interesse. Um auch von Ovidius's didaktischer Manier eine Probe zu geben, setz' ich eine Stelle aus seinen Mitteln wider die Liebe her, wo er diese Leidenschaft sogleich in ihrer Geburt zu ersticken rath:

Weil du es magst, und so lang noch mäßig' Empfindung dein
Herz füllt,

Schenke sie gleich beim Beginn, wenn du sie schmaheßt,
hinweg;

Tilge, so lang er noch jung ist, den Keim der plötzlichen Krank-
heit,

Und im Anfang des Lauf's widerstrebe dem Ross!

Denn die Weile giebt Kraft, die Weile kocht grünende Trauben,
Macht zur starrenden Saat das, was ein Halmchen erst war.

Wo den Wandrer der Baum in den weiten Schatten jetzt auf-
nimmt,

Dort erblickte man erst nur ein zerbrechliches Reis.

Leicht vermochtest du da, es aus der Erde zu reißen,

Und mit unendlicher Kraft strebet es jetzo empor.

Was das sei, das du liebst, erforsche mit ämfiger Seele,

Und entziehe den Hals dem dich verwundenden Joch.

Rotte den Keim gleich aus: zu spät versuchst du die Heil-
kraft,

Wann durch zögernde Frist tiefer das Uebel erst drang.

Eile darum, und verschiebe ja nichts auf kommende Stunden,

Morgen gelingt, was nicht heut glückte, dir weniger noch!

Jeglicher Liebende täuscht sich und findet Nahrung im Weilen.

Sich zu befreien ist der erste, der nützlichste Tag!

Sahst du nicht Ströme schon oft aus kleinen Quellen erwachsen?

Stürzen Gewässer hinzu, siehe, dann schwellen sie an.

Hättest du früher gewahrt, welch einen Frevel du wagtest;
 Sicher bedeckte nicht Baß, Myrrha, dir jetzt das Gesicht!
 Oft ward die Wunde, die erst man leicht zu heilen vermochte,
 Ein unheilbar Geschwür durch der Verzögerung Schuld.
 Doch, weil es Freuden gewährt, der Liebe Früchte zu brechen,
 Fragen wir immer: „kann nicht morgen dasselbe geschehn?“
 Heimlich schleicher indeß in die Eingeweide die Glut sich,
 Und der verderbliche Baum wurzelt nur tiefer noch ein.
 Doch, wenn nun einmal die erstere Zeit der Heilung dahin ist,
 Und in der fröhnenden Brust lange die Liebe schon herrscht:
 Schwerer ist dann zwar das Werk: doch weil man mich später zum
 Kranken

Ruft, ist mir darum es gleich, ihn zu verlassen, erlanbt?
 Abzuschneiden das Glied mit geschäftiger Hand, das verletzt ward,
 Hätte, Páanthischer Held! zwar dir am meisten gefrommt;
 Und doch legtest du, erst nach vielen Jahren geheilet,
 Also heißst's, an den Krieg noch die vollendende Hand.
 Ich, der im Keim die Krankheit hinwegzuschaffen bemüht war,
 Biete voll Mitleid nunmehr spätere Hülfe euch an.
 Suche, so fern du's vermagst, den Brand im Entstehen zu lö-
 schen,

Oder nachdem er sich durch eigene Kräfte geschwächt.
 Während die Flamme stürmt, giebt nach der stürmenden Flamme!
 Welcherlei Art er auch sei, schwer ist zu hemmen der
 Sturm.

Thor ist der Schwimmer, der seitwärts zu schwimmen vermag,
 und verwagen

Dennoch entgegen des Stroms rauschenden Wogenschuß
 ringt,

Während das Herz noch voll Aufruhrs tobt, und Heilung um-
 sonst ist,

Haßt und verwirft es voll Trotz jedes belehrendes Wort.

Besser, man nahet ihm dann, wann die Wunde die lindernde Hand
schon

Duldet, wenn schon es' Gehör wieder der Wahrheit nun
giebt.

Welcher vernünftige Mann verbot am Grabe des Sohnes
Thränen der Mutter schon je? Solches verträgt nicht der
Ort.

Wann sie in Thränen zerfloß, wann ihr Herz sich mit Kummer
gesättigt,

Dann erst mildre durch Trost den sie verzehrenden Schmerz!
Nur zur Zeit hat der Balsam Kraft: es nützet zur Zeit nur
Stärkender Wein, und wird Gift, wenn du zur Unzeit ihn
giebst.

Ja, man entflammet so gar, und regt durch Verbote die Lust auf,
Wenn zu gelegner Zeit du nicht dieselbe bekämpfst.

Auf dann! so ferne du wahnst, durch unsre Kunst zu genesen,
Fluch, gewarnet durch mich, fluch des Müßiggangs Trug!

Dieser bewirkt, daß du liebst, und erhält das, was er erzeugte,
Dieser ist Nahrung und Grund von der bezaubernden Pest.

Fluchst du den Müßiggang, so zerpringt der Bogen Kupido's,
Und, erlickt und verschmährt, berget die Fackel alsdann,

Wie des Baches der Ahorn sich freut, und die Pappel der Nässe,
Und das morastige Schilf liebet ein sumpfiges Land;

So liebt Amor den Müßiggang auch. Wer der Liebe drum satt
ist —

Venus haßt das Geschäft — wirke, und sicher ist er!
Müßiggang und müßiger Schlaf, von nichts unterbrochen,

Spiel und ein voller Pokal, um zu erkaufen die Zeit,
Rauben jegliche Kraft, auch ohne Wunde, dem Geiste

Immer aufdauernd, beschleicht Amor, wer sich nicht verwahrt:
Träge liebt jener Knab', und haßt den Freund der Geschäfte.

Wahle drum ein Geschäft dir für den müßigen Geist.

Giebt's nicht Gerichte? Gesetze nicht, und zu schützende
Freunde?

Streb' im Friedensgewand immer nach höherem Ruhm!

Oder erwähle dafür, als Jüngling, des blutigen Mavors

Kampf', und siehe! gar bald wirst du der Weichlichkeit los!

10.

*Tullius Cicero, Aemilius Macer, Markus Manilius,
Cäsar Germanikus, Gratus Faliskus, Kolumella,
Palladius, Nemesianus.*

Cicero versuchte eine metrische Uebersetzung des didaktischen Lehrgedichts, des Aratos von der Sternkunde. Der erste Theil dieser Arbeit führte den Titel Phänomene und handelte von der Natur und der Bewegung der Gestirne. Von diesen Phänomenen haben sich fünfhundert Verse in Cicero's Nachbildung erhalten. Dieses Bruchstück hat an vielen Orten poetischen Geist und eine schöne Sprache. Man verlangte aber leider! von dem ersten Profaiisten der Römer eine gleich große Vollkommenheit in der Sprache der Poesie; darum war man vermuthlich gegen ihn als Dichter ungerecht. *) Aemilius Macer, etwas älter als Ovidius, schrieb mehrere Lehrgedichte. Das erste über die Kräfte der Kräuter, war medicinisch-botanischen Inhalts. In einem zweiten über die Vögel, handelte er vermuthlich die Naturgeschichte dieser Klasse von Thieren ab. Ein drittes von den Schlangen bildete er wahrscheinlich dem Nikander nach. Alle diese Gedichte aber sind bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangen. Ein unter dem Namen dieses Dichters noch vorhandenes didaktisches Werk über die

*) Cicero's Uebersetzung des Aratos, so viel davon übrig ist, befindet sich in den Ausgaben seiner sämtlichen Werke.

Kräfte der Kräuter ist viel zu schlecht, als daß es in diese Zeiten gehören könnte. Es ist vielmehr eine Sudelei aus einem weit späteren Jahrhundert, und verrieth eben so wenig dichterische Talente, als Einsichten in die Arzneikunde. Selbst eines jüngeren Verfassers gleiches Namens unter Vespasian ist es nicht würdig. Uebrigens besteht diese Arbeit aus fünf Gefängen in Hexametern, wovon jedoch der vierte wahrscheinlich einen andern Verfasser hat. Das fünfte Buch handelt so gar wider den Titel von Edelsteinen. Der Styl ist hart, roh und ungebildet, und auch die Verse nicht viel werth. Markus Manilius gehört in die Zeiten des Augustus. Er schrieb fünf Bücher über die Kunst des Nativitätstellens, oder über den Einfluß der Sternbilder auf die Schicksale der Menschen. Die vermeintliche Kunst, aus den Geburtsgehirnen eines Menschen sein künftiges Erdenloos enträthseln zu können, war unter Alexander dem Großen von Chaldäern nach Griechenland gebracht worden, und von da auch nach Rom gekommen, wo sie unter Augustus vorzüglich blühte. Für die Poesie war dieselbe ein sehr unfruchtbarer Gegenstand. Daher ist es kein Wunder, wenn dies Lehrgedicht im Ganzen genommen wenig Interesse und dichterisches Kolorit hat. Auch die Sprache ist für das Zeitalter des Augustus nicht sonderlich. Einige Stellen dieses Werks, besonders die Eingänge, Epismen und Digressionen liest man indessen mit Vergnügen. Aratos, Eudoxos und Manetho waren vermuthlich die Hülfsmittel, die dabei benützt wurden. Uebrigens fehlen nach Skaliger zwei Bücher an diesem Gedichte.* — Germanikus, ein Enkel des Augustus, schrieb, nach Suetonius, Komödien und Epigrammen in grie-

*) Eine Ausgabe des Manilius mit Anmerkungen lieferte Baylei, London 1739.

chischer Sprache. Ausserdem verfertigte er ein Lehrgedicht *Phänomene und Prognostika* betitelt, oder vielmehr eine freie Uebersetzung deselben Werks vom Aratos in Hexametern. Bloss die *Phänomene* haben sich erhalten, von dem übrigen sind nur einige Bruchstücke der zerstörenden Zeit entgangen. Uebrigens zeugt diese Arbeit von den vorzüglichen Geisteskräften und den dichterischen Talenten dieses vortrefflichen Prinzen, so wie von seiner ausnehmenden Geschicklichkeit im guten und passenden Ausdruck. *) — Das Gedicht des Grätius Faliskus von der Jagd ist mehr erzählend, als didaktisch und nach Virgilius's Lehrgedicht vom Landbau gebildet, dem es indess bei weitem nicht gleichkommt. Vorzüglich ist es fehlerhaft, dass sich der Dichter zu lang bei den eingewebten Mythen aufhält. Uebrigens ist die Sprache rein, korrekt und poetisch: nur die Verse sind hart und übelklingend und das Gedicht wegen der darin vorkommenden Kunstwörter schwer zu verstehen. Weit interessanter ist Kolumella's Lehrgedicht vom Gartenbau, oder das zehnte Buch seines weitläufigeren prosaischen Werks über die Landwirthschaft. Virgilius entwarf in seinem Gedicht von Landbau bloss die Grundzüge zu einer solchen Anweisung. Dies gab dem Kolumella, wie er selbst erzählt, Veranlassung zu seinem Lehrgedicht, worin er die Vorschriften der Gartenkunst leicht und natürlich vorträgt. Auch die Sprache und poetische Einkleidung verdient Lob, wiewohl sie sich der Darstellungskunst und Diktion des Virgilius nicht an die Seite stellen darf. Auch Palladius schrieb ein Werk über die Landwirthschaft, wozu er den Stoff aus ältern Schriften zusammentrug und in eine andre Ordnung brachte. Das vierte

*) Herausgegeben ward dies Fragment mit Anmerkungen von Schwarz, Koburg 1715.

zehnte Buch dieser Kompilation enthält ein kleines Lehrgedicht über das Reisen in Hexametern und Pentametern, das jedoch dem didaktischen Werke des Kolumella bei weitem nicht gleich kommt. Nemesianus endlich schrieb Lehrgedichte über die Jagd, über den Fischfang und über den Vogelfang. Nur das erstere ist gerettet; von dem letzteren sind nur noch einige Bruchstücke übrig. Die poetische Sprache verdient Beifall, auch ließt sich das Ganze nicht ohne Vergnügen. Zum Schluß erwähnen wir nur kurz noch des Serenus Sammonikus, des Terentianus Maurus, und des Festus Rufus Avienus, als weniger bekannter und wichtiger Lehrdichter der Römer. Der Erstere schrieb von den Krankheiten und ihrer Heilung in Hexametern ohne Dichtertalent und Interesse: Terentianus handelte von den Sylbenfüßen und Sylbenmaassen, in allerlei Versarten, und Avienus überlegte die Phänomene des Aratos, und die Periegesis des Dionysios, beide in Hexametern. Auch lieferte er eine Beschreibung der Seeküste von Kadix bis Marseille in Jamben. Die Arbeiten dieses letzteren Dichters sind nicht zu verwerfen.

3. Poetische Epistel.

a. Eigentlicher poetischer Brief.

II.

Horatius, Ovidius, Ausonius, Klandianus.

Die Episteln des Horatius sind nichts weiter, als poetische Diskurse über allerlei Gegenstände, wel-

ehe dem Dichter interessant waren, oder worüber er einmal sein Herz auszuschütten wünschte. Man darf daher keinen systematischen Gang der Gedanken, keine förmlichen poetischen Abhandlungen über die zum Grunde liegenden Gegenstände, keine kunstmässige und schulgerechte Sprache darin erwarten. Wie man in der Unterredung mit Freunden von dem einen auf das andere kommt, so wie die Materie des Gesprächs es herbeiführt, so überläßt sich auch Horatius in seinen Episteln ganz den Eingebungen seiner Launen und seines unaufhaltsam fortstrebenden Geistes. Ein kleiner Abweg, der ihm zu einer interessanten Bewirkung, oder zur Mittheilung einer nützlichen Wahrheit Gelegenheit giebt, hat ihm nichts zu bedeuten. Zufrieden, nur die Hauptsache von dem, was er sagen wollte, leicht angedeutet zu haben, überläßt er es dem Leser, den ihm in die Hand gegebenen Faden der Gedanken weiter zu verfolgen. Dabei redet er ganz die Sprache des feinern Umgangs, und um dieselbe, so viel als möglich, nachzubilden, erlaubt er sich sogar die kleineren Nachlässigkeiten derselben. Nichts ist dem Dichter mehr zuwider, als gelehrt zu scheinen: daher vermeidet er nichts so sehr, als den Ton und die Mine des Philosophen, oder des Grammatikers. Dagegen hüllt er, als Mensch und als Freund, die innersten Falten seines edlen und für das wahre Interesse des Menschheit warmfühlenden Herzens auf. Unbekümmert, was unbillige Sittenrichter vielleicht von ihm urtheilen werden, zeigt er sich

*) Q. Horatius Flakkus ward im J. d. St. 688, 65 vor Christus zu Venusia in Apulien geboren. Er war ein Günstling des Mäcenas und Augustus. A. Horatii Flacci Eclogae ed. Baxter, Gesner et Zeune, Lips. 1788. Horazens Briefe aus dem Lateinischen übersetzt von C. M. Wieland 1782. Diese vortreffliche Uebersetzung belehrt in den äußerst scharfsinnigen Einleitungen und Erläuterungen den Leser von allem, was er wissen muß, um den Horatius mit Einsicht und Geschmack zu lesen.

wie er ist, ohne seine Verdienste in's Licht zu stellen, und ohne den Schleier einer stolzen Heuchelei über seine Schwächen und Fehler zu werfen. Sein Hauptgrundsatz war, jedes Röschen der Freude, das man, ohne sich in den Dorn der Reue zu ritzen, brechen kann, zu brechen und auf seinen Lebensweg zu streuen. Vorzüglich aber suchte er die Quellen des besten Lebensgenusses in sich selber. Dafs es in unserer eigenen Gewalt stehe, glücklich zu seyn, dafs wir es in uns finden müssen, oder nirgends, dies ist die grofse Wahrheit, dies die praktische Lebenstheorie, wovon er fast in allen seinen Episteln und Sermonen ausgeht und wohin er zurückkehrt.

Nimm jede frohe Stunde,

Die Gott dir schenkt, mit Dank an und verliere nie

Das Gegenwärtige durch Entwürfe für

Der Zukunft Freuden, sondern richte so

Dich ein, dafs, wo du immer lebst, du gern

Gelebt zu haben sagen könntest!

Dies war es, was er bei jeder Gelegenheit sowohl sich, als Andern an das Herz legte. Mit Recht kann man daher seine Episteln und Sermonen, die im Grunde nicht wesentlich von einander verschieden sind, eine wahre Schule der ächten Lebensweisheit und einer rosenfarbenen Philosophie nennen. Denn nicht leicht kommt irgend eine wichtigere Situation im menschlichen Leben vor, worüber man hier nicht Bemerkungen und Belehrungen fände. Nicht leicht giebt es eine Lehre der Klugheit, eine Vorschrift zum glücklichen Fortkommen in den Kreisen der grossen Welt, die man hier nicht in einer angenehmen, bald ernsthaften, bald launigen Sprache, vorgetragen trafe. Denn Horatius, der feinste Kenner des menschlichen Herzens, und der man-

cherlei Lagen und Auftritte des gesellschaftlichen Lebens, war zu sehr Menschenfreund, um seine Bemerkungen und Erfahrung allein für sich zu behalten, war zu sehr Kenner der besten Zugänge zu der menschlichen Schwäche, als daß er immer den ernstesten Ton des strengen Sittenlehrers dem muntern Scherze des heitern Lachers vorgezogen hätte. Vielmehr wußte er beide, Ernst und Scherz, so zur rechten Zeit zu gebrauchen, und so damit abzuwechseln, daß er nie in Gefahr kam, in den Wind zu reden. Doch weit besser, als alle Beschreibungen, wird den Charakter des Horatius als Mensch und als Dichter eine seiner vorzüglichsten Episteln selbst bezeichnen. Wir wählen dazu den Brief an den Fiskus Aristius, den leidenschaftlichen Freund des Stadtlebens, worin der Dichter sehr humoristisch die Gründe, warum er das ruhige Land vorziehe, aus einander setzt,

Dem Freund der Stadt, Aristius, entbieten

Wir Landleibhaber unsern Gruss — hierin

Und nur hierin allein, verschieden, sonst

In allem andern wahre Zwillingbrüder;

Was Einer will, dem nickt der Andre zu,

Zween trauten Taubern ähnlich, die in einem Schlag

Beisammen alt geworden. Du dort hüttest

Das Nest; ich lobe mir das Feld, den Bach,

Den moosumwebten Felsen und den Wald.

Mir ist's nun so: ich leb' und bin ein König,

So bald ich alle jene Herrlichkeiten

Verlassen habe, die ihr bis zum Himmel

Mit einem tausendstimmigen Schall erhebt.

Wie jener Knecht, der aus des Priesters Haus

Entlief, verbitte ich mir die ewgen Honigladen:

Ich brauche gutes hausgebacknes Brodt,

Das bafs mir schmeckt, als alle eure Kuchen.

Wenn nach Natur zu leben Weisheit ist,
Und wer ein Haus sich bauen will, zuvörderst
Um einen Grund sich umsehn muß:
So sprich, wo kennst du einen bessern Ort
Zum Glücklicheben, als das Land? Wo sind
Die Wintertage lauer? Wo die Lüfte frischer,
Des Hundsterns Wuth zu lindern, und den Grimm
Des Löwen, den der Sonne scharfster Pfeil
Getroffen hat? Wo unterbricht den Schlaf
Die Sorge minder? Glänzt das Wiesen gras
Und duftet's etwa schlechter, als die bunten Steinchen,
Womit ihr euer Estrich einlegt? Oder ist
Das Wasser reiner, das in euren Plätzen
Das enge Blei zu sprengen sucht, als das
Den Bach hinab mit sanftem Murmeln rieselt?
Ihr selber pflanzt ja zwischen Marmorsäulen
Gebüsche — lobt ein Haus, je freier es
In's Feld hinaussteht? — Wie verächtlich ihn
Sie von euch stoßt, die stärkere Natur
Kommt immer unversehn zurück, und dringt
Durch euren falschen Ekel siegreich durch.
Kein Kaufmann, der den Purpur von Aquinum
Nicht vom Sidonischen zu unterscheiden
Gelernt, wird sich gewisser Schaden thun,
Und bitterr seinen Unverstand bereuen,
Als wer im Leben nicht den Schein vom Wahren
Zu unterscheiden weiß. Je reizender
Die Gunst des Glücks in deinen Augen ist,
Je stärker wird sein Wechsel dich erschüttern.
Was man bewundert, läßt man ungern fahren.
Flieh alles Große! Unter armem Dache
Kannst du an wahren Leben Könige
Und ihre Freunde weit zurücke lassen.

Der überlegne Hirsch vertrieb das Pferd,
 Das ihm an Streitbarkeit nicht gleich war, vom
 Gemeinen Weidplatz, bis das schwache Ross
 Bei'm Menschen Hülfe sucht' und sich den Zaum
 Gefallen liefs: Nun kam es zwar als Sieger
 Voll Uebermuth zurück von seinem Feind;
 Allein ihm blieb dafür, trotz alles Schüttelns,
 Der Zaum im Maul, der Reiter auf dem Rücken,
 So, wer aus Furcht der Armuth, seiner Freiheit
 Entsagt, die kein Metall bezahlen kann,
 So muss auch er nun einen Herren tragen:
 Vergebens beißt er mit geheimem Grimm
 In sein Gebiß; er ist auf ewig dienstbar,
 Zur Strafe, daß er sich an Wenigem
 Nicht gütigen liefs. Wem, was er hat, nicht reicht,
 Dem geht's, wie Jenem einst mit seinem Schuh:
 Der war zu eng und brennt'; er liefs ihn ändern,
 Nun war der Schuh zu weit, er schwamm darin,
 Und lag bei'm ersten Anstofs auf der Erde.

Du, mein Aristius! bist weise gnug,
 Mit deinem Loos vergnügt zu seyn, und wirst
 Nicht ungestraft mich lassen, wenn dir daucht,
 Ich sammle mehr, als nöthig ist, und wisse
 Nicht aufzuhören. Unser Geld, wenn wir
 Nicht seiner Meister sind, wird's über uns,
 Und zieht den Strick, woran 's gezogen werden sollte,

Dies, Freund, diktirt' ich an der guten Göttin
 Vakuna halbzerfallener Kapelle
 In's Gras gestreckt, und aufser, daß ich dich
 Nicht bei mir hatte, übrigens vergnügt.

Von ganz verschiedenem Charakter und den Horazischen Episteln ganz ungleich sind die Briefe des Ovidius, aus dem Pontus, an seine Gönner, Verwandten und Freunde. Sie haben durchaus den wehmüthigklagenden Ton der Elegie und eine traurige Stimmung. Der Dichter hatte in seiner Verbannung nur Gegenstände des Kammers und der Betrübniß vor Augen: das Andenken an so viele Freuden, aus deren Schooße er durch sein Exil gerissen ward, erfüllte seine Seele mit dem lebhaftesten Schmerze, und die Ungewißheit, ob er jemals wieder in die Arme der Seinigen zurückkehren würde, ließ auch keinen erheiternden Stral der Hoffnung in sein umnachtetes Herz herabfallen. Unmöglich konnte daher der Ton seiner Briefe froh und scherzhaft seyn, sondern er mußte mit dem Ton seiner Empfindungen in Einklang stehen *). Desto befremdender ist es daher aber auch, daß auch hier der Dichter sein üppiges Genie nicht in Zaum halten konnte, daß auch diese Briefe nicht selten durch müßige Beispiele, Bilder und Vergleichen unterbrochen werden, wodurch die Theilnahme des Lesers nicht wenig geschwächt und auf Nebendinge abgelenkt wird. Selbst in den Briefen an seine Gattin weiß der Dichter sein Herz nicht allein reden zu lassen, sondern auch hier treibt der Witz seine unzeitigen Spiele. Wir enthalten uns ein Beispiel davon zu geben, weil sie mit seinen in der Verbannung geschriebenen Elegien Ton und Gegenstände gemein haben, und wir von diesen noch weitläufiger reden werden. Auch unter den Gedichten des Ausonius befinden sich fünf und zwanzig Briefe. Einige derselben sind in Prosa geschrieben, andere mit Versen durchwebt, die meisten aber durchaus in Versen.

*) Je mehr Ovidius für die Freuden der Sinnlichkeit Geschmack hatte, die ihm Rom in Menge darbot, desto schmerzlicher war ihm seine Verbannung aus diesem Wohnsitz der Ueppigkeit.

Der poetische Werth derselben ist nicht beträchtlich. Sie sind meistens uninteressant und trocken. Auch Gang und Wendung empfehlen sie nicht, sondern sind steif, ungeschmeidig und einförmig. Der Ausdruck verdient indeß Beifall *). Vorzüglicher sind die poetischen Episteln des *Klaudianus*, eines glücklichen Dichters, der sich hauptsächlich nach dem *Virgilius* gebildet hatte. Obgleich ein Ausländer und ganz als Grieche erzogen, wußte er doch seinem lateinischen Ausdruck eine Feinheit, Zierlichkeit und Richtigkeit zu geben, daß er von dieser Seite dreist den Dichtern aus dem goldenen Zeitalter der römischen Sprache kann an die Seite gestellt werden. Seine Diktion hat Würde, Kraft und Leben, seine Verse sind leicht und wohlklingend; nur an glücklicher Erfindung, an lebendiger Darstellung und an Neuheit der Wendungen fehlt es ihm fast gänzlich **).

b. Heroiden.

12.

Ovidius Naso.

Unter Heroiden versteht man zunächst Briefe von Heldinnen, oder von den Weibern der alten Heroen an ihre Gatten. Allein schon *Ovidius* hat unter seinen ein und zwanzig Heroiden auch Briefe von Männern, die nicht unter die Heroen gehörten, an ihre Geliebten, so wie eine Epistel der Dichterin

*) *Decimus Magnus Ausonius* lebte um das Jahr 379 nach Christus. *D. M. Ausonii Carmina recensuit et animadvers. suas adiecit Souchay, Parisiis 1730.*

**) Außer den genannten Episteln wird man in den Werken der römischen Dichter hin und wieder noch einige andere finden. Erschöpfende Vollständigkeit konnte nicht in den Plan dieser Geschichte gehören.

Sappho an Phaon. Wer der Erfinder dieser Dichtart sei, ob ein Grieche, oder Ovidius, oder ein anderer Römer? läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht bestimmen. Die schreibenden Personen in den Heroïden des Ovidius sind entweder durch das Band der gegenseitigen Liebe verbunden, oder befinden sich anderweitig in eigenthümlichen und anziehenden Situationen. Der Hauptinhalt der Briefe ist meistens elegisch. Bald sind es Klagen der Wehmuth über Trennung und Abwesenheit der Geliebten, die sich darin ergießen; bald Sehnsucht nach der Wiedervereinigung, bald bittere Anklagen und heftige Beschuldigungen wegen Härte und Grausamkeit, bald Vorwürfe über Treulosigkeit und Verachtung. Nicht selten erhebt sich der elegische Ton bis zum tragischen, und waffnet sich mit aller Kraft und aller Heftigkeit unvermischter Empfindungen. So lange die Seele der schreibenden Person noch nicht vom Sturme der Leidenschaft durchtobt wird, wie in den Eingängen, so lang ist auch der Ton ruhiger und das Kolorit elegisch: so bald aber das Feuer der Liebe zur heißen Lohe emporglüht, so bald der Sturm der Sehnsucht, des Vorwurfs, der Erbitterung in seiner ganzen furchtbaren Kraft daher saust; so bald verändern sich Darstellung und Ausdruck. »Die Gefühle werden stärker und heftiger, die Rede inniger, rührender, und unterbrochener, der ganze Ideengang leidenschaftlicher. Wir hören dann im Ovidius nicht mehr den elegischen, sondern den dramatischen Dichter, dessen Personen in einem affektvollen Monologe bald schwärmen, bald klagen, bald toben.« *). Ganz richtig bemerkt daher ein englischer Kunsttrichter, daß die Heroïde vor der gewöhnlichen Elegie durch ihr Dramatisches einen

*) M. f. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen III, 2. 333. Des P. Ovidius Briefe der Heldinnen metrisch übersetzt von Schlüter, Leipz. 1795.

grossen Vorzug des Interesses gewinne. Nach ihm ist diese Dichtart nichts anders, als ein leidenschaftliches Selbstgespräch, worin die Seele den Leiden und Regungen, worunter sie arbeitet, freien Lauf läßt. Dadurch aber, daß sie an eine besondre Person gerichtet wird, gewinnt sie einen Grad von Schicklichkeit, der dem schönsten Monolog eines Trauerspiels immer noch abgeht. Die Heroiden des Ovidius haben, aller Gleichförmigkeit des Inhalts ungeachtet, eben so viel Schönheit des Ausdrucks, als Vollkommenheit der leidenschaftlichen Schilderung. Um so mehr ist es zu bedauern, daß auch sie das fehlerhafte Gepräge der diesem Dichter durchaus eigenthümlichen Witzelei und Weitschweifigkeit tragen, daß auch sie eine unzeitige Vorliebe für Bilder, Gleichnisse und Gegensätze verrathen. Zur Probe diene der Anfang der trefflichen Heroide der Ariadne an Theseus *).

Minder grausam, als dich, fand ich die Thiere der Wüste.

Hätt' ich mich einem vertraut, härter erging es mir nicht!

Diese Zeilen — sie kommen von jenem Gestade, o Theseus,

Wo verräthrisch dein Schiff ohne mich eilend entfloß;

Wo mich ein tauschender Schlaf unglücklich betrogen, und wo du,

O der Schande! im Schlaf selbst zum Verräther mir wardst,

Um die Zeit, wenn der Morgen mit Thau die Erde beperlet,

Und, vom Laube versteckt, klagen die Vögel ihr Lied,

Zwischen Wachen und Schlaf erheb' ich im Taumel des Schlum-
mers,

Theseus, dich zu umfahn, leise mich nähernd den Arm.

Niemand war da. Ich zieh' ihn zurück und streck' ihn noch eins
aus;

Auf dem Lager umher such' ich ihn: Niemand war da.

*) Diese Uebersetzung vom H. Prof. Ahlwardt findet man im Neuen deutschen Merkur 1794. St. II. S. 310 etc.

Furcht und Angst verscheuchten den Schlaf. Ich stehe betäubt
auf,

Stürze vom Lager empor, wo mich mein Theseus verließ,
Ringe jammernd die Hand' und schlage den schallenden Busen,
Und zerrause das Haar, wild noch vom Schlafe verführt.
Mondhell war's. Ich schau umher, ob nichts als Gestade

Zu erblicken hier sei; nichts als Gestade war hier.
Hin und her, der Sinne beraubt, bald hierhin, bald dorthin
Lauf' ich, den zarten Fuß zögert der weichende Sand.
Unterdessen ruf' ich am ganzen Gestade: „mein Theseus!“

Aus der Felsen Geklüft halte dein Name zurück;
Und so oft ich dich rief, so oft rief schallend die Gegend,
Selbst die Gegend bewies hilfreich mir Trauernden sich.

4. Lyrische Poesie.

a. Hymne.

13.

Horatius Flakkus, Katullus.

Die lyrische Poesie, diese von den Griechen so sehr geliebte, zu so reizender Blüthe entwickelte Dichtart, schlug auf dem römischen Boden nur sehr flache Wurzel *). Es fehlte ihr zu Rom an den feierlichen Versammlungen eines für die Dichtkunst gefühlvollen Volks, an den Festen der Götter, welche die Griechen nie ohne Gesang begehen konnten, an den Wettstreiten, den Erweckern und Unterhaltern der lyrischen Muse, und an hundert andern begünstigenden Umständen mehr,

*) Horatii Flacci Carmina c. perpetua annotatione ed. C. D. Jan. Lips. 1778 — 32. 2 Voll. Eine neue, gewiss vortrefliche Ausgabe wird vom H. Prof. Mitscherlich erwartet. Horatius lat. und deutsch von J. Fr. Schmidt. Gotha 1779. f. 3 Theile. Auch hat H. Prof. Ramler die meisten Oden des Horatius übersetzt. Der Name ist weit jünger, als Horatius.

unter denen sich der Gesang in Griechenland gebildet hatte. Die ganze sittliche und politische Verfassung der Römer hatte keine Stütze, woran die zarte Pflanze des lyrischen Gedichts hätte emporranken und sich halten können. Vergebens suchte daher Horatius durch seine geistreichen Nachbildungen der Oden und Lieder des Archilochos, des Alkaios, des Stesichoros, der Sappho und anderer diese Dichtart in seinem Vaterlande beliebt zu machen. Es fehlte seinen Landsleuten durchaus an jenem zarten, reizbaren und innigen Gefühle, an jenem lebhaften und höchstempfänglichen Sinn für alles Grofse, Edle und Schöne, an jenem leidenschaftlichen Drange, seine Empfindungen in Worten auszufließen und mitzutheilen, an jener höchst melodischen und geschmeidigen Sprache, die der Griechen hatte, und die das lyrische Gedicht zu seinem Gedeihen durchaus erfordert. Ueberdies war das Leben der gebildeteren Römer, welche die Lyrik hätten aufnehmen und verpflegen können, in den ersten Zeiten gar zu geräuschvoll, und späterhin zu schwelgerisch und geisterstickernd, als dafs die lyrische Poesie dabei gewinnen konnte. Kein Wunder also, wenn Horatius fast allein, wie ein einsamer Fruchtbaum auf einer weiten Heide in der Litteratur der römischen Lyrik dasteht, und uns die grofse Verwunderung einflöfst, dafs er sich ohne Vorgänger und durch eigene Kräfte zu einem solchen Grade der Vollkommenheit erheben konnte. Von den Oden des Dichters haben einige das Lob der Götter zum Gegenstande, und lassen sich daher zu den Hymnen rechnen. An dieser Gattung von lyrischen Gedichten, welche die feurigste Begeisterung und den kühnsten Schwung verlangen, fehlte es den Römern fast gänzlich. Ihre Sprache schien zum Ausdruck der höchsten Kraft und Glut der Empfindung nicht gemacht zu seyn. In den früheren Zeiten der römischen Freiheit verfertigte

Livius Andronikus einen Hymnos auf die Juno, welcher bei einem Feste dieser Göttin abgesungen wurde. Unter den hymnenartigen Gefängen des Horatius, die sich indeß gar sehr von der griechischen Manier und Kraft entfernen, ist der sekularische Hymnos, den der Dichter auf Augustus Befehl zur Feier der hundertjährigen Spiele sang, am ausgezeichnetsten und vollendetsten. Am dritten und letzten Tage dieses Festes, das zu Anfange jedes neuen Jahrhunderts auf dem Marsfelde gefeiert wurde, pflegten sieben und zwanzig Knaben und gleichviel Mädchen in dem Tempel des Palatinischen Apollo einen Wechselgesang, an diesen Gott und an die Diana gerichtet, anzustimmen und darin beide um Schutz und Segen für das römische Reich anzuflehen. Wir setzen diesen Wechselgesang hieher und lassen den Leser selbst darüber urtheilen *).

Beide Chöre.

Phöbus, und du, leuchtende Himmelszierde,
O Diana, Fürstin der Walder, beide
Ewgen Ruhms werth, ewig gerühmt, erhört am
Heiligen Feste

Unser Flehn, da, nach der Sybillen Ausspruch,
Unbefleckter Knaben und edler Jungfrau
Chor die Götter, welche die sieben Hügel
Schirmen, besinget.

Chor der Knaben.

Holder Lichtgott, der auf umstraktem Wagen
Uns den Tag bringt, oder hinwegführt, stets ein
Andrer, stets derselbe! nur Rom sei deinem
Blicke das Größte.

M m 2

*) Die Uebersetzung dieses Hymnos ist von Schmidt mit einigen wenigen Abänderungen.

Chor der Jungfrau.

Sei, die du Geburten zur rechten Zeit an's
Licht hilfst, Ilithyia, den Müttern günstig!

Oder, wenn du gern Genitalis heissest,

Oder Lucina:

Lass, o Göttin! lass die Geschlechter blühen, und
Segne Roms Vermählungsgesetze samt den
Eherechten, jenem an vieler Nachwelt
Fruchtbaren Rathschluß;

Dass die Cirkelwende von eilf Jahrzehnden
Sang und Spiel unfehlbar erneur', und Schaaren
Volks drei schöne Tage, mit so viel süßen
Nächten sich freuen!

Chor der Knaben.

Und ihr wahrheitfindenden Parzen, knüpft was
Ihr verhiest — und Terminus müß' es wahren,
Er, der Gränzenschirmer! — das Glück der Zukunft
An das Vergangne.

Chor der Jungfrau.

Tellus wind' ergiebig an Korn und Heerden
Einen Kranz von Aehren um Ceres Schläfe;
Luft und Thau vom Himmel erquick' und nähre,
Was sie hervorbringt,

Chor der Knaben.

Birg Apoll den Pfeil des Verderbens; höre
Sanft und gütig auf das Gebet der Knaben!

Chor der Jungfrau.

Zweigehörnte Fürstin der Stern', erhö're,
Luna, die Jungfrau!

Chor der Knaben.

Seid ihr Rom's Erbauer, und liefs auf euren
Wink ein Theil von Ilius Geschwadern Haus und
Stadt, und kam durch glückliche Seefahrt an die
Tusfische Küste :

Ging dies Volk gefahrlos durch Troja's Flammen,
Und versprach ihm, der sich erhielt und freien
Weg ihm bahnte, Vater Aeneas, mehr noch,
Als es zurückliefs;

O, so schenkt gelehriger Jugend edle
Sitten! Ruh', o Götter! dem stillen Alter!
Gebt den Römern Schätze, Bevölkerung, Glanz und
Herrlichen Namen!

Chor der Jungfrau.

Und, der euch mit glänzenden Stieren ehret,
Venus's und Anchisens berühmter Sprössling,
Herrsche, siegend über Verwägne, huldreich
Ueber Besiegte.

Chor der Knaben.

Schon erschrickt vorm mächtigen Heer zu Land und
Wasser, vor dem Beile bebt schon der Meder;
Scyth und Inder, neulich noch stolz, verlangt nun
Unsre Gebote.

Chor der Jungfrau.

Schon kehrt Treue, Friede, Verschämtheit, jeder
Schmuck der Vorwelt, Ehr' und verschmähte Tugend
Wieder, und der Ueberflufs prangt mit vollem
Horn uns entgegen.

Chor der Knaben.

Der da weissagt, der sich im Glanz des Bogens
 Reizend darstellt, Phöbus, der neun Kamönen
 Lust, durch dessen heilende Kunst geschwächte
 Kräfte sich stärken,

Schaut dein Blick voll Huld auf den Altar nieder,
 O so laß der Latier und Quiriten
 Heil auf jedes Lustrum, in immer besser
 Zeit, sich erstrecken!

Chor der Jungfrau.

Phöbe, die vom Algidus und vom hohen
 Aventin schaut, hörs der Funfzehn männer
 Flehn, und neig' ein gnädiges Ohr zum Liede
 Bittender Jugend.

Beide Chöre.

Zeus, und jede Gottheit erhört uns: voll von
 Dieser festen Zuversicht, gehn wir freudig
 Heim, der Chor, gelehrt, von Apoll und Phöbe
 Preisend zu singen.

Zu den Hymnen der Römer gehört auch die dem
 Katullus mit Unrecht beigelegte Nachtfeier der
 Venus, welche Bürger so meisterhaft nachgebildet hat:
 Nach der Sprache zu urtheilen, kann dieses Gedicht bei
 allen seinen poetischen Schönheiten nicht vom Katullus
 herrühren. Da dasselbe allen Lesern von Geschmack
 gewiß bereits aus der vortreflichen deutschen Nachbil-
 dung bekannt ist, so hab' ich nicht nöthig, noch etwas
 davon zu sagen, sondern kann getrost auf dieselbe
 verweisen.

b. Oden und Lieder.

14.

Horatius's Oden und Lieder.

Die lyrischen Gedichte des Horatius sind größtentheils Nachahmungen griechischer Muster *). Sie sind daher voll von griechischen Bildern, Wendungen und Wortfügungen, und kommen mit den erhaltenen Bruchstücken des Alkaios und andrer griechischer Lyriker oft wörtlich überein. Darum aber ist das Verdienst des Vennüfters nicht minder groß: denn selbst seine genauesten Nachahmungen sind mit Einsicht gemacht und tragen Spuren von Originalität. Er war der Erste unter den Römern, der die lateinische Sprache für die lyrische Poesie ausbildete, und sie für die schweren griechischen Sylbenmaasse ausarbeitete. Dafs ihm dies nicht wenig Mühe gekostet haben müsse, ist leicht einzusehn. Er ist reich und erhaben in seinen Erfindungen, selten kühn in seinem Fluge, aber voll von Anmuth, Kraft und Würde. Sein Versbau ist meisterhaft und zeugt von anhaltendem Studium. Die Sprache ist rein, bestimmt, gedrängt und den Gedanken durchaus angemessen. Der Wohlklang seiner Verse ist für jedes dafür empfängliche Ohr bezaubernd. Ein Theil seiner Oden sind von der heroischen Gattung, das heifst, sie verherrlichen verdienstvolle Menschen, große Eigenschaften, vorzügliche Unternehmungen. Diese nehmen einen höheren Schwung, und sind voll innigerer und stärkerer Empfindung. Einige wenige lyrische Gedichte desselben verdienen den Namen der Dithyramben: denn sie sind voll von jener Begeisterung, welche man der Nähe des Bacchus verdankte. In einer derselben dünkt sich der

*) Die Epoden, die ihren Namen daher haben, dafs der zweite Vers immer kürzer ist, als der erste, gehören auch hieher.

Dichter in ferne Wälder entrückt und mitten unter dem Gefolge des Dionysos, der Satyrn und Nymphen befindlich. Voll dieses trunkenen Taumels, und begeistert von der Gegenwart des Gottes der Reben, singt er sein Lob und seine Thaten. Vermuthlich sind diese Gedichte Nachahmungen griechischer Muster. Noch andre lyrische Stücke des Horatius sind philosophisch, das heißt, sie erwärmen das Herz mit lebhaften Gefühlen für gewisse praktische Wahrheiten der Philosophie. Die hieher gehörigen Oden des Venusiners sind mit Recht zu den schönsten Mustern dieser Art zu zählen. Die Empfindungen und Gegenstände der übrigen lyrischen Arbeiten unsers Dichters sind sanfterer Art und minder erhaben. Wir können sie daher in die Klasse der Lieder setzen. Liebe, Freundschaft, gesellige Freude, macht den Inhalt derselben aus, und ihr Charakter ist seines Gefühl, ein reicher Vorrath an angenehmen und passenden Bildern, glückliche Wendungen und geschmackvolle Eleganz des Ausdrucks. Auch hier findet man den liebenswürdigen Charakter des edlen Sängers abgedruckt, auch hier zum Theil die Grundsätze, nach denen er handelte und wobei er sich glücklich fühlte. Um auch von den Oden und Liedern des Horatius eine Probe zu geben, wählen wir das trefliche philosophische Gedicht an den Licinius, welches die goldene Mittelfraße als den allein zum wahren Glücke führenden Weg anpreist *).

Besser wirst du leben, Licin, wenn weder
 Stets auf hohem Meere dein Schiff daherschwebt,
 Noch aus Furcht vor Stürmen, zu sehr dem falschen
 Ufer sich nähert,

*) Die folgende Uebersetzung ist aus des Herrn von Wobeser: Dreißig Oden aus dem Horaz, Leipz. 1779, und: Noch dreißig Oden aus dem Horaz, Leipzig 1780.

Wer die goldne Mitte sich wählt, der wohnt
Sicher nicht in alter berauchter Hütte;
Mäßig und vom Neide verschont, in keinem
Fürstenpallaste.

Oester wird von Winden die hochgewachsne
Tann' erschüttert; schrecklicher ist der Sturz des
Wolkennahen Thurmes und Blitze treffen
Gipfel der Berge.

Ein Gemüth auf alles voraus bereitet,
Hofft im Unglück, fürchtet im Glück ein andres
Schicksal. Der den starrenden Winter herführt,
Jupiter, treibt ihn

Auch hinweg. Ist's heute gleich trüb', es wird nicht
Stets so seyn; zuweilen erweckt Apollo
Zum Gesang sein schlummerndes Spiel, und spannt nicht
Immer den Bogen.

Lass, wenn Unfall dränget, dich unerschrocken
Sehn, und standhaft; aber mit Weisheit ziehe
Bei zu gutem Winde die aufgeschwellten
Segel zusammen!

Werth, dieser Ode zur Seite zu stehen, ist das vor-
treffliche von der sanftesten Empfindung und den edel-
sten Grundsätzen beseelte Lied an des Dichters Meierin,
„Wer ein schuldloses Leben führt, der opfre den Göt-
tern so wenig er will, er ist ihnen doch weit angenehmer
und ein vorzüglicherer Gegenstand ihrer Vorforge und
ihres Schutzes, als der reiche Frevler, der Hekatomben
opfert.“ Dies ist der Hauptgedanke, den der Dichter
eben so schön, als anschaulich darzustellen weifs. Man
lese, und frage dann sein eigenes Gefühl, ob ich recht
urtheilte:

Wenn betend du zum Himmel die Hand³ erhebst,
Bei jedem Neumond, wirthliche Phidyle:

Wenn nebst dem Weihrauch und der Jahreszeit
Früchten, ein Ferkel den Hausgott sühnet;

Dann wird kein Hauch des schädlichen Afrikus
Die Frucht des Weinstocks treffen; das Aehrenfeld
Kein Brand; der Heerde zarten Säugling
Keine verletzende Luft des Herbstes.

Geweihtes Schlachtvieh, welches im Eichenwald,
Am schneebedeckten Algidus weidet, und
Auf Alba's Trift sich mästet, soll nur
Beile der Priester mit aufgespaltnem

Genick bebluten. Deine Gebühr ist's nicht,
Die kleinen Götter, die du mit Rosmarin
Und Myrthe krönst, durch vieles Metzeln
Jähriger Schafe zur Gunst zu reizen.

Wenn unbefleckt die Hand den Altar berührt,
So wird ein theures Opfer nicht kräftiger,
Als reines Mehl und Salz, im Feuer
Dampfend, den zürnenden Gott erweichen.

15.

*Katullus, Cäsus Bassus, Statius Papinianus,
Septimius Serenus.*

Unter allen römischen Lyrikern hat Katullus in
seinen kleinen lyrischen Tändeleien, die er Hendekasyllaben nennt, die meiste Originalität *). Un-

*) K. Valerius Katullus ward im J. d. St. 667, 87 vor Christus geboren. Caji Valerii Catulli carmina varietate lectionis et perpetua annotatione illustrata a Fr. Gu. Doering. Lips. 1788, 1792.

gezwungenheit, Naivetät, innige Empfindung und groſſe Leichtigkeit im Ausdruck und in der Verſifikation ſind der Charakter derſelben. Erfindung und Inhalt ſind meiſtens nicht von Bedeutung; allein durch das warme Gefühl des Dichters und durch den glücklichen Ausdruck, erhalten ſie ein Intereſſe, das jedes Herz von Empfindung unwiderſtehlich anzieht. Aus allen athmet der Geiſt des Frohſinns und einer heitern unbefangenen Laune. Bei aller Verſchiedenheit ihres Inhalts, der bald Empfindung, bald Laune, bald Spott iſt, tragen ſie doch ſämmtlich das Gepräge der Leichtigkeit, Natürlichkeit und der ſchmerzloſeſten Geburt an ſich. „Katullus's Ausdruck iſt ganz anſpruchslos, iſt der Ausdruck eines Mannes von Welt und gutem Ton, der, ſelbſt mit dem Schein der Verlegenheit unbekannt, jederzeit das richtige Wort und die paſſende Wendung auf den erſten Augenblick trifft. Wenn auch der Einfall unbedeutend iſt — der unbeforgte Dichter überläßt ihn ſeinem Schickſal, ohne ihn nur mit einem Laut, mit einem Akcent zu beſchützen. Wenn auch die Empfindung ſchwach iſt, ſie iſt doch wahr, und der Dichter giebt ſie für nichts mehr, als was ſie iſt *). Faſt alle lyriſche Tändeleien des Katullus ſind auf beſondere Veranlaſſungen gedichtet. Da uns dieſe nicht immer bekannt ſind, da wir auch zum Theil die Männer nicht kennen, die ſie angehn; ſo iſt es uns hier und da unmöglich, ganz in den Sinn derſelben einzudringen. Daher ſcheinen uns ſehr viele Einfälle matt und ohne Salz zu ſeyn, daher iſt uns manches uninterreſſant und zuwider, was vielleicht den Zeitgenoſſen des Dichters,

2 Voll. K. Valerius Katullus in einem Auszuge, lat. und deutſch, von K. W. Ramler, Leipz. 1793.

*) M. ſ. den Artikel : Katullus in den Charakteren der vornehmſten Dichter aller Nationen, I, 1.

denen alle seine Anspielungen klar vor Augen lagen, sehr interessant war. Ueberhaupt sind diese lyrischen Spiele ein treuer Spiegel der Sitten und Denkart des Zeitalters, worin sie entstanden. Der darin herrschende Ton war vermuthlich der Ton der römischen guten Gesellschaft. Wer daher manches in diesen Gedichten zu frei, zu nackt, zu unsittlich findet, der bedenke, daß man jeden Schriftsteller im Geist seines Zeitalters lesen müsse; der bedenke, daß Katullus seine Speisen so würzen mußte, als sie es, um dem Gaumen des freien Römers schmackhaft zu seyn, erfoderten. Der Geist der römischen Freiheit bracht' es mit sich, jedem die empfindlichsten Dinge in den derbsten Ausdrücken in's Gesicht zu sagen, und die Muse der gesellschaftlichen Poesie erröthete nicht, jede Sache bei ihrem rechten Namen zu nennen. Denn daß Katullus seine Gedichte bloß für den engen Kreis seiner Bekannten bestimmte, ist wohl ausgemacht. Da er nun diese kannte, so mußte er auch wissen, welche Gemälde ihr Auge gern sah, und welche dasselbe beleidigten. Ueberhaupt wird man sich den verderbten und ausgelassenen Ton der gesellschaftlichen Sittlichkeit der Alten leicht erklären, wenn man erwägt, daß das sittsame Frauenzimmer aus den geselligen Kreisen der Männer entfernt war, und daß nur Hetären durch üppige Tänze, Gefänge, Flötenspiel und andre Arten der Unterhaltung die Gesellschaft erheiterten. Wie konnte unter solchen Umständen ein feiner sitlicher Ton gedeihen? Endlich muß man auch erwägen, daß die unsittlichen Scherze des Katullus zum Theil seiner Satyre zur Unterlage dienen, und daß der Dichter das Obscöne nicht selten dazu benutzte, um seine Gegner dem Spott und der Verachtung preiszugeben. Um auch von den Hendekasyllaben dieses Sängers einige Proben zu geben, siehe hier die schalkhafte Einladung an Fas

bullus und die vortrefliche Nanie auf den todten Sperling seiner Geliebten.

Einladung an Fabullus.

Morgen sollst du, wie der Perser König,
Mit der Götter Hülfe bei mir speisen:
Wohlverstanden, wenn du deine Küche,
Attisch Salz, und Chierwein und Scherze
Und dein blondes Mädchen mit dir bringest,
Denn ach, leider! deines Freundes Beutel,
Mein Fabullus, ist voll Spinnewebe!
Doch statt dessen will ich dich mit Blicken
Voll Empfindungen der treuesten Liebe
Und mit schönern Sachen noch bedienen:
Denn ich will dir einen Balsam geben,
Den die Grazien und Amoretten
Meinem holden Mädchen einst verehrten.
Hast du diesen einmal nur gerochen;
Wirfst du Götter und Göttinnen bitten:
Macht, o macht mich doch zu lauter Nase!

Noch weit naiver, feiner und empfindungsvoller ist das von Ramler meisterhaft übersetzte Liedchen auf den Tod eines geliebten Sperlings. Man kann in seiner Art gewiss nichts Schöneres und Vollendeteres lesen, als diese Nanie.

Weint, ihr Grazien, weint ihr Amoretten,¹
Und was Artiges auf der Welt lebt! meines
Mädchens Sperling ist rodt! des Mädchens Liebling:
Der ihr lieb, wie der Apfel in den Augen,
Und so freundlich, so klug war! und sie kannte,
Wie ein Töchterchen seine Mutter kennt!
Denn er rührte sich nicht von ihrem Schooße;

Nein, er trippelte munter auf dem Schoofe
 Hiehin, dahin, dorthin; nickt' ihr immer
 Mit dem niedlichen Köpfchen, piept' ihr immer.
 Ach! nun wandert er jene finstre Straſſe,
 Die man ewiglich nicht zurückewandert.
 O! wie flucht' ich dir, finst'rer, alter Orkus,
 Der du alles, was schön ist, fugs hinabschlingst!
 Uns den Sperling zu nehmen, der so hübsch war!
 Welch ein Jammer! O Sperling! armer Sperling!
 Haft gemacht, daß mein trautes Mädchen ihre
 Lieben Aeugeln sich ganz roth geweint hat!

Zu den schönsten Liedern des römischen Alterthums gehört der Hochzeitgesang des Katullus, wovon uns Herder eine vortrefliche Uebersetzung geliefert hat. Er vereinigt alles, was man nur Schönes, Munteres und Interessantes von einem solchen Gedichte erwarten kann, und verdient es durchaus, als Denkmal der poetischen Talente seines Verfassers hier mitgetheilt zu werden.

Chor der Jünglinge.

Auf! der Abend ist da! ihr Jünglinge auf! am Olympos
 Hebt der langersehnete Stern sein funkelndes Haupt schon.
 Laßt das tiefende Mahl! es ist Zeit! es ist Zeit! denn im Nu
 wird
 Kommen die Braut, und soll der Hymenäos ertönen.
 Hymen, o Hymenäos! Hymen, komm Hymenäos!

Chor der Mädchen.

Jungfrau'n, schauet ihr nicht die Jünglinge? Ihnen entgegen!
 Auf! der Bote der Nacht, er schwingt die himmlische Fackel.
 Wahrlich! sehet ihr nicht, wie sie sich zum Kampfe schon rüsten,
 Nicht vergeblich rüsten! der Sieg im Gefange wird ihr seyn.
 Hymen, o Hymenäos! Hymen, komm Hymenäos!

Chor der Jünglinge.

Brüder, es ist uns nicht so leicht die Palme verliehen!
 Seht, wie die Jungfrau'n dort nachsinnend suchen Gesänge,
 Nicht vergebens sinnen sie nach; sie suchen das Schönste,
 Wohl das Schönste, da sie mit ganzer Seele sich mühen:
 Und wir schweifen umher, das Ohr, die Seele getheilet.
 Billig siegen sie dann: denn Sieg will Mühe! Wohlauf noch
 Jetzt, ihr Brüder, o ruft zum Gesang die Seele zusammen.
 Sie beginnen im Nu im Nu; soll Antwort ertönen,
 Hymen, o Hymenaios, Hymen! komm Hymenaios!

Chor der Mädchen.

Hesperus, blickt am Himmel wohl ein grausamer Gestirn, als
 Du, der Mutterarmen vermag die blühende Tochter
 Zu entreißen? Sie loszureißen dem Arm, der sie festhält,
 Und dem brennenden Jüngling ein keusches Mädchen zu geben?
 Feind' in erobelter Stadt, was können sie härter beginnen?
 Hymen, o Hymenaios! Hymen, komm Hymenaios!

Chor der Jünglinge.

Hesperus, ist am Himmel wohl ein holdseliger Stern, als
 Du, deß Flamme den Bund der treuen Liebe nun festknüpft?
 Knüpft das Band, das Männer, das Aeltern geschlungen, und eh'
 nicht
 Zuziehn konnten, als bis dein segnendes Auge darauf blickt.
 Können Götter uns mehr verleihn, als die glückliche Stunde?
 Hymen, o Hymenaios! Hymen, komm Hymenaios!

Chor der Mädchen.

Hesperus — ach! ihr Schwestern, er hat uns eine Gespielin
 Weggeraubet, der Räuber, dem jede Wache vergebens
 Lauret, der die Diebe verbirgt, und wenn er mit andern
 Namen wieder erscheint, die er barg, dann selber enthüllet.

Chor der Jünglinge.

Hesperus, höre sie nicht! sie singen gedichtete Klagen,
 Was sie schelten — es ist, was still ihr Herz sich ersehnet.
 Hymen, o Hymenaios! Hymen, komm Hymenaios!

Chor der Mädchen.

Wie die Blum' im umzäunten Garten verschwiegen heranblüht,
 Nicht vom weidenden Zahn, von keinem Pfluge verwundet,
 Auferzogen von Regen und Sonne, von schmeichelnden Lüft-
 chen
 Sanft gewebet; es wünschen sie Knaben, es wünschen sie Mäd-
 chen.

Aber noch kaum ist sie geknickt vom zartesten Finger,
 Ach! dann wünschen sie Knaben nicht mehr, nicht wünschen sie
 Mädchen.

So ist die Jungfrau, blühet sie noch, die Liebe der Ihren,
 Unberührt. Doch so bald sie sinkt, die zärtliche Blumme,
 Ach dann lieben sie Knaben nicht mehr, nicht lieben sie Mäd-
 chen.

Chor der Jünglinge.

Wie im nackten Felde die Rebe sinket zu Boden,
 Hebt sich nimmer, erzieht nicht eine fröhliche Traube,
 Bis sich Wipfel und Wurzel im dunkeln Staube verschlingen;
 Nicht der Landmann achtet der Armen, der weidende Stier nicht,
 Aber ranket sie sich empor an dem gattenden Ulmbaum,
 Achtet hoch sie der Landmann, und hoch der weidende Stier
 auch.

So die Jungfrau, altet sie öd' im Hause der Ihren —
 Aber hat sie das Band der reifen Ehe vermählet,
 Achtet hoch sie der Mann, es achten hoch sie die Aeltern.

Jungfrau, sträube dich nicht! Mit solchem Manne zu streiten,
 Ist nicht billig. Ihm gab dich der Vater, ihm gab' mit dem Vater

Dich die liebende Mutter, und du mußt beiden gehorchen.

Deiner Jugend Bluhme — du denkst, sie ist dein, sie ist nicht
dein

Ganz; ist deines Vaters, ist deiner Mutter; der dritte

Theil gehöret dir nur, und du willst zweien entgegen

Streiten? Sie geben dich mit der Morgengabe dem Eidam.

Hymen, o Hymenaios! Hymen komm, Hymenaios!

Von den übrigen lyrischen Dichtern der Römer wissen wir sehr wenig. Cäsar Bassus, eben derselbe, an welchen die sechste Satyre des Persius gerichtet ist, war nach dem Urtheile des Quintilian der einzige römische Lyriker, der nach dem Horatius gelesen zu werden verdiente. Allein seine Gedichte sind ein Raub der zerstörenden Zeit geworden. Eben so gieng es mit den lyrischen Arbeiten des Vestritius Spurinna, den der jüngere Plinius, der selber Dichter war, als einen Lyriker von Werth rühmt. Von seinen Poesien haben sich nur wenige Bruchstücke erhalten. Auch die lyrischen Versuche des Septimius Serenus sollen nicht schlecht gewesen seyn, so wie sich auch in der Sammlung vermischter Gedichte vom Papinius Statius mehrere gute hieher gehörige Stücke finden. *)

b. Die Elegie.

16.

Ovidius Naso.

Der Gefühlszustand, welcher der Elegie zu Grunde liegt, ist gemischt, doch so, daß die angenehmen Em-

*) Man findet sie in der Sammlung seiner vermischten Gedichte, die er Sylvae nennt.

pfundungen die unangenehmen überwiegen. Die aus Vergnügen und Mißvergnügen in ihrer Verschmelzung entstandene Wehmuth ist daher der psychologische Charakter der elegischen Begeisterung. Diese Verschmelzung aber erfolgt alsdann in der menschlichen Seele, wenn dieselbe mit ungetheiltem Interesse an der Vorstellung eines Gutes hängt, allein zugleich sich entweder vorstellt, es wirklich verfehlt zu haben, da sie zu dem Besitz desselben gelangen könnte, oder es für unmöglich hält es zu erreichen, oder in der Furcht schwebt es verfehlen zu können. *) Das bloße elegische Sylbenmaafs der Griechen, das erst späterhin diesen Namen erhielt, nachdem sich schon lange das Herz durch elegische Klagen ergossen hatte, macht eben so wenig ein Gedicht zur Elegie, als die Abwesenheit desselben eine poetische Kunstbildung von elegischem Charakter unfähig macht, diesen Namen zu tragen. **) Tyrtäos's und Kallinos's Kriegslieder werden daher, wiewohl sie im gewöhnlichen Sylbenmaasse der Elegie geschrieben sind, nicht zur Klasse dieser Dichtart gezählt werden können. Eben so wenig werden aber auch mehrere Gedichte der Römer, die bis dahin den Namen der Elegie getragen haben, in Hinsicht ihres innern Charakters, denselben zu behaupten im Stande seyn. Ovidius's Bücher der Liebe, im elegischen Sylbenmaasse verfertigt, sind darum nichts weniger, als Elegien. Sie sind ein fortlaufendes Gemälde der von dem Dichter im Felde der Liebe gemachten Eroberungen und errungenen Triumphe, seiner Genüsse und Freuden. Es fehlt ihnen daher durchaus am elegischen Charakter. Richtiger zählt man sie daher zur Gattung der rein lyrischen

*) M. f. Handwörterbuch der schönen Künste, Leipzig 1795, unter dem Artikel Elegie.

**) M. f. den ersten Theil dieses Versuchs S. 604.

Gedichte, einige wenige vielleicht ausgenommen. *) Uebrigens haben sie hohe dichterische Schönheiten. Die darin enthaltenen Empfindungen sind wahr und innig, und der Ausdruck vortreflich. In Absicht der Originalität sind diese Gemälde des Herzens weit vorzüglicher als die Heroiden des Dichters. Nirgends findet man darin Spuren von Nachahmung, oder Erdichtung: alles ist aus der wirklichen Welt geschöpft, alles entstand, durch wirkliche Auftritte veranlaßt. Kaum einige Gleichnisse scheinen auf griechischem Boden gewachsen und als Schmuck eingestreut zu seyn. Dafs der Wohlstand darin nicht selten beleidigt ist, ist eine alte Klage. Der Römer scheute sich aus Gründen, die ich bereits anderwärts angeführt habe, nicht, da den Schleier der Sittsamkeit hinwegzuziehen, wo ihn die Natur sogar zum Theil darüber geworfen hat. Und Ovidius war vor seiner Verbannung zu sehr Liebling des Glücks, hatte zu viel Empfänglichkeit für die sinnlichen Freuden der Liebe, als dafs er sich im Ausdruck seiner Empfindungen und in den Gemälden seiner verliebten Abenteuer immer in den Schranken der Sittsamkeit erhalten hätte. Sein Auge, sagt ein Kenner seines Charakters, weidet sich an nichts so gern, als am Nackten, und ruht auf keiner Venus mit innigerem Wohlbehagen, als auf der Gewandlosen vor dem Richterstule des Paris. Diese von ihm enthüllten Reize einzeln zu zergliedern, ihre Verhältnisse zu einander in's Licht zu stellen, ihren Werth zu bestimmen, und ihre Wirkung auf sich zu entwickeln, das ist der Ideenkreis, in dem er sich am besten gefällt, und zu dem er immer wieder zurückkommt. So üppig indess seine Muse auch ist, so muß man ihr gleichwohl

N n 2

*) Nur einige wenige Gedichte dieser Sammlung können Elegien heißen, z. B. das Lied auf den Tod des Tibullus, der Gesang auf den Tod eines Papagei's u. a.

das Verdienst zugestehn, daß ihre Gemälde von der ästhetischen Seite nie Widerwillen und Abscheu erregen. Auch da, wo sie Handlungen und Auftritte schildert, die das Gefühl des Moralischen beleidigen, bedient sie sich wenigstens keiner Worte, deren Gebrauch die Sprache der Ehrbarkeit ausschließt, sondern sucht das Auffallende überall bald unter einer, wenn auch gleich leisen und durchsichtigen Hülle zu verstecken, und bald durch den Anstrich von Scherz und Muthwillen zu mildern. Ueberdies kommt dem Dichter noch die Art, wie er auf diese üppigen Beschreibungen und Scenen geräth, zu Statten. Nie führt er sie geflüstert herbei, sondern bald gehen sie aus dem Gegenstande, den er behandelt, bald aus dem überwallenden Gefühle seines Herzens hervor, das unmöglich so mächtige Empfindungen in sich verschließen kann. Er ist kein Wollüstling, der darauf ausgeht, auch Andre in sein Netz zu ziehn: er ist ein leichtfertiger Plaudrer, der gern von seinen Freuden erzählt, und gern alle Welt so froh und glücklich sehe, als sich selber.“ *). Endlich ist dieser Geist der Sinnlichkeit und Ueppigkeit nicht der Charakter aller Gedichte in dieser Sammlung: wohl aber sieht man allenthalben den tändelnden, muntern und witzigen Dichter. Zum Beweise lese man folgendes Triumphlied auf eine eroberte Schöne:

Eilet, eilet, mein Haar zu bekränzen, grüne Lorbeern!

Mein ist die Ehre des Siegs! mein ist Korinna, Triumph!

Sie, die Hüter und Mann und starke Pforten — so viele

Feinde! — beschützten, sie ward listig betückt und erkämpft.

Werth des höchsten Triumphs ist der Sieg, so bald er uns Beute,

*) M. f. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, III, 2. 338. Auch die folgende Uebersetzung ist aus dieser gelehrten Abhandlung des H. Prof. Manzo entlehnt.

Sei sie auch noch so gering, ohne Wunde verleiht.
Und ich erstürmte mir nicht verächtliche Mauern — ein Mädchen
Schön, wie die Grazien sind, führ' ich gefangen davon.
Als des Priamos Sohn im zehnten Jahr den vereinten
Griechen erlag, wie gering war des Attriden Verdienst!
Nicht so das Meine. Mir hat die Hand kein Krieger geboten,
Und der Eroberung Ruhm theilet kein zweiter mit mir.
Ich, Fahnträger und Herr, Feldherr und Füßer und Reiter,
Flog in den Kampf und errang, was ich zum Ziel mir ersah.
Selbst dem Glücke gebührt kein Theil an der Ehre des Sieges;
Rede du selber für mich, mühsam erstrebter Triumph!
Auch ist der Anlaß zum Krieg nicht neu. Um Tyndaros's Tochter
Sah man mit Gräciens Heer Asiens Fluren bedeckt.
Grimmig waffneten sich um ein Weib die Kentauren, und kriegten
Mit den Lapithen bei'm Mahl, während der Becher erklang.
Traurige Fehde begann um ein Weib der Fürst der entflohenen
Teukrer, und tränkte das Land friedlicher Völker mit Blut.
Kaum war Romulus's Stadt erbaut, und verschwägerte Heere
Kämpften grausam bereits über der Tochter Besitz.
Stiere sah ich noch jüngst um die blendende Gattin sich streiten.
Nahe stand sie und gab ihnen Vertrauen und Muth.
Aehnlichen Kampf begann auch ich, und begann ihn mit vielen;
Unglück aber und Mord folgte dem Kämpfer nicht nach.

Zu den anerkannten Vorzügen dieser Gedichte so wohl, als aller Poesien des Ovidius gehört die außerordentliche Leichtigkeit seines Versbaues und seines ganzen dichterischen Vortrags. Allenthalben bemerkt man, daß ihn die Natur zum Dichter bestimmt hatte. Nirgends verräth sich Feile und Arbeit, und doch ist alles geschmeidig, glatt und eben. Die Worte scheinen sich gleichsam zu Versen zusammengestellt zu haben, so leicht und kunstlos ist die Harmonie der letzteren. Aber

dieses ausnehmende Talent des Dichters, vermöge dessen, wie er selbst von sich sagt, sich alle Worte in Reihe und Glieder ordneten, und zu Versen wurden, verleitete ihn auch zu großen Fehlern. Er läßt sich selten durch den zu leichten Fluß der Verse zur Weit-schweifigkeit und Plauderhaftigkeit fortziehen, und drehet einen sinnreichen Gedanken oft so lange herum, bis er unter seinen Händen den Geist aufgibt. Vorzüglich groß ist seine Redfälligkeit, wenn er vergleicht, oder durch Aehnlichkeiten und Beispiele erläutert. Die ganze Natur, Mythologie und Geschichte muß dann ihre Schätze vor ihm aufthun, um ihm Stoff zur Erläuterung, **Bestätigung** und **Verfinnlichung** zu liefern. Noch un-leidlicher aber, als jener Fehler, der oft mit der Mine des Ungezwungenen und Tändelnden sogar gefallen kann, ist seine unzeitige Witzelei, seine durch falschen Schimmer blendenden Gedanken, die sich sogar nicht selten in die Sprache der Empfindungen und der Leidenschaft einmischen. Es fehlte ihm zu sehr an jener ge-übten und lebendigen Urtheilskraft, die uns vor der-gleichen Klippen warnt, und sie zu meiden lehrt, und sein Geschmack war nicht durch die Philosophie gerei-nigt und gebildet genug, um das Wahre vom Schein-baren, das Aechte vom Schimmernden, die Empfindung von Spitzfindigkeiten unterscheiden zu können. Daher verliert er sich fast immer, indem er einem glänzenden Irrwisch nachjagt, von der Hauptstrasse auf Seitenwege, wird müßig, wenn er beredt, wird geziert, wenn er tändelnd, wird frostig, wenn er rührend, wird platt, wenn er leichtfertig seyn will. — Diese Fehler tragen selbst seine Klagelieder, oder Elegien aus dem Ponto's an sich, so verschieden auch der Inhalt der-

*) Eine Uebersetzung von Ovid's Liedern der Liebe verfertigte E. L. Posselt, Leipz. 1789.

selben von den Büchern der Liebe seyn mag *). Auch sie, aus welchen der tiefgebeugte, hoffnungslose Dichter klagt, der die Verbannung von dem glänzenden Rom, dem Sammelplatz aller Vergnügungen, nicht ertragen kann, sind voll von müßigen Beispielen, Bildern und Vergleichen. Eine Probe von denselben wird den Leser so wohl mit der Manier und dem Inhalt dieser Elegien bekannt machen, als ihm die erstgenannten Fehler vor Augen legen. Wir wählen dazu die Schilderung der letzten Nacht, die der Dichter in Rom zu brachte.

Ruf' ich das traurige Bild der Nacht, in der ich die Mauern
Rom's, und alles in ihm, alles mir Liebe, verließ,
Ruf' ich's von neuem zurück in meine Seele, so quillen
Aus dem Auge sogleich Thränen auf Thränen hervor.
Nahe kam er bereits der Tag, an dem mir die süßen
Heimischen Fluren der Zorn Cäsar's zu meiden gebot.
Hin war Muth und Entschluß, und der Zeit zu beschließen so
wenig.

Lange genossenes Glück lähmet zuletzt den Verstand.
Trostlos in mich gekehrt, vergaß ich Gefährten und Sklaven,
Dacht' auf kein Geld für die Flucht, noch an ein Reisege-
wand.

Also stehet und staunt der Wanderer, der von des Himmels
Blitze getroffen noch lebt, und, daß er lebe, nicht weiß,
Erst, als selber der Schmerz die Wolken der Seele zerstreute,
Und des Lebens Gefühl wiederzukehren begann,
Wandt' ich zum letzten mal mich an den Kreis der Vertrauten,

*) Vermuthlich überraschte Ovidius die Julia, die Enkelin Augustus's, in den Armen eines Sklaven. Durch seine Verschwiegenheit lud er den Zorn des argwöhnischen und auf die Ehre seiner Familie eifersüchtigen Kaisers auf sich, der ihn dann aus Rom verbannte.

Deren ich viele vordem, jetzo nur wenige sah.
 Lauter stöhnend, als ich, umsing mich die liebende Gattin,
 Und die Thränen des Grams stürzten die Wange herab.
 Ach! sie weinte allein! In Lybien weilt die traute
 Tochter, und ahnete nicht, was für ein Schicksal mich
 traf.
 Ueberall tönte, wohin ich horchte, Seufzer und Jammer,
 Todtenklage, so schien's, füllte das innre Gemach.
 Männer und Weiber und Kinder beweinten, als todt mich, und
 nirgends
 War ein Winkel im Haus, wo nicht ein Traurender saß.
 So, wofern es sich ziemt, mit dem Großen das Kleine zu
 messen,
 So war Troja's Gestalt, als es den Griechen erlag. —
 Und schon schwieg das Geräusch und die Stimme der Menschen
 und Hunde,
 Und den Himmel hinauf lenkte der Mond das Gespann,
 Da erhob ich zu ihm und drauf zu der Wohnung des großen
 Jupiters — ach nur umsonst lag ihm die Meinige nah —
 Thränend die Augen und sprach: „Ihr ewig heiligen Sitze,
 Welche das Schicksal mir nie wieder zu sehen vergönnt,
 Und ihr Schützer der Stadt Quirin's, erhabene Götter,
 Seid, ich scheide von euch, seid mir für immer gegrüßt!
 Und wiewohl ich zu spät mich eurem Schilde vertraue,
 Lindert zum mindsten den Haß, der den Verbannten ver-
 folgt,
 Meldet, wie, und wodurch ich fehlte, dem himmlischen Helden,
 Der mit dem Namen von Schuld meine Verirrung bestraft.
 Was ihr wißet, erfahre durch euch der zürnende Caesar,
 Elend kann ich nicht seyn, wenn mir der Richter verzeiht.
 Also flehte mein Mund, und lauter noch flehte die Gattin,
 Doch verschloß ihr Geseufz öfter der Stimme den Weg.

Knieend warf sie sogar sich mit fliegendem Haar vor die Laren,
Ihren zitternden Mund auf dem erloschenen Heerd,
Und beschwor die erzürnten Penaten mit heißen Gebeten,
Deren keines ihr Ohr für den Geliebten gewann,
Und schon war am Olymp der Wagen weiter gerticket,
Und die schwindende Nacht wehrte mir längern Verzug.
Trauriges Loos! zurück hielt mich die Liebe zur trauten
Heimischen Flur, und zu fliehn mahnte die scheidende
Nacht.

Ach! wie sagt' ich so oft zu mir selbst: Was treibt dich zu eilen?
Hast du vergessen, wohin, oder von wannen du fliehst?
Ach! wie wähnt' ich so gern mich selbst betrügend, ich hätte
Mir zum Scheiden bereits meine Stunde gewählt!
Dreimal berührt' ich die Thür und dreimal floh ich, gewarnet.
Einverstanden mit mir weilte gefällig mein Fuß. *)
Bald begann ich ein neues Gespräch, nach den eben gesprochen
Worten der Trennung, und stand küssend und wurde geküßt.

Bald befahl ich das schon Befohlene wieder, und kehrte
Immer von neuem zum Kreis meiner Geliebten zurück.
Endlich rief ich: „Was eil' ich? Mein Sitz sind Scythiens Wüsten.
Scheiden muß ich von Rom. Beides, ermahnt zum Verzug.
Ewig soll ich mein Weib, ich lebend die Lebende, missen,
Ewig missen mein Haus, missen die Pfänder in ihm,
Und die Herzen an mich durch Theseische Treue gebunden,
Euch, ihr Freunde! von mir innig, wie Brüder, geliebt!
Eilt, noch ist es vergönnt, und vielleicht nie wieder, ihr Theuren,
Eilt an mein Herz! Für mich ist jegliche Stunde Gewinn.“
Während ich rede und sie mich beweinen, steigt am hohen
Himmel ein furchtbarer Stern, Lucifer, glänzend herauf,

*) Ovidius stieß mit dem Fuß an die Thür. Dies ward sonst für ein übles Vorzeichen von den Römern gehalten.

Und ich reiße nicht anders mich los, als ließ ich der Glieder
Eines oder des Leibs grössere Hälfte zurück.

Jetzt erhoben die Meinen die laute Klage des Schmerzes,

Und zerrauten ihr Haar, oder zerschlugen die Brust,

Und die Gattin umschlang des Scheidenden Nacken mit beiden

Aermen und weint' und begann also, von Jammer gebeugt:

„Nein, ich lasse dich nicht; ich verbanne mich mit dir! Zu-

sammen

Wollen wir ziehen; mit Recht folget die Gattin dem Mann.

Mich auch fasset dein Weg, auch mich erwartet das ferne

Land der Scythen. Das Schiff segelt nicht träger durch mich.

Dir gebietet der Zorn des Cäsar's, von Rom dich zu trennen,

Mir die Treue; sie ruft lauter, als Cäsar's Gebot.“

So versuchte sie mich, und hatte vorher mich versucht;

Spät nur, und lange bekämpft, gab sie der Klugheit Gehör.

Jetzt wankt' ich heraus, nein! eine prunklose Leiche

Ward ich getragen, um's Haupt walten die Haare zerstreut,

Und die Gattin, so hab' ich gehört, schloß bleicher, als Buxus,

Ihre Augen, und sank mitten im Hause dahin.

Als sie wieder erstand, hat, sagen die Meinen, die Traute

Staub in die Locken gestreut, sich auf dem Boden gewälzt,

Bald ihr Schicksal, und bald die verlassnen Laren bejammert,

Und den entrißnen Mann zärtlich beim Namen genannt;

Hat nicht minder geseufzt, als würd' ihr vom flammenden Holzstoß

Eine Tochter entführt, oder ich selber verbrannt,

Und zu sterben gewünscht, und, allein aus inniger Liebe

Für den verbannten Gemahl sich nicht das Leben geraubt.

Ja, sie lebe, mein Weib, sie lebe, weil es die Götter

Wollen, und mindre, für mich duldend, mein hartes Geschick!

17.

Katullus, Tibullus, Propertius.

Weit mehr Nachahmung und Geist der Griechen, vorzüglich der Alexandriner, verrathen die übrigen Elegiker der Römer *). Die Elegien des Katullus, hauptsächlich der Klaggesang auf das Haar der Berenice, sind fast wörtliche Uebersetzung von ähnlichen Gedichten des Kallimachos. Die Nüchternheit der darin vorkommenden Ideen, die gesuchte Zierlichkeit des Ausdrucks und die anspruchsvolle Gelehrsamkeit sind davon Beweise. Zwar haben einige der Katullischen Klagen einen gefälligeren Ton und mehr Anmuth, als jenes elegische Spielwerk: allein indem dieselben den leeren Schwulst zu vermeiden suchen, sinken sie hin und wieder zu matter Prosa herunter, und die Nachlässigkeit, die der Elegie im Ganzen genommen so wohl steht, entartet in Unordnung und Schläfrigkeit. Auch das verzweifelte Mittel, dem kraftlosen Stoffe durch eingewebte Mythen Leben und Mannichfaltigkeit zu ertheilen, hat Katullus dem Kallimachos abgelernt, und der wahren Schönheit seiner Gedichte eben so sehr dadurch geschadet, wie der Alexandriner. Weit mehr Eigenthümlichkeit in Gedanken und Ausdruck hat Tibullus, unstreitig der Erste unter den römischen Elegiendichtern. Die Hauptzüge seines poetischen Charakters sind: ein vorzüglicher Hang zu ruhigen und feierlichen Empfindungen, und eine große Hinneigung zum Schwärmerischen und Zärtlichen, welche jedoch zuweilen durch plötzliche lebhaftige Aufwallungen unterbrochen wird, die sich aber

*) Am meisten Original ist Tibullus. M. s. über die lateinischen Elegiker die vortreffliche Abhandlung, die sich unter diesem Titel in den Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen III, 1. 2. findet, und deren Verfasser Herr Professor Manso ist.

immer in Ergebung und Duldsamkeit auflösen. Hiemit verbindet er eine Weichheit, die nicht selten Thränen erpreßt, und das Herz verwundet, und eine Schwermuth, die hier und da in Sehnsucht nach Grab und Tod übergeht. Am schönsten gelingen diesem Vertrauten sanfter Traurigkeit die ländlichen Gemälde, die sich nicht durch glänzende Farben, sondern durch stille Ruhe empfehlen. Um einen großen Theil seines beträchtlichen Vermögens gebracht, ergänzt er das Fehlende durch die ihm eigene Kunst entbehren zu können *) Rührend ist seine Ehrfurcht gegen die Götter, von deren er alles erwartet, denen er für jede Gabe dankt, deren Einfluss auf die Verfeinerung und Veredlung des Lebens und der Sitten der Menschen er mit tiefgefühltem Preise verherrlicht. Mit mildem Sinne nimmt er an allen Geschäften des Landmanns Antheil. Bald ergreift er den schweren Karst mit schwachen Händen, bald senkt er Reben ein, bald bricht er das Obst von den unter ihrer Schwere seufzenden Zweigen. Allein ungeachtet dieser frohen Einsamkeit und dieses Genusses stiller Freuden im Schooße des Landlebens, schwebt dennoch das Bild der vorhergenossenen glänzenden Tage nicht selten in zu bezauberndem Lichte vor seinem Auge, als daß es nicht eine stille Zähre der Wehmuth in dasselbe locken sollte. Diese Wehmuth ist ein Hauptzug im Charakter des Dichters, und da sich dieser so ganz in seinen Liedern spiegelt, so haben auch alle seine Gefänge eine wehmüthige Stimmung. Doch nicht weniger merkbar wirkte die Liebe auf das Herz und die poetischen Schwärmereien des holden Sängers.

*) Albius Tibullus starb im J. d. St. 735. Er verlor sein Vermögen durch die Proskriptionen. Albi Tibulli Carmina, libri III. cum libro IV. aliorum novis curis castigavit Chr. G. Heyne, Lipsiae 1777. in das Deutsche übersetzt von J. F. Degen, Anspach 1781.

Nur die Liebe konnte ihn in ein sanftes Vergessen seiner Leiden einwiegen, nur sie war das Nepenthe gegen alle schmerzhaften Erinnerungen an der Vergangenheit glänzende Tage. Allein auch sie spielte mehr als einmal die Rolle der Treulosen gegen den verzweifelnden Dichter. Daher erscheint diese Königin der Leidenschaften in seinen Liedern nicht triumphirend, nicht im Rosengewande der Freude, wie in Ovidius's Büchern der Liebe, sondern mit einem Trauerflor über ihr reizenden Antlitz, wehklagend und seufzend. Nie wagt es der furchtsame Sänger, sich ihrer Begünstigungen zu laut zu rühmen, aus Besorgniß, daß sie ihn von neuem verlasse. Und leider hatte er zu dieser Besorgniß nur zu gegründete Ursache. Die Wahl seiner Geliebten war nicht vorsichtig genug. Seine Huldgöttinnen besaßen selten das Talent, sein durchaus für Zärtlichkeit gemachtes Herz ganz auszufüllen. Sie waren zu sehr vom Leichtsinn ihres Zeitalters angesteckt, um beständig zu seyn; sie hatten nicht Sinn für die Freuden der Einsamkeit und des Landes, denen der Dichter so viel Geschmack abgewonnen hatte. Kein Wunder, wenn ein düstrer Nebel über alle Liebesgemälde des Tibullus verbreitet ist, wenn Furcht und Hoffnung, Stolz und Sehnsucht, Freude und Betrübniß, Gebete und Verwünschungen, Ruhe und Verzweiflung immer darin abwechseln und unaufhörlich Licht und Schatten bilden. Die Sprache des Dichters ist leicht, natürlich und wahr, und empfiehlt sich, ohne die darauf verwandte Mühe zu verrathen, stets durch Nettigkeit und Schönheit. Nichts ist weniger seine Sorge, als gelehrt zu scheinen, und hinter berühmten Müttern herzuichleichen. Er läßt sein Herz reden, und dieses kennt keine absichtliche Verschönerung. Seine Verse haben zwar nicht jene kunstlose Harmonie und Geschmeidigkeit, wodurch sich Ovidius's Gedichte auszeichnen; dennoch aber fehlt es

ihnen nicht an Gelenkigkeit und Wohlklang. Wenn in einigen der Elegien des Tibullus der Zusammenhang vermisst wird und in andern ziemlich locker ist, so ist diese Unordnung nicht die Schuld des Dichters, sondern eines mißgünstigen Schicksals, das über die poetischen Denkmale seines Geistes waltete, und sie nicht hinlänglich gegen Verflümmelungen sicherte. Die folgende schöne Elegie, nach der geschmackvollen Manfoscchen Uebersetzung, mag das, was über den dichterischen Charakter des Tibullus gesagt ist, bestätigen. Der Dichter befindet sich bei'm Mahle in Gesellschaft mehrerer Gäste, wo er durch Wein und Fröhlichkeit seine Liebe vergessen will, und singt also:

Komm, Gott des Weines, komm, du Arzt für kranke Herzen!

Bei'm Epheu, der dein Haupt umschlingt, beschwör' ich dich;

Komm, holder Bacchus, komm, und lindre meine Schmerzen!

Du bist's, dem öfter schon Cytherens Liebling wich,

Auf Knaben, auf! und bringst den Wein von Kales Hügeln,

Und füllet sonder Raß den harrenden Pokal!

Euch Sorgen, und dich, Gram! geb' ich des Sturmwind's Flü-
geln;

Mir glantz an diesem Tag' ein neuer Hoffnungsstrahl.

Ihr, deren heitern Sinn kein Unmuth noch entweihet,

Verherrlichtet mit mir, ihr Freunde, Liber's Macht!

Wer diesen Kampf mit ihm sich zu beginnen scheuet,

Den tausche durch Betrug sein Mädchen um die Nacht!

Wahr ist es, Cyprisor zermalmt den Trotz des Kriegers,

Und lehrte Jovens Sohn der Schönheit dienstbar seyn:

Wahr ist's, er zähmt am Phrar den Ungeßüm des Tigers,

Und stößet Löwen selbst Gefühl und Sanftmuth ein!

Dies alles, und noch mehr, kann er; allein im Becher

Wohnt, glaubt mir, eine Kraft, die Amors Kraft bezwingt.

Weilt' euch Lyaens Dienst! Er schützt den trunkenen Zecher,
Und lachelt jedem zu, der seinen Thyrsus schwingt.
Schon droht den Nüchternen der Feuerblick des Gottes;
Es trinke, wer von euch Lyaus's Strafe scheut!
Durch ihn ward einst Lykurg ein Opfer seines Spottes:
— Weh euch, wenn euer Stolz des Rächers Zorn erneut!
Doch nein! verfühnt mit uns lebt Bacchus. Dir, Nearc,
Dir folge seine Wuth, wohin du wandelst, nach! —
Was wünsch' ich? Winde gebt, gebt meinen Fluch dem Meere,
Ihr Fittige des Sturms, verwehet, was ich sprach;
Sie ende, mehrt sie gleich der Leiden bitter Schale
— Durch Kaltfinn und Verrath, in Frieden ihren Lauf! —
Indessen schwelgen wir am reichbesetzten Mahle,
Nach trüben Tagen geht auch uns ein Festtag auf —
Weh mir, es ist so schwer, sich selber zu betrügen,
So schwer, Gram in der Brust, ein freundliches Gesicht,
Zu heucheln, und, Verdruss im Herzen, Ruh zu lügen,
Und doch verträgt der Schmerz sich mit Lyäen nicht. —
Wie Theseus grausam einst der Treue Pflicht verkannte,
Und sie, die unbeforgt sein Herz an ihn verlor,
An Naxos Strand verließ, und seine Segel wandte,
Sang, holde Schönen, euch Verona's Dichter vor,
Jetzt soll mein warnend Lied, ihr Trinker, euch belehren,
Herzu! der Weise wird durch fremdes Unglück klug!
Laßt in der Mädchen Arm euch nicht zu schnell bethören,
Und fürchtet, wenn ihr Mund verräthrisch lockt, Betrug!
Verschließet euer Ohr vor ihren süßen Schwüren,
Schwört gleich die Schlaue selbst bei ihrer Augen Licht,
Sie weiß von Treue nichts; dienstbare Weste führen
Den leichten Schwur davon, und Amor rächt ihn nicht. —
Ich Thor! Was klagt mein Mund? Will ich die Mädchen zwingen:
Hinweg mit diesem Ernst; hier sieget Lieb' allein!

O dürft' ich doch mit ihr den langen Tag verbringen!

O dürft' ich doch mit ihr der langen Nacht mich freun! —

Treulose, die so ganz nach Willkühr haßt und liebet,

Du schenkest deine Gunst dem, der sie nicht begehrt,

Und kränkst durch Stolz ein Herz, das sich um dich betrübet;

Treulose, ach! und doch so lieb mir, und so werth! —

Was säumt ihr Knaben? Auf! gern paart mit den Najaden

Lyäus sich; vermischt mit ihrem Nafs den Wein!

Was soll mein Auge sich umsonst in Thränen baden,

Und meine Brust um sie dem Gram sich ewig weihn?

Sie schmück' ein andres Mahl mit ihrem Reiz, sie spare

Sich Fremden auf! Getrost lasslich die Stolze ziehn! —

Auf Knaben, stärkern Wein und Salben für die Haare,

Und einen frischen Kranz aus Rosen und Jasmin!

Gleich vortreflich sind die den Elegien des Tibullus angehängten elegischen Lieder zweier Liebenden, der Sulpicia und des Cerinthus. *) Die Empfindung darin ist, wo möglich, noch zarter und inniger, die Erfindung einfacher, und die Nachlässigkeit noch angenehmer, Aus allen athmet der Geist der Feinheit und Anmuth, die Liebe trägt hier das Gewand der höchsten Sittsamkeit, und ist ruhiger und stiller. Ausser den beiden Liebenden scheint noch ein dritter an diesen reizenden Liedern Antheil gehabt zu haben. Nicht so leicht, natürlich und kunstslos sind die Elegien des Propertius. **) Bei den vielen Schönheiten, wodurch sie sich auszeichnen,

*) Diese füllen das vierte Buch der unter Tibullus's Namen bekannten Elegiensammlung.

**) Sextus Aurelius Propertius ward im J. d. St. 695, 58 vor Chr. geboren. S. A. Propertii Carmina varietate lectionis et perpetua annotatione illustrata a F. G. Barth. Vierzehn Elegien aus dem Propertius von Degen, 1784.

nen, verrathen sie doch gar zu sehr das Studium des durch Künstlichkeit und affectirte Gelehrsamkeit verrufenen Kallimachos. Nach dem Verluste eines grossen Theils seines Vermögens während des dritten Triumvirats suchte auch Propertius Entschädigung im Schoos der Liebe. Cynthia, eine vornehme und gebildete Römerin, besafs sein ganzes kurzes Leben hindurch mit seinem Herzen auch seine Leier. Die Elegien dieses Dichters sind der Spiegel seiner jedesmaligen Gesinnungen und Gefühle. Aus ihnen sehen wir, dafs auch er nicht selten das Spiel der Laune und Wankelmuth seines Mädchens war. Wenn er dieses mit dem Tibullus gemein hatte, so war er in vielen andern Stücken doch wieder sehr von ihm verschieden. Propertius hing nicht mit so festen Banden an der Welt als Tibullus, der sich nicht selten mitten im Genufs der ländlichen Freuden nach ihr zurücklehnte. Wie gleichgültig er seiner Güter entbehrte, zeigt der Ton und der Inhalt seiner Lieder. Seine Cynthia galt ihm mehr, als Alles: dennoch war seine Liebe weder so überzärtlich als die Leidenschaft des Tibullus, noch so flatterhaft als der verliebte Leichtsinn des Ovidius. Erfuhr er den Wankelmuth seines Mädchens, so vergalt er Gleiches mit Gleichem, statt dafs Tibullus sich mit Klagen tröstete und in Drohungen seine Rache suchte. Der Letztere liebte geistiger, der Erstere sinnlicher; daher sind auch die Liebesgemälde des Propertius üppiger, nackter und verführerender, daher verweilt sein Pinsel bei gewissen Gegenständen mit Vergnügen, worauf der keuchere Tibullus nur einen flüchtigen Blick wirft. Ueberhaupt neigt sich Propertius's Muse weniger zu dem Schwärmerischen und Affectvollen, als die Muse seines Nebenbuhlers um den elegischen Lorbeer. Der Gang seiner Empfindungen ist ruhiger, gemäfsigter, methodischer. „Er zeigt sich gewöhnlich nur gerührt, wo Tibullus tief erschüttert ist; er senzt ge-

wöhnlich nur, wenn dieser schon in Thränen zerschmilzt; er stimmt die Seele zum Mitleid, wenn dieser sie mit Schmerzen erfüllt. Jenes Schmachten und Sehnen, das wir in den Gedichten des Tibullus finden, jenes Hingeben in den Willen des Schicksals und des Mädchens, jene feierliche Schwermuth, die allen Gegenständen ein anderes Licht leihet, ist dem Propertius nicht eigen. Seine Unzufriedenheit mit dem Verhängniß ist stürmischer; sein Unwille über die treulose Geliebte lebhafter, seine Niedergeschlagenheit weniger melancholisch. Noch ein anderer Unterschied zwischen beiden Dichtern besteht darin, daß Tibullus zu sehr mit den Empfindungen der Liebe beschäftigt ist, um noch für andre Vorstellungen in seinem Herze Raum zu besitzen. Propertius hingegen schweift nicht selten aus dem Ton der Gefühle in den Ton des Lehrgedichts über. Bald straft er die Habsucht, welche die Menschen vermochte, das Meer zu befahren; bald eifert er gegen die Prachtliebe und Verschwendung des Frauenzimmers; bald macht er auf die Nichtigkeit alles menschlichen Glanzes aufmerksam. Vortreflich ist seine Lobrede auf weibliche Tugend und innern Adel, welche die Ausleger nicht mit Unrecht die Königin der Elegieen nannten. Ein Theil seiner Gedichte ist sogar episch und enthält Erzählungen aus der römischen Fabelwelt. Fast das ganze vierte Buch seiner Poesien ist mit dergleichen Erzählungen angefüllt, so wie das dritte mehrere didaktische Gedichte enthält. Welche Muster sich Propertius in seinen Elegieen wählte, sagt er selber; und wenn er es auch verschwiege, so würden seine Arbeiten es schon verrathen. Nicht nur viele seiner Wortfügungen, Redensarten und Verbindungen sind griechisch, sondern sogar die Beugungen mancher Wörter sind der griechischen Sprache nachgebildet. Dabei läßt er sich nicht selten durch seine Belesenheit von seinem Vorfatze abführen und ver-

leiten, seine Liebe in den Hintergrund zu stellen. Oft ketten sich Mythen an Mythen, Beispiele an Beispiele, und unterbrechen den Lauf der Empfindung. Dennoch widersteht er diesem Fehler weit kräftiger, als sein griechisches Vorbild. Um auch von dem Geiste der Muse des Propertius eine Probe zu geben, wählen wir die Elegie des Dichters an sein Mädchen, als sie sich in dem verführerischen Baja aufhielt.

Denkst du zuweilen noch in Baja's Lustgefilde,
Die Meisterin Natur vor Tausenden erschah,
Zu lehren, was ihr Fleiß zu schaffen und zu bilden
Vermöchte, denkst du dort an mich noch, Cynthia?
Empfindest du noch jetzt, was meine Brust empfindet?
Umschwebt dich noch mein Bild zur Zeit der stillen Nacht?
Wie? oder hat vielleicht dich fremde Lust entzündet,
Und unwerth meines Lieds auf immer dich gemacht?
Ach! lieber wüßtest du auf unbefuchtem Pfade,
Von keines Neiders Blick bewundert und belauscht,
Viel lieber, Traute! dich am einsamen Gestade,
Das der verlassene Lukrinersee umrauscht,
Als hier, wo du vielleicht der nahen Schäferstunde
Am stillen Ufer harrst und neuer Freuden denkst,
Ach! oder zeugenfrei an eines Fremdlings Munde,
Vergeßend unsres Schwurs, und unsrer Götter, hangst.
Zwar hab' ich noch von dir nichts Krankendes vernommen,
Zwar schweigt der Ruf: allein, was fürchtet Liebe nicht?
Verzeihe, Cynthia, wenn dieses Herz beklommen,
Und ahnend schreibt. Es ist die Furcht, die aus mir spricht,
Was bin ich ohne dich, und ohne deine Liebe?
Mein Glück ist dein Geschenk, mein Leben dir geweiht.
Wenn ich, du Holde! bald mich freue, bald betrübe,
So gilt mein Frohsinn dir, wie meine Traurigkeit.

Fleuch, traute Cynthia! fleuch die verhafste Kiste;

Preis giebst du deinen Ruf, und untergräbst mein Glück.

So manche Tugend ward dort schon ein Raub der Lüfte.

O kehre rein und keusch in meinen Arm zurück.

Unter den übrigen römischen Elegikern zeichneten sich besonders Kornelius Gallus und Pedo Albinovanus aus. Allein die unter dem Namen des Ersteren noch übrigen elegischen Gedichte gehören erst in das fünfte Jahrhundert: sie sind zu elend, als daß sie in den blühenden Zeiten der römischen Dichtkunst entstanden seyn konnten. Dem Albinovanus legt man, aber ohne zureichende Gründe, drei Elegieen bei, wovon die an die Livia über den Tod des Drusus ein treffliches fast in jeder Hinsicht vollendetes Gedicht ist. *) Die Klage auf den Tod des Mäcenat, und die letzten Worte desselben sind nach aller Wahrscheinlichkeit untergeschoben. Von den als Elegiendichter genannten Aruntius Stella, Lustrikus Brutianus, Passienus Paullus, Kornelius Maximianus, wissen wir so viel als gar nichts.

5. Das Idyll.

18.

Virgilius, Julius, Kalpurnius, Nemesianus.

Auch in der Schäferpoesie wählte sich der Römer die Griechen zu Mustern. Die Bukolien des Virgilius, welche die unterste Stelle unter seinen Gedichten einnehmen, sind ganz nach den Schäfergedichten des

*) Albinovanus war ein Zeitgenoss des Ovidius. Albinovani elegias tres et fragmenta adnotat. crit. et indice illustravit I. C. Bremer. Helmstad, 1774. Eine andre Ausgabe erschien zu Leipzig 1784.

Theokritos gearbeitet. *) Nur fand der Römer es rathsam, in seine Gemälde der Hirtenwelt eine grössere, seinem Zeitalter angemessene, Verfeinerung zu bringen. Dafs er hierin aber nicht selten die Gränzen überschreitet, sieht man beim ersten Anblick. Die Hirten des Virgilius sind nicht mehr Hirten, oder wenn sie es auch sind, so sind sie nicht von der Art, um im Idyll erscheinen zu können. Sie sind viel zu sehr in die Angelegenheiten, Beschwerden und Leiden der bürgerlichen Gesellschaft verflochten; sie bringen uns die Fesseln, Pflichten und Laster der grossen Städte viel zu sehr in den Sinn; sie sprechen und handeln zu wenig als Kinder der Natur und der ländlichen Natur, als dafs sie im Stande wären, unsre Förderungen zu befriedigen. Ganz anders sind die Hirten des Theokritos, von denen noch alle Kunst und alle Einwirkung der grossen Welt auf Geist und Sitten entfernt ist. Uebrigens finden wir auch hier Beweise von den dichterischen Talenten des Virgilius: allein Beweise, wie sie ein Jüngling zu geben vermag, dessen Fähigkeiten so eben erst anfangen, sich zur Blüthe zu entfalten. Die Bilder sind angenehm und gewählt, die Empfindung sanft und zärtlich, der Ausdruck natürlich, die Verse fliefsend und wohlklingend. Dies veröhnt uns gewissermafsen mit den Schäfern, welche Hofsprache reden und dem Fürsten, wie ein Höfling, schmeicheln. Am füglichsten theilt man die Idyllen des Virgilius mit Heyne in drei Klassen, in solche, die den Namen der Schäfergedichte, oder Bukolien, im eigentlichen Sinn verdienen und ländliche Sitten, bei unschuldiger Lebensart, schildern; in Darstellungen des goldenen Zeitalters mit seinen Göttern, Helden und Menschen, und in andre, welche Vorfälle der damaligen Welt in die Schäferwelt

*) Eine meisterhafte Uebersetzung der sämtlichen Schäfergedichte des Virgilius lieferte Voss mit Erläuterungen 1798.

versetzen. Zu der letzteren Art gehört das erste Idyll, das wir, um von der zu grossen Verfeinerung der Hirten des Virgilius, so wie von seiner ganzen Manier, ein Beispiel zu geben, hieher setzen:

Meliböus.

Tityrus, du, gestreckt in des Buchbaums weiter Umwölbung,
Sinnst mit Waldgefänge den schwachen Halm zu begeistern.
Wir, aus dem Vaterland' und den lieblichen Fluren verbannet,
Flichen das Vaterland! Du Tityrus lässig im Schatten
Lehrst vom Reiz Amaryllis's umher erschallen die Walder,

Tityrus.

O Meliböus, ein Gott hat diese Ruh uns gewähret,
Denn forthin ist jener ein Gott mir! Seinen Altar soll
Oft ein jugendlich Lamm aus unserer Hürde besprengen!
Er hat meinen Küh'n, wie du schaust, zu irren, mir selber,
Was ich wollte zu spielen auf ländlichem Rohre, verstattet.

Meliböus.

Nicht mißgönn' ich es dir; nur wundert's mich. Solch ein
Getümmel
Tobt ja weit auf den Aeckern umher! Schau, selber voll Kum-
mers,
Treib' ich die Ziegen hinweg; kaum, Tityrus, führ' ich die Eine;
Dort im Haselgesträuche verlies sie Zwillinge eben,
Ach! die Hoffnung der Trift, die auf harter Klippe sie ausrang,
Oft hat uns dies Uebel, wenn nicht das Herz so verkehrt war,
Wetterschlag, ich erinnre mich wohl, in die Eichen, verkündigt!
Aber indeß der Gott, o Tityrus, sage, wer ist er?

Tityrus.

Jene Stadt, man nennet sie Rom, Meliböus, die wahn't ich
Thorrichter gleich der unsrigen hier, zu welcher wir Hirten

Zatte Kinder der Schafe hinabzutreiben gewohnt sind.
 So sind Hunden die Hündelein gleich, so Ziegen die Böcklein,
 Dacht' ich mir; so pflegt' ich mit Kleinem Großes zu messen.
 Doch so weit hob jene das Haupt vor den anderen Städten,
 Als vor dem zähen Gesproß des Schlingebaums die Cypresse.

Meliböus.

Und was war so wichtig, das Rom zu sehen dich reizte?

Tityrus.

Freiheit war's, die dennoch auch spät auf den Schwächeren
 herfah,

Als schon weißeres Haar mir sank vom geschorenen Barte,
 Dennoch zuletzt herfah, und nach daurender Weile sich einfand:
 Seit mich schon Amaryllis beherrscht, Galatea hinwegschied.
 Denn ich will es gestehn, als mich Galatea beherrschte,
 War nicht Hoffnung, der Freiheit zu nahn, noch Sorge für Eignes,
 Wenn auch häufig aus meinem Geheg ein Opfer hervorging,
 Noch so fett für die danklose Stadt der Kase gepresst ward;
 Nie ist schwer von Golde die Hand mir nach Hause gekehret.

Meliböus.

Wundert' ich doch, wie traurig den Göttern du riefst, Ama-
 ryllis;

Und wem hangen das Obst an seinem Baume du liesest.
 Tityrus fehlte hier. Selbst Tityrus deine Pinjolen
 Riefen dir, selbst die Quellen, und selbst die Bäume voll Weines?

Tityrus.

Was zu thun? Ich konnte ja nicht aus der Knechtschaft her-
 ausgehn,

Noch wo sonst erkennen so gegenwärtige Götter.
 Dort hab' ich jenen Jüngling gesehn, Meliböus, dem jährlich
 An zwölf festlichen Tagen bei uns der Opferaltar dampft.

Dort ertheilte zuerst mir Forschenden jener die Antwort:
 „Weidet, wie sonst, die Rinder, ihr Bursch, und erziehet euch
 Farren.“

Meliböus.

O glückseliger Greis, so bleiben dir deine Gefilde?
 Groß genug auch für dich! wiewohl rings nacktes Gestein ist,
 Und mit schlammiger Bins der Sumpf die Tristen bedeckt.
 Nicht ungewohntere Weide versucht die schwächlichen Mütter.
 Noch verletzt heimtückisch die Seuche benachbartes Viehes.
 O glückseliger Greis, hier zwischen vertraulichen Bächen,
 Und an heiligen Quellen erfrischt dich schattige Kühlung!
 Dort der Zaun, der hinab an benachbarter Gränze des Feldes
 Stets Hybläische Bienen in Weidenblüthe bewirtheht,
 Tönt mit leisem Gesumme dich oft in gemächlichen Schlummer:
 Hier am hangenden Fels singt hoch der scherende Winzer;
 Während indeß dein Liebling, die heifere Taube des Waldes,
 Rastlos girrt, und die Turtel vom lustigen Wipfel der Ulme.

Tityrus.

Eher demnach wird weiden der flüchtige Hirsch in dem Aether,
 Und das fliehende Meer auf dem Trocknen lassen die Fische;
 Eher wird ausheimisch, nach umgewechselten Gränzen,
 Trinken der Parther des Aearis Flut, der Germane den Tigris:
 Als daß je sein Anditz aus unserem Herzen erlösche!

Meliböus.

Doch wir wandern hinweg, ein Theil zu den durstenden
 Afern,
 Andere Scythien zu, und dem leimigen Sturz des Oaxes,
 Ja zu dem fernentlegnen Britannier, außer dem Weltkreis!
 Wird' ich je das Gefild, ach! künftig einmal, wo ich aufwuchs,
 Und der ärmlichen Hütte mit Rasen bekleideten Gipfel,
 Künftig die wenigen Aehren, mein Reich! anstaunend erblicken?

Diese so fleißige Brache besetzt der frevelnde Krieger?
 Diese Saat der Barbar? Wohin, ach! leitete Zwietracht
 Unser zerrüttetes Volk! Ach! wem bepflanzen wir Aecker?
 Jetzt, Meliböus! die Birnen gepflöpft! jetzt Reben geordnet!
 Geht, mein klägliches Vieh, so beglückt einft! gehet ihr Ziegen!
 Nimmer werd ich hinfort, in umlauberer Grotte gelagert,
 Fernhin schweben euch sehn an buschichter Jähe des Felsens:
 Nimmer ertönt mein Gesang; nie schwärmt ihr fröhlich des Pfl-
 gers,
 Blühenden Cytisus euch, und bittere Weiden, zu rupfen.

Tityrus.

Diese Nacht doch könntest du wohl hier neben mir ausruhn,
 Auf grünlaubiger Stren. Wir haben dir zeitige Baumfrucht,
 Milde Kastanien auch, und gepresste Milch zur Genüge.
 Schon auch steigt in der Ferne der Rauch aus ländlichen Giebeln;
 Und von den Höhn des Gebirgs erstrecken sich grössere Schatten.

Unter den Gedichten, welche man dem Virgilius muth-
 masslich beilegt, befindet sich ein sehr natürliches und
 treffendes Gemälde einer häuslichen Scene aus dem
 Landleben, die mit den Vossischen Idyllen sehr viel
 Aehnlichkeit hat. Simulus, ein thätiger Landmann,
 bereitet sich, nachdem er das Lager verlassen hat, seine
 Nahrung auf den Tag, der noch nicht einmal anbricht.
 Als ein aufmerkfamer Beobachter der Landleute verfolgt
 ihn der Dichter dabei Schritt für Schritt, und schildert
 alles, was jener vornimmt, auf das anschaulichste und
 unterhaltendste. Wir können nicht umhin, wenigstens
 einige Stellen aus diesem äusserst malerischen Gedichte,
 das Voss unter dem Titel: das Moesergericht
 übersetzt hat, anzuführen, um dadurch nach dem Gan-
 zen begierig zu machen. *) Nachdem Simulus noch

*) M. f. den Vossischen Musenalmanach vom Jahr 1792. S. 24.

vor Tagesanbruch sich nach manchem Stosse zum Heerde gefühlt hat, erzählt der Dichter weiter:

Nur ein Restchen des Rauchs entstieg dem verglimmenden
Löschbrand,

Und in umzogener Asch' erstarb matt leuchtend die Kohle.

Jener nun beugt vorwärts mit gesenkter Stirne das Lampchen,

Rückt hervor mit der Nadel den Tocht des trockenen Hanfes,

Bläst mit häufigem Hauch, und erweckt das schlummernde Feuer,

Endlich der hellaufluchtenden Flamm' entweichen die Schatten.

Jetzt mit schirmender Hand bedeckt er das Licht vor der Zug-
luft,

Oeffnet sich dann, vorschauend, die schließende Pforte der
Kammer.

Hier holt' er sich Getraide, geht dann zur Mühle, mahlt es, säubert das Mehl von der Kleie und ruft der Magd, die uns der Dichter auf das lebhafteste vor die Augen stellt, um den Heerd mit brennenden Scheiten zu belegen. Hieranf legt er das Mehl auf geglätteter Tafel sorgsam hin,

Und beströmt's mit laulicher Welle;

Mischt dann in eins und knetet den Quell und die Blumme des
Mehles;

Kehrt das Gehärtete quer mit der Hand und sprengt die Häuflein

Oft mit geläutertem Salz. Den zähe gequollenen Teig nun

Drückt er glatt mit den Händen zur eigenen Ründ' ihn erwei-
ternd,

Zeichnet ihn dann einprägend das gleichabstehende Viereck,

Diese nun trägt er zum Heerd, wo Cybale sauber den Ort ihm

Abgestäubt, deckt über die Stülpe, und umhüllt sie mit Gluten.

Nachdem er auf diese Art das Brod bereitet hat, so sorgt er auch für Zukost. Sein Fleischwurm ist nicht reich,

lich verfehn; darum geht er in den Garten, um aus diesem etwas herbei zu holen.

Hier war Kohl, hier muthig die Aerm' ausstreckender Mangold,
Hier weitwuchernder Ampfer und heilsame Malven und Alant;
Hiet die süßliche Möhr' und buschigte Häupter des Lauches;
Hier auch grünt' einschlaffernder Mohn mit kalter Betäubung,
Auch der Salat, der labend die edleren Schmause beschließt:
Häufig auch sproßt' umher mit schwellenden Wurzeln der Rettich
Und schwer hing an der Ranke mit breitem Bauche der Kürbis.

Allein dies Gemüse zog Simulus nicht bloß für sich, sondern das meiste bracht' er zu Markte. Ihm gnügte Kresse, Schnittlauch und dergleichen.

Jetzt auch solcher Gefinnungen voll, betrat er den Garten.
Aber zuerst, da er leise das Land mit dem Finger gelockert,
Zieht er heraus vier Stangen mit vielfachen Knollen des Knoblauchs;
Drauf des Eppiches zartes Gesproß, und die starrende Raute
Rupfet er, samt Koriander, an harigen Dolden erzitternd.
Dies nun trägt er hinein und setzt an's fröhliche Feuer,
Fordert darauf von der Magd mit lauter Stimme den Mörfel.
Jegliches Haupt entblößt er von oft umwundener Rinde,
Und, wie die oberen Häute er abzieht, streut er verachtend
Rings auf die Erde sie hin, und bewahrt auf Grase die Knollen,
Wißt sie dann abgespült in des Steins gehölete Ründung.
Körniges Salz nun streut er; auch hart vom zerfressenem Salze
Kommt ein Kase dazu und drauf die gesammelte Kräuter.

Hierauf wird dies alles durch einander gestampft, mit Oel und Essig vermischt und zu einer ballenden Kugel gedrückt. Nachdem nun die Magd auch das Brod aus der Asche gescharrt hat, und nun alles zur Nahrung auf den beginnenden Tag bereitet ist, so spannt Simulus die willigen Stiere in's Joch, lenkt hinaus auf den Acker,

und beginnt sein Tagewerk. Dies Gedicht, für dessen Verfasser man den Septimius Serenus hält, ist gewiss mehr werth, als eine ganze Sammlung mittelmässiger Idyllen. Daher wird man auch das längere Verweilen bei demselben nicht für Zeitverlust erklären *). Von den übrigen Bukolikern der Römer sind Kalpurnius und Nemesianus die vorzüglichsten. Dem Ersteren werden gewöhnlich sieben Eklogen beigelegt. Virgilius ist sein Muster, dem er jedoch in Abticht der Fehler näher kommt, als der Tugenden. Denn was ist wohl weniger schäfermässig, als wenn Hirten den Glanz der Stadt, des Hofes und der Schauspiele bewundern? Jedoch sind nicht alle Idyllen dieses Dichters gleich fehlerhaft; in mehreren derselben sind die Gemälde ländlicher, natürlicher, und dem Theokritos genauer nachgebildet, als die Schilderungen des Virgilius. Allein die Sprache ist weitschweifig, hart und oft schwülstig. In den Bukolie des Olympius Nemesianus ist die Nachahmung des Virgilius nicht zu verkennen; allein sie ist eine freie und geschmackvolle Nachahmung. Auch hat sein Ausdruck in Hinsicht auf sein Zeitalter das Verdienst der Natürlichkeit. Von einigen Kritikern werden seine Idyllen dem Kalpurnius beigelegt **).

*) A. Septimius Serenus lebte gegen das Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus. Er verfertigte Schilderungen aus dem Landleben, wohin auch das angeführte Gedicht gehört. Man findet es im vierten Bande des Heynischen Virgil und in Wernsdorf's Poet. lat. minor.

**) Kalpurnius lebte um 286 nach Christus. Man findet seine Arbeiten in Wernsdorf's Sammlung. Aufonius war sein Zeitgenoss.

6. Die Satyre.

19.

Ennius, Pakuvius, Lucilius.

Schon die Griechen kannten nicht nur die Satyre überhaupt, sondern auch alle Formen derselben. Sie hatten lyrische, dramatische und didaktische Satyriker; Die didaktischen Satyren nannte man Sillen. Der Inhalt dieser Sillen war hauptsächlich, wie die erhaltenen Bruchstücke beweisen, gegen Philosophen und philosophirende Dichter gerichtet, und dazu bestimmt, gewisse Aferlehren und praktische Irrthümer auszuweisen. Mit ihnen hatten die römischen Satyren, die gleichfalls didaktisch waren, Aehnlichkeit. Allen ihr Gebiet war nicht so enge beschränkt, sie züchtigten nicht bloß Gelehrte; sondern die ganze Welt, so fern sie es verdiente, war ihrer Züchtigung ausgesetzt. Irem Namen nach ist sie ein Gedicht vermischten Inhalts *). Sehr richtig nennt Horatius seine Satyren Sermonen; das heißt moralische Diskurse im Gesellschaftston geschrieben und an keine bestimmte Person gerichtet. Zu den Gegenständen dieser Diskurse gehörten vorzüglich sitliche Unvollkommenheiten, Thorheiten, Albernheiten. So wie man aber im geselligen Kreise nicht immer einerlei Faden der Unterredung verfolgt, sondern von einem Gegenstande zu dem andern überspringt, so herrschte auch in der Satyre des Ennius,

*) Man leitet den Namen ab von *Poesis satura*. Hierunter versteht man ein Gedicht vermischten Inhalts. Die Mischspiele nannte man *Saturas*, weil ihnen kein einfaches Sujet zum Grunde lag, sondern weil hier allerlei Poffen durch einander gemischt waren. Ennius gab seinen Satyren diesen Namen, theils weil sie sich, wie Diskurse, ohne bestimmten Plan, über allerlei Gegenstände verbreiteten, theils weil darin allerlei Versarten durch einander lagen.

Lucilius und Horatius nicht ein so genauer Zusammenhang, wie in den übrigen Dichtarten. Ja, man erlaubte sich darin absichtlich gewisse Nachlässigkeiten, um den Gesellschaftston desto besser wiederzugeben. Erst Juvenalis und Persius machten die Züchtigung der Thorheiten und Laster zum Hauptgeschäft der Satyre, und gaben ihr dadurch einen etwas andern Charakter, als sie im Anfange hatte. Nun unterschied sich dieselbe noch mehr von den griechischen Sitten, deren Absicht bloß dahin ging, gewisse Meinungen und Behauptungen der Dichter und Philosophen dem Gelächter und Spotte preiszugeben. Juvenalis und Persius dagegen suchten Weisheit und Edelfinn zu verbreiten, und vielleicht war dieser Zweck auch schon dem Ennius nicht ganz fremd. Horatius zum wenigsten war zu sehr Menschenfreund, als daß ihm nicht jede Gelegenheit willkommen gewesen wäre, den Samen des Guten auszustreuen. Gewiß war daher schon ihm das Lächerliche mehr Mittel, als Zweck. Ja, selbst vom Lucilius versichert uns der Venusinische Dichter, daß er jeden Schalk in seiner Blöße dargestellt habe, und nur der Tugend und ihren Verehrern ein gütiger Freund gewesen sei. Wenn es nun, um Erfinder einer Dichtart zu seyn, schon genug ist, ihr einen Namen gegeben, ihr Gebiet erweitert und ihr eine veränderte Absicht untergelegt zu haben; so sind die Römer Erfinder der didaktischen Satyre. Uebrigens ist das Wesen der Satyre so alt, als die Menschheit: denn es ist dem menschlichen Herzen zu eigen, sich über Andrer Thorheiten und Lächerlichkeiten lustig zu machen, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn sich dieser Hang nicht schon in der Kindheit des menschlichen Geschlechts geäußert hätte. Allein, um bei dem Spotte zugleich auch eine wohlthätige Absicht vor Augen zu haben, dazu muß die Menschheit erst zu mehrerem Verstande reifen. —

Vom Charakter der Satyren des Ennius wissen wir nichts weiter, als daß er mehrere Versarten darin zu verbinden pflegte, und daß sie sich in einem so rohen Zeitalter weder durch Sprache noch Feinheit empfehlen konnten. Auch über Pakuvius's Satyren ist ein nächtliches Dunkel verbreitet. Selbst von Lucilius's dreißig Büchern satyrischer Gedichte haben sich blos einzelne Stellen erhalten. Das erste Verdienst dieses Dichters um die Satyre bestand darin, daß er ein einförmiges mit sich selber übereinstimmendes Sylbenmaaß, den Hexameter, einführte, ohne jedoch demselben vorzügliche Ründung und Geschmeidigkeit zu geben. Dabei spottete er auf eine feinere und witzigere Weise und war gefeilter, als Ennius *). Sein Vorbild war die alte Komödie der Griechen. Wie diese, rügte er jede Thorheit, jedes Verbrechen, doch dergestalt, daß er seine Angriffe nicht so wohl auf das Laster im Allgemeinen, als auf die Personen richtete, welche sich durch dasselbe schändeten. Lucilius's Satyre war daher eine persönliche, und dazu thaten ihm die Zeiten der freien Republik allen Vorschub. Selbst die angesehensten Männer Roms, ein Konsul Opimius, ein Cäcilius Metellus, der Bezwinger der Makedonier und Achäer, und Andre, bluteten unter seiner Geißel. Ernst und Spott, nachdrückliche Warnungen und schmerzende Sticheleien, vereinigten sich, des Dichters Absicht zu erfüllen. Allein leider! arbeitete Lucilius viel zu flüchtig, um seinen Versen Weichheit und Geschmeidigkeit geben zu können. Außerdem strotzten sie von Auswüchsen und eingemischten griechischen Versen. Selbst die noch erhaltenen Bruchstücke seiner Satyren zeigen, daß niemand sorgloser in der Wahl der Ausdrücke, niemand gleichgültiger gegen den Bau der Rede, niemand unbeküm-

*) M. f. die scharfsinnige Abhandlung über die römischen Satyriker in den Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen IV, 2.

merter um die Ründung des Sylbenmaafses und um die Reinigkeit der Sprache seyn kann, als Lucilius war. Wenn ihn die Römer nun gleichwohl selbst im goldenen Zeitalter ihrer Poesie noch mit Vergnügen lasen, so geschah dies theils aus Vorliebe gegen das Alterthum, theils wegen der ihm eigenthümlichen Laune und Droligkeit, theils wegen der Kraft und Freimüthigkeit seiner Sprache, die man nach dem Verlust der Freiheit doch noch mit Vergnügen hörte, um sich dabei in jene Zeiten der Ungezwungenheit hinüber zu träumen.

20.

Horatius, Juvenalis, Persius.

Als Horatius auf dem Schauplatze der grossen Welt auftrat, war der Geist der Zeiten ganz ein andrer, als während der Periode seines Vorgängers, des Lucilius. Die Freiheit war zu Grabe getragen und die Freimüthigkeit, sonst ein Hauptzug im Charakter des Römers, in höfische Feinheit und Geschmeidigkeit entartet. *) Daher konnte Horatius nicht öffentlich, wie sein Vorgänger, die Lauge der Satyre auf Grosse und Geringe herabschütten; daher durft' er die Gegenstände seines Unwillens nicht namentlich strafen; daher must' er sich begnügen, die Thoren mit dem Stachel der Ironie leicht zu ritzen, statt dafs sie Lucilius mit der Geißel des Paquills zerfleischte. Ueberdies sah er durch das heitre Glas seiner guten Laune immer die lächerliche Seite an seinen Zeitgenossen mehr als die Schreckgestalt des Lasters. Sein Umgang mit der grossen Welt machte ihn geschmei-

*) Ueber den Geist des Horatius und seines Zeitalters, so wie über alle daherrührende Eigenthümlichkeiten seiner Sermonen, sehe man die vortrefflichen Einleitungen und Erläuterungen der Wielandischen Uebersetzung, Leipzig 1786.

geschmeidig und schonend, und das philosophische System, wozu er sich bekannte, so wie das Gefühl eigener Mängel gegen Andere duldsam. Kein Wunder, wenn er seine Gedanken über Thorheiten und Verirrungen nur scherzend mittheilt, wenn er da, wo er einmal starke Wahrheiten vorträgt, sie immer durch ein jovialisches Lachen mildert, wenn er sich Mühe giebt, den rechten Fleck zu treffen, ohne daß man ihn zielen sah. Dennoch aber giebt es vielleicht kein einziges Gebrechen der menschlichen Seele, das nicht in seinen Sermonen aufgestellt und gezüchtigt würde. Der Geizige, der Habfüchtige, der Verläumder, der Wollüstling, der Schwätzer, der Praller, alle sind dem Hohngelächter seines Satyrs unterworfen. Allein die Art, wie er dies thut, ist meisterhaft. Um das Verderbliche des Aufwandes zu zeigen, führt er uns an die vollbesetzte Tafel eines Schlemmers. Um die Mittel aufzudecken, durch welche die Habgucht ihre Absicht befriedigt, kleidet er seine Gedanken in ein Gespräch zwischen Tiresias und Ulysses ein. Um darzuthun, daß niemand nöthig habe, auf seine Weisheit stolz zu seyn, tritt statt seiner Damaspis auf, und beweist den Satz der stoischen Schule, daß jeder moralische Narr physisch toll sei, durch eine Reihe der treffendsten Beispiele. Ja, um sicher zu treffen, verschont er sich selber mit seinem Spotte nicht. Unererschöpflich ist der Quell seiner frohen Laune, unermüdbar der Geist der Jovialität, der allen seinen Einfällen den Stempel des Genies aufdrückt. Man muß erstaunen über den Schatz von Lebensweisheit, woraus er, ohne je Mangel zu haben, überall mittheilt, über die Feinheit, womit er seine Gegenstände zu behandeln weiß, über die Mäßigung, den guten Ton, die Urbanität, die er bei Ernst und spottender Laune nie verläugnet. Mit der genauesten Kenntniß des menschlichen Herzens und der verschiedenen Menschenklassen, ertheilt er die

feinsten und lehrreichsten Bemerkungen, die auch nach Jahrtausenden noch Anwendbarkeit und Interesse haben. Von dem Charakter des Dichters haben wir bereits an einem andern Orte geredet. — Durchaus vom Geist der Horazischen Satyre verschieden ist der Ton des Juvenalis *). Dieser traf in Zeiten, wo den entarteten Menschen nichts zu heilig war, wenn es darauf ankam, ihre rasenden Leidenschaften zu befriedigen. Ueberdies hatte er nicht die frohe Laune, nicht die Duldsamkeit seines Vorgängers, und sah alles von der schwärzesten Seite an. Die Laster, von denen er sich umringt fand, erregten daher seinen höchsten Abscheu, und vermochten ihn, seinem Herzen durch die bittersten Satyren Luft zu machen. So aufgebracht er selber ist, so sehr sucht er auch seine Leser gegen die Ausschweifungen und Laster seines Zeitalters zu erbittern. Selten schildert er daher Thorheiten: dies gewährte ihm keine Befriedigung, sondern die Ruchlosigkeiten und Frevel der Römer malt er, und zwar durchaus mit den stärksten und grellsten Farben. In dieser Absicht verfolgt er sie in ihre verborgensten Schlupfwinkel, zieht sie in jeder Maske an's Tageslicht hervor, und geißelt sie mit unbittlicher Strenge. Seine Darstellung ist äußerst kraftvoll und gedungen, sein Witz im höchsten Grade sarkastisch, seine Ideen stark und erschütternd. Allein in der Hitze seines censorischen Eifers erweckt er durch die Nacktheit und Derbheit seiner Gemälde nicht selten Ekel: denn er läßt nicht eher ab, als bis er seinen Gegenstand von allen Seiten seiner Schändlichkeit entschleiern hat. Dafs er hierbei sich mit unter durch zu grofse Erbitter-

*) D. Junius Juvenalis ward im Jahr 38 nach Christus zu Aquinum geboren, und lehrte in seinem reiferen Alter die Beredsamkeit zu Rom. Juvenalis Satyrae c. scholiis veterum et eruditorum commentariis ed. H. C. Henninius. Eine Uebersetzung lieferte Bahrdr, Berlin 1788.

rung gegen Individuen zur Uebertreibung fortreißen
 liefs, ist mehr als wahrscheinlich. Die in Juvenalis
 Schreibart herrschende Schwere und Dunkelheit entsteht
 zum Theil aus den lokalen und temporellen Anspielun-
 gen, deren Bedeutsamkeit wir nicht mehr zu fassen im
 Stande sind. — Noch dunkler ist Persius's Ausdruck *).
 Weitergeholte Allegorien, Anspielungen auf uns un-
 bekannte Menschen und Dinge, häufige Auslassungen
 und zu kühne Metaphern machen den Sinn seiner Sa-
 tyren hin und wieder räthselhaft. Horatius war sein
 Muster: allein von finsterner Gemüthsart, und in der
 stoischen Schule gebildet, hatte er eine ganz andre
 Laune und andre Grundsätze, als sein Vorbild. Natür-
 lich mußten daher auch seine Satyren einen eigenen
 Ton und eine eigene Farbe erhalten. Gewohnt, die
 Handlungen seiner Mitbürger auf der Wage der Weis-
 heit abzuwägen, erbitterte er sich über den Geist des
 Zeitalters, in dem er lebte, und strafte da mit cenfori-
 scher Strenge, wo Horatius lachte. Ob er es hierin
 gleich bisweilen zu übertreiben scheint, so ist sein philo-
 sophischer Ernst doch ehrwürdig, und die Hyperbel ihm
 nicht so durchgängig eigen, als dem feurigeren Juvenalis.
 Die Sprache des Persius ist nicht selten unrein und
 schwerfällig, seine Bilder gesucht und überladen, seine
 Worte derb und ungewöhnlich, seine Verbindungen
 und Uebergänge gezwungen und dunkel, sein Versbau
 mühsam und künstlich. Nicht mit einem Tropen zu-
 frieden, verbindet er öfters mehrere sehr unähnliche mit
 einander. Im Ganzen genommen sucht er seine Gedan-
 ken so kurz zu fassen, als möglich, mit unter aber ver-

P p 2

*) A. Persius Flakkus ward im Jahr 34 nach Christus zu Volaterra
 geboren und starb im J. 62. A. Persii Satyrae c. notis vario-
 rum et auctoribus J. Casauboni, Londini 1647. — übersetzt
 und erläutert von H. Prof. Fülleborn, Züllichau 1794.

liert er sich doch in unnütze und widerliche Kleinigkeiten. Die Ironie desselben ist nicht immer so kenntlich, daß man besonders bei Dialogen sogleich wissen kann, was man für Einwendung des Gegners oder für Ironie des Dichters zu halten hat. Wenn Horatius's Satyren moralischen Spatziergängen gleichen, wo jeder Weg der rechte ist, so arbeitet Persius nach einem strengen Plane, so daß seine Gedichte zum Theil nichts anders sind, als poetische Abhandlungen über ein philosophisches Thema. Wenn der Venusiner gleichsam absichtlich die Wahrheit sagt, so sieht man es seinem ernsthafteren Jünger an, daß er geüßentlich darauf ausgeht. Daher denn zum Theil seine Trockenheit und Schwerfälligkeit; daher sein schulmäßiger Ton und seine finstere Weisheit; daher jener methodische Gang, der, weit entfernt, den Leser anzulocken, ihn nur zurückstößt. Zur Probe von Persius's Geist und Manier stehe hier der Anfang der zweiten Satyre, die der Geburtstag des Makrinus veranlaßte.

Bezeichne diesen Tag mit weißem Steine,
 Makrin! Es ist ein Glückstag, er vermehrt
 Die Zahl verfloßner Jahre. Auf und spende
 Most deinem Genius. Du bettelst nie
 Um Dinge, die sich heimlich nur, und facht,
 Den Göttern sagen lassen. — Heut zu Tage
 Kann unsre große Welt durchaus nur schweigend
 Den Göttern opfern. Sag, wie viele könnten,
 War's nöthig, ohne heimliches Gelispel
 Mit lauter heller Stimme ihren Wunsch
 Zum Himmel schicken? Nur die Worte: Weisheit
 Und guter Ruf und Treue, spricht der Betor
 Ganz laut und für des Nachbars Ohr vernehmlich;
 Allein in sich hinein brummt er verbissen:

O, möchte bald des Oheims Leichenzug
Die Strassen Rom's mit Lärm und Menschen füllen!
O! stiefs einmal durch Herkul's Huld mein Spaten
An einen Topf mit Gelde! Ginge doch
Mein Mündel, der allein den sichern Weg
Zur Erbschaft mir vertritt, bald aus der Welt!
Was soll er hier? Bald quält ihn Gallenfieber,
Bald Friesel. — Ach! beglückter Nerius,
Sieh! heut begräbt er schon sein drittes Weib —
Beim Himmel! fromme Wünsche — und sie bald
Erfüllt zu sehen, tauchst du deinen Kopf
Des Morgens zwei und dreimal in den Tiber,
Die Schuld der letzten Nacht rein abzuwaschen.
Ein Wort, mein guter Freund! antworte mir —
Die Frage selbst ist unbedeutend — sprich,
Was dünket dir vom Zeus? Ziemt einem Andern
Der Rang vor ihm? Wie? Einem Andern? Wem?
Dem Stajus, dächt' ich. Nun, du stehst noch an?
Wer von den beiden wohl ein besser Richter,
Ein besser Vater für die Waisen sei?
Nun geh einmal, und sage das dem Stajus,
Was du vor Jovens Thron zu beten wagst:
Zeus, würd' er rufen, du allmächtger Zeus!
Und doch soll Zeus nicht zu sich selber rufen?
Wahnst du vielleicht, er könne dir nicht zürnen,
Weil seiner Rechte Stral dein Haus und dich
Verschont, und einen Baum zerschmettert? Wie
Weil du noch nicht vom Blitz getroffen
Im Walde liegst, darfst du dem Zeus darum
Am Barte spielen? Sprich, durch welche Gaben
Hoffst du das Ohr der Götter zu beslechen?
Durch Lungen erwa, oder fette Milch?

Terentius Varro war gewissermaßen Erfinder einer neuen Art von Satyre. Der Inhalt derselben war gemischt, und Prosa und Verse wechselten mit einander. Vermuthlich führte er den Kynischen Philosophen Menippos, der seiner Freimüthigkeit wegen bekannt war, redend darin ein, und ließ ihn über allerlei Gegenstände aus dem Gebiete der Philosophie rāsoniren. Daher heißen diese Satyren, wovon sich nur wenige Bruchstücke erhalten haben, Menippische. Nach Andern war Varro blos ein Nachahmer des Menippos, welcher letztere nicht blos über Philosophen, sondern über die ganze Welt seine satyrische Lauge aussog. Die in seine Prosa eingeflochtenen Verse waren aus griechischen Dichtern entlehnt und parodirt. Seneka's Apokolyntoifis, oder Vergötterung des Klaudius in einen Kürbis, die zwar hier und da seinem Witze nicht, aber seinem Herzen Ehre macht, und Kapella's Hochzeit des Merkur und der Philologie sind in gleicher Manier gearbeitet. Auch Petronius's Satyrikon, worin die Thorheiten des Klaudius mit beissendem Salze durchgezogen waren, war mit Versen durchflochten. Sinnreiche Erdichtungen wechselten darin mit Zoten. Es haben sich nur Bruchstücke davon erhalten. Zu der römischen poetischen Satyre gehörten endlich noch: Valerius Kato's Verwünschungen der Besitzer seiner Güter, das Fragment einer Spottschrift des Turnus auf Nero, die Satyre der Sulpitia auf den Befehl, wodurch Domitianus die Philosophen verbannte, und die beissenden Gedichte des Klaudianus auf den Rufinus und Eutropius.

*) M. T. Varro ward im J. d. St. 638 geboren, und war der gelehrteste Römer seines Zeitalters. Ueber seine Satyre s. m. J. Casauboni de satyrica poesi libr. II. c. 2. Fabricii Bibl. lat. I. p. 128. Die Fragmente seiner satyrischen Arbeiten sammelte Aufonius Popina, Francker 1589. 1590.

7. Das Epigramm.

21.

Katullus, Mäcenas, Martialis, Adrianus, Ausonius.

Das römische Epigramm umfaßt bei weitem nicht so viele Arten, als das griechische. In dem goldenen Zeitalter der lateinischen Poesie legte man ihm größtentheils einen witzigen Einfall zu Grunde. Hierdurch ward es dem neueren Sinngedicht nahe gebracht. Von der Menge gelehrter Römer, welche diese Dichtart bearbeiteten, oder nur einige Blümchen auf diesem lockenden Felde pflückten, können wir nur einige wenige nennen. Die Epigrammen des Katullus empfehlen sich meistens durch die Feinheit der Wendung. Zur Probe stehe hier eins derselben.

„Keinem, betheuert mein Weib, will ich mich lieber vermählen,
 „Keinem, als dir, und wenn Zeus selber auch würde um
 mich!“

Also spricht sie; doch was ein Weib zum Geliebten gesprochen,
 Schreibe du dreußt in den Wind, und in die reißende Flut!

Mehrere der kleinen lyrischen Stücke des Katullus haben gleichfalls eine völlig epigrammatische Wendung. Von Mäcenas haben sich nur wenige Sinngedichte erhalten, die sich jedoch durch Salz und Leichtigkeit empfehlen. Weit beträchtlicher ist die Anzahl der Epigramme, die uns Martialis hinterlassen hat. Er widmete sich ausschließend dieser Dichtart *). Viele derselben sind äußerst witzig, manche boshaft spottend. In einigen drehet sich der ganze Witz um ein Wortspiel herum.

*) M. Valerius Martialis ward im J. 40 nach Chr. zu Eilbilis in Spanien geboren. — Martialis in einem Auszuge lat. und deutsch gesammelt v. K. W. Ramler, Leipzig 1787 ff. 5 Theile.

Aus Unkunde der geheimen Geschichte der damaligen Thorheiten und Laster verstehen wir viele Ausfälle des Dichters nicht völlig. Dadurch verlieren mehrere dieser kleinen Gedichte an Interesse. Von den vierzehn Büchern, worin Martial's Epigramme getheilt sind, führt das dreizehnte den Namen der Xenien, oder Gastgeschenke, und das letzte, der Apophoreten. Dafs unter einer so grofsen Menge von Sinngedichten auch viel Ausschufs seyn müsse, bedarf keines Beweises. Allein statt diese namhaft zu machen, wollen wir lieber einige der besseren zur Probe ausheben.

An den unweissenden Kotill.

Du redest nur, wenn Alle schrein.
So kann man leicht ein Redner seyn.
Sich, alle schweigen jetzo still,
Auf, rede hurtig jetzt, Kotill!

Gemellus und Maronilla.

Gemellus seufzt und sieht, und weint, und schenkt auch wohl,
Dafs Maronilla ihn zum Manne nehmen soll —
Ist sie so schön? „Nichts ist so hässlich“ — Was gefälle
Ihm denn so sehr an ihr? „Sie hustet und — hat Geld.“

Auf den Matho.

Du, Matho, lebstest stets auf meinem Gut bei mir,
Und kauft es. Dummer Tropf, dein Gut verkauf' ich dir.

Auf den Valer.

Was mir mein Landgut nützt, fragst du, Valer?
Sehr viel: ich sehe dich nicht mehr.

An den Sextus.

Nichts bist du schuldig, Sextus! bezeugt dir jedermann!
Nur der ist schuldig, Sextus, der noch bezahlen kann.

Mein Barbier.

Mein Herr Barbier hat eigne Gaben,
 Er thut so gravitätisch langsam schaben,
 Dafs, während er zur Linken ist,
 Der Bart zur Rechten wieder sprießt.

*An den Ligurin, der die Leute mit seinen
 Versen quälte.*

Du wunderst dich, mein guter Ligurin,
 Warum dir niemand gern begegnen mag;
 Warum, wohin du kommst, ein jeder flieht,
 Und alles um dich her zur Oede wird:
 Vernimm es jetzt! Du bist zu sehr Poet.
 Dies ist ein Uebel, ärger als die Pest.
 Den Tiger nicht, dem man die Jungen raubt,
 Nicht Otternbiß, nicht Scorpionenstich,
 Scheut man so sehr, wie diese Raserei.
 Du liebst, wenn ich stehe, liebst mir
 So lang ich sitze, liebst mir so gar
 Im vollen Laufe deine Verse vor.
 Ich flieh in's Bad: du tönst das Ohr mir voll;
 Zum Fischteich, ohne dafs ich schwimmen darf.
 Ich will zur Mahlzeit gehn, du hältst mich auf.
 Sieh, für wie schädlich man dich hält! du bist
 Fromm, ehrlich, bieder: und man fürchtet dich.

Auf einen Tadler seiner Gedichte.

Leser und Hörer beehren mit Beifall meine Gedichte!

Nur ein gewisser Poet hält sie für gar nicht gefeilt.

Doch ich bereite mein Gastmahl getrost, und bekümmre mich
 wenig,

Ob es den Köchen gefällt, wenn es den Gästen nur schmeckt.

Martialis erlangte durch den lebhaften, scharffinnigen und treffenden Witz, der mehrere seiner Sinngedichte bezeichnet, so viel Ansehen, daß seine Manier das Muster aller folgenden Epigrammatisten wurde. Allein die meisten seiner Landsleute erreichten ihn bei weitem nicht. Es fehlte ihnen eben so sehr an echtem Witz als an gehöriger Geschicklichkeit in der Kunst der Darstellung und in der nöthigen Macht über die Sprache, die ein so kurzes Gedicht, dessen Werth so ganz auf der Kürze, Feinheit und Geschmeidigkeit der Wendung beruht, erfordert. Dem Kaiser Adrianus fehlte dies alles zu sehr, als daß er ein glücklicher Nachahmer Martial's gewesen wäre. Weit vorzüglicher sind noch die Epigrammen des *Anthonius*, wiewohl auch sie zu dem Scharffinn, zu der Fruchtbarkeit und zu der Stärke des Vortrags nicht hinaufreichen, wodurch Martial's Unsterblichkeit des Namens erlangte.

8. Das Drama.

a) Die Tragödie.

22.

Näivius, Ennius, Pakuvius, Attius, Attilius, Augustus, Varius, Ovidius, Seneca.

Schon zu Ende der vorigen Periode kannten die Römer unter mehreren Gattungen des Drama's auch das Trauerspiel. *) Allein es war noch ein rohes Chaos, das erst durch glückliche Bearbeiter Gestalt und Bildung erhalten mußte. In diesem Zeitraum reifte es gleich den übrigen Dichtarten im Sonnenstral des grie-

*) M. f. den ersten Theil dieses Versuchs S. 638.

chischen Geistes, ohne jedoch jemals die Vollendung der griechischen Tragödie zu erhalten. Der Ursachen davon waren mehrere. In Attika war das Drama durchaus einheimisch, und die Tragödie insbesondere mit den Sitten, den gottesdienstlichen Gebräuchen und dem Ehrgeize der Nation auf das genaueste verflochten. Die Dichter ließen sich in förmliche Wettstreite ein, und ein Sieg in der Tragödie war mit großem Ruhme verbunden. Noch mehr, ganze Stämme der Nation beeiferten sich Beiträge herbeizuschaffen, daß die Trauerspiele mit der geschmackvollsten Pracht konnten aufgeführt werden. Außerdem waren die den griechischen Tragödien zu Grunde liegenden Begebenheiten aus den ältesten Dichtern entlehnt, die ihnen bereits ihre poetische Form ertheilt hatten, schwebten durch die vertrauteste Bekanntheit mit den poetischen Denkmälern der Vorwelt, die ihnen Rapsoden und eigenes Studium gewährte, in Aller Gedächtniß, und wurden allenthalben durch den Anblick der öffentlichen Meisterwerke der Kunst aus dem Schutt der Vergessenheit zur anschaulichen Erkenntniß hervorgezogen. Und da sich endlich alles, was in dem griechischen Trauerspiel vorkam, auf die früheste Geschichte der Nation bezog, zu der man selbst gehörte, und worauf man mit Grunde stolz war, so vereinigte sich alles, um den Zuschauer zu unterhalten und zu begeistern. Mußte dies nicht auch auf die Ermunterung der Trauerspieldichter den beseelendsten Einfluß haben? Ganz anders war es dagegen in dieser Hinsicht bei den Römern. Hier fehlte es an allem, was die Tragödie zu Athen zu einem anziehenden Nationalfeste machte; bei der Aufführung derselben fand weder unter den Dichtern noch unter dem Volke Wettstreit Statt, und die römische Geschichte war an einzelnen, interessanten und einer poetischen Darstellung fähigen Vorfällen so arm, daß selbst die ältesten römischen Ge-

schichtschreiber sich genöthigt sahen, von den Griechen Thatfachen zur Ausschmückung zu entlehnen. *) - Wie hätten nun Tragiker aus dieser so sparsam fließenden und seichten Quelle Stoff zu ihren Arbeiten schöpfen können? Sie nahmen daher, so wie die Bearbeiter der Geschichte, ihre Zuflucht zu den Griechen, die ihnen zu gleicher Zeit auch als Muster dienten. Allein das römische Schauspiel sollte nach einmalgetroffenen Staatseinrichtungen ein Vergnügen der Nation seyn. Um hievon aber angezogen und unterhalten zu werden, bedurfte das Volk einer größeren Kultur und eines gebildeteren Geschmacks, als der gemeine Römer hatte, bedurfte, vorzüglich in Hinsicht des Trauerspiels, einer größeren Bekanntschaft mit griechischer Mythengeschichte und griechischen Sitten, als man von den niedern Volksklassen zu Rom erwarten durfte. Wie konnte man es daher dem rohen Pöbel verargen, wenn er lieber nach Fechterspielen, Thierhetzen und prächtigen Aufzügen gaffte, als sich im Theater bei unverständlichen und uninteressanten Dramen langweilte? Kaum aber bemerkten die römischen Großen, die Unternehmer der öffentlichen Schauspiele, daß die nach griechischem Schnitte verfertigten Tragödien und Komödien wenig Beifall fanden, als sie die Stelle derselben durch dramatische Bouffonnerien als Mimen, Pantominen, Atellanen und dergleichen, zu ersetzen suchten. Und diese wurden denn auch mit so ungetheilter Freude aufgenommen, daß nicht allein der römische Pöbel, sondern auch die Großen sie bald mit einer Art von Wahnsinn bewunderten. Das Einzige, was unter diesen Umständen für das Trauerspiel und Lustspiel zu Rom noch übrig blieb, war, nun Tragödien und Komödien, vorzüglich aber die ersteren, für die Lektüre zu schreiben.

*) M. f. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen IV, 2. 335.

Am größten war das öffentliche Ansehn dieser Dichtarten in dem ersten Jahrhundert der römischen Litteratur, wo sich einige Ausländer derselben anzunehmen suchten. Von dem Livius Andronicus ist schon bei der Geschichte der vorigen Periode gehandelt worden. Achilles, Aegisthus, Ajax, Andromeda, Antiope, Helena, Io, Protefilans, Tereus sind die Namen einiger seiner Trauerspiele. Auch Nævius versuchte die Tragödie; allein mehr Beifall erhielt Quintus Ennius, der auch die Hekabe des Euripides übersetzte. Von den vielen tragischen Stücken dieses Dichters haben sich nur einzelne Verse und kurze Stellen erhalten. Markus Pakuvius bildete sich hauptsächlich nach dem Euripides, und fand als Tragiker sehr viel Beifall. Nicht weniger Ansehn erlangte auf demselben Wege L. Attius, von dessen Trauerspielen sich über fünfzig Namen erhalten haben. Von geringerem Werthe waren die Arbeiten des Attilius, den Cicero einen harten, eisernen Schriftsteller nennt. Mit ihm schien der Eifer für die Tragödie unter den Römern zu erlöschen: denn von seinen Zeiten bis auf Augustus finden wir keinen merkwürdigen Tragiker in der Geschichte der römischen Dichtkunst. Augustus selber verfertigte ein Trauerspiel Ajax, das jedoch nicht sehr bekannt ward. Weit berühmter ward Varius's Thyestes, der sich, nach Quintilianus, mit jeder griechischen Tragödie messen konnte, so wie Ovidius's Medea, die von demselben Kunstrichter mit Beifall erwähnt wird. In der Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts thaten sich Pomponius Sekundus, Kuratius Maternus, und Seneka als Tragiker hervor. Der erstere hatte indessen weniger tragischen Geist, als Glanz und Gelehrsamkeit. Unter Seneka's Namen haben sich bis jetzt zehn Trauerspiele erhalten, von denen man jedoch nicht weiß, ob sie dem Philosophen dieses Namens oder sei-

nem Vater dem Rhetor, oder beiden zuzuschreiben sind. In allen diesen Stücken, die Oktavia ausgenommen, herrscht dieselbe Manier, wodurch es wahrscheinlich wird, daß sie Kinder eines Vaters sind, oder doch wenigstens einem und demselben Geiste ihr Dasein verdanken. Diese Tragödien griechischen Werken der tragischen Muse an die Seite zu stellen, hiesse sie zu sehr ehren. Sie sind nicht einmal glückliche Nachahmungen derselben. Ihr Verfasser hatte mehr Phantasie, als Beurtheilungskraft, mehr Geist als Geschmack, mehr Bestreben zu gefallen, als wahre poetische Begeisterung. Wiewohl dem Dichter einzelne Situationen, einzelne Züge und Ausdrücke gerathen sind, so fehlt es ihm doch am wahren dramatischen Genie, an jener schöpferischen Kraft, die eine Handlung, als ein einziges, in allen feinen Theilen festverbundenes Ganzes faßt und darstellt, mannichfaltige Charaktere empfängt und ründet, und Situationen schafft, in denen sich dieselben mit Wahrheit, Gleichförmigkeit und Kraft entwickeln. *) Vermuthlich wurden diese Tragödien auch nicht für die Bühne gearbeitet, sondern man wählte die dramatische Form, als ein bequemes Mittel für rhetorische Uebungen. Daß zum wenigsten die tragischen Zwecke in diesen Stücken den rhetorischen durchaus untergeordnet sind, und daß der Dichter mehr die Absicht hatte, sein Talent in's Licht zu stellen, als die Aufmerksamkeit des Lesers auf die handelnden Personen hinzuleiten, ergiebt sich ganz deutlich. Aus diesem Grunde ward die ganze Handlung darauf berechnet, daß sie Gelegenheit zu ausführlichen Reden, Denkprüchen und Beschreibungen verschaffte. Die letzten gelingen dem Verfasser am be-

*) M. f. Markus und Lucius Annäus Seneca in den Charakteren der vornehmsten Dichter IV, 2. 332. Die erstere blühte unter Augustus und Tiberius. Sein Sohn ward im zweiten Jahre nach Chr. geboren, und starb auf Nero's Geheiß im J. 65.

ften, doch schwächt er auch hier die Wirkung des Schauerhaften und Großen dadurch nicht wenig, daß er den Reichtum seines Geistes nicht im Ganzen, sondern im Einzelnen zu zeigen sucht. Schwulst und frostige Gröfse, das Gepräge der geistigen Denkmale des Neronischen Zeitalters, sind auch hier allenthalben sichtbar. Am liebsten schildert der Verfasser den Charakter der Stolzen, und von allen Leidenschaften malt er keine so gern, als die Wuth, wozu ihm die grellsten Farben am meisten gefallen. Um die tragische Wirkung unbekümmert, und ohne Sorge für die Haltung und allmähliche Steigerung des Affekts, erfüllt er sogleich bei Eröffnung der Handlung den Leser mit Staunen, und beginnt nicht selten mit schäumender Leidenschaft. Die Sprache zeichnet sich durch den höchsten Pomp aus, oft ist sie wirklich erhaben, aber auch eben so oft entartet sie in den abenteuerlichsten Schwulst, in das widrigste Galimathias. In den meisten dieser Tragödien kommen Spuren vor, welche griechische Muster verrathen, nach denen der Verfasser arbeitete. Allein da derselbe sich bloß als Rhetor zeigen wollte, so achtete er wenig auf das, wodurch seine Vorbilder die Täuschung zu erhalten und die tragische Rührung zu befördern wußten. „Die Anlage der Handlung ist bei ihm fast immer fehlerhaft. Die einzelnen Theile greifen nicht zu einem Ganzen zusammen; die Monologe, Erzählungen und Beschreibungen sind übermäßig lang; die Begebenheiten werden nicht mit gehöriger Sorgfalt herbeigeführt, die Scenen stehen ohne Verbindung da, ja selbst das Auftreten und Abgehen der handelnden Personen ist nicht hinlänglich motivirt. Furchtbarer Schatten oder blendender Lichtglanz sind die beiden Arten der Färbung, welche ausschließend in diesen Stücken herrschen.“ Der wüthende Herkules ist Nachahmung eines gleichbenannten Stücks des Euripides mit verschiedenen Abänderungen. Das

Original hat weit mehr Einfachheit und Natürlichkeit. Heinse hält den ältern M. A. Seneka, den Vater des Philosophen, für den Verfasser dieses Trauerspiels *). Von gleichem Verfasser ist nach Lessing der *Thyestes*. Der Plan desselben ist sehr einfach und ohne Episoden. Die Charaktere der beiden Brüder Atreus und Thyestes sind trefflich kontrastirt. In der *Thebais* liegt die bekannte Feindschaft der beiden Söhne des Oedipus und der dadurch entstandene Thebaische Krieg zum Grunde. Die Geschichte dieses Kriegs wird hier nur bis auf den Zweikampf fortgeführt, worin beide Brüder umkamen. Der *Hippolytus*, vermuthlich die Arbeit des Philosophen Seneka, ist eins der besten dieser Trauerspiele. Er enthält die bekannte Liebe der Phädra zu ihrem Sohne. Allein anstatt, daß Euripides's Phädra in edler Weiblichkeit erscheint, und als das Opfer einer göttlichen Eigenmacht uns mit Mitleid erfüllt, erscheint die Phädra Seneka's mit männlicher Frechheit, die sich der Gewalt der Leidenschaft hingiebt, und nur auf Mittel sinnt, sie zu befriedigen. Die Troerinnen, die vorzüglichste von den unter Seneka's Namen bekannten Tragödien, haben wahrscheinlich mit dem vorigen Stücke einerlei Verfasser. Die Troerinnen und die Hekabe des Euripides liegen dabei zum Grunde; doch ist die Oekonomie der Fabel in einigen Umständen verändert. Auch *Medea*, worin der lateinische Dichter in Absicht der Natur, Simplicität und tragischen Rührung weit hinter seinen griechischen Mustern zurückbleibt, ist wahrscheinlich vom Philosophen Seneka, so wie der *Oedipus* von dem Vater desselben. *Agamemnon* hat mit dem gleichbenannten Stück des Aeschylos wenig Aehnlichkeit; bloß die begeisterte Wuth der Kassandra scheint daraus kopirt zu seyn. *Elektra* ist wahrschein-

lich

*) M. f. Eschenburg's Beispielsammlung VII, 413.

lich nach dem Sophokles gezeichnet. Im Oetäischen Herkules, der nach Sophokles's Trachinerinnen gearbeitet ist, ist die Schreibart merklich schlechter, als in den vorigen Arbeiten. Auch erreichen Schwulst und Unnatur hier den höchsten Gipfel. Höchstwahrscheinlich ist dies Werk daher aus späteren Zeiten. Noch schlechter ist Oktavia, das einzige lateinische Trauerspiel römischen Inhalts, das sich erhalten hat. Auch dieses Stück ist in späteren Zeiten geschrieben.

b. Die Komödie.

23.

Ennius, Statius Cæcilius, L. Afranius, Accius Plantus, Terentius.

Die Komödie theilte zu Rom das Schicksal der Tragödie. Auch sie ward bei weitem nicht mit dem Eifer bearbeitet, womit die Athener sie auszubilden suchten. Daher ist die Anzahl der römischen Komiker, deren Andenken sich wenigstens in ihren Namen erhalten hat, weit geringer, als die Zahl der griechischen Lustspiel-dichter. Im zweiten Jahrhundert nach Christus scheint auch diese Art des Drama's durch die Mimen und Pantomimen von der römischen Bühne verdrängt zu seyn. Uebrigens führte sie in Hinsicht auf die darin gebrauchte Kleidung der Schauspieler und des Ranges der Personen, die sie vorstellten, verschiedene Namen *), hatte statt

*) Man unterschied zu Rom die Komödie nach den Charakteren und der Kleidung der auf der Bühne vorgestellten Personen. So hießen die Komödien Togatae, wo Charaktere und Kleidungen römisch, Palliatae, wo sie griechisch waren; Praetextatae oder Praetextae, wenn vornehme, vorzüglich obrigkeitliche Personen darin auftraten; Tabernatae, wenn Leute von niedrigem Stande darin erschienen. Motoriae nannte man sie, wenn die Scenen

des griechischen Chors einen Prolog, der die Zuschauer mit dem Hauptinhalte des Stücks und mit den vorläufigen Umständen der Handlung bekannt machte, und unterschied sich auch in Hinsicht auf ihre theatralische Deklamation von der Komödie der Griechen. Von den Lustspielen des Ennius wissen wir sehr wenig. Von den Arbeiten des Statius Cäcilius erhalten wir schon dadurch eine gute Meinung, daß Terentius seine Stücke dem Urtheile dieses Dichters zu unterwerfen pflegte *). Lucius Afranius verbannte aus seinen Lustspielen die griechischen Sitten und machte sie zu Nationalstücken. Sein Genie und seine Beredsamkeit werden von Cicero und Quintilian mit Beifall erwähnt; doch tadelt ihn letzterer, daß er schändliche Liebeshändel auf die Bühne gebracht habe. Von allen diesen haben sich nur einzelne Bruchstücke erhalten; wovon wir ein Gemälde des Vater Ennius von einer Kokette, seiner treffenden Züge wegen, nicht umhin können, hier mitzutheilen.

Sie spielt sich, wie ein Ball, aus Hand in Hand,
Im Kreis der Jünglinge, und theilt sich allen mit;
Mit diesem schwatzt sie, jenem winkt sie zu,
Den Dritten nimmt sie bei der Hand, und tritt
Dem Vierten auf den Fuß; giebt ihren Ring
Dem fünften anzusehen, wirft dem Sechsten
Ein Mäulchen zu, singt mit dem Siebenten
Und unterhält inzwischen mit dem Achten
Sich in der Fingersprache.

sehr rührend waren; Statariae, wenn sie nichts oder wenig Angreifendes, oder Lärmendes hatten; Mixtae, wenn einige Scenen sanft und ruhig, andre das Gegentheil waren.

*) St. Caecilius blühte um das J. 177 vor Chr. M. f. Vossius de poet. lat. c. I. Fabricii Bibl. lat. III. p. 233. Lucius Afranius blühte um das Jahr d. St. 650. M. f. Quintilian Instit. X. c. I.

Ganze römische Komödien haben sich nur von Plautus und Terentius erhalten. Der Erstere schrieb nach Varro's Aussage einundzwanzig Lustspiele, die bis auf eins, wiewohl etwas verstümmelt, auf unsre Zeiten gekommen sind. Vorbilder des Plautus waren die griechischen Komiker Epicharmos und Diphilos. Man hält ihn mit Recht für den Meister im Komischen unter allen Mäusern um den Preis des römischen Lustspiels. Alles ist bei ihm Handlung, Bewegung, Feuer. Wie Aristophanes von der Natur mit einem frohen und muntern Herze begabt, freute er das komische Salz mit vollen Händen aus. Sein geschmeidiger und unererschöpflicher Geist versah ihn hinlänglich mit allem, was er nöthig hatte, um Knoten zu schürzen, und zu lösen, um Charaktere zu schaffen und durchzuführen, um eine jede seiner Personen nach ihrer Denkart, ihrem Alter und ihrem Stande reden und handeln zu lassen. Ueber alles weiß er ein komisches Licht zu verbreiten, ohne doch die Sachen zu übertreiben, oder zum Phantastischen seine Zuflucht zu nehmen. Seine Sprache ist im Ganzen genommen naiv, stark und kernicht; sein Ausdruck rein und fließend. Wenn er die Stumpfheit hin und wieder beleidigt, so ist dies größtentheils die Schuld seines Zeitalters. Man war zu seiner Zeit noch nicht gebildet genug, um wahren Witz in allen Fällen von falschem Schimmer, um Naivetät von Plumpheit, um Nachdruck von Derbheit unterscheiden zu können. Auch wird man sich eben deshalb nicht wundern, wenn es seiner Sprache zuweilen an Weichheit und Geschmeidigkeit fehlt. Bei allen Fehlern, die Plautus's Lustspiele an sich tragen, und die in jenem Zeitalter zum Theil nicht zu vermeiden waren, blieb er doch selbst nach Afranius und Terentius der herrschende Liebling der römischen Bühne, und selbst für neuere Lustspieldichter wurden seine Komödien eine

reichhaltige Fundgrube des Witzes und der komischen Sprache *). Den *Amphitruo* nennt Plautus eine Tragikomödie, nicht bloß weil Ernst und Scherz, weil Götter und Menschen darin vermischet sind, sondern weil die Götter selbst in diesem Stücke in einem komischen Lichte erscheinen. Der Inhalt ist Jupiter's Liebe zur Alkmene, die er in der Gestalt ihres Gatten betückte, und mit ihr den Herakles zeugte. Mit Jupiter's Entdeckung und der Geburt des Herakles und des Iphikles endigt sich dies Lustspiel, das bei einer minder glücklichen Entwicklung doch an komischen Auftritten, Situationen und Reden sehr reich ist. Die *Asinaria* ist dem griechischen Komiker Diphilos nachgebildet. Ein verschlagener Sklav betriegt seine Herrschaft um das Geld, das er aus dem Verkauf eines Esels löste, befreit damit die Geliebte seines jüngern Herrn, in dessen Ausschweifungen und Heirath der Vater willigt, um der Eifersucht und Herrschsucht seiner Frau zu trotzen. Dafür wird die Braut dem Vater auf eine Nacht versprochen: allein die Frau wird es gewahr, und sucht die Sache zu hintertreiben. Noch weit vollendeter ist das folgende Stück, 'von einem verlorren Geldtopfe' *Aulularia* betitelt. Ein habfüchtiger Alter findet einen beträchtlichen Schatz im Hofe seines Hauses. Diesen Schatz entdeckt der Sklav eines jungen Menschen, der die Tochter des Alten liebt, und nimmt ihn weg. Darüber geräth der Alte in die größte Verlegenheit. Das Ende des Stücks ist verloren gegangen. Die Gefangenen zeichnen sich durch den ganzen Ton, durch das Ernsthaftere der Anlage, der Behandlung und der Sprache, so wie durch den höheren Grad des Lehr-

*) M. Accius Plautus ward im J. d. St. 527 zu Sarsina in Umbrien geboren. Die Scene seiner Komödien spielt in Griechenland. M. Accii Plauti Comoediae; curavit J. A. Ernesti, Lipsiae 1760. 2 Voll.

reichen und Charakteristischen vor allen übrigen Arbeiten des Plautus aus. Der Inhalt ist folgender. Von zweien Söhnen des Hegio wird der eine in seinem vierten Jahre von einem Sklaven entwandt und zu Elis an den Philokrates verkauft, der ihn diesem seinem Sohne zum Geschenk macht. Der zweite Sohn des Hegio wird im Kriege gefangen genommen, wo ihn ein Arzt zu Elis an sich bringt. Hegio erhandelt nun einige Elische Gefangene, und unter ihnen auch seinen ersten Sohn, dessen Herr jedoch sich in seine Stelle giebt, und nun zur Auslösung des andern Sohns nach Elis geschickt wird. Unterdeffen wird der vermeinte Herr dieses vermeinten Sklaven als selbst Sklav verrathen, und in Ketten gelegt. Allein er erhält seine Freiheit wieder, als Philokrates dem Hegio seinen ausgelösten Sohn wirklich zurückführt, und wird nun auch als Sohn des Hegio erkannt. — Kurkulio, ein Schmarotzer, spielt in dem nach ihm benannten Stücke eine Hauptrolle. Er geht darauf aus, durch List und Betrug, vorzüglich aber durch die Entwendung eines Ringes seinem Gönner die Hand eines Mädchens zu verschaffen, die am Ende für die Schwester des Betrogenen und Bestohlenen erkannt wird. — Kasina heist eine Sklavin, um die sich zwei Sklaven bewerben, ohne dass sie sich für einen von beiden erklärt. Die Herrschaft veranlaßt es darauf, dass man die Entscheidung dem Loose überlässt. Im Grunde aber sind die beiden Sklaven von ihren Herren, Sohn und Vater, zu dieser vorgeblichen Werbung angestiftet, um ihnen die Sklavin in die Hände zu spielen. Das Loos entscheidet für den Vertrauten des Vaters. Der andre Sklav dagegen rächt sich, indem er die ganze Sache der Frau des Alten hinterbringt. Mit dieser im Einverständniß überredet er nun den Alten, Kasina sei rasend geworden und wolle den ermorden, der eine Nacht bei ihr zubringen werde. Um dies noch

wahrscheinlicher zu machen, verkleidet sich der Vertraute des Sohns, Chalinus, in die Kasina, und verspottet den Alten. Die übrige Entwicklung des Stücks, die Erkennung der Kasina, als einer Freigebohrnen, und ihre Vermählung mit dem Sohn ihres Herrn wird am Schluß des Stücks, als hinter der Scene vorgefallen, blos erzählt. Die Hauptintrigen der *Castellaria* macht ein verlornes Schmuckkästchen, dessen Wiederfindung Ursache ist, daß ein Vater seine Tochter wiederfindet und anerkennt. Erst am Schlusse des ersten Aufzugs erzählt die Göttin Hülke den Inhalt des Lustspiels. Uebrigens ist der Plan desselben schlecht, so wie die Entwicklung übereilt und gewaltsam. — Im *Epidikus* spielt ein betriegerischer Knecht von gleichem Namen die Hauptrolle, überlistet seinen Herrn und ist Unterhändler in den Liebeshändeln des Sohns vom Hause. So groß auch die Verlegenheiten sind, worein er zuweilen kommt, so entwickelt am Ende sich doch alles zu seinem Vortheil. — Die Namen der übrigen Stücke sind: *Bacchides*, von zwei verbuhlten Schwestern, die in die Intrigue des Plans am meisten verflochten sind — *Mostellaria* von den Gespenstergeschichten benannt, wodurch ein Sklav seinem Herrn sein Haus verleidet, das der Sohn in seiner Abwesenheit verkauft hat. — *Menächmi*, Zwillingsbrüder, die sehr oft mit einander verwechselt werden, und dadurch manch rei Mißverständnisse veranlassen. — *Miles gloriosus*. Der ganze Charakter des ruhmredigen Officiers hat sehr viel Hyperbolisches; — *Merkator*, Vater und Sohn sind in dasselbe Mädchen verliebt; — *Pseudolus* vom Sklaven benannt, der hier einen listigen Streich über den andern spielt; — *Pönulus*; in diesem Stücke kommen ein Paar Scenen in punischer Sprache vor — *Perfa* — *Studens* — *Stichus*,

Trinummus *), — Trukulentus. Minder stark im Komischen als Plautus, aber glücklicher in der Anlegung und Ausführung des Plans, in der Schürzung und Auflösung des Knotens, in der ganzen dramatischen Kunst ist Terentius **). Menander, welcher der griechischen Komödie statt der komischen Stärke süßliche Grazie entheilte, war das Muster dieses Dichters. Kein Wunder, daß seine Arbeiten einen höheren Grad der Verfeinerung und Ausbildung erhalten mußten, als die Lustspiele seiner römischen Vorgänger. Seine Komödien sind ein Gemälde des bürgerlichen Lebens, worin die Gegenstände mit Geschmack gewählt, meisterhaft geordnet, zierlich und reizend geschildert sind. Die Charaktere der handelnden Personen tragen das Gepräge der Wahrheit und Natur, und sind überall glücklich durchgeführt. Aus allen Scenen leuchtet vertraute Kenntniß des Herzens und des Lebens. Indem er den Grad des Leidenschaftlichen, den das Lustspiel verträgt, sehr glücklich zu treffen und zu benutzen wußte, machte er seine Stücke von Ort und Zeit unabhängig und zu einer unterhaltenden und lehrreichen Schule für alle Jahrhunderte. Daß er den Menander nicht bloß kopirte, oder übersetzte, versichert er in seinen Prologen mehr als einmal. Seine Nachahmungen sind mit eigenem vorzüglichem Talent gearbeitet. Bald entlehnte er, nach seinem eigenen Geständniß, den Stoff seines Lustspiels aus zwei verschiedenen Komödien des Menander, und verband sie zu einem Ganzen. Bald vervielfältigte er

*) Nach diesem Stück hat Lessing seinen Schatz gebildet.

**) P. Terentius Afer geb. 561 nach Erb. der St. R. kam als Sklav von Karthago nach Rom, wo ihm der Senator Terentius Lukanus die Freiheit gab. P. Terentii Comoediae ex recensione Lindenbrogii, ed. J. C. Zeune, Lipsiae 1774. 2 Voll. übersetzt von Neide, Leipzig 1784 — 87. und von Schmieder, Halle 1790.

die Charaktere eines gar zu einfachen Subjekts, oder änderte sie nach Willkühr. Sein Dialog ist vortreflich: er empfiehlt sich eben so sehr durch Natur und Wahrheit, als durch Leichtigkeit und Anmuth. Seine Sprache ist so rein und schön, daß sie zum Muster dienen kann. An der Gabe des Komischen fehlt es ihm dagegen in hohem Grade. Sein Charakter war zu gutheizig, um Leute lächerlich zu machen, die eben dadurch auch dem Haß der Menschen ausgesetzt wurden. Daher fehlt es seinen Stücken hin und wieder bloß am Schrecklichen der Begebenheit, um tragisch, und am Wichtigen, um heroisch zu seyn. Mehr als die sechs erhaltenen Lustspiele scheint Terentius nicht geschrieben zu haben. Ihre Namen sind: das Mädchen von Andros, der Verschnittene, der Selbstpeiniger, die Brüder, Phormio und Hecyra. Der Inhalt derselben ist gewiß jedem Freunde des Schönen und Edlen zu bekannt, als daß wir dabei verweilen dürften *).

c. Dramatische Spielereien.

24.

Atellanen, Mischspiele, oder Exodien, Mimen, Pantomimen.

Die Atellanen waren ein Gemisch von Burleskem und tragischem Ernste, und glichen dem Satyrspiel der Griechen. Selbst in den spätern Zeiten des römischen Staats spielte man sie noch in der Oscischen Mundart. Unter den Schriftstellern, welche Atellanen verfertigten, sind Lucius Pomponius, Nonius, und

*) M. f. Eschenburg's Beispielsammlung, VII. S. 51.

Mummius die bekanntesten. *) Wenn' der Erstere Erfinder der Atellanen genannt wird, so heist dies nichts weiter, als dafs er sie mehr auszubilden suchte. Von seinen Stücken führte eins den Namen des Kinderfressers. Mummius gab diesen dramatischen Poffen wieder Berühmtheit, nachdem sie eine Zeitlang die Bühne verlassen hatten. Die Mischspiele, welche man Satyren nannte, und die zu den Satyren des Lucilius Veranlassung und Namen gegeben haben, waren eine Art Poffenspiel. Die Italienischen Intermezzi mit ihren verschiedenen lustigen Personen, oder Masken sind unstreitig Ueberbleibsel derselben. Zu den Zeiten des Horatius nannte man diese Mischspiele Exodien, oder Zwischenspiele. Man stellte sie zwischen den Aufzügen der Atellanen und andrer Drama's vor, damit sich die gewöhnlichen Schauspieler etwas ausruhen konnten. Weit berühmter und angesehener waren die römischen Mimen, die sogar die regelmässigen Drama's von der Bühne verdrängten, und die man mit der grössten Leidenschaft liebte. Sie waren hier nicht blofse Gesellschaftsstücke, wie bei den Griechen, sondern hatten dramatische Form und eine zu Grunde liegende Fabel, doch ohne Verwicklung. Da nicht ein einziges Stück dieser Gattung auf unsre Zeiten gekommen ist, so können wir uns auch keinen anschaulichen Begriff davon machen. Vermuthlich aber waren die römischen Mimen Dramen, die man grösstentheils extemporirte, und wo man durch burleske Darstellung niedrigkomischer Charaktere und Leidenschaften hauptsächlich das Zwerchfell zu erschüttern suchte. **) Durch den Mangel an Verwicklung

*) L. Pomponius lebte in der 137. Olympiade. Ueber die römischen Atellanen sehe man Flögel's Geschichte der komischen Litteratur, IV. S. 89.

**) De Mimis Romanorum commentatio auctore W. L. Ziegler, Göttingae 1789. Mimus war sowohl der Name des Stücks als des Schauspielers, der es auführte.

oder Knoten, und durch den geringern Umfang, so wie dadurch, daß sie größtentheils extemporirt wurden, unterschieden sie sich von der alten Komödie. Vor den Pantomimen zeichneten sie sich dadurch aus, daß sie sich nicht mit bloßer Gestikulation oder Gebärdensprache begnügten, sondern auch zur Rede ihre Zuflucht nahmen, und weder mit eigentlichen Tänzen noch mit Gesang verbunden waren. Monodramen waren sie vermuthlich nicht, denn es werden mehrere zu gleicher Zeit darin auftretende Schauspieler erwähnt. Seit Laberius's Zeiten gab es eine doppelte Art von Mimen, Sotadische, oder Obseöne, worin es blos um Zoten und Unanständigkeiten, zur Belustigung des großen und geringen Pöbels, zu thun war, und ernstere, oder sittlichere. Die letzteren verdankten ihren Ursprung und ihre Verschönerung dem Laberius und Publius Syrus zur Zeit des Julius Cäsar und des Augustus. So wenig sie auch allen Scherz aus ihren Stücken, die sie größtentheils schriftlich ausarbeiteten, zu verbannen suchten, so war doch ihre Absicht mehr Belehrung, als Belustigung. Nach ihren Zeiten aber führte das immer mehr zunehmende Sittenverderbniß die ältere schmutzige Art der Mimen wieder auf die Bühne und machte sie zur herrschenden. Vorzüglich machten sie nun die gottesdienstlichen Gebräuche die Christen lächerlich, weshalb von den christlichen Kirchenlehrern nicht blos sie, sondern das ganze Theaterwesen, auf das heftigste verschrieen wurde. Dennoch blieben sie diese ganze Periode hindurch noch in Ansehn. Von den Sentenzen, die man zum Gebrauch der Jugend aus den Mimen des Publius Syrus auszog, ist schon anderwärts geredet worden. Ausser diesem und dem Laberius zeichneten sich noch Mattius, ein Zeitgenoss derselben, Philistio, Katullus, Lentulus, im Zeitalter des Domitianus, und Marullus

unter der Regierung des M. Antonius, als römische Mimendichter, aus. Die Pantomimen der Römer gründeten sich auf die allen südlichen Völkern gemeine außerordentliche Geschicklichkeit, ihre Gedanken durch Gebärden auszudrücken. *) Vermöge dieses natürlichen Talents und gewisser konventioneller Zeichen stellten die Pantomimen durch bloße Gebärdensprache allerlei historische und mythologische Gegenstände, vorzüglich die Liebesabenteuer der Götter, vor. Uebrigens war der Inhalt derselben nicht bloß komisch, sondern mitunter auch tragisch, und legte hauptsächlich solche Fabeln zu Grunde, die bereits auf der Bühne gegeben waren, und deren Zusammenhang man folglich kannte. Zu diesem Gebärdenspiel erklang eine Flöte. Selbst bei Leichenbestattungen wurden Pantomimen gebraucht, welche die Hauptauftritte aus dem Leben des Verstorbenen durch Gebärden darstellten. Die Anführer derselben hieß Archimimus. Am meisten blühten die Pantomimen zu Rom unter der Regierung des Augustus und des Nero. Sie erhielten sich bis ins vierte Jahrhundert. Pylades, Bathyllus und Paris waren die größten Meister in dieser Kunst, die sich mit der Zeit die zügelloseste Ueppigkeit in Absicht der Darstellungen erlaubte.

*) M. f. Vossii de Instit. poet. Libr. II. c. 21. Octavius Ferrarius Dissertatio de Mimis et Pantomimis seorsim edita a J. Fabricio, Guelferb. 1714. Ehe man die Pantomimen gab, wurde vorher der Inhalt angezeigt.

III. Poesie der Galen oder der Kaledonier.

I.

Offian's Gedichte. Charakter seiner Gefänge.

Die Galen hatten seit den ältesten Zeiten sehr großen Geschmack an der Dichtkunst. *) Kein Wunder, wenn wir daher bei ihnen einen höheren Grad von poetischer Kultur bemerken, als wir von der Stufe ihrer allgemeinen Bildung erwarten. Ihre Empfindungen waren fein und innig; ihre Neigungen zart und edel; Freundschaft, Liebe und Heldenmuth gingen ihnen über alles. Da nun ihre Barden die Sänger der Tapferkeit waren, da ihre Phantasie sich beständig mit Ideen von Heldenmuth beschäftigte, da sie sich beeiferten, einander im Preise ihres Helden zu übertreffen, so mußte der Charakter ihrer Tapfern und Großen in ihren Gefängen bald im höchsten Glanze erscheinen. Die Sitten der Gepriesenen waren folglich in den Liedern der Barden verfeinert, ihre Empfindungen zarter, als sie wirklich seyn konnten. Die spä-

*) M. f. Doktor Blair's kritische Abhandlung über die Gedichte Offian's, aus dem Englischen übersetzt von Oelrichs, Hannover 1785. Ueber die Aechtheit der Gedichte Offian's in Smith's Galischen Alterthümern, Lpz. 1781. 2ter Th.

teren Barden bildeten sich nach den im Munde des Volks erhaltenen Gefängen der Vorzeit, und durch die Bemühung, sie zu übertreffen, stiegen sie zu einer immer höheren Stufe der Vollendung. Als Ossian aufrat, lebten die Galischen Barden bereits in einer Art des klassischen Zeitalters, das durch das Gedächtniß vergangener Zeiten erleuchtet war. Dazu kam noch, daß er von Natur mit einem sehr empfindsamen Herzen begabt war, daß er besonders zur zärtlichen Schwermuth sehr viel Hang besaß, und daß seine Gefühle sich eben sowohl durch Stärke als durch Feinheit auszeichneten. Da er nun außerdem in aller damals bekannten Dichtkunst unterrichtet, da er durch die genaueste Freundschaft mit andern Barden verbunden, da er nicht bloß Sänger des Kriegers, sondern selbst ein Krieger und der Sohn des berühmtesten Fürsten und Helden seiner Zeit war; so mußte diese seltene Verbindung der Umstände seiner Einbildungskraft einen sehr hohen Schwung ertheilen, und sie höchst fruchtbar machen. Er sah die schönsten Scenen des Heldenmuths im Kriege und des Edelfinns im Frieden; er war selbst in die Schlachten, die er singt, verflochten; die damaligen Sitten der Galen waren noch nicht durch Laster entnervt, und daher dem poetischen Genie noch sehr günstig: lauter Ursachen, die seinen Gedichten das Siegel der Vortrefflichkeit aufdrücken mußten. Dabei aber tragen sie so sehr das Gepräge ihres Zeitalters und der Natur, in deren Schooße sie reiften, daß man unmöglich aus ihrer Schönheit auf Betrug zu schließen Grund hat. Noch gedenkt der Dichter keiner Städte, keiner entwickelten Künste. Noch bereiten die Helden selber ihr Mahl, und schmausen beim Licht der brennenden Eiche. Der Wind spielt mit ihren Locken und durchsaugt ihre offenen Hallen. Die Jagd ist noch die vor-

zöglichste Beschäftigung und Nahrungsquelle seiner Streiter. Der Anblick der gesammten Natur in seinen Liedern ist noch roh und durch die Kunst unverändert. Das Moos des Felsens, die Blume der Heide, die rauhe Distel machen den Hauptschmuck seiner Landschaften aus. Tapferkeit und körperliche Stärke sind noch die einzigen Eigenschaften, welche Bewunderung erregen. Die geringsten Ursachen geben Anlaß zu Streitigkeiten. Auch die Art der Zusammensetzung trägt die Spuren des höchsten Alterthums. Nirgends sind künstliche Uebergänge, nirgends volle und ausgedehnte Verbindungen der Theile. Die Sprache ist ganz bildlich, verräth Mangel an eigentlichen Ausdrücken, und ist fast ganz ohne abstrakte Ideen. Besonders ist ihr die Personendichtung sehr eigen. Mit großer Schönheit personificirt der Dichter unbelebte Gegenstände, als Winde, Bäume und Blumen. »Als Ossian sang, hatte sein Volk schon den Herbst seines politischen Daseins erreicht. *) Schon färbten sich die Blätter, krümmten sich im kalten Hauche des feindlichen Schicksals und sanken zur Erde. Daher ist ein feierlicher Ernst über dieselben verbreitet: sie athmen nirgends Frohsinn und Munterkeit. Alles geht bei ihm aus der Harfe der Empfindung aus. Um ihn her sind seine Hörer versammelt, und er belehrt sie aus seinem Innern. Er malt die Gegenstände umher, den Ort, die Zeit des Tages, die Jahreszeit. Jede Sage, die er mittheilt, ist mit seiner individuellen Empfindung bezeichnet. So bald er kann, wird die Begebenheit selber Stimme, Klage der Wehmuth, Harfengelispel.“ Selbst in Ossian's größern Gedichten geht alles von der Harfe der Empfindung aus, und kommt auf sie zurück. An ihren Saiten hangen alle

*) M. f. Herder's treffliche Abhandlung: *Horner und Ossian in den Horen*, Jahrgang 1795. St. 10, S. 86.

Gefühle des Herzens, wie die verlebten Schicksale der Väter. Seine Gestalten sind Nebelgestalten, aus dem leisen Hauch der Empfindung geschaffen, und schlupfen wie Lüfte vorüber. So erscheinen nicht bloß die in den Wolken wohnenden Geister, durch welche die Sterne hindurch schimmern, sondern selbst die Gestalten seiner Geliebten deutet er mehr an, als daß er sie malt und darstellt. Man hört ihren Tritt, oder ihre Stimme; man sieht den Schimmer ihrer Aermel, ihres Antlitzes, wie einen vorübereilenden Blitzstrahl. Ihr Haar fliegt sanft im Winde; so schlüpfen sie daher, so vorüber. Eben so malt er seine Helden, nicht wie sie sind, sondern wie sie erscheinen und verschwinden. Es ist eine Geisterwelt in Ossian, die man gleichsam nur an ihren Tritten, Zeichen und Wirkungen ahnet. Als der Letzte seines Heldenstammes, wird Ossian noch in seinem Alter die letzte Stimme der Heldenzeit für die schwächere Nachwelt. Dies ist der Standpunkt des Sängers, der zugleich den ganzen Charakter seiner Dichtungsart mit sich führt. Er ist die Stimme voriger Zeiten; aber eine traurige Stimme, mit keinem erweckenden Auf-
ruf für die Nachzeit begleitet.“ *)

*) Ossian lebte wahrscheinlich gegen das Ende des dritten Jahrhunderts nach Christus. Mak-Pherfon sammelte seine Gedichte aus dem Munde der Hochländer, und gab sie Anfangs fragmentarisch und einzeln heraus. Erst erschien Temora, dann Fingal, dann Selma. Im Jahr 1765 kamen sie sämtlich heraus, unter dem Titel: Works of Ossian, the Son of Fingal. 2 Voll. Daß Mak-Pherfon diese Poesien erdichtet habe, glaubt jetzt kein Engländer mehr. Er setzte sie bloß zusammen und glättete sie aus, um sie den Begriffen seines Zeitalters von einem epischen Gedicht anzupassen. Uebersetzungen lieferten: Denis, Wien 1784. 4 Bände, metrisch — Harold, Mannheim 1782. — Peterfen, Tübingen 1782. M. f. Sulzer's Theorie III, 377.

2.

*Gattungen und Proben der Gesänge des
Ossian.*

Am schönsten gerathen Ossian die kleinen einzelnen Erzählungen, wodurch er dem Publikum zuerst bekannt ward, und die man, nach Herder, bald als heroische Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als reine lyrische Stücke betrachten kann. In diesen erscheint seine geistige Schilderei, sein Herz voll Wehmuth, Unschuld und Liebe im schönsten und liebenswürdigsten Lichte. Die epische Fortleitung, die vielleicht Mak-Pherlon in die grösseren Stücke gebracht und sie dadurch zu einer Art von Epopöe erweitert hat, scheinen dem Geiste Ossian's ziemlich fremde. Wie rührend, gleich fernherwehendem Harfengelispel, ist Darthula's Grabesgesang!

Mädchen von Kola, du schläfst!
Um dich schweigen die blauen Ströme Selma's!
Sie trahern um dich, den letzten Zweig
Von Theutils Stamm!
Wann erstehst du wieder in deiner Schöne?
Schönste der Mädchen in Erin!
Du schläfst im Grabe langen Schlaf,
Dein Morgenroth ist fern!
Ach! nimmer, nimmer kommt die Sonne
An deine Ruhelstätte weckend:
Wach auf, wach auf Darthula!
Der Frühling blüht draussen,
Es saufeln die Lüfte:
Auf grünenden Hügeln, holdseliges Mädchen,
Wehn Blumen, im Haine rauscht sprießendes Laub!

Auf immer, auf immer so weiche denn, Sonne,
Dem Mädchen von Kona, sie schläft,
Nie erhebt sie wieder in ihrer Schöne!
Ach! lieblich wandeln siehst du sie nicht mehr!

Gleich lieblich und voll süßer Schwermuth ist
Ossian's letztes Lied. „Reich mir die Harfe, o Alpin,
ruft er aus; höre mein überfließendes Herz, Ossian's
letzte kraftlose Töne. Dann fährt er also fort:

Ihr Geister meiner Väter, schon,
Schon hör' ich euer Rufen;
Tief in mein Herz dringt eurer Stimmen Reiz!
Bald füg' ich mich zu eurer holden Schaar,
Sing' auf den Wolken bald mit euch!

Lebt wohl, ihr Hügel von Kona, wohl!
Lebt wohl, ihr murmelnden Bäche ringsum,
Ihr Hain' und Berge, lebet wohl!
Oft schollet ihr von meinen Liedern,
Oft sang an deinen Felsen, o Morven!
Der Helden herrliche Thaten ich,
Erhob der holden Schönheit Preis!
Leih einmal noch mir deine Hülfe,
O traute Harfe, daß der Glanz
Der mächtigen Wahrheit mein dunkles Herz
Erleuchte, daß künftiger Barden Gesang
Erhebe Ossian's letztes Getön!

O du, des Menschen einziges Glück,
Dich sing' ich, mächtige Weisheit, dich!
Des raschen Kriegers männliche Brust
Veredest du, du lehrest ihn,
Betrübten beistehn im Gedräng.
Dein Zuruf hemmt des Krieges Lauf,
Der Friede begleitet dich immerdar!

Wo du ein Wohnhaus dir erwählst,
 Da hangen müßig die Waffen im Saal.
 Sie funkeln nur in des Jägers Faust,
 Sie schrecken den Eber des Waldes nur.
 Wie Hügelgeister lieblich und schön
 Umanzen Mädchen die Eiche des Festes,
 Mit trefflichen Jünglingen, jauchzend daselbst.
 Sie fürchten keines Anfalls Wuth,
 Voll Freude blickt der Väter Aug'
 Auf sie dahin, und Wonn' entstrahlt
 Des Greises Gesicht, indem er sie schaut.

O Sonne, stolzes Licht des Himmels!
 Die du frohlockst auf stralender Bahn,
 O Mond, du schöner Wandrer der Nacht!
 O Sterne, die ihr so funkelnd in
 Der blauen Schale der Luft erglänzt,
 Neigt euch und erkennet der Weisheit Preis!
 Ihr murmelnden Ströme, ihr Winde, die ihr
 Herüberfaucht von der Meere Strand,
 Ihr Felsen, die ihr die Wolken tragt,
 Ihr Walder, die ihr zur Erde herab
 Die grünen Blätter schüttelt, vereint
 Zu einem melodischen Lied' euch jetzt,
 Und singt der Weisheit Lob!

O wohl den Fürsten, wohl, die voll
 Von deines Adels sind!
 O wohl dem Lande, das dich
 Als Herrscherin erkennt!
 O Weisheit, tröste jetzt mein Ende,
 Schon naht, ich fühl' es, mir der Tod!
 Empfangt, ihr Geister meiner Väter,
 Empfangt den sterbenden Ossian!

Aufser Ossian werden uns noch als berühmte Barden der Galen Ullin, Carril, Olla, Alpin und andere genannt. *) Ob die Lieder dieser Lieblinge des Himmels sämtlich verschollen, oder ob sie sich zum Theil in dem von Smith in seinen Galischen Alterthümern gesammelten, oder im Munde der Schottländer befindlichen alten Gefängen erhielten; wer vermag es mit Gewissheit zu entscheiden?

*) M. f. Smith's Galische Alterthümer aus dem Englischen übersetzt, Leipzig 1781. 2 Theile. — Ueber die Celtischen Barden, nach Ossian, in den Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen III, 2. S. 237.

IV. Poesie der Deutschen.

Aelteste Sprache und Dichtart.

I.

Charakter der ältesten Sprache und Poesie der Deutschen.

Cultur und Sprache stehen in der genauesten Verbindung mit einander. Die letztere kann nicht anders, als an der Hand der ersteren ihrer Vollkommenheit näher schreiten. Daher konnte die Sprache der Deutschen in dieser Periode auch nicht gebildeter und reicher als die Sitten und Vorstellungen des Volks selber seyn, dessen Eigenthum sie war. Die Töne derselben waren jetzt noch so rauh und flossen so in einander, daß sie Julian sehr richtig mit dem Geschrei gewisser rauher Vögel vergleicht. Selbst als unsre Vorfahren anfangen, ihre Sprache zu schreiben, war sie nicht viel besser. Selbstlauter und Mitlauter verursachten durch ihre regellose Vermischung einen sehr grossen Uebelklang. Wir haben indess von dieser ältesten Sprache unsrer Väter keine Proben mehr: denn der religiöse Aberglaube der mittlern Zeiten zerstörte die ältesten deutschen Bardenlieder, als heidnische Gräuel. So viel aber ist gewiss, daß es schon in den frühesten Zeiten Deutschlands zwei Mundarten der deutschen Sprache gab: die Suevische, oder Oberdeutsche, und die Säch-

fische, oder Niederdeutsche. Bald nach der Völkerwanderung wird dieser Unterschied merklicher. — Dafs die Dichtkunst schon in den grauesten Zeiten eine Vertraute der Deutschen war, ist ausgemacht. Die Sprache jedes sinnlichen und rohen Volks ist, der tönenden Bilder wegen, woraus sie besteht, an und für sich schon eine Art von Poesie. Die alten deutschen Sänger sangen zur Ehre ihres Gottes Tuisko, und zum Andenken tapfrer, in den Schlachten gebliebener Streiter. Sie gingen selbst mit in das Treffen, um den Muth der Krieger anzufeuern. Durch ihre Lieder, die von Munde zu Munde schwebten, erhielt sich auch die mythische Geschichte der Nation, und Gefänge machten die Annalen der Nation aus. Stärke und Originalität ersetzte den dichterischen Werth derselben. Beim Kriegsgefange suchte man den Gang der Schlacht nachzuahmen. Dadurch, dafs man die Schilde an den Mund hielt, machte man vermittelst des Zurückprallens der Stimme den Ton voller und rauher. Ob man aber die deutschen Sänger dieser Periode Barden nannte, und ob sie eine besondere Volksklasse bildeten, dies ist eine Frage, die wohl verneinend beantwortet werden mufs. Es sang vermuthlich ein jeder, der sich dazu begeistert fühlte. Aus dem Worte: War-Lied oder Kriegslied, ward von den Römern Barrit, oder Bardit, gemacht.

*) M. C. Herzog's Versuch einer allgemeinen Geschichte der Kultur der deutschen Nation, Erfurt 1795. S. 131 — 145. — Adelung über die Geschichte der deutschen Sprache, Leipzig 1781.

E n d e

der ältern Geschichte der Poesie.







